This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

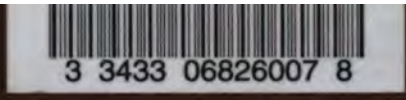
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

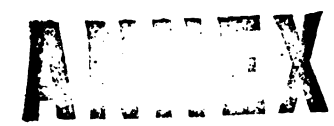
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


3 3433 06826007 8



Die

Zeugen der Wahrheit

Lebensbilder

zum evangelischen Kalender

auf alle Tage des Jahres.

Herausgegeben

von

Dr. Ferdinand Piper.

Vierter Band.

Das Leben der Zeugen vom sechzehnten bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Verlag von Bernhard Tauchnitz

Leipzig 1875.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
357363A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Vorrede.

Wie zu Anfang dieſes Werks die Tafel mit den Namen des verbeſſerten evangeliſchen Kalenders den Lebensbildern vorangeht (I, 14—25), ſo folgt ſie hier zum Schluß (S. 772 ff.) abgekürzt und ergänzt durch den Nachweis derſelben nach Band und Seitenzahl: damit wer nach dem Rath Melanchthons täglich in den Kalender, d. h. nach dem Namen des Tages ſehen will, das bezügliche Geſchichtsbild zur Hand hat und die Perſon ſich vor Augen ſtellen kann.

Die Ausgleichung im Umfang der Lebensbilder, welche in dieſer Geſammtausgabe durchzuführen war, hat fernerhin ſtattgefunden ſowohl durch Erweiterung als durch Abkürzung: jenes z. B. in den neugearbeiteten Darſtellungen von Hans Sachs und Keppler, dieſes bei Carneſecchi und Scriver. In einigen Fällen, wo die Verfaſſer ſelbſt nicht mehr Hand anlegen konnten, die Kürzung aber unerläßlich war, iſt ſie rückſichtsvoll von dem Sohne oder von befreundeter Seite ausgeführt, bei Norbert und Wilfrid: das iſt der Sinn der beiden Namen, welche in der Unterſchrift erſcheinen.[1])

Der vorliegende Band bringt die noch übrigen Lebensbilder zur Reformationsgeſchichte (27) ſowie die folgenden (62) bis nahe an die Gegenwart. Denn ſie reichen nach der Anlage jenes Kalenders bis in die Epoche, welche durch den Wiederaufbau des evangeliſchen Kirchenthums und die Neubildung der geſammten kirchlichen Wiſſenſchaft bezeichnet iſt. Von dieſer erſcheinen hier ſchließlich jedoch nur einige Namen des Auslandes, welche hoch und fern genug ſtehen, um eine Stelle im Kalender einzunehmen.

[1]) Nur die umfänglicheren Biographien Melanchthons und Speners, von Neander und Tholuck, haben keine Kürzung erfahren.

Denn mit demselben, wenn er jetzt evangelisch fortgebildet wird, verhält es sich umgekehrt als zu Anfang der Kirche: damals nahm man die Namen unmittelbar aus dem Leben; man beging die Todestage der Märtyrer, für deren Aufzeichnung gesorgt war: woraus die Kalendarien entstanden sind. Jetzt aber, wo aus dem Ablauf der Zeiten, nächst den biblischen, die größten kirchlichen Namen voranstehen, wird man neuere nicht wohl anders einreihen, als nachdem sie geschichtlich geworden und mit Rücksicht auf ihr Zeitalter für ebenbürtig erkannt sind. Zwei deutsche Namen, welche in solchem Range stehen, waren noch zu neu, als diese Arbeiten begannen: Schleiermacher erst seit einem Decennium geschieden und Neander noch lebend; später habe ich die Gründe angegeben, weshalb deren Aufnahme in den Kalender noch ausgesetzt worden.[1]) Doch in Betracht, daß sie dort einzutreten haben als Zeugen der Wahrheit für ihr Zeitalter (vom Erscheinen der Reden Schleiermachers über die Religion bis zum Tode Neanders, (1799—1850), welches bereits abgeschlossen ist und nach allem was seitdem erlebt worden, schon weit zurück liegt, hat der Evangelische Kalender anhangsweise im voraus ihre Lebensbilder gebracht, die noch von Zeitgenossen verfaßt werden konnten: und es ist darauf am Schluß des folgenden Inhaltsverzeichnisses verwiesen, damit sie als zugehörig angesehen werden mögen.[2])

Im Uebrigen wird das evangelische Zeugenthum, welches zu jener Epoche reichlich hervorgetreten ist, in diesem Werke selbst schon kund, auch ohne Benennung im Kalender, durch die Auffassung und Darstellung der Lebensbilder, worin die Verfasser mit eintreten; denn es ist darauf gesehen, daß sie vorzugsweise von solchen gearbeitet würden, die im öffentlichen Vertrauen stehend ihre Landeskirchen zu vertreten im Stande seien. Es sind deren insgesammt 129, wovon 96 auf das deutsche Reich, 33 auf das Ausland kommen, — das Register enthält ihr alphabetisches Verzeichniß. Sie vertheilen sich auf die einzelnen Länder wie folgt.

---

[1]) In dem Aufsatz über die Construction des verb. evangelischen Kalenders, Evang. Kalender für 1870. S. 123 f.

[2]) Dazu kommen noch zwei Namen, denen, ohne daß die Aufnahme in das Kalendarium beabsichtigt wäre, ein Gedächtniß in dem von mir herausgegebenen Evang. Kalender gestiftet ist: Hamann von Prof. Flashar in Berlin, und Steudel von Prof. v. Palmer in Tübingen, Jahrg. 1864. S. 204 ff.; 1867. S. 195 ff.

I. Im deutschen Reich.

Schleswig-Holstein 4. Bremen 1. Mecklenburg 2 (—1)[1]. Pommern 4. Preußen 4 (—1).

Brandenburg 26, davon in Berlin 25 (—1). Schlesien 3. Sachsen 8. Hannover 5. Rheinprovinz 5. Westphalen 1 (—1). Hessen-Nassau 2.

Kön. Sachsen 5. Großh. Sachsen u. Hessen 3. Bayern 6. Württemberg 16 (—1). Baden 5. Elsaß 2.

II. Im Ausland.

Oesterreich (Wien, Steiermark) 3. Schweiz 15. Italien 1.

Frankreich 5 (—2 im Elsaß). Belgien 1. Niederlande 2. Großbritannien 2.

Dänemark 2. Norwegen 1. Schweden 1;

welcher letztere in dieser Gesammtausgabe hinzugetreten ist.

Dabei ist der Gesichtspunkt durchgeführt (s. Bd. I. S. VII. VIII.), daß die Personen aus der Kirche, soweit es Deutschland und die angrenzenden Länder betrifft, möglichst wo sie gelebt haben zur Darstellung kämen. Demnach sind die Lebensbilder z. B. aus Württemberg, der Schweiz und dem Elsaß (als es noch französisch war, aber von deutschen Gelehrten) mit je einer Ausnahme in diesen Ländern gearbeitet; ferner die französischen wenigstens theilweise entweder in Frankreich selbst oder von Geistlichen der französischen Gemeinde in Berlin (Henry, Fournier), — Ansgar in Schweden, Olaf der Heilige in Norwegen, Knud der Große und Isabella in Dänemark, Knox in Schottland. Oft hat der Wohnort festgehalten werden können: so daß unter andern Fabian und Sebastian in Rom, Bernward in Hildesheim, Norbert in Magdeburg, Elisabeth in Marburg, Tauler in Straßburg, Jonas in Wittenberg, Spengler in Nürnberg, Myconius in Gotha, A. H. Francke in Halle ihre Schilderung erhalten haben.[2]) Es durfte selbst bei dem überragenden Haupte der deutschen Reformation Werth darauf gelegt werden, daß seine Biographie aus der Wiege derselben, der alten Lutherstadt hervorginge: und es sind, sie dorther zu gewinnen, (im J. 1849) Anstrengungen gemacht,[3])

---

[1]) Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen diejenigen, welche ihren Wohnsitz später verlegt haben.

[2]) Dies Verhältniß bleibt, wo der Wohnsitz des Verfassers seitdem sich geändert hat, dadurch kenntlich, daß der frühere mit unterschrieben ist: wie bei den Lebensbildern von Bernward in Hildesheim, Ursinus in Heidelberg u. a.

[3]) Nachdem Heubner bei seiner geringen Neigung für literarische Production meine erste briefliche Bitte, die Biographie Luthers zu übernehmen, abgelehnt, erwirkte ich eines Tages einen Brief desselben Inhalts von Göschel,

worauf sie im ersten Jahrgang des Ev. Kalenders (1850) erschienen ist. Die Bedeutung überhaupt ist die, daß abgesehn von der Zugänglichkeit der seltneren literarischen Quellen an dem Heimathsort (z. B. in Straßburg für die Reformationsgeschichte in der seitdem zu Grunde gegangenen Stadtbibliothek) die volksthümlichen Quellen, Land und Leute, ergiebig sind für die tiefere geschichtliche Auffassung oder die lebendigere Darstellung: und in manchen Fällen unentbehrlich, wenn die Wirksamkeit und das Gedächtniß noch bei den Landsleuten, in den nächsten Kreisen haftet, — wie bei Hiller und Oetinger in Württemberg, Tersteegen in Rheinland. Dazu kommt, daß die Aufgabe, hervorragende Männer des eigenen Landes zu schildern, die als Repräsentanten des Volks- und Kirchenthums in weiteren Kreisen nachwirken sollen, einen patriotischen Affekt hervorzurufen im Stande ist, welcher der Geschichtschreibung durchaus zu Gute kommt. Beides kann durch Vorliebe und Studium ersetzt werden: es sind deshalb Ausnahmen absichtlich gemacht, wenn specielle Studien einen besondern Anspruch, so zu sagen, an einen Verfasser oder desselben an den Gegenstand begründeten.[1]) — Indem also die competenten Männer sich bereit finden ließen, zu diesem Werk zusammenzuwirken, hat das Ziel erreicht werden können, daß es dargebracht würde als eine Gabe von der Kirche an die Kirche.

---

am folgenden Tage von Neander an ihn, am dritten reiste ich zu ihm nach Wittenberg. — Ein solcher Aufwand von Mitteln ist aber nur das eine mal gemacht; wenn sonst, was selten war, eine Ablehnung vorkam, hat es dabei sein Bewenden gehabt.

[1]) So, um nur Verstorbene zu nennen, war es natürlich, daß das Lebensbild des Bernhard von Clairvaux von Neander, des Hugo von St. Victor von Liebner gearbeitet, nicht erst aus Frankreich verschrieben wurde. Ullmann hat unter andern fünf Lebensbilder von Vorläufern der Reformation ausgeführt, darunter drei von Brüdern des gemeinsamen Lebens, welche zu Deventer gelebt haben. Von Henry ist Calvin geschildert; als ich zuvor, um jenem Grundsatze zu entsprechen, an Merle d'Aubigné in Genf mich wandte mit dem Ersuchen, dies Lebensbild zu übernehmen, erwiderte derselbe, man habe ja den rechten Mann dafür in Berlin: nach welchem Anerkenntnisse ich weiter keinen Anstand nahm, jenen darum anzugehen. — Noch sei bemerkt, daß Ullmann, vermöge seiner Arbeiten über die Sündlosigkeit Jesu, für das Leben des Herrn das Thema: Jesus in Gethsemane übernommen hatte; Neander aber das Lebensbild des Franciscus, als ich nur zögernd und auf sein Andringen diesen Namen in den verbesserten evangelischen Kalender aufnahm. Krankheit und Tod haben die Ausführung verhindert. S. Evang. Kalender für 1866. S. IV; für 1851. S. V.

Der Gemeinde aber, oder dem protestantischen Volk hingegeben, hat es die schon (I, 11) berührte Voraussetzung zu machen, die für jede kirchenhistorische Erkenntniß gilt, daß der Umgang mit der heiligen Schrift und das Verständniß der biblischen Geschichte zu Grunde liegt: welcher selbst 57 Lebensbilder angehören. Aber wie bei diesen, so giebt es für die Auffassung und Aneignung der übrigen 342 aus der Kirche verschiedene Stufen. Gewiß sind auch die Volksklassen, die auf der Stufe der Elementarbildung stehen bleiben, überhaupt nicht davon ausgeschlossen, Theil zu haben an dem Gange durch die Geschichte; aber in der einfachsten Weise, nach dem Vorgang der christlichen Urzeit, wo das Gedächtniß der Märtyrer gefeiert wurde unter öffentlicher Lesung ihrer Geschichte, ihres Bekenntnisses und Leidens: also in der Beschränkung auf das einzelne Bild, wie es für sich steht. So finden sich hier Lebensbilder aus allen Zeiten, sonderlich von Blutzeugen und Glaubensboten, welche für jeden Gläubigen ein faßliches Vorbild abgeben: worauf jene mit Auswahl, so weit die Empfänglichkeit reicht, hingeleitet werden mögen. Doch darf man wegen solcher Einschränkung nicht darauf verzichten, den vollen Ansprüchen der mündigen Gemeinde gerecht zu werden durch die Namen des Kalenders und die Fassung der zugehörigen Biographien. Sie sind vielmehr im Ganzen für die höhere Stufe, die mittlere oder Durchschnittsbildung angelegt; während, wie sie aus den ersten Quellen selbständig geschöpft sind, sie auch der obersten Stufe der wissenschaftlich Ausgebildeten, zumal den Theologen, genug thun wollen. Denn wenn es sich in einer allgemeinen evangelisch-kirchlichen und zugleich nationalen Angelegenheit darum handelt, nicht bloß einzelne Geschichten erbaulich zu verbreiten, sondern das geschichtliche Bewußtsein zu erwecken und zu stärken; so hat man sich an die zu wenden, welche im Stande und beflissen sind, Geschichtliches im Zusammenhang aufzufassen, — welche ihm auch folgen mögen bis zu dem letzten Zweck: nehmlich der Erkenntniß, wie die Geschichte das heißt der Geist Gottes in ihr ein Gericht ausübt, indem sie das Wahre und Bleibende von dem Falschen und Zufälligen, was zu fallen bestimmt ist, sondert. Denen, welche diesem Gericht der Geschichte sich unterwerfen und ihm dienen wollen, ist das vorliegende Werk gewidmet.

Wenn jetzt eine neue Gestalt der evangelischen Kirche sich inaugurirt, die Isolirung der Geistlichen und die Bevormundung

durch Beamte aufhören ſoll und die Gemeinde aufgerufen wird, an dem Aufbau und der Leitung Theil zu nehmen; ſo kann dieſelbe der Geſchichte als Lehrmeiſterin am wenigſten entrathen. Es iſt für mich wie für alle die treulich mitgewirkt haben, ein erhebendes Zeichen, daß der Abſchluß dieſes Werkes (welches die Organe des Geiſtes Gottes zumal aus den ſchöpferiſchen Epochen der Kirche vor Augen zu ſtellen ſich zur Aufgabe gemacht hat) nach der Arbeit von 30 Jahren in eine Zeit trifft, wo es einen ſolchen Dienſt dem chriſtlichen Volk leiſten kann.

Berlin, 15. März 1875.

F. Piper.

Inhalt.

Seite

Erſter Abſchnitt der fünften Periode. Bis in die zweite Hälfte des ſechzehnten Jahrh. Das Reformationszeitalter . . . . . Bd. III—222

III. Italien, Fortſetzung . . . . . 1—26

311. Aonius Palearius von Dr. Schmieder, Sem. Dir. in Wittenberg 1
312. L. Pasqualiu. d. Ausrott. d. Waldenſer in Calabr. von Chriſtoffel, Pf. in Winterſingen b. Baſel † 12

IV. Das weſtliche Europa . . . . . 26—202

Die erſten Märtyrer der Reformation 1523. 1528. 1529.

313. Voes u. Eſch in Brüſſel von Spörlein, Pfarrer in Antwerpen . . . 26
314. P. Hamilton in St. Andr. von Lorimer, Prof. am Presb. Coll. in London 36
315. L. de Berquin in Paris von Dr. Schmidt, Prof. d. Theol. in Straßburg 46

England.

316. Cranmer, Erzb. v. Cant. von Dr. Heppe, Prof. d. Theol. in Marburg 56
317. N. Ridley, B. v. London von Dr. Lechler, Prof. d. Theol. in Leipzig . 69
318. Joh. Hooper, B. v. Gloceſt. von Dr. Heppe, Prof. d. Theol. in Marburg 83
319. Anna Askew, M. 1546 von Dr. Arndt, Pred. in Berlin 87
320. Johanna Grey, M. 1554 von Spörlein, Pfarrer in Antwerpen . . . 91
— P. Marthr Vermili in Oxford, ſ. Nr. 309.
— Mart. Butzer in Cambridge, ſ. Nr. 278.
— Joh. Laski in London, ſ. Nr. 337.

Schottland.

— Patr. Hamilton, M. 1528, ſ. Nr. 314.
321. Georg Wishart, M. 1546 von Becker, Pred. in Königsb. in N. M. † . 98
322. Johann Knox von M'Crie, weil. Prof. am Presb. Coll. in London 103

Seite

Frankreich.

— Fr. Lambert v. Avignon, ſ. Nr. 275.
— Wilhelm Farel, ſ. Nr. 303.
— Joh. Calvin, ſ. Nr. 304.

Verfolgungen, unter Heinrich II: Märtyrer 1551—1559.

323. Th. v. St. Paul in Paris von Dr. Arndt, Pred. in Berlin 115
324. 5 Stud. v. Lauſ. in Lyon von Mayer, Pfarrer in Lyon 120
325. D. Peloquin in Lyon von Dr. Krummacher, Hofpred. in Potsdam † 127
— 5 Märt. v. Genf in Chambery, ſ. Nr. 305.
326. Philippina Gr. in Paris von Dr. Henry, Pred. in Berlin † . . . 135
327. A. dü Bourg in Paris von demſelben 140

Unter Carl IX. 1572.

328. Coligny u. d. Huguenott. von Rognon, Paſtor in Paris † 148

Spanien.

Verfolgung unter Philipp II. 1559.

329. Aug. Cazalla u. Geſchw. von Plieninger, Decan in Stuttgart . . . 156

Die Niederlande.

Verfolgungen unter Carl V. 1552. 1554.

330. Gottfr. v. Ham. in Torneck von Ledderhoſe, Decan in Neckarau . . . 162
331. Otto Catelin in Gent von Dr. Gelpke, Prof. d. Theol. in Bern † . 168

Unter Philipp II. 1561. 1564. 1566.

332. Jacob v. Loh in Isle von Ledderhoſe, Decan in Neckarau . . . 171
333. Ch. Schmidt in Antwerp. von demſelben 178
334. W. Hoſeus in Brüſſel von Dr. Gelpke, Prof. d. Theol. in Bern † . 184

Holland.

335. Wilhelm v. Oranien von Dr. Heppe, Prof. d. Theol. in Marburg 188

V. Das nördliche Europa . . . . . 202—222

Dänemark.

— Joh. Bugenhagen, ſ. Nr. 261.
— Iſabella, Kön., ſ. Nr. 281.

Schweden.

336. Ol. Peterſon, Reform. von Dr. Ranke, Gymn. Dir. in Berlin . . 202

Polen.

337. Joh. Laski, Reform. von Trechſel, Pfarrer in Bern 211

Seite

Zweiter Abschnitt. Von der zweiten Hälfte des sechzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrh. 223—649

I. Deutschland . . . . . 223—522

a. Bis zum Westphälischen Frieden.

1. Kirchenlehrer und Prediger.

338. Johann Arndt — von Dr. Arndt, Pred. in Berlin 223
339. Johann Gerhard — von Dr. Frank, Prof. d. Theol. in Wien . . 227
340. Valerius Herberger — von Dr. Krummacher, Hofpred. in Potsdam † 239
341. Johann Heermann — von Lebderhose, Decan in Neckarau . . . 249
342. Valentin Andreä — von Dr. Steinmeyer, Prof. d. Theol. in Berlin 258
343. Maria Andreä — von Dr. Schwab, Oberconsist.r. in Stuttgart † 267
344. Georg Calixt — von Dr. Pelt, Superint. in Kemnitz † . . 271

2. Liederdichter und Tonsetzer.

345. J. Eccard, Kapellmeist. — von Schede, Geh. Ob. reg. rath in Berlin . 277
— Joh. Heermann, Pf., s. Nr. 341.
346. Mart. Rinkard, Pf. — von Dr. Krüger, Prof. d. Phil. in Göttingen 281
347. Simon Dach, Prof. — von Dr. Cosack, Prof. d. Theol. in Königsb. † 287
348. Heinr. Albert, Organist — von demselben 297

Oesterreich.

349. Johann Keppler — von Dr. Erdmann, Gen. sup. in Breslau . 304

Verfolgungen in Steiermark und Böhmen.

350. Paulus Odontius — von Dr. Czerwenka, Pf. in Frankf. a. M. . 315
351. Die 27 Märt. in Prag 1621 — von Peschek, Archidiac. in Zittau † . . . 321

Der Deutsche Religions- und Bürger-Krieg.

352. Gustav Adolf — von Vaihinger, Pf. a. D. in Canstatt . . . 325
353. Westphäl. Friede 1648 — von Nische, Pastor in Schwinkendorf b. Malchin 337
— Ernst der Fromme, s. d. folg.

b. Seit dem dreißigjährigen Krieg.

1. Weltliche Stände.

354. Ernst der Fromme — von Dr. Schmieder, Sem. Dir. in Wittenberg 343
355. Veit L. v. Seckendorff — von demselben 352
356. Luise Henriette, Kurf. — von Dr. Göschel, Cons. präs. in Berlin † . 357

2. Kirchenlehrer und Prediger.

357. Christian Scriver — von Ergenzinger, Pf. in Rommelsh. (Württ.) 362
358. Heinrich Müller — von Nische, Pastor in Schwinkendorf b. Malchin 372

Seite
359. Philipp Jac. Spener von Dr. Tholuck, Prof. d. Theol. in Halle . 384
360. Joh. Caspar Schade von Pischon, Pred. in Berlin † 402
361. Aug. Herm. Francke von Dr. Tholuck, Prof. d. Theol. in Halle . 411
362. Gottfried Arnold von Dr. Steinmeyer, Prof. d. Theol. in Berlin 421
363. Joh. Albr. Bengel von Burk, Pf. in Echterdingen 434
— Fr. Chr. Oetinger, s. Nr. 392.

3. Liederdichter und Tonsetzer.

364. Paul Gerhardt von Dr. Krummacher, Hofpred. in Potsdam † 440
365. Joachim Neander von Kohlmann, Pastor in Horn bei Bremen † 453
366. Benjamin Schmolck von Hegler, Pf. a. D. in Canstatt 459
367. Phil. Friedr. Hiller von Koch, Decan in Erdmannhausen † . . . 466
368. Gerhard Terſteegen von Kerlen, Rector a. D. in Mülheim a. R. † 471
369. Joh. Sebast. Bach von Dr. Krüger, Prof. d. Phil. in Göttingen 477

4. Aus der Brüderkirche.

370. Nic. L. Gr. v. Zinzendorf von Dr. Schmieder, Sem. Dir. in Wittenberg 489
371. Aug. G. Spangenberg von Dr. Nitzsch, Prof. d. Theol. in Berlin † 503

5. Verfolgung in Salzburg.

372. Die ev. Salzb., Bek. 1731 von Dr. Barth, Pfarrer in Calw † . . . 515

II. Das westliche Europa . . . . . 523—610

Die Niederlande.

373. Hugo Grotius von Dr. Lübker, Gymn. Dir. in Flensburg † 523

England.

374. Richard Baxter von Dr. Erdmann, Gen. Superint. in Breslau 534

Schottland.

Verfolgungen unter Carl II.

375. Jac. Guthrie, M. 1661 von v. Rudloff, Gen. major a. D. in Nisky † 545
376. Hugo M'Kail, M. 1666 von demſelben 552
377. J. Blackader, Bek. 1681-86 von demſelben 557

Frankreich.

378. Phil. v. Mornay von Hegler, Pf. a. D. in Canstatt 562

Verfolgungen unter Ludwig XIV.

379. Aufh. d. E. v. Nantes 1685 von Dr. Schmidt, Prof. d. Theol. in Straßburg 570
380. Js. le Febvre, Bek. 1702 von Dr. Fournier, Ob. conf. rath in Berlin † 580
381. J. Marteilhe, Bek. 1702-13 von Dr. Arndt, Prediger in Berlin . . . 591

Seite

Unter Ludwig XV: Die Prediger der Wüste.

382. Alex. Rouffel, M. 1728 von Dr. v. Merz, Prälat in Stuttgart . . 599
383. Matth. Desübas, M. 1746 von demſelben 603
— Paul Rabaut, ſ. Nr. 396.

III. Die evang. Heiden-Miſſion, 1. H. d. 18. J. 610—649

1. Aus Dänemark, unter Friedrich IV.

384. B. Ziegenb., Ap. d. Malab. von Dr. Nitzſch, Prof. d. Theol. in Berlin † 610
385. Th. v. Weſten, Ap. d. Lappl. von demſelben 625

2. Aus Norwegen.

386. Egede, Ap. d. Grönländ. von Dr. Kalkar, Paſtor in Kopenhagen . . 634

3. Aus Deutſchland.

387. Der Brüderunit. n. W. ind. von Dr. Schmieder, Sem. Dir. in Wittenberg 641

Dritter Abſchnitt. Von der Mitte des achtzehnten bis in die erſte Hälfte des neunzehnten Jahrh. 650—769

I. Die evangeliſche Heiden-Miſſion . . 650—687

1. Aus Deutſchland.

— Spangenb. in Ndamerica, ſ. Nr. 371.
388. D. Zeisberger i. Ndamer. von Dr. Frommann, Gen. ſup. in Petersburg 650
389. Ch. F. Schwartz i. Hindoſt. von Dr. v. Merz, Prälat in Stuttgart . . 661

2. Aus England.

— Joh. Wesley in Georgien, ſ. Nr. 397.
390. H. Martyn i. Oſtind. u. Prſ. von Dr. v. Merz, Prälat in Stuttgart . . 670
391. J. Williams in Polyneſ. von Dr. Ahlfeld, Paſtor in Leipzig . . . 677

II. Deutſchland, 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts 687—729

392. Friedr. Chr. Oetinger von Dr. Auberlen, Prof. d. Theol. in Baſel † 687
393. Joh. Jac. Moſer von Dr. Hartmann, Pfarrer in Widdern . 699
394. Claudius, d. Wandsb. B. von Dr. Ehrenfeuchter, Prof. d. Th. in Götting. 706
395. J. F. Oberlin i. Steinthal von Dr. Krummacher, Hofpred. in Potsdam † 717

III. Das weſtliche Europa . . . . . 730—769

Frankreich.

396. P. Rabaut, Pred. d. Wüſte von Dr. Preſſel, Decan in Schorndorf (Württ.) 730

Seite

England.

397. J. Wesley, Stft. d. Method. von Dr. Sack, Ob. conf. rath in Bonn . . 738
398. J. Wilberforce † 1833 von Dr. v. Merz, Prälat in Stuttgart . . 749
399. Elisabeth Frey † 1845 von demselben 759

IV. Deutschland, 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Dav. Schleiermacher † 1834 12. Febr. von Dr. Sack, s. Evang. Kalender für 1859. S. 197-206.
Aug. Neander † 1850 14. Juli von Dr. Ullmann, s. das. S. 206-225; für 1860 S. 204-223.

Verbesserungen und Zusätze 770
Kalendarium aller vier Bände . . . . . 771—775
Register über alle vier Bände . . . . . 776—784
1. Verzeichniß der Verfasser und ihrer Aufsätze.
2. Verzeichniß der Lebensbilder.

311. Aonius Palearius.

3. Juli.

Aonius Palearius Verulanus heißt ursprünglich Antonio degli Pagliari und ist aus der in der Nachbarschaft von Rom gelegenen kleinen Stadt Veroli (dem alten Verulae in dem Land der Herniker) gebürtig. Nach der Sitte der Freunde classischer Literatur in jener Zeit latinisirte er seinen Namen und verwandelte den Vornamen Antonius in Aonius, um sich als einen Verehrer der Musen zu bezeichnen, deren Wohnsitze die griechische Sage an die Quelle Aganippe am Fuße der Aonischen Berge in Böotien versetzte. Diese Umbildung des Namens war nicht eine leere phantastische Spielerei: sie bezeichnete sehr bestimmt einen Anhänger derjenigen Parthei, die durch Belebung des römischen und griechischen Alterthums eine geistige Umwandlung in ihren Zeitgenossen hervorrufen wollte. Diese Parthei selbst aber ging in zwei verschiednen Richtungen auseinander, welche nur in dem gemeinschaftlichen Kampfe gegen den alten Sauerteig einer eingerosteten Schulbildung zusammentrafen, übrigens aber durch verschiedene Stufen bei einem völlig entgegengesetzten Ziele anlangten. Leichtfertige Menschen überließen sich aller Liederlichkeit und Glaubenslosigkeit, welche in den verdorbenen Zeiten bei Griechen und Römern unter dem heitern Gewande der Poesie ihre Schande bedeckt und als reizende Dirne die Jugend verführt hatte: ernste Gemüther aber bildeten sich an den edelsten Geistern des Alterthums und gaben sich nicht selten zugleich mit heiligem Eifer dem Studium der Bibel hin, um aus dieser Quelle das Leben aus Gott zu schöpfen. Zu diesen ernsten Gemüthern gehörte Aonius Palearius.

Er war um das Jahr 1500 geboren und verlor in früher Jugend beide Aeltern und seine drei Schwestern, so daß er bald allein in der Welt stand. Wir kennen die Namen der Seinigen nur aus einer Grabschrift, die er über den gesammelten Gebeinen derselben in späterer Zeit setzen ließ, nachdem junge rohe Gesellen

in Veroli einen Theil von seiner Mutter Grab zerstört hatten. Diese Grabschrift, in lateinischer Sprache verfaßt, lautete etwa so: „Seinen besten Aeltern Matthäus Palearius und Clara Janarilla, und seinen trefflichen Schwestern, Elisa, Francisca und Janilla setzte dieß Denkmal Aonius Palearius, fern von der Heimath." Ein Freund seines Hauses, Johann Martellus, dem er nachmals sein Haus in Veroli überließ, und der Bischof dieser Stadt, Ennius Philonardus, der ihm stets in Liebe zugethan blieb, nahmen sich seiner Jugend an. Bald genügten ihm die Lehrmittel nicht mehr, die seiner Wißbegierde die Vaterstadt darbot, in welcher nicht der beste Geist herrschte, und er begab sich im Jahre 1521 nach Rom, wo er sechs Jahre lang sich eifrig mit philosophischen Studien beschäftigte. Unter diesem allgemeinen Namen befaßt er Alles, was er als Mittel zur Ausbildung seines Geistes benutzte, insbesondere die Beschäftigung mit römischem und griechischem Alterthume, die er benutzte, um Aristoteles, Cicero und andere ernste Schriftsteller zu lesen. Auch aus den alten Dichtern scheint er die ernsteren mit Vorliebe ausgewählt zu haben, namentlich das Lehrgedicht des Lucretius, dessen Ansichten von einem ewigen Kreislauf der Natur er nicht theilte, dessen Form er aber in späteren Jahren nachahmte, um ein Lehrgedicht in drei Büchern über die Unsterblichkeit der Seele zu schreiben. Inwieweit er schon damals in Rom sich mit dem Grundtext des Neuen Testaments und mit den großen Entdeckungen der Schweizer und Deutschen Reformatoren vertraut gemacht haben mag, kann man nicht wissen. Wenn es geschah, so theilte er sich darüber nur mündlich gegen die Vertrautesten mit, weil es nicht gefahrlos war, sich über dergleichen Dinge auszusprechen. Aber unter seinen zahlreichen Gönnern und Freunden finden sich mehrere Männer, die nicht nur den neu erwachten classischen Studien, sondern auch dem tieferen biblischen Christenthume im Stillen ergeben waren. Der 6. Mai 1527 führte eine lange unwillkommene Störung für seine wissenschaftlichen Beschäftigungen herbei: denn an diesem Tage wurde Rom von den Truppen des Kaiser Karl V. erobert, die aus Spaniern und Deutschen bestanden und Stadt und Umgegend plünderten und verwüsteten, während der Papst Clemens VII. sich in die Engelsburg geflüchtet hatte. Die Folgen des Kriegs, Hungersnoth und Pest suchten das Land heim und verschonten auch Veroli nicht. Palearo sah seine Studien unterbrochen, seine Hülfsquellen versiegt und fühlte sich weder in seiner Vaterstadt noch in Rom mehr

heimisch. Er unterhielt mancherlei Verbindungen mit hochgestellten reichen und gelehrten Männern, zu denen ihm der Zugang durch sein ausgezeichnetes Talent und durch die Gleichheit der geistigen Richtung eröffnet war. Aber er befand sich in einer gedrückten Lage, da er arm, ohne Stand und Familie war und der Gönnerschaft bedurfte. Mit den vornehmen Männern seiner Parthei stand er nicht auf gleichem Fuße und die mächtigen Vertreter der Gegenparthei waren seine Feinde. So brachte er zwei Jahre in großer Unruhe zu und faßte endlich den Entschluß, sich ganz von Rom zu lösen. Am liebsten hätte er, wenn ihm die Mittel zu Gebote gestanden, Italien verlassen und sich auf Reisen nach Frankreich und Deutschland begeben: denn er fühlte den Boden unter sich wanken. Seine Briefe aus dieser Zeit sprechen eine innere Unruhe und Unzufriedenheit aus, deren tiefere Gründe er zu verbergen scheint: mündlich mochte er weniger vorsichtig sein und sein ganzer Gemüthszustand erklärt sich uns, wenn wir annehmen, daß er schon damals mit Schriften der deutschen Reformatoren bekannt gewesen, die heilige Schrift und die ältern Kirchenlehrer, Origenes, Chrysostomus, Cyrillus, Irenäus, Hilarius, Augustin, Hieronymus, studirt habe und durch gründliche Erkenntniß der evangelischen Wahrheit innerlich mit dem römischen System zerfallen sei. Fern von dem Schauplatz der Begebenheiten, wo die großen religiösen Kämpfe sich entschieden, trug er große Hoffnungen in sich, wie solche auch in Luther gelebt hatten, als er im Jahre 1520 seine Schrift an den Kaiser Karl V. und an den Adel deutscher Nation verfaßte. Paleario blieb auf diesem idealen Standpunkte stehen und hoffte eine Zeitlang, bei dem Kaiser und dessen Bruder, dem König Ferdinand, sich durch seine wissenschaftlichen Leistungen in Gunst zu setzen, vielleicht in der Erwartung, sich dadurch eine Laufbahn in Deutschland zu eröffnen. Mit solchen Gedanken mag er sein lateinisches Gedicht über die Unsterblichkeit der Seele verfaßt haben, das er dem König Ferdinand widmete, aber vergebens in dessen Hände zu bringen sich bemühte. Doch gelang es ihm, durch dieses Gedicht die Achtung des edeln Bischof von Carpentras, Jacob Sadolet, zu gewinnen, der den Druck desselben zu Lyon im Jahre 1536 veranstaltete und dem Verfasser reiches Lob spendete. Sadolet gehörte ebenfalls der neueren Schule an und stand in dem Ruf, den Protestanten geneigt zu sein. Der Papst Paul III. brauchte ihn zu wichtigen Geschäften und machte ihn am Schlusse des Jahres 1536 zum Cardinal. So lange Paul III. lebte

(† 10. Nov. 1549), herrschte am päpstlichen Hofe eine mildere Parthei, die manche geistliche Anschauungen der Evangelischen sich angeeignet hatte, namentlich im Verständniß des Briefes Pauli an die Römer und in der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben sich ihnen näherte. Indessen trat schon seit dem Worms-Regensburger Religionsgespräch, zu Anfang des Jahres 1541 gehalten, eine Spaltung in der frommen Parthei am päpstlichen Hofe ein und eine strengkirchliche Richtung, die später den vollen Sieg gewann, machte sich geltend. Diese wirkte vom Papste eine Bulle vom 21. Juli 1542 aus, die eine Inquisition zur Unterdrückung aller protestantischen Regungen in Italien anordnete. Schon in dieser Zeit hatte Palearius manche Anfechtungen zu leiden, indem er es nicht lassen konnte, alles Schlechte, das ihm in den Weg kam, zu bekämpfen und seinen Glauben in Wort und Schrift zu bekennen, obgleich seine wichtigste Schrift, deren Auffindung jetzt sein Gedächtniß unter uns herrlich erneuert hat, ohne seinen Namen gedruckt worden und erst jetzt mit Sicherheit als sein Werk anerkannt worden ist. Dieß ist der italienisch geschriebene Tractat von der Wohlthat des gekreuzigten Christus für die Christen, ein Büchlein, das die Lehre des Heils so klar, so zusammenhängend, so feurig und rein nach der Schrift entwickelt, daß es nicht nur als merkwürdiges Denkmal der Vorzeit, sondern als ein Schatz zur Erbauung für die Gegenwart in aller Christen Händen zu sein verdiente.

Dieß Büchlein scheint in die Hände des Cardinals Reginald Pole gelangt und von ihm geprüft, dann handschriftlich durch mehrere Hände gegangen zu sein. Im Jahre 1542 wurde es zuerst in Venedig gedruckt und mit der Jahreszahl 1543 ausgegeben. Das Vorwort eines evangelischen Doctors der Theologie (Dr. Tischendorf in Leipzig), das die deutsche Uebersetzung vom Jahre 1855 begleitet, sagt darüber: „Diese Schrift war an Umfang eben so klein, als sie durch ihren Geist groß war. Sie erschien anonym, also ohne die Empfehlung eines glänzenden Namens; auch trug sie nur einen sehr einfachen Titel: aber sofort brach sie sich Bahn durchs ganze Vaterland und weit über seine Gränzen hinaus; ihre Wirkung war so gewaltig, daß sie eben so eifrig von den Freunden der Wahrheit gelesen und verbreitet wurde, als sie von den Feinden derselben verfolgt, geächtet, vernichtet ward. Sechs Jahre nach ihrem Erscheinen, das bezeugt ein Mann, Paulus Vergerius, unter dessen Augen das Buch seine Triumphe feierte und seine

Kämpfe bestand, waren allein zu Venedig 40000 Exemplare gedruckt und verkauft worden. Andere Pressen, namentlich auf Antrieb des Cardinals Morone, Bischofs von Modena, die zu Modena, scheinen mit der zu Venedig gewetteifert zu haben, und überdieß begann schon innerhalb dieser sechs Jahre auch das Ausland, namentlich Frankreich, durch Uebersetzungen die Schrift sich anzueignen." Die Feinde versuchten zunächst im Jahre 1544 durch eine Gegenschrift dieß mächtige Zeugniß zu schwächen: sie merkten aber bald, daß sie gegen die überzeugende Kraft der Wahrheit, die hier so klar sich selbst bezeugte, nichts vermochten, und beschlossen, die Schrift mit Hülfe der Inquisition zu vernichten. Und dieß gelang so vollständig, daß man nach vielem vergeblichen Forschen die Hoffnung aufgab, jemals noch ein einziges Exemplar aufzufinden. Aber siehe! da ward im Jahre 1843 von Cambridge aus gemeldet, daß daselbst in der Bibliothek des St. Johannes-Collegiums ein Exemplar der italienischen Ausgabe von 1543 noch aufbewahrt sei. Davon ist nun zuerst in Cambridge 1855 ein neuer Abdruck veranstaltet worden und das Zeugniß, das vor dreihundert Jahren so kräftig zu Italien gesprochen, redet nun von Neuem zum Herzen des edlen tiefgesunkenen Volkes in seiner schönen toscanischen Mundart.

Als Probe des Werks diene hier nur der Schluß: „Wir sind zu Ende gekommen mit unsern Betrachtungen, bei denen unsre Hauptabsicht war, die überschwengliche Wohlthat, welche der Christ von Jesu Christo dem Gekreuzigten empfangen hat, nach unsern schwachen Kräften zu preisen und zu verherrlichen, so wie darzuthun, daß der Glaube für sich allein gerecht macht, das heißt, daß Gott alle diejenigen für gerecht annimmt, welche in Wahrheit glauben, daß Jesus Christus für ihre Sünden genug gethan, wiewohl, gleichwie das Licht unzertrennlich ist von der Flamme, die doch allein brennt, so auch die guten Werke unzertrennlich sind von dem Glauben, der doch allein gerecht macht. Diese hochheilige Lehre, welche Jesum Christum eben so hoch erhebt, als sie den menschlichen Hochmuth niederbeugt, ist bekämpft worden und wird allezeit bekämpft werden von denjenigen Christen, welche jüdische Herzen in sich tragen. Aber selig derjenige, der gleichwie St. Paulus aller eignen Rechtfertigungen sich entäußert und keine andere als die Gerechtigkeit Christi will, mit welcher angethan er in vollster Zuversicht vor dem Angesichte Gottes erscheinen kann und von ihm den Segen und das Erbe des Himmels und der

Erde empfangen wird in der Gemeinschaft mit seinem eingebornen Sohne Jesu Christo unserm Herrn, welchem sei Ehre in Ewigkeit. Amen."

Dieser Nachfolger des Apostels Paulus hatte hienieden keine bleibende Stätte: er führte ein Wanderleben als herumziehender Lehrer der griechischen und lateinischen Literatur, Philosophie und Redekunst. Zwar sah er Toscana als sein zweites Vaterland an und erwarb von den geringen Resten seines Erbes, aber lange mit Schulden belastet, ein kleines Landgut, das einst jener Cäcina besessen, den Cicero in einer Rede vertheidigt hat: es lag nahe bei Siena, nur eine Tagereise von Florenz, und gehörte zum Weichbild des Städtchen Colle di Valdenza. Aber nur selten konnte er dort der Ruhe genießen, da er mit Lehren sein Brot suchen mußte. Wir finden ihn in Siena (1530), in Padua (zwischen 1531 und 1536), wieder in Siena (1536—1544), in Lucca (1545—1550), auf seinem Landgut (1551—1556), in Mailand (17. Oct. 1556—1560 und vielleicht länger), zuletzt wahrscheinlich wieder einige Jahre auf seinem Landgut, endlich im Kerker der Inquisition. Dazwischen kürzerer Aufenthalt an verschiedenen Orten und manche Zeiten, wo seine Spur fast verschwindet. Viel Sorgen, Kämpfe, in späteren Jahren auch Leibesschwachheit. Von ihm gilt wörtlich, was Paul Gerhard singt: „Die frommen heilgen Seelen, die gingen fort und fort und änderten mit Quälen den erstbewohnten Ort; sie zogen hin und wieder, ihr Kreuz war immer groß, bis daß der Tod sie nieder legt' in des Grabes Schooß." Nur des Grabes Schooß wurde ihm versagt.

In seinem 34sten Jahre hat sich Palearius auf den Rath seines väterlichen Freundes, des nunmehrigen Cardinals Ennius Philonardus, verheirathet und lebte in einer glücklichen Ehe, in der ihm zwei Söhne, Lampridius und Phädrus, und zwei Töchter, Aspasia und Sophonisbe (die er auch Aonilla zu nennen liebte) geboren wurden, welche bei seinem Tode sämmtlich erwachsen waren. Einer seiner Freunde führt uns in sein eheliches Leben ein. Sein Diener hatte ihm, während er an Fieber und Seitenschmerzen darnieder lag, die Nachricht gebracht, daß seine Gattin, die fern von ihm auf seinem Landgut war, in Kindesnöthen sei und eine schwere Entbindung habe. Bald darauf kommt dieser Freund eilig geritten und sein Pferd trieft von Schweiß. Palearius glaubt, er bringt ihm die Todesnachricht und ist außer sich, wird ohnmächtig, seine Krankheit wird heftiger. Der Freund, ermüdet von der

Reiſe, verläßt ihn und er bringt die Nacht ſchlaflos zu. Als der Tag graut, erhebt er ſich und ſchleppt ſich mühſam in ein oberes Zimmer, wo das Bildniß ſeiner Gattin iſt. Daſelbſt verfällt er in Schweiß und ſchläft endlich ein. Am andern Morgen findet man auf ſeinem Tiſche ein Blatt, auf welches er mit zitternder Hand ein Klagegedicht geſchrieben, das deutſch etwa ſo lauten würde (es ſind drei lateiniſche Diſticha):

Gäbe mir Chriſtus nicht Hoffnung, dem du im Leben gefolgt biſt,
Nimmer ertrüge ich's, Witwer zu ſein.
Er verheißt mir, du wirſt einſt wieder zum Lichte erwachen,
Weidet mit tröſtender Liebe mein Herz.
Bis Aonius kommt, dir dort entgegen zu eilen,
Warte du meiner im himmliſchen Land.

Dieß muß im Jahre 1550 geweſen ſein und wahrſcheinlich hat Palearius damals wirklich ſeine Gattin durch den Tod verloren, aber zwei Jahre ſpäter eine zweite Ehe geſchloſſen, die ebenfalls nicht kinderlos war.

Schon um das Jahr 1543 kam Palearius in Gefahr, als Ketzer verdammt zu werden. Seine Schüler hatten ihn gedrängt, ſich an der Hochſchule in Siena um ein öffentliches Lehramt zu bewerben, da der Contract mit einem Vertreter der todten veralteten Lehrweiſe, Machus Blatero, abgelaufen war. Um ſeine Wahl unmöglich zu machen, verſchworen ſich die Mönche ihn zu ſtürzen und ſandten eine Deputation an den Erzbiſchof von Siena, Franz Bandini, um ihn der Ketzerei zu beſchuldigen. Die Anklage gründete ſich auf ſeine mündlichen Aeußerungen und auf die Schrift von der Wohlthat Chriſti, die ihnen ſchon zu Geſichte gekommen ſein mußte. Der Erzbiſchof verachtete die Ankläger und Palearius kam mit einer Verwarnung davon, die ihm der befreundete Cardinal-Legat Jacob Sadolet in Gegenwart des Erzbiſchofs gab. Darauf predigte in Colle di Valdenza, wohin er ſich zurückgezogen hatte, ein Mönch heftig gegen ihn und ſuchte die Bevölkerung wider ihn, als Ketzer, zu erbittern. Damals ſchrieb er binnen zwei Tagen in großer Aufregung eine Vertheidigungsrede in lateiniſcher Sprache, wovon er ein Exemplar an ſeinen Freund Petrus Victorius nach Florenz ſandte, um den Herzog Cosmo für ſich zu ſtimmen, ein Exemplar dem Gegner ſelbſt übergab. Dieß wirkte und ſein Feind verſprach zu ſchweigen. In dieſer Rede, die als eine Anklage auf Verleumdung an den Rath von Siena gerichtet iſt, kommen die merkwürdigſten Aeußerungen vor: es gebe jetzt Leute, die es nicht

einmal leiden wollten, daß der Stifter und Gott unseres Heils, Christus, aller Heiden, aller Völker König, im vollen Maaße gepriesen würde: „denn da ich eben in diesem Jahre italienisch darüber geschrieben hatte, welche Güter der Menschheit durch seinen Tod erworben sind," schreibt er, „so wurde mir dieß in der Anklage zum Vorwurf gemacht. Abscheulich! Ich hatte gesagt: nachdem der, welcher selbst Gott sei, zu unserm Heil so liebreich sein Leben mit seinem Blute vergossen, dürfen wir an Gottes Gnadenwillen nicht zweifeln, können uns voller Ruhe und vollen Friedens getrösten. Durch die ältesten und sichersten Schriftzeugnisse bewies ich, daß wir von allem Uebel erlöst sind, daß alle Schuld getilgt ist für die, welche sich mit ganzem Herzen dem gekreuzigten Christus zugewendet haben, seiner Treue sich gläubig überlassen, in seinen Verheißungen ruhen, hoffnungsvoll an dem Einen hängen, der nicht täuschen kann." „Dafür — fährt er fort — möchten sie mich ins Feuer werfen. Nun, wenn ich dieß für solches Zeugniß erleiden muß, denn für ein Zeugniß, nicht für ein bloßes Buch, will ich dieß gehalten wissen, so bin ich ein seliger Mensch: denn in gegenwärtiger Zeit darf ein Christ nicht ruhig in seinem Bette sterben. Angeklagt und eingekerkert zu werden, das ist noch nichts: wir müssen uns geißeln, kreuzigen, in einen Sack einnähen, den wilden Thieren vorwerfen, im Feuer rösten lassen, wenn es gilt, durch diese Peinigungen die Wahrheit ans Licht zu bringen. Wäre nicht Hoffnung zu einer Kirchenversammlung gemacht, wo Päpste, Kaiser und Könige zum guten und heilsamen Werke zusammen wirken wollen, wo alle Völker, alle Nationen theilnehmen sollen, so müßten wir verzweifeln, daß jemals dieser Noth ein Ende würde, müßten verzweifeln, daß der gegen alle Schriftsteller gezückte Dolch den Händen derer entwunden werden sollte, die um der geringsten Ursache willen tödtlich zu verwunden wissen."

Eine allgemeine Kirchenversammlung dachte sich Palearius als eine große heilige Gerichtssitzung, wo im Angesicht der Völker die Sache Christi und des Wortes Gottes gegen die Irrlehren und Mißbräuche des Papstthums geführt werden sollte. Er hatte eben im Stillen dafür eine Anklage-Acte in lateinischer Sprache ausgearbeitet, die er treuen Händen anvertraut hatte, um sie den „Häuptern der Schweizer und Deutschen heiligen Kirchen" zu übersenden, die auf einem freien Concil davon Gebrauch machen sollten, wenn er nicht mehr wäre. Man erkennt in dieser Schrift durchweg die Stimme der Ueberzeugung und des Gewissens, ja

die Stimme der Wahrheit. Es sind zwanzig Zeugnisse, die an Bibelstellen sich anschließen und die Wahrheit der Irrlehre entgegen setzen. Diese zwanzig Zeugnisse werden dann in eben so viel Capiteln weiter ausgeführt und begründet. Nicht unwahrscheinlich ist die Vermuthung, daß Palearius durch Bernhard Ochino, der aus Siena gebürtig war, sich mit den Schweizer und Oberdeutschen Theologen in Verbindung gesetzt hat (1542): jene Anklageschrift aber fand keine Anwendung und ist erst im Jahre 1596 in Siena aus dem Staube, in dem sie verborgen lag, hervorgezogen, im Jahre 1606 in Leipzig gedruckt worden. Briefe, die er mehrmals an Deutsche und Schweizer Reformatoren gerichtet, scheinen unbeantwortet geblieben zu sein. Der erste, der die Schrift von der Wohlthat Christi verdächtigt hat, war wohl der Bischof von Verona, Johann Matthäus Giberti, der von dem berühmten Erzbischof von Mailand, Karl Borromäus, als ein Musterbischof angesehn wurde, aber auf seinem kirchlich-gesetzlichen Standpunkte so verhärtet war, daß er die reine apostolische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein als ein gefährliches Gift haßte. Ihm war am Geiste verwandt Michael Ghislieri, der im Jahre 1566 unter dem Namen Pius V. den päpstlichen Thron bestieg. Er schärfte die Inquisition und ließ auch Palearius, der einige Jahre still und unangefochten gelebt hatte, aufsuchen, um ihn wegen der Aeußerungen in seiner Vertheidigungsrede vom Jahre 1543 dem geistlichen Gericht zu übergeben. Ein römischer Geschichtschreiber führt 4 Anklagepunkte an: 1) daß er das Fegefeuer geleugnet, 2) das Begraben in Kirchen gemißbilligt, 3) die Mönche geschmäht, 4) die Rechtfertigung allein auf den Glauben an Gottes Gnade in Christo gebaut habe. Das Werk von der Wohlthat Christi wird in einem Inquisitions-Compendium, das sich im Leben Pauls IV., von Caracciolo abgefaßt, handschriftlich vorgefunden, nicht ihm, sondern einem Mönch von San Severino zu Neapel, einem Schüler des berühmten Bekenner Valdez, zugeschrieben: doch dieß kann nur auf einem Irrthum beruhen.

Ueber den Märtyrertod des Palearius ergiebt sich aus den verschiedenen zerstreuten Nachrichten Folgendes. Er wurde in Mailand durch den General-Inquisitor Fra Angelo di Cremona, einen Dominikaner, gefänglich eingezogen und verhört, dann auf Befehl des Papstes Pius V. im Jahre 1568 nach Rom gebracht und in dem Gefängniß Torre di Nona eingekerkert. Man bemühte sich vergebens, ihn zum Widerruf zu bewegen. In einem

Verhör sagte er zuletzt unwillig: „Nun, wenn Ew. Herrlichkeiten so viele sichre Zeugen wider mich haben, so macht euch und mir keine weitere Beschwerde. Ich bin entschlossen, dem Rath des Apostel Petrus zu folgen, der da sagt: „„Christus, welcher für uns gelitten, hat euch ein Vorbild gelassen, daß ihr nachfolgt seinen Fußtapfen, der keine Sünde gethan und in dessen Munde kein Betrug erfunden worden ist, der nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohte, da er litt; er stellte es aber dem anheim, der da recht richtet."" So richtet denn und verdammt den Aonius, und es werde meinen Verleumdern und eurer Pflicht genug gethan."

Fälschlich haben Einige den 5. October 1568 als seinen Todestag angegeben. Wahrscheinlich hat man in Hoffnung auf Widerruf ihn noch über 1 Jahr und 7 Monate im Kerker schmachten lassen. Erst am 3. Juli 1570 ist er durch den Strang getödtet und dann sein Leichnam verbrannt worden. Ein sichres Zeugniß dafür ist in Rom in einem Buch der Erzbrüderschaft der Barmherzigkeit gefunden und im Jahre 1745 gedruckt, aber bis jetzt noch nicht richtig verstanden worden. Bereits im Jahre 1488 unter Papst Innocenz VIII. haben Florentiner in Rom unter dem Schutz Johannes des Täufers des Enthaupteten eine Brüderschaft gegründet, mit dem Zweck, sich der verurtheilten Verbrecher anzunehmen. Vier Männer dieser Brüderschaft gehn am Abend vor der Hinrichtung zu dem Verbrecher, bleiben die Nacht durch bei ihm im Kerker, suchen ihn zur Beichte zu bewegen, lassen ihn über seine Güter verfügen und stärken ihn, Marter und Tod um der Liebe Gottes willen geduldig zu ertragen, indem sie ihm das bittere unschuldige Leiden und den schmählichen Tod Jesu Christi vor Augen stellen. Sie lassen ihn das Bild des Gekreuzigten küssen, und begleiten ihn so bis zum letzten Augenblick, so lange er noch lebt. Diese barmherzigen Brüder waren auch zu Palearius in seiner letzten Nacht gekommen und er hatte gern ihren Liebesdienst sich gefallen lassen. Sie haben nun darüber in Art eines Protokolls Folgendes berichtet:

Montag den 3. Juli 1570. Unser Verein war in der Nacht vom Sonntag zum Montag den 3. Juli 1570 in das Gefängniß Tordinona gerufen worden und es ward unsern Händen übergeben der im Wege Rechtens von den Dienern der heiligen Inquisition verurtheilte Herr Aonius Palearius aus Veruli, Angesessener in Colle di Valdenza, welcher gebeichtet und bußfertig Gott und seine glorreiche Mutter die Jungfrau Maria und den ganzen

himmlischen Hof um Vergebung bat und sagte, er wolle als guter Christ sterben und alles glauben, was die heilige römische Kirche glaubt. Er machte kein Testament, sondern gab uns nur zwei Briefe, von seiner Hand geschrieben, von welchen hierunter Abschrift genommen ist, mit der Bitte, wir möchten sie seiner Frau und seinen Söhnen nach Colle di Valdenza schicken.

Diesem Bericht ist die wörtlich genaue Abschrift beider Briefe beigefügt. Gewiß konnte Palearius, ohne seinem evangelischen Bekenntniß untreu zu werden, die barmherzigen Brüder berechtigen, in dieser milden kirchlichen Form zu bezeugen, daß er als guter Christ sterben wolle und alles das glaube, was die wahre heilige römische Kirche glaubt, zu welcher auch die frommen Kirchenväter Ambrosius, Augustinus und Hilarius gehören. Wir dürfen den Lesern die Uebersetzung der beiden Briefe nicht vorenthalten. Es geht daraus hervor, daß er mit einer gewissen Marietta in zweiter Ehe lebte, aus der er, wie es scheint, zwei Söhne und eine kleine Tochter hatte, daß aber die Söhne erster Ehe schon seit 18 Jahren, also wohl seit der zweiten Verheirathung des Vaters, ihr mütterliches Vermögen gesichert sahen. Wichtiger aber ist der heilige friedsame Glaubensmuth, mit welchem der ohngefähr siebzigjährige Greis freudig seinem Tode entgegen ging.

Der erste Brief, an seine zweite Frau, Marietta, gerichtet, lautet also:

Meine theuerste Gattin! Ich möchte nicht, daß dir mißfiele, was mir wohlgefällt, und du für übel hieltest, was mir gut ist. Die Stunde ist gekommen, daß ich aus diesem Leben zu meinem Herrn und Vater und Gott gehen soll. Ich gehe so freudig, als zur Hochzeit des Sohnes des großen Königs, wie ich meinen Herrn immer gebeten habe, daß er es durch seine unendliche Güte und Leutseligkeit mir gewähren möge. Also, meine geliebteste Gattin, tröstet euch mit dem Willen Gottes und mit meiner Zufriedenheit und tragt Sorge für die bestürzte kleine Familie, die ich hinterlassen werde, sie zu erziehen und zu bewahren in der Furcht Gottes, und ihr zugleich Vater und Mutter zu sein. Ich war schon mit 60 Jahren alt und unnütz. Die Söhne müssen mit Tugend und mit Schweiß darnach ringen, ehrenvoll zu leben. Gott der Vater und unser Herr Jesus Christus und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euerm Geiste.

Rom, den 3. Juli 1570. Dein Gatte Aonius Palearius.

Der zweite Brief an die beiden erwachsenen Söhne aus erster Ehe:

Lampridius und Phädrus, meine geliebtesten Söhne! Diese meine gütigsten Herrn (die barmherzigen Brüder St. Johannis) lassen bis zum Ende von ihrer Güte gegen mich nicht ab und erlauben mir, noch an euch zu schreiben. Es gefällt Gott mich zu sich zu rufen durch dieses Mittel, das ihr erfahren werdet und das euch hart und bitter scheinen wird: doch wenn ihrs recht betrachtet, so werdet ihr, da es mit meiner vollkommenen Zufriedenheit und Einstimmung geschieht, auch euch damit zufrieden zu stellen haben, um euch in den Willen Gottes zu fügen. Tugend und Fleiß lasse ich euch als Erbtheil nebst dem wenigen Vermögen, das ihr habt. Ich hinterlasse euch keine Schulden: viele machen manchmal Forderungen, und wären schuldig zu geben. Ihr seid bereits seit mehr als 18 Jahren frei, ihr seid nicht gehalten meine Schulden zu bezahlen. Wenn man euch etwas abverlangt, so nehmt eure Zuflucht zu Sr. Exc. dem Herrn Herzog (von Medici in Florenz?) der wird euch kein Unrecht thun lassen. Von Luca Pridio verlanget die Rechnung über Schuld und Guthaben. Ihr habt die Mitgift eurer Mutter und zur Erziehung eurer kleinen Schwester, wie Gott euch dazu Gnade geben wird. Grüßet Aspasia und Schwester Aonilla, meine im Herrn vielgeliebten Töchter. Meine Stunde naht. Der Geist Gottes tröste euch und erhalte euch in seiner Gnade.

Rom, den 3. Juli 1570. Euer Vater Aonius Palearius.

Unser Ende sei, wie das Ende dieses Gerechten!

H. C. Schmieder in Wittenberg.

---

312. Giovanni Luigi Pasquali.

9. September.

Ein erhebendes Beispiel von Glaubenstreue und Leidensmuth giebt uns der letzte Prediger der Waldenser in Calabrien.

Giovanni Luigi Pasquali ward um das Jahr 1530 in Coni, einer Festung Piemonts, von angesehenen Eltern, die zur römischen Kirche sich bekannten, geboren. In seiner Jugend widmete er sich dem militärischen Berufe und kam als junger Offizier nach Nizza, wo er mit evangelischen Christen in Berührung kam. Bald erwachte durch den Umgang mit denselben in seiner Seele

eine solche Meinung für die evangelische Wahrheit, daß er dem Kriegsdienste entsagte und sich nach Genf begab, wo, wie er vernahm, das reine Evangelium öffentlich nicht allein in französischer, sondern auch in italienischer, spanischer und englischer Sprache damals verkündiget wurde. Mit großer Lern- und Heilsbegierde wohnte er hier sowohl den Vorlesungen über die christliche Lehre als den evangelischen Predigten bei, und bald erwachte in ihm der Wunsch, selbst ein Verkündiger der Wahrheit unter seinen Landsleuten zu werden. Zur Bethätigung desselben ließ er zunächst die heilige Schrift, sowie kleine evangelische Schriften ins Italienische übersetzen und auf eigene Kosten drucken und in Piemont und Italien verbreiten. Da er sich für den Beruf eines evangelischen Geistlichen entschieden, begab er sich zu seiner weitern Ausbildung mit anderen piemontesischen Studirenden nach der Akademie von Lausanne, an der neben Piere Viret und anderen Gelehrten damals auch der berühmte Piemontese Lelio Secondo Curioni lehrte. Nachdem Pasquali hier ein paar Jahre verweilt, erhielt er durch Vermittlung des Presbyteriums der italienischen Gemeinde in Genf den Ruf zum Prediger und Seelsorger der waldensischen Gemeinden San Xisto und Guardia in Calabrien[1]). Obgleich die Annahme dieser Stelle zu einer Zeit (1557), da die Inquisition in Italien mit Feuer und Schwert gegen jede Aeußerung einer evangelischen Gesinnung wüthete, für Pasquali mit großen Gefahren verbunden war, trug er doch für sich keinen Augenblick Bedenken, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu geben; aber eine zarte Pflicht verband ihn, die Einwilligung noch einer andern Per-

[1]) Wir schreiben San Xisto statt San Sisto nach dem Vorgange der besseren Geschichtsschreiber, namentlich auch eines Jul. Bonet. — Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bestand die waldensische Colonie in Calabrien, die in Folge mit den adelichen Grundbesitzern abgeschlossener und vom Könige von Neapel bestätigter Verträge das Recht besaß, gegen Entrichtung eines Grundzinses an die Besitzer und des Zehnten an die Geistlichen der römischen Kirche — „unabhängige Gemeinden zu bilden und ihren Gottesdienst in der Stille durch Geistliche ihres Glaubens besorgen zu lassen." Die Synode der piemontesischen Thäler unterhielt ihre Verbindung mit dieser Colonie durch Zusendung von Geistlichen „Barben", die sie ordinirte und die alle zwei Jahre wechselten und auf ihren Hin- und Herreisen die in Italien zerstreuten Glaubensbrüder besuchten und sie mit der reinen Lehre erbauten. In kurzer Zeit hatte die Colonie eine Wildniß in ein sehr fruchtbares Gefilde verwandelt. Daher beschwichtigten auch die adelichen Grundbesitzer das Geschrei der römischen Geistlichkeit über Ketzerei, weil die Colonisten sie nicht als ihre Seelsorger annehmen wollten.

son abzuwarten, bevor er die so wichtige Entscheidung treffe. Zwei Tage nämlich, bevor dieser Ruf an ihn gelangte, hatte sich Pasquali mit Camilla Guarina, einer edlen evangelischen Jungfrau aus Piemont verlobt. Weil diese nun fromm und gottesfürchtig war, erkannte sie in dem ihrem Verlobten gewordenen Rufe den Willen Gottes, dem man ohne Widerstreben folgen solle. Die Verlobten gingen zunächst nach Genf, wo Pasquali in der Vorahnung dessen, was ihm in Calabrien begegnete, sein Testament niederschrieb und dasselbe dem Marchese di Vico, Galeazzo Caracciolo[1]), in Verwahrung gab. Nachdem sich Luigi von seiner Camilla und von seinen evangelischen Freunden verabschiedet, begab er sich in Gesellschaft eines andern Geistlichen, Giacomo Bovetti[2]) und zweier Schulmeister auf den Weg nach Calabrien. Hier begann er sofort mit dem Feuer der ersten Liebe seine Wirksamkeit und gewann in kurzer Zeit die Liebe und Achtung des größeren und besseren Theiles seiner Gemeinden. Aber Andere fühlten sich durch die christliche Entschiedenheit, die er selbst in seinem Leben und Wirken bewies und auch von seinen Pfarrkindern forderte, tief verletzt. Wie anderswo hatten auch mehrere Waldenser in Calabrien theils aus angeborener menschlicher Schwäche, theils um den Verkehr mit den benachbarten Mitgliedern der päpstlichen Kirche zu ermöglichen, sich bequemt, die Messe zu besuchen und die römischen Ceremonien zu beobachten. Mit dem entschiedenen Ernste eines Schülers Calvins und Virets rügte Pasquali diese Heuchelei und dieses Ziehen am fremden Joche mit den Ungläubigen. Die Getadelten fühlten sich gekränkt und waren eben so unzufrieden mit dem neuen Prediger als ihre päpstlichen Nachbarn, welche unter Zähneknirschen schrien, man müsse denselben sammt seinem ganzen Anhange ausrotten. Diese Vorgänge lenkten wieder die Aufmerksamkeit der Landesobrigkeit, sowie der höheren römischen Geistlichkeit in sehr bedenklicher Weise auf die waldensische Colonie, zumal gerade jetzt (1559) die Inquisition ihre furchtbare Siegesfeier über die evangelische Regung in Italien hielt. Der Marchese Salvator di Spinello, auf dessen Gütern die Waldenser wohnten, suchte die drohende Gefahr von der

[1]) Dieser edle Neapolitaner war durch eine Vorlesung Peter Martyrs für die evangelische Wahrheit gewonnen worden und verließ um ihretwillen die glänzendsten Verhältnisse in Neapel, um in Genf seiner Ueberzeugung gemäß leben zu können.

[2]) Bovetti erlitt 1560 in Messina den Märtyrertod.

Colonie, welche seine Einkünfte immermehr steigerte, abzulenken und allein auf den neuen Pastor und auf seine Gefährten hinzuleiten. Zu diesem Ende beschied er denselben sammt den Vorstehern der waldensischen Colonie nach Foscalda vor sich, um sie über die Neuerung zu verhören. Hier ward von einem Vertrauten Spinello's dem Pasquali der Rath ertheilt, sich so schnell als möglich heimlich zu entfernen, indem ihm sonst eine große Gefahr drohe. Aber der feurige Prediger des Evangeliums wollte von diesem Rathe menschlicher Klugheit nichts wissen, sondern war freudig bereit vor dem Markgrafen von seinem Glauben Zeugniß abzulegen und auch für denselben zu leiden und zu sterben. Nachdem Spinello die Vorgeladenen nur wenige Minuten verhört hatte, entließ er die waldensischen Vorsteher; hingegen befahl er den Pasquali und den Marcus Uscegli[1]), sowie den alten waldensischen Pastor an Händen und Füßen zu fesseln und sie in ein tiefes, finsteres Gefängniß zu werfen. Damit glaubte der Markgraf wohl die Gefahr von der Colonie abgelenkt und seine durch den Fleiß der Colonisten sich immer steigernden Einkünfte auch für die Zukunft gesichert zu haben; aber er mochte bald erfahren, daß er sich getäuscht habe. Die römische Kirche wollte auch hier ihre gewohnte blutige Aernte halten. Zunächst kam der Generalvicar von Cosenza als dazu verordneter päpstlicher Legat nach Foscalda, um die Gefangenen zu verhören. Nachdem derselbe eine reichliche Mahlzeit genossen und dabei sechs große Becher feurigen Weines getrunken, begann er mit Pasquali das Verhör, dem wir ein paar Fragen und Antworten entlehnen wollen. Generalvicar: „Woher bist Du?" Pasquali: „Aus Piemont." Gv.: „Weißt Du sonst nichts Besseres zu thun, als hierher zu kommen und die armen einfältigen Leute von Guardia zu verführen?" Pq.: „Wenn der Herr Jesus ein Verführer ist, so habe ich sie auch verführt, sonst nicht, denn ich habe sie nur das gelehrt, was ich in seiner Schule gelernt habe." Gv.: „Wo ist diese Schule?" Pq.: „In Genf, sowie an allen anderen Orten, wo das Evangelium rein geprediget wird." Gv.: „Demnach ist die Kirche zu Genf nur die wahre Kirche?" Pq.: „Die Kirche Christi ist überall, wo man an ihn glaubt. Sie ist nach der Beschreibung Christi arm, verachtet und verfolgt von der Welt und gerade das Gegentheil von der

[1]) Marcus Uscegli, auch Marchetto genannt, war einer jener beiden Schulmeister, die mit Pasquali von Genf nach Calabrien gekommen waren. Er war sein Gefährte bis zum Tode, den sie in Rom mit einander erlitten.

römischen Kirche, die reich, stattlich und herrlich ist in der Welt. Wo hat euch Petrus befohlen, die Christen zu verfolgen? Oder hat der Herr Christus befohlen, Reichthümer an euch zu reißen und dabei seine armen Schäflein mit Feuer und Schwert zu verfolgen und zu morden?" Gv.: „Glaubst Du an den Papst?" Pq.: „Mein Glaubensbekenntniß weist mich an, daß ich an Gott, den allmächtigen Vater, nicht aber an den Papst glaube." Gv.: „Wie lange hast Du nicht mehr gebeichtet?" Pq.: „Ich habe noch heute meine Sünden Gott bekannt, vor der Ohrenbeichte aber wie vor der Messe soll mich Gott bewahren, denn ich halte sie für gottlos, schändlich, ja für teuflisch." — Hier wandte sich der Generalvicar gegen seinen Gefährten und sagte: „Ich kann ihn nicht weiter verhören; denn jede Antwort, die er mir giebt, verdiente, daß er dreißigmal verbrannt würde." Dem Gefängnißwärter befahl er: „den Menschen ja gut zu verwahren und ihm des Tages nur einmal etwas Brod und Wasser zukommen zu lassen." Diese Weisung wurde genau befolgt und so mußten die armen Gefangenen acht Monate lang im Gefängniß von Foscalda schmachten, ohne daß ihnen vergönnt worden wäre, auch nur mit einem befreundeten Menschen zu sprechen. Aber der Herr stärkte sie so, daß sie auch in dieser traurigen Lage freudigen Muthes blieben und Psalmen sangen und dem Herrn dankten, daß er sie gewürdiget habe, um seines Namens willen zu leiden.

Während die treuen Hirten hier im Gefängnisse schmachteten, sollten ihre Heerden durch eine echt römische List zum Abfalle vom Glauben der Väter verleitet werden. Der Commissarius der Inquisition in Rom, der Cardinal von Alessandria, jener furchtbare Ghislieri[1]), der ganz Italien von den rhätischen Alpen bis Sicilien durch seine Härte gegen jede evangelische Regung mit Schrecken erfüllte, hatte auch die Bekehrung oder den Untergang der waldensischen Colonie beschlossen. Zunächst versuchten zwei Mönche, die zu dem Ende nach San Xisto gesandt worden, die Waldenser daselbst durch allerlei Versprechungen zum Besuche der Messe zu bewegen; aber sie erreichten nicht ihren Zweck. Die Mönche gingen in die Kirche und ließen die Glocke läuten; die Waldenser aber verließen in großer Menge das Dorf und zogen sich in die Wälder zurück. — In Guardia ließen die Mönche nach ihrem Ein-

[1]) Der später als Pius V. den päpstlichen Stuhl bestieg. Er war aus Bosco unfern Alessandria gebürtig, daher er der Cardinal von Alessandria heißt.

tritte in die Stadt die Thore schließen und hierauf logen sie den Bürgern vor, die Bewohner von San Xisto seien sämmtlich zur Messe gegangen und haben ihrem Irrglauben entsagt. Durch diese Lüge getäuscht, ließen sich die Bürger von Guardia bewegen, die Messe zu besuchen. Aber als sie erfuhren, daß sie hintergangen worden, ergriffen sie in ihrer Entrüstung die Waffen zum Schutze des väterlichen Glaubens und gaben dadurch Veranlassung zu kriegerischen Maßnahmen, die zu ihrem Untergange ergriffen wurden. So ward die Heerde mit den Hirten gequält und dem Untergange geweiht.

Inzwischen wurden Pasquali und seine Gefährten von Foscalda nach Cosenza den 20. Januar 1560 abgeführt, hier wieder in ein tiefes finsteres Gefängniß geworfen und da je zwei und zwei so fest an einander gefesselt, daß Keiner ohne den Andern auch nur sich regen konnte. Der Gefängnißwärter, der dem Pasquali sein Camisol, ein Hemd und ein Paar Schuhe stahl, überhäufte sie noch mit Schmähungen: „Ihr heillose Hunde und Verräther, Feinde Christi und des Menschengeschlechts!“ Nachdem die Gefangenen siebenzehn Tage in diesem Gefängnisse geschmachtet, wurden sie am 7. Februar auf das Schloß geführt, wo ihnen der menschlich fühlende spanische Offizier die Fesseln abnehmen und ein anständiges, geräumiges Gemach einräumen ließ. Solches geschah auf Verwendung ihrer christlichen Freunde von San Xisto und Guardia, denen von nun an Zutritt zu den Gefangenen gewährt wurde, so daß sie dieselben auch mit Lebensmitteln und Geld reichlich versorgten. Hingegen ward Pasquali schmerzlich berührt durch die Nachrichten von den Vorgängen in San Xisto und Guardia, die wir oben angedeutet haben. „Wenn ich gewußt hätte, schrieb er aus seinem Gefängnisse an sie, was die von Guardia beginnen wollten (woraus eine so große Verwirrung entstanden), so hätte ich ihnen gerathen, das zwanzigste Capitel der christlichen Unterweisung von Calvin zu lesen, aus dem sie vernommen, daß Christen nicht so handeln sollen. Ich muß in ihrer Handlungsweise das gerechte Gericht Gottes erkennen, der, wenn er strafen will, guten Rath hinwegnimmt und die Weisen zu Narren werden läßt. Es scheint auch, daß der Herr mich nur zu dem Zweck zu euch gesandt, daß Vieler Heuchelei und Verdammniß offenbar werde. Die Meuterei von Guardia erfüllt mich mit Betrübniß und Kummer; denn durch solche Undankbarkeit wird Gott zum Zorne gereizt. Darum ist es nicht zu verwundern, daß Gott nach seinem gerechten

Gerichte diejenigen, die er ihnen zum Troste gesandt, zu Werkzeugen ihrer Trübsal gebraucht, denn wer den Segen Gottes verwirft, der wird billig von seinem Fluche betroffen." Während Pasquali den Aufruhr strenge tadelt, ertheilt er den Gläubigen von San Xisto und Guardia väterliche Rathschläge in Bezug auf ihr Verhalten beim drohenden Sturme der Verfolgung: „Die Christen sind nicht alle einander gleich, dieweil der Herr die Gaben nach seinem Wohlgefallen verschieden vertheilt hat. Denjenigen, welche sich nicht stark genug fühlen, um Christi willen den Tod zu leiden, rathe ich, daß sie sich bei Zeiten nach einem Orte flüchten, wo sie mit unverletztem Gewissen dem Herrn dienen dürfen: denn die Flucht ist wohl erlaubt, aber seine Kniee vor Baal zu beugen ist bei Strafe der ewigen Verdammniß verboten. Als Abraham die Verheißung der Kindschaft empfangen hatte, ward ihm sofort von Gott befohlen, sein Vaterland, seine Freundschaft und sein väterliches Haus zu verlassen. Folget seinem Beispiele, so werdet ihr auch seine Mitgenossen sein und werdet nicht allein das Himmelreich einst ererben, sondern es hier auf Erden schon besitzen, wenn ihr gleich nur Pilgrime und Wanderer sein müsset." Uebrigens ermuntert er sie auch: „Gott ist getreu und wird sein Werk unter euch nicht unvollendet sein lassen, noch zugeben, daß Satan ihm die raube, die er zu seinen Kindern erklärt und dem Herrn Jesu übergeben hat. Es genüge euch, daß eure Seligkeit in der Hand Jesu Christi verwahrt ist, der noch niemals einen Soldaten verloren hat, wenn er sie auch täglich im Kampfe übet." Zart und innig sind namentlich die Briefe an seine Verlobte, denen wir ein paar Stellen entlehnen wollen: „Ich habe mit Freuden vernommen, daß Du Dich mit christlicher Geduld in den Willen Gottes, dem Du Dich geopfert und geweiht, ergebest. Der Herr Jesus Christus wolle von nun an Dein Bräutigam sein und Dich mit allem Nothwendigen versehen ... Gräme Dich nicht, daß Du eine Zeit lang ohne mich auf Erden weilen mußt, sondern freue Dich in der zuversichtlichen Hoffnung, daß Du mir in den Himmel nachfolgen werdest ... Tröste Dich in Jesu Christo und laß Dir die drei Bitten des „Unser Vater" tief eingeprägt sein. Lies oft zur Erinnerung an mich den 34. Psalm, sowie die ganze heilige Schrift. Gehe fleißig zur Predigt, besuche die Kranken und pflege sie mit Geduld und Liebe, tröste die Angefochtenen und Betrübten nach Deinem Vermögen. Sei eifrig im Gebete und befleißige Dich, daß Dein Leben ein Spiegel der reinen christlichen Lehre sei. Ich em-

pfehle Dir und allen Mitbrüdern die armen flüchtigen Christen, und bitte euch, sie aus christlicher Liebe aufzunehmen und in ihren Leiden zu trösten. Grüße mir auch meine Studiengenossen in Genf, und sie sollen ihre Sicheln schärfen und sie bereit halten, dieweil die Aernte groß ist, der treuen Arbeiter aber wenige."

Wie Pasquali schon gegen seine Verlobte sich äußerte, erwartete er für sich keine andere Erlösung aus seiner Gefangenschaft als durch den Märtyrertod, und so bereitete er sich auf denselben mit großer christlicher Fassung vor: „Vor meiner Gefangennehmung habe ich mich oft gegrämt und bin darob ganz kleinmüthig geworden, daß ich in meinem Herzen nicht den Trost fand, den, wie die Märtyrergeschichte lehrt, Andere schon empfunden haben; aber als auch für mich die rechte Zeit erschienen, hat mir Gott nicht daran fehlen lassen, sondern aus Gnade in einem so überschwenglichen Maße das verliehen, warum ich gebeten, daß ich Ihm nicht genug dafür zu danken vermag . . . Ja, ich empfinde in meinem Herzen eine unaussprechliche Freude und Wonne, je näher die Stunde heranrückt, daß ich dem Herrn Jesu Christo geopfert werden soll. Jetzt trage ich ein wahres Verlangen nach dem Tode, damit die Kirche Gottes durch uns erbaut werde. Hat schon die geringe Beständigkeit, die uns der Herr verliehen, Jesum Christum während unserer Gefangenschaft zu bekennen, einen so heilsamen Eindruck auf alle Menschen in unserer Umgebung gemacht, daß sie ein Verlangen tragen, die Gewißheit dieser neuen Lehre d. i. des Evangelii zu erfahren, was wird erst geschehen, wenn Gott uns würdiget, dieselbe mit unserem Blute zu besiegeln? Ueberdies fühle ich mich so ungeschickt in Bezug auf meinen Predigerberuf, daß ich nie so viel wirken würde, wenn mir schon vergönnt wäre, noch länger das Evangelium zu predigen. Zwar lassen die Wunder, die Gott in letzter Zeit durch mich gewirkt, einige Hoffnung übrig, daß ich auch künftig Ihm treulich dienen würde; sintemal Er, der mir ein geneigtes Herz und guten Willen verliehen, leicht machen kann, daß die Steine reden und Kinder ihn bekennen, wenn die Pharisäer und Schriftgelehrten ihn verleugnen." Tief gerührt war Pasquali durch die Liebe und Dienstleistung, die den Gefangenen von Seite der Gläubigen von San Xisto und Guardia gewährt wurde. „Die Brüder von San Xisto und Guardia erfreuen uns durch ihre Liebe dermaßen, daß ich auch mit Paulo sagen könnte: Wenn es möglich gewesen, so hätten sie selbst uns ihre Augen mitgetheilt. Wir erfahren nun in Wahrheit die Erfüllung

der Verheißung des Herrn: Wer Vater und Mutter, Brüder, Schwestern und Güter um meines Namens willen verläßt, der wird hundertfältig empfangen in dieser Welt und nachher das ewige Leben. Ihre Güte beschämt uns, da sie uns mit Allem über Bedürfniß versehen. Andere Christen leiden Noth bei dieser Theuerung, während wir nicht allein Brod, sondern auch andere Speise in Fülle haben. Ja, ich habe nie mehr Brüder und Schwestern und größere Reichthümer besessen als jetzt, bin auch in meinem Herrn nie fröhlicher gewesen. Nur wünschen wir bald zu sterben, damit wir euch nicht länger zur Last fallen." Nachdem wir unter dem Lichte, welches uns diese Briefstellen gewähren, einen Blick in das Herz dieses treuen Dieners Christi gethan, wollen wir die weiteren Schicksale der Gefangenen an der Hand der Geschichte betrachten. Nach ihrer Ankunft in Cosenza wurden die mit ihnen in Foscalda aufgenommenen Verhöre ihnen vorgelesen und die dort gemachten Aussagen von ihnen bestätiget. Mit Pasquali und Marchetto befanden sich noch zwei Waldenser, Francisco und Ludovico, welche durch Drohungen und trügerische Verheißungen, die ihnen der Auditor vom heiligen Kreuze beim Verhöre machte, sich zum Widerrufe der von ihnen bekannten evangelischen Lehre bestimmen ließen. Dessenungeachtet wurden sie noch hart gefoltert und hierauf mit den Anderen im Gefängnisse verwahrt. Ihre Leiden in Folge der erlittenen Folter sowie der Gewissensbisse, die sie über den Widerruf empfanden, waren schrecklich, so daß sie Pasquali der Fürbitte der Gemeinde dringend empfiehlt, damit sie sich von dem schweren Falle wieder erheben möchten. Auch Marchetto, der standhaft beim Bekenntnisse der evangelischen Wahrheit verharrte, wurde gefoltert, hingegen bewahrte der Herr aus besonderer Gnade den Pasquali vor dieser Qual, obgleich er stets die größte Standhaftigkeit zeigte und die Folter ihm unter rohem Hohne angedroht wurde. Nachdem die beiden Waldenser ihren Widerruf und Pasquali und Marchetto ihre abgelegten Bekenntnisse nochmals vor dem Generalvicar bestätigt hatten, wurden sie noch bis zum 14. April hier in Cosenza verwahrt und sie hofften schon, daß sie hier den Märtyrertod erleiden dürften, damit Gott durch ihr Beispiel die armen zerstreuten Gläubigen in Calabrien zu gleicher Standhaftigkeit erweckte. Aber was Christus einst von Jerusalem gesprochen (Luc. 13, 33), das galt damals von Rom: „Es ziemet sich nicht, daß ein Prophet umkomme außerhalb Jerusalem." Mit noch zwei und zwanzig zur Galeere Verurtheilten

wurden Pasquali und seine drei Leidensgefährten den 14. April 1560 nach Neapel abgeführt. Furchtbar waren die Leiden, welche die armen Gefangenen auf dieser neun Tage dauernden Reise zu erdulden hatten. Alle trugen eiserne Ketten am Halse, durch welche ein Seil gezogen war, so daß sie alle an einander hingen. Fiel nun Einer vor Ermattung hin, so ward er unter unsäglichen Schmerzen von den Andern am Seile fortgeschleppt. Zur Nahrung ward ihnen des Tages einmal ein wenig Brod und rohes Gras gereicht, des Nachts mußten sie auf bloßer Erde ohne Decken liegen, während den Maulthieren ihr gehöriges Futter gereicht und die nöthige Streu unterbreitet wurde. Durch die liebevolle Vorsorge der Brüder in Guardia und San Xisto waren zwar Pasquali und seine drei Leidensgefährten vor den Qualen des Hungers geschützt, aber von der Halskette wollte ihr spanischer Führer sie nur unter der Bedingung befreien, daß sie diese Begünstigung mit Geld erkauften. Als sie diesem Verlangen nicht entsprechen konnten[1]), wurden ihnen überdies noch enge Handschellen angeleget, die ihnen tief in's Fleisch einschnitten und ihnen solche Schmerzen verursachten, daß sie weder Tag noch Nacht mehr Ruhe hatten. In Neapel wurden sie zunächst in das Gefängniß für gemeine Verbrecher geworfen, das von Modergeruch erfüllt war und dessen Mauern vor Feuchtigkeit tropften. Nach drei Tagen wurden Pasquali und seine Gefährten aus dieser Moderhöhle erlöst und jeder von ihnen in ein besonderes Gefängniß gethan. Gegen Abend verhörte ein Dominicaner den Pasquali, indem er ihn fragte, ob er, seit er Bürger von Genf geworden, nur nach San Xisto und Guardia zu predigen gesandt worden sei. Dieser antwortete: „Ich bin ein Bürger freier Städte, die keine Feindschaft haben mit dem Königreiche Spanien und Neapel und habe auch nichts Strafwürdiges begangen; daher verlange ich, mich vor dem Vicekönige zu verantworten." Darauf antwortete der Dominicaner: „Der Vicekönig hat Wichtigeres zu thun als dich und deine Gesellen zu verhören." Hierauf wurden Pasquali und seine Gefährten aus dem Staatsgefängnisse in das bischöfliche versetzt, um bald nach Rom geführt zu werden. „Ich ziehe gen Rom," schrieb er zum letzten Male an seine Freunde in Genf, „freudigen Geistes, von Gott getröstet; denn gleich wie wir des Leidens Christi viel haben, also werden wir auch reichlich durch Christum getröstet. Um seinet-

[1]) Pasquali besaß nur noch zwei Ducaten, die er zur Bestreitung seiner nothwendigsten Lebensbedürfnisse behalten mußte.

willen sind wir bereit, nicht allein Verfolgungen, sondern auch den Tod zu leiden und mit unserem Blute die Lehre Christi zu besiegeln ... Wir sind bekannt und offenbar der ganzen Stadt Neapel, sowie in Cosenza. Darum wünsche ich, daß meine Briefe auf meine Kosten gedruckt und nach meinem Tode hieher geschickt würden. Doch handelt hierin, wie ihr glaubet, daß es am Besten zur Erbauung des Reiches Christi und zum Sturze desjenigen des Antichrists diene." — Um die Mitte Mai 1560 ward dann Pasquali mit seinen drei Leidensgefährten nach Rom geführt. Auf dem Schiffe benutzte er jede Gelegenheit, Zeugnisse abzulegen von seiner evangelischen Ueberzeugung. In Rom ward er im Thurmgefängnisse Nona verwahrt, wo ihn sein älterer Bruder Bartholomeo (der von Coni mit Empfehlungen an Ghislieri, den Cardinal von Alessandria, zur Befreiung oder wenigstens zur Erleichterung des Schicksales seines geliebten Luigi hergeeilt war) in einer sehr bejammernswürdigen Lage traf. — Barhaupt, an Händen und Füßen so enge gefesselt, daß die Banden tief in das Fleisch einschnitten, lag der Bedaurungswürdige auf der nackten feuchten Erde wie ein zum Tode verurtheilter Verbrecher. Bartholomeo ward bei diesem Anblicke so ergriffen, daß er vor Betrübniß sich kaum aufrecht zu halten vermochte. — Luigi aber sprach zu seinem Bruder: „Bist du ein Christ, so bekümmere dich nicht so heftig. Weißt du nicht, daß kein Blatt vom Baume fällt ohne den Willen Gottes? Laß uns vielmehr einander trösten in dem Herrn Jesu Christo, indem wir wissen, daß die Leiden dieser Zeit nicht werth sind der unendlichen Herrlichkeit." Da schrie der Dominicaner, der den Bartholomeo in's Gefängniß begleitet hatte, dem Gefangenen zu: „Schweig still; ich will nicht, daß du von solchen Sachen redest! Bist du so verstockt, daß du nicht glauben willst was andere Leute glauben?" Pasquali: „Ich glaube an Gott Vater, Sohn und den heiligen Geist und hoffe nur durch die Gnade Gottes, die mir Christus durch sein Leiden und Sterben erworben, selig zu werden." Dominicaner: „Du redest immer von deinem Christus und richtest unter diesem Vorwande eine neue Lehre auf, die derjenigen der römischen Kirche, zu welcher sich viele gelehrte und heilige Männer bekennen, widerstreitet. Auch wir glauben an Christum, willst du gelehrter sein als wir Alle?" Pq.: „Eines weiß ich, daß ich niemals von der Lehre der Propheten und Apostel, welche den heiligen Geist empfangen hatten, weichen werde." Vergebens waren die Bitten des Gefangenen, sowie die Verwendung

des Bartholomeo und eines Dr. Rotta aus Piemont, der in Rom sich aufhielt und mit dem Vater Pasquali befreundet war, um Versetzung in ein erträglicheres Gefängniß. Mit höhnender Rohheit sagte der Dominicaner: „Mit dir und deines Gleichen darf man kein Mitleid haben." Was der Dominicaner hart verweigerte, gewährte endlich der Commissarius der Inquisition, Cardinal von Alessandria[1]). Luigi Pasquali wurde in ein wohnlicheres Gefängniß versetzt und seinem Bruder Bartholomeo gestattet, öfters ihn daselbst in Begleitung zweier menschlicher fühlenden Geistlichen zu besuchen. Der Eine derselben war ein Decan von Vienne, der sich in Rom aufhielt, um ein Buch gegen Calvin zu schreiben und der Andere ein Carmelitermönch. Diese äußerten Theilnahme mit dem Gefangenen, indem sie ihm sagten, seine Leiden gehen ihnen zu Herzen. Wenn er aber ihrem Rathe folgen wolle, so wollten sie ihm ihren Beistand leihen, der schon Vielen in ähnlicher Lage nützlich gewesen. Darauf erwiderte Pasquali: „Ich danke Gott, daß er mich in meinen langwierigen Leiden Leute finden läßt, die sich noch meiner erbarmen; ich danke auch euch für die freundliche Gesinnung, die ihr gegen mich äußert. Mir hat aber Gott eine solche Erkenntniß Christi verliehen, daß ich darin nicht irren kann. Ich weiß auch, daß ich den Kreuzesweg wandeln und meinen Glauben mit meinem Blute besiegeln muß. Wenn ich mich dessen weigern wollte, so wäre ich seiner nicht werth. Darum versuchet nicht weiter, mich von der Wahrheit abwendig zu machen." Hierauf sagte der Decan: „Mein Bruder hier und ich gedenken auch nur durch Christum selig zu werden; indem wir ihn ebenfalls für den einigen Grund unserer Seligkeit halten." Pq.: „Wenn Christus wahrhaftig von der römischen Kirche für den einigen Grund der Seligkeit gehalten würde, so wären längst viele Irrthümer, die noch in derselben herrschen, verschwunden." — Bartholomeo bat seinen gefangenen Bruder, er möchte sich doch etwas nachgiebiger zeigen, damit er sein Leben erhalte und sich aus dieser Gefangenschaft rette. Er wolle ihm gerne die Hälfte seiner Güter geben, wenn er seine Ansichten ändern wolle, damit er mit ihm zu den Eltern und Verwandten zurückkehren könne. Darauf erwiderte Luigi unter Thränen: „Die Gefahr für dein Seelenheil schmerzt mich mehr als die Banden an meinen Händen und Füßen. Du

[1]) Der Cardinal von Alessandria zeigte in diesem Falle eine größere menschliche Nachsicht, als man sie sonst an ihm wahrzunehmen gewohnt ist.

hangeſt noch ſo am Irdiſchen, daß du darob des Himmliſchen vergiſſeſt; ich aber ſehne mich ſo nach dem Himmel, daß ich darob alle Güter der Erde, ja auch mein Leben gering achte. Ich halte Chriſtum mit meinem Herzen ſo innig umfaßt, daß mich nichts von ihm zu ſcheiden vermag." Von nun an gab Bartholomeo alle Hoffnung auf, ſeinen Bruder zu retten; daher richtete er ſein Beſtreben darauf, deſſen Gefangenſchaft für zwei bis drei Jahre zu verlängern, indem er ſich erbot, die dießfalſigen Koſten für ihn zu tragen. Aber bald mußte er ſich überzeugen, daß auch dieſer Verſuch zu Gunſten des Gefangenen umſonſt ſei, indem das Inquiſitionstribunal ſolches durchaus nicht gewähren wollte. Durch ſeine Theilnahme für ſeinen Bruder hatte er ſich ſelbſt verdächtig gemacht, ſo daß er ſich auf einen ihm gewordenen Wink in der Stille eiligſt aus Rom nach der Heimath begeben mußte, um den Schlingen der Inquiſition zu entgehen. Von dieſem Zeitpunkte an ward keinem befreundeten Menſchen mehr Zutritt zu dem Gefangenen geſtattet, obgleich in Rom auch damals noch mehrere evangeliſche Waldenſer im Verborgenen ſich befanden, denen Pasquali wohl bekannt war. — Später kam ein Bericht nach Coni über die öffentliche Verurtheilung und Hinrichtung Pasquali's, der uns Folgendes meldet. Am 8. Sept. 1560 ward er aus dem Gefängniſſe nach Santa Maria della Minerva geführt, wo ihm die verſchiedenen mit ihm aufgenommenen Verhöre vorgeleſen und von ihm auf's Neue beſtätiget wurden. Am 9. Septbr. wurde er ſodann auf Campo di Fiore geführt, wo Pius IV. und ſeine Cardinäle auch ſich eingefunden, um dem traurigen Schauſpiele ſeiner Hinrichtung beizuwohnen. Beim Anblicke des Papſtes und ſeiner Cardinäle ſowie der verſammelten Volksmenge ſprach Pasquali mit lauter Stimme: „Ich ſterbe als ein Bekenner Jeſu Chriſti und ſeiner Lehre; Alle aber, welche den Papſt für einen Statthalter Chriſti und für einen Gott auf Erden halten, befinden ſich in einem verderblichen Irrthume; dieweil er ſich durch die That als den ärgſten Feind der Lehre Chriſti und des wahren Glaubens erweiſt. Ja alle ſeine Anſchläge und Handlungen zeugen laut, daß er der wirkliche Antichriſt ſei." Doch der Mund dieſes Wahrheitszeugen mußte bald verſtummen. Er ward erdroſſelt und ſein Leichnam von den Flammen eines Scheiterhaufens verzehrt. Wer aber treu iſt bis zum Tod, dem wird die Krone des Lebens gereicht.

Während Pasquali ſeinen Leidensgang durch die Gefängniſſe Neapels und Roms machte und denſelben auf Campo di Fiore

glaubensvoll durch den Märtyrertod beschloß, wüthete der Sturm der Verfolgung gegen die waldensischen Gemeinden in Calabrien, welche er durch das Wort des Lebens erbaut hatte . . . Auf die oben erwähnten Vorgänge in Guardia, berichteten die Mönche nach Neapel, daß die Waldenser in offener Empörung sich befinden. Zur Dämpfung derselben stellte sich der Vicekönig an die Spitze einer Kriegsschaar, welche durch die Banditen und groben Verbrecher der Gegend verstärkt wurde, indem man denselben nebst reichlichem Solde bürgerliche Straflosigkeit, vollkommenen Ablaß und den Segen der Kirche versicherte, wenn sie die Waffen zur Ausrottung der Ketzer tragen wollten. Dieses vom Papste gesegnete und vom Vicekönig befehligte Heer von Bösewichtern vollzog nun das traurige Werk der Zerstörung und Vernichtung der so hoffnungsvoll aufblühenden evangelischen Colonie unter Verübung von Gräueln, welche der römisch-katholischen Kirche, auf deren Geheiß und in deren Dienste sie geschahen, zur ewigen Schande gereichen. San Xisto wurde mit Feuer und Schwert zerstört. Die Bewohner von Guardia wurden unter Vorspiegelung der Rettung in einen Hinterhalt gelockt und niedergeschlachtet. Den Flüchtlingen nach den Wäldern und Bergen setzten die Banditenkrieger mit wohlabgerichteten Spürhunden nach, indem der Vicekönig für die Einbringung eines todten oder lebendigen Waldensers einen Preis von 10 Scudi ausbezahlen ließ. Ueber die lebendig Eingefangenen wurden furchtbare Gerichte gehalten, wie sie uns auch der römisch-katholische Geschichtschreiber Neapels schildert: „Viele wurden wie Schaafe erstochen; Etliche erwürgt; Andere entzwei gesägt; Viele von einem Felsen hinuntergestürzt; hundert Andere zum Tode gefoltert; die Angeseheneren aber lebendig verbrannt.“ Tausende wurden als Sclaven verkauft oder wanderten auf die spanischen Galeeren. Indessen müssen selbst die römisch-katholischen Berichterstatter „die Demuth, Geduld und Ergebung“ bewundern, mit welchen diese evangelischen Märtyrer „den Qualen und dem Tode entgegengingen. Während der Vater den Sohn und der Sohn den Vater sterben sah, zeigten sie nicht nur keinen Schmerz, sondern sagten mit aller Heiterkeit einer ruhigen Seele, sie gingen hin Engel zu werden.“

So ward die Waldenser Colonie in Calabrien vernichtet und die Gegend, welche durch den Fleiß der Colonisten in einen fruchtbaren Garten umgewandelt worden, fiel der früheren Verwilderung anheim und wurde zur Zufluchtsstätte der Räuber und Ban-

diten bis auf unsere Tage. Das sind die Früchte der Siege der römisch-katholischen Kirche über die Evangelischen.

R. Christoffel in Wintersingen bei Basel.

IV. Das westliche Europa.

Die ersten Märtyrer der Reformation.

313. Heinrich Voes und Johann Esch.

1. Juli.

Kein Volk war im sechszehnten Jahrhundert zur Aufnahme der evangelischen Wahrheit, wie sie zuerst von dem Manne Gottes, Martin Luther, wieder gepredigt wurde, mehr vorbereitet als die Niederländer. In den Niederlanden waren die Vereine der Brüder des gemeinsamen Lebens, die so viel zur Wiederbelebung wahrer christlicher Frömmigkeit und zur Verbesserung des Unterrichts der christlichen Jugend geleistet haben, zuerst in's Dasein getreten und hatten sich von da am Niederrhein, in Westphalen, ja bis nach Schwaben verbreitet. Gerhard Groot, der Stifter, Florentius Radewin und Gerhard Zerbolt, die Beförderer dieser Vereine, waren Männer, deren Namen und Wirken keinem evangelischen Christen unbekannt sein sollten. In den Niederlanden hatte Johann von Goch, Vorsteher des von ihm gegründeten Priorats Thabor der Kanonissinnen des heil. Augustins in Mecheln und Johann Wessel von Groningen durch ihre Schriften reichliche Samenkörner christlicher Erkenntniß und christlichen Lebens ausgestreut, und insbesondere der Letztere, ein mehr praktisch gearteter Mann, hatte die augenfälligen Verderbnisse der Kirche kräftig bekämpft und in die Verbesserung derselben einzugreifen gestrebt. Diese frommen Männer, die aus dem lautern Quell der heiligen Schrift Heil, Frieden und Leben schöpften, bereiteten unter ihrem Volke dem Herrn Jesu Christo den Weg zur Reinigung der Kirchenlehre von den vielen verderblichen Irrthümern, die sich mit der Wahrheit vermischt hatten und zur Umgestaltung der Kirche auf dem Einen Grund, der gelegt werden kann und der Er selbst ist, Er der Erlöser und König seines Volkes.

Unter den großen und reichen Städten der Niederlande nahm

eben keine Stadt so lebhaften und ernsten Antheil an den religiösen Bewegungen und war so begierig nach der lautern Milch des Evangeliums als das durch seinen ausgebreiteten Handel und seine Malerschule blühende Antwerpen. Die Kaufleute Antwerpens, unter denen eben so viele fremde als einheimische waren, verloren sich nicht so sehr in ihre Handelsgeschäfte, daß sie nicht auch Zeit und Lust hatten, sich mit öffentlichen Angelegenheiten, sowohl denen des Staates, als denen der Kirche zu befassen. Es muß damals in dieser Stadt ein Verein von Männern gewesen sein, deren Blick geschärft war für die Uebelstände in der Kirche und die ernstlich daran dachten, ihres Theils so viel wie möglich zur Beseitigung derselben beizutragen, denn es ist kaum anzunehmen, daß allein der Stadtschreiber Cornelius Grapheus die Schriften Gochs werde gelesen und zu seiner christlichen Erbauung gebraucht haben. Ob Cornelius Grapheus mit Jakob Spreng, dem Probste des kurz vor der Reformation gegründeten Augustinerklosters, der wie Erasmus in einem Briefe an Luther meldet, ein Schüler des sächsischen Reformators gewesen, bekannt war, wird nicht erzählt; es läßt sich aber vermuthen, da diese zwei Männer die ersten, die um des Evangeliums willen so schwere Verfolgungen zu erdulden hatten, in derselben Stadt wohnten.

Wurden den Kaufleuten Antwerpens Luthers erste Schriften von ihren Geschäftsfreunden in Bremen und den anderen Hansestädten zugeschickt, so empfingen sie die Augustiner dieser Stadt von Mitgliedern dieses Ordens in Deutschland, und daß schon 1519 von Jakob Spreng, wenngleich mit großer Vorsicht doch mit festem Nachdruck das reine Evangelium, soweit er es erkannte, verkündigt wurde, berichtet uns wieder Erasmus in dem oben angeführten Schreiben an Luther. Und wie schnell nicht bloß in Antwerpen, sondern auch in anderen Städten der Niederlande die evangelische Wahrheit sich Bahn brach, geht aus der theologischen Disputation hervor, die in demselben Jahre (1519) in Löwen statt fand, in welcher die für das Evangelium in die Schranken getretenen Kämpfer obsiegten, was De Raer, der Rektor der jetzigen katholischen Universität in dieser Stadt in seiner Schrift über jene Disputation[1]) nicht zu berichten wagt.

Es blieb indeß nicht bei dieser Bekämpfung der evangelischen Wahrheit durch die Löwner Theologen. Carl V, der auf dem

[1]) Disquisitio hist. de iis quae contra Lutherum Leovanienses theologi egerunt ann. 1519, ed. De Raer. 1843.

Reichstage zu Worms mit einem Theil der deutschen Fürsten die Reichsacht über Luther aussprach, erließ mit dem Edikt vom 8. Mai 1521 gegen den Reformator und seine Anhänger ein Plakat gegen die Ketzerei in den Niederlanden, das seine Tante Margaretha von Oesterreich, die Statthalterin dieser Länder, bekannt machen ließ. In diesem Plakat wird von Luther gesagt, es sei kein menschliches Wesen, sondern ein Teufel in Menschengestalt, und angethan mit einer Mönchskutte, um desto leichter für Viele den ewigen Tod und die Zerstörung des Menschengeschlechts herbei zu führen[1]). Es wird darin verboten Bücher, in welchen von der heiligen Schrift Meldung geschieht oder welche Erklärung biblischer Sprüche enthalten, ohne die Erlaubniß des Bischofs des Sprengels oder dessen Stellvertreters und ohne das Gutheißen der theologischen Fakultät der nächsten Universität herauszugeben. Die frühern Herren der Niederlande erließen keine Verordnungen und machten keine Gesetze außer im Einverständniß mit dem Adel und den Ständen, und so läßt sich denken, wie das Plakat vom 8. Mai, das gegen des Landes alte Freiheit war, viele Niederländer erbittern mußte. Von den fanatischen Anhängern des Pabstthums in Antwerpen wurde aber am 13. Juli 1521 dieses Edikt durch öffentliche Verbrennung der Schriften Luthers gefeiert.

Im Jahre 1522 beauftragte Carl V. den Rath von Brabant (synen raedten an Brabant), Franz van der Hulst, den Erasmus einen wunderlichen Feind der Gelehrsamkeit nennt, und den Carmeliter Nicolaus van Egmont, einen unsinnigen Menschen mit einem Schwert bewaffnet, wie wiederum Erasmus sagt, mit der Ketzeraufspürung in den Niederlanden. Es dauerte nicht lange, so konnte man sehn, daß diese zwei Ketzerrichter entschlossen waren allen reformatorischen Bestrebungen mit Gewalt Einhalt zu thun. Sie ließen den Stadtschreiber von Antwerpen, Cornelius Grapheus, der kurz vorher das Buch Gochs von der christlichen Freiheit mit einer kräftigen Vorrede herausgegeben hatte, in das Gefängniß nach Brüssel abführen. Obgleich dieser gelehrte, aber in seinem evangelischen Glauben wenig befestigte Mann zuerst in Brüssel, auf einem Schaffote, und danach in Antwerpen in der Liebfrauen-

[1]) Niet een mensche, maer een duivel! onder de gedaente (Gestalt) van den mensche, bedekt met den habyte van eenen religieus, om soo veele te bet ende te lichtelyker ter eeuwiger doodt ende verdoemenisse te brengen 't menschelyke geslachte. Brandt historie der reformatie in den Nederlanden.

kirche widerrief, wurde er doch nicht sogleich aus seiner Haft entlassen. Selbst der Erzbischof von Palermo und Kanzler von Brabant, Johann Carondiletus, an den er aus seiner Gefangenschaft am 18. November 1522 schrieb, konnte oder wollte sich nicht bei der Statthalterin Margaretha für ihn verwenden. Später wurde er jedoch wieder in Freiheit gesetzt, aber ohne sich weiter an der immer mehr um sich greifenden Reformation zu betheiligen. Auf ihn findet das Wort des Herrn seine Anwendung: „Wer aber auf das Steinigte gesäet ist, der ist es, wann Jemand das Wort höret, und dasselbige bald aufnimmt mit Freuden. Aber es hat nicht Wurzel in ihm, sondern er ist wetterwendisch; wann sich Trübsal und Verfolgung erhebt um der Marter willen, so ärgert er sich bald." Der Herr will solche Bekenner, die lieber sterben, als daß sie ihn verleugneten. Und Gott sei Dank, es fehlte auch in den Niederlanden nicht an solchen Jüngern. War Martin Luther der erste, der wieder aus voller freudiger Ueberzeugung das Heil, das allein im Namen Jesu Christi ist, bezeugete, so waren Augustinermönche von Antwerpen die ersten, die ihr Zeugniß von Christo mit ihrem Blute besiegelten.

Schon gegen Ende des Jahres 1521 wurde nämlich auch der Augustinerprior, Jakob Spreng, gefänglich eingezogen, der aber seine Freiheit mit seinem Widerrufe vor dem päbstlichen Nuntius Alexander, dem Kanzler von Brabant Hieronymus van der Nort, dem Weihbischof von Cambrai Adrian Herbout, dem Beichtvater des Kaisers, Glapio, und anderen Prälaten erkaufte, und sich nach Brügge zurückzog. Entbehrungen aller Art und die Marter der Folter hatten ihn zu diesem Widerrufe gebracht. Bald kehrte aber sein Muth zurück, und mußte er gleich befürchten wieder in die Gewalt der Feinde der Wahrheit zu gerathen, so predigte er doch das Evangelium wieder, selbst mit größerem Eifer als in der Klosterkirche zu Antwerpen. Die Ketzerrichter van der Hulst und Egmont ließen ihn zum zweiten Mal greifen und nach Brüssel in's Gefängniß bringen. Diesmal wäre er dem Tode nicht entronnen, hätte er nicht durch die List eines Franziskaners seine Freiheit gefunden. Er eilte zu Luther nach Wittenberg, von wo er als Prediger nach Bremen berufen wurde.

Die Verfolgungen, die ihren Prior trafen, entmuthigten indeß die Augustinermönche in Antwerpen nicht. Ihre Kirche faßte oft kaum die Menge des Volks, die sich zu ihren Predigten hinzudrängte. Auf Verlangen des Bischofs von Cambrai wurden meh-

rere von ihnen gefänglich in's Schloß nach Vilvoorde gebracht. Sie waren es noch nicht, die der Herr sich zu Blutzeugen seiner Wahrheit ausersehen hatte. Auch sie ließen sich durch Drohungen erschrecken und widerriefen öffentlich in der Liebfrauenkirche die von ihnen verkündigte evangelische Lehre.

Hofften ihre Feinde, daß sie jetzt schweigen und nicht mehr von der Gnade Gottes in Christo Jesu zeugen würden, so irrten sie sich. Mehrere von ihnen, und am kräftigsten ihr neuer Prior Heinrich von Zütphen, sammelten durch ihre Predigten ganze Schaaren heilsbedürftiger Zuhörer um sich. Da brach die Wuth gegen sie und die Wahrheit, die sie den hungrigen Seelen als das Brot des Lebens anboten, auf's neue los. Hellebardiere drangen in die Kirche und rissen den Prior von der Kanzel, wo Worte des ewigen Lebens, wie man sie in der heiligen Schrift fand, von seinen begeisterten Lippen flossen. Dies geschah am 29. September 1522. Der Prior wurde in einen Kerker im St. Michaelskloster geführt. Kaum war der Ort, wo er gefangen saß, bekannt, so eilten seine Anhänger, unter ihnen viele Weiber, dahin, drängten die Wächter bei Seite, erbrachen die Thüren und befreiten den geliebten Prediger. Heinrich von Zütphen war gerettet und verließ Belgien.[1]) Damit nun nicht länger das Gift der Ketzerei in die Herzen dringen möchte, wurde das Augustinerkloster zerstört. Es blieb kein Stein auf dem andern. Das Tabernakel mit der Hostie wurde feierlich weggetragen und in der Liebfrauenkirche von der Statthalterin Margaretha in Empfang genommen. Die Mönche brachte man theils nach Hoogstraeten, einem Marktflecken 7 Stunden von Antwerpen, theils nach Bogaerden bei Hal. Nur die hartnäckigsten Ketzer unter ihnen wurden im Schloß zu Vilvoorde festgesetzt. Wo das Augustinerkloster gestanden, da steht jetzt die Andreaskirche.

Es zeigte sich aber auch hier wieder, wie viel leichter es ist den Herrn mit dem Munde als mit Treue, die auch durch die Schrecken des Todes nicht erschüttert wird, zu bekennen. Als die Doktoren von Löwen den Mönchen von Vilvoorde drohten, sie würden sie öffentlich verbrennen lassen, wenn sie ihre Ketzereien nicht abschwörten, fielen sie bis auf drei vom Herrn ab. Diese drei blieben standhaft bei ihrem Bekenntnisse bis zum letzten Hauche ihres Lebens. Sie hießen Heinrich Voes, Johann Esch und Lambert Thorn.

[1]) Dessen Lebensbild und Märtyrerthum von Claus Harms, s. Bd. III. S. 574 ff.

Von Vilvoorde wurden diese drei edlen Jünglinge, deren Haupt bald die Märtyrerkrone schmücken sollte, nach Brüssel geführt und in einem der Kerker dieser Stadt in Verwahr gebracht. Der Herr war mit ihnen und ließ sie erfahren, daß sein Evangelium eine Kraft Gottes ist, die, wie sie den bußfertigen Sünder selig macht, so den begnadigten Sünder mit Sterbensfreudigkeit erfüllt, wenn durch seinen Tod Christus sich in ihm verherrlichen will. Sie glaubten, wer den Herrn bekennet vor den Menschen, den will er bekennen vor seinem himmlischen Vater, und bezeugten ein gutes, ein freudiges Bekenntniß vor Hoogstraeten, van Egmont, Lutomus und den andern Richtern. Ihr Blick war nach oben gerichtet — dort wird uns der Herr die Krone der Gerechtigkeit aufsetzen, sagten sie, — darum freudig, in die lodernde Flamme getreten, die verzehren wird, was sträflich ist in uns. Unsere Seele aber wird der Herr zu sich nehmen, auf daß sie da sei, wo er ist.

Als die Ketzermeister, wie die alten Flämischen Scribenten ihre Richter nennen, sie fragten, was sie glaubten, da antworteten sie und bekannten mit lauter Stimme und großer Freudigkeit: Wir glauben und halten die 12 Artikel[1]) des christlichen Glaubens und auch Alles, was in den evangelischen und biblischen Schriften enthalten ist. Wir glauben auch eine christliche Kirche, aber nicht eine solche, wie ihr glaubet.

Zweitens wurden sie gefragt, ob sie auch die Satzungen,[2]) die Concilien und alten Väter glaubten. — Ihre klare und bestimmte Antwort war: Wir glauben die Satzungen, so weit sie mit den göttlichen Schriften übereinstimmen und nicht dagegen sind.

Auf die dritte Frage, ob sie auch glaubten, daß sie eine Todsünde begingen, wenn sie nicht des Pabstes und der Väter Satzungen annähmen, lautete ihre einfältige Antwort: Wir glauben, daß die Gebote Gottes und nicht der Menschen Satzungen selig machen und verdammen.

Die Ketzerrichter ließen Nichts unversucht, weder freundliche Zusprache, noch Drohung um die guten Christen — ich lasse das Martyrologium reden, zum Widerrufe zu bringen. Die Jünglinge blieben unverrückt bei ihrem Bekenntnisse. Luther sagt von ihnen in dem schönen Liede, das er auf ihren Zeugentod gedichtet hat:

[1]) So steht in dem niederdeutschen Martyrologium. Amsterdam 1672.
[2]) instellinge.

Sie sungen süß (die Ketzermeister), sie sungen sau'r,
Versuchten manche Listen;
Die Knaben stunden wie ein Mau'r,
Verachten die Sophisten,
Den alten Feind, das sehr verdroß,
Daß er ward überwunden
Von solchen Jungen — er, so groß:
Er ward voll Zorn von Stunden,
Gedacht sie zu verbrennen.

Es war wieder die Zeit gekommen, daß wer die glaubensmuthigen Zeugen des Evangeliums tödtete, in seiner Blindheit und Bosheit meinte, er thue Gott einen Dienst daran. Die Reformation sollte auch ihre Blutzeugen haben und die ersten waren die drei jungen Augustinermönche von Antwerpen. Ihr Blut schreit nicht um Rache, es schreit um Erbarmen, daß doch bald das Licht der Wahrheit da wieder hell leuchten möchte, wo es vor drei Jahrhunderten so hellen Glanz verbreitete.

Die drei Jünglinge wurden den weltlichen Richtern übergeben, daß sie sie nähmen und tödteten, das Martyrologium bemerkt, gleichwie Christus Pilatus und den Juden überantwortet ward. Das Urtheil ward gesprochen: Johann Voes und Heinrich Esch sollten öffentlich verbrannt werden.

Am ersten Juli 1523 strömte in Brüssel die Menge des Volks auf den Rathhausplatz. Bald erschienen die drei Bettelorden in feierlichem Zuge mit Kreuz und Fahnen und stellten sich auf. Für die Doktoren der Gottesgelahrtheit und die Aebte, mit Inful und Stab war vor dem Stadthause ein Gerüste aufgeschlagen. Die Menge sollte merken, die Mönche würden zur Ehre Gottes verbrannt.

Um eilf Uhr wurde der jüngste der drei Augustiner, Heinrich Voes, der die andern an Erkenntniß der heilsamen Lehre und an Beredtsamkeit weit übertraf, mitten auf den Markt geführt. Mit priesterlichen Gewändern angethan, mußte er auf das Schaffot steigen. Da war ein Altar aufgeschlagen und geschmückt, vor dem man ihn niederknieen ließ. Aller Augen waren auf den Jüngling gerichtet. Ruhig stand er da, mit dem Gesicht zum Volke gewendet, und war bereit seinen Leib zu begeben zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig wäre.

Man konnte an ihm kein Zeichen von Furcht und Angst bemerken. Hinter ihm stand der Guardian der Barfüßer und redete zum Volk. Er wird gedonnert haben gegen die Greuel der Ketzerei und des Abfalls von der Kirche, und die Menge gewarnt haben,

daß sie dem Beispiele des unglückseligen Mönches nicht folge, der seine Sünde — er liebte den Herrn mehr als sein Leben — mit dem Feuertode büßen müßte. Während der Barfüßer predigte, wenn man es so nennen darf, sprach ein Abt, der die Stelle des Bischofs vertrat, die Entweihung über Heinrich Voes aus. Die Predigt und die Entweihungsceremonie dauerten eine ganze Stunde. Nachdem die priesterlichen Kleider dem Mönche abgenommen waren, wurde er hinter das Schaffot gebracht.

Darauf wurden die zwei anderen, Johann Esch und Lambert Thorn vorgeführt. Sie waren älter als Heinrich. Lange Bärte entstellten ihr Gesicht, auf dem jedoch freudiger Muth strahlte. Sie wurden ebenfalls der priesterlichen Weihe und Kleidung beraubt wie ihr Bruder und Mitgenosse „an der Trübsal und am Reiche, und in der Geduld Jesu Christi." Ruhig ließen sie es geschehen und dankten dem guten himmlischen Vater, daß er sie, nach seiner großen Güte, von den Zeichen eines solchen Priesterthums befreit habe, um sie zu Priestern seiner heiligen Ordnung zu machen und sie zu sich zu nehmen als Gabe und Opfer zu einem süßen Geruche.

Wiewohl es recht und billig ist, bemerkt das Martyrologium, und besonders zu Brüssel üblich, daß die gegen Schuldige angebrachte Anklage öffentlich vorgelesen werde, ehe sie zum Tode abgeführt werden, so wurde dies bei der Verbrennung der Augustiner aus Scham oder großer Ungerechtigkeit nicht gethan. Hoogstraeten trat zu ihnen, sie zu trösten und sprach zu ihnen, wofern sie widerrufen wollten: so habe er Macht sie freizugeben. Darauf antwortete einer von ihnen: das sind Worte des Pilatus; und auch du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben (Joh. 19, 10. 11). Wiederum lobten sie Gott, daß sie für seinen heiligen Namen sterben durften.

Als Heinrich Voes und Johann Esch zum Scheiterhaufen geführt wurden, und sie ihre Kleider ausgezogen, redeten sie viele schöne Worte, aus denen man deutlich genug erkennen konnte, daß sie gottesfürchtige Männer waren, die herzlich froh waren[1]) abzuscheiden und zu dem Herrn Jesu Christo zu kommen (Philipp. 1, 23). Sie bezeugten fort und fort[2]), daß sie als Christen stürben und daß sie die eine heilige, allgemeine Kirche glaubten. Das ist der Tag, sprachen sie auch, nach welchem wir uns seit langer Zeit ge-

[1]) hertelick zeer verblydt. Martyrol.

[2]) zonder ophouden.

sehnt haben. Wie treu ist er der Herr, daß er seine Bekenner so stärkt und sie weit überwinden läßt, wenn sie geachtet wie Schlachtschafe zum Tode geführt werden.

Sie waren bis auf's Hemd entkleidet und standen lange da, als die nicht gebunden sondern von selbst den Pfahl ergriffen, an dem sie den Feuertod schmecken und erdulden sollten. Ihre Feinde hofften noch immer, die Nähe oder Schrecken des Todes würden sie endlich doch zum Widerrufe bringen, aber sie blieben standhaft und wollten im Namen des Herrn Jesu sterben. Auf die Ermahnung, sie sollten sich bekehren, sonst würden sie die Beute des Teufels werden und in seinem Namen sterben, erwiederten sie, sie wollten, als gute Christen, in der evangelischen Wahrheit sterben.

Endlich wurde der Holzstoß angezündet. Sie standen mitten in den Flammen, verklärten Angesichts und als Solche, die mit brennenden Lampen dem Bräutigam ihrer Seelen entgegengingen. Bald werden sie ihn sehen von Angesicht zu Angesicht. Wie selig werden sie sein, wenn er zu ihnen sprechen wird: Ei, ihr frommen und getreuen Knechte, ihr seid über Wenigem getreu gewesen; ich will euch über viel setzen; ziehet ein zu eures Herrn Freude.

Einer von ihnen (Voes), da er das Feuer zu seinen Füßen auflodern sah, rief aus, es sei, als ob Rosen um ihn her gestreut wären. Je höher das Feuer an ihnen aufschlug, desto größer wurde ihre Todesfreudigkeit. Sie sagten laut das apostolische Symbolum her und sangen im Wechselgesange, Vers für Vers, das Tedeum:

> Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott wir danken dir —
> König der Ehren, Jesu Christ, Gott Vaters wahrer Sohn du bist —
> Du hast dem Tod zerstört sein Macht, und alle Christen zum Himmel bracht: Du sitz'st zur Rechten Gottes gleich, mit aller Ehr' in's Vaters Reich; und Richter du zukünftig bist Alles, das todt und lebend ist.
> Nun hilf uns, Herr, den Dienern dein, die mit deim Blut erlöset sein: laß uns im Himmel haben Theil, mit den Heil'gen im ew'gen Heil: hilf deinem Volk, Herr Jesu Christ, und segne was dein Erbtheil ist.

Sie glaubten nun nicht bloß, sie erfuhren und empfanden die Kraft der Worte des Apostels: der Tod ist verschlungen in den Sieg, Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

Als sie schon ganz von den Flammen eingehüllt waren, hörte man sie noch laut rufen: Herr Jesu, Sohn Davids, erbarme dich unser.

Das waren ihre letzten Worte. Sie waren getreu gewesen bis in den Tod und empfingen die Krone des Lebens aus der Hand des Herrn.

Der Eine von ihnen war aus der Kampe (Campene) zwischen Antwerpen und der Grenze von Nordbrabant, der Andere aus der Provinz Seeland.

Was den dritten Auguſtinermönch, Lambert Thorn, betrifft, entweder daß er noch nicht ſo feſt im Glauben war wie die zwei anderen, oder daß er zurückſchauderte vor dem Feuertode, er ſoll um vier Tage Bedenkzeit gebeten und wieder in's Gefängniß gebracht worden ſein. Sein Zeugenmuth wuchs ihm wieder und die Todesangſt wich von ihm. Er bekannte ſich offen und frei zu ſeinem Herrn und Heilande, und ſtarb wie ſeine Leidensgenoſſen im Namen und für den Namen Jeſu Chriſti.

Alle drei ſind ſelig geſtorben, weil ſie ſind im Frieden des Herrn geſtorben.

In unſern Tagen wird durch Schriften über die Reformation[1]) den Bewohnern dieſes reich geſegneten Landes, von denen Viele fragen: Was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde? in die Erinnerung gerufen, wie im 16ten Jahrhundert ihre Vorfahren ſo begierig die Wahrheit geſucht und aufgenommen haben. Es findet auch in Belgien wieder Anwendung, was zur Zeit der Reformation unſere Väter mit dankbarem Gemüthe ſangen, da die Sonne der Gerechtigkeit mit hellem Glanze ihnen aufging:

Der Sommer iſt heut vor der Thür,
Der Winter iſt vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden. Amen.

Der gnädige Gott, der auch jetzt wieder dreinſieht, und ſich ſeines in Unwiſſenheit und weltlichen Beſtrebungen verſunkenen Volkes in Belgien annimmt, verleihe, daß der fröhliche Schall des Evangeliums mehr und mehr in die Herzen dringe, und daß diejenigen, die ſich zum Herrn Jeſu Chriſto, als dem einzigen Heilande, den Gott den Menſchen gegeben hat, bekennen, mit lauterem Eifer, der nur auf die Ehre des Herrn und das Heil ihrer Brüder gerichtet iſt, ſein Reich auszubreiten ſuchen. Streiten ſie mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und Linken, ſo wird Gott es ihnen beſſer gelingen laſſen, als ihren Vätern im 16ten Jahr-

[1]) Le Protestantisme Belge avant, pendant et après les troubles du XVI. siècle, considerations historiques par un Belge; und L'inquisition et la reforme en Belgique par Charles Rahlenbeck. Anvers.

hundert: die evangelische Kirche, die sie mit seiner Hülfe bauen, wird sein wie eine Stadt, die auf einem Berge liegt, daß Jedermann sie sehen könne, und sie allen Angriffen, von welcher Seite sie kommen, ob aus den Palästen des Götzendienstes, oder aus dem Lager des Unglaubens, siegreich widerstehn. Ist hier Einiges von den Anfängen der Reformation in Belgien erzählt worden, so ist es auch in der Absicht geschehen, den evangelischen Christen Deutschlands an's Herz zu legen, sie möchten für das kleine Häuflein evangelischer Christen in Belgien bitten, daß der Herr ihnen verleihe treu zu sein in ihrem Bekenntnisse, fromm in ihrem Wandel und nur darauf bedacht, nach dem Beispiele Johann von Goch von der christlichen Freiheit zu zeugen.

S. Spörlein in Antwerpen.

---

314. Patrik Hamilton.

17. Februar.[1])

Patrik Hamilton, der erste Prediger und Märtyrer der schottischen Reformation war von edler Geburt und Abkunft. Sein Vater, Sir Patrik Hamilton war ein natürlicher (später legitimirter) Sohn des ersten Lord Hamilton, der sich mit Maria, Tochter des Königs Jakob II. vermählte. Seine Mutter war Katharina Stuart, Tochter des Alexander Herzogs von Albanien, zweiten Sohnes desselben schottischen Königs.

Weder das Datum noch der Ort seiner Geburt sind genau bekannt; doch man hat guten Grund, anzunehmen, daß er in Stonehouse bei Glasgow im Jahre 1504 geboren ist. Als jüngerer Sohn wurde er zeitig für die Kirche bestimmt und im Jahre 1517 zum Titular-Abt von Ferne, einem Prämonstratenser Kloster in Roß-Shire ernannt. Wahrscheinlich in demselben Jahre verließ er Schottland, um seine Studien an der Pariser Universität fortzusetzen. Man hat immer angenommen, daß er auf der Universität St. Andreas Student gewesen sei, doch ganz kürzlich wurde

[1]) Sein Todestag ist der 29. Februar, von welchem in dem verb. evang. Kalender das Gedächtniß Hamiltons, des ersten schottischen Märtyrers, verlegt ist und zwar auf den 17. Febr., als den Tag, an welchem der letzte schottische Märtyrer, Jac. Renwick, hingerichtet wurde. S. Evang. Kalender für 1870. S. 60. F. P.

sein Name in einem handschriftlichen Register der Magistri Jurati von Paris unterm Jahre 1520 entdeckt, und diese Entdeckung wirft ein wichtiges Licht auf den Weg, auf welchem er zur Erkenntniß der evangelischen Wahrheit gelangt ist. Es waren unzählige Schüler des Erasmus und Luther auf jener Hochschule zur Zeit von Hamiltons damaligem Aufenthalt. Die Flammen des Streites, die sich an der neuen Wissenschaft und der neuen Theologie entzündet hatten, loderten grade in jenen Jahren in Paris. Und als er später, nachdem er einige Zeit in Louvaine verweilte, das er wahrscheinlich wegen seines neuen Collegium Trilingue besuchte, nach Schottland 1523 zurück kehrte, war er bereits ein erklärter Erasmusianer, nicht allein wegen seiner Liebe zur alten Litteratur, sondern auch wegen seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit kirchlicher Reformen.

Uns wird von Alexander Alesius berichtet, daß „er ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit war, alle Sophisterei aus den Schulen verbannte, und die Philosophie zu ihrer Quelle, zu den Original-Schriften des Aristoteles und Plato zurückführte." Derselbe Autor belehrt uns, daß, obgleich Hamilton ein Abt war, er doch nie die Klostertracht anlegte, „so groß", sagte er, „war sein Haß mönchischer Scheinheiligkeit!" Statt mit den Mönchen seiner eigenen Abtey von Ferne zusammen zu sein, wurde er als „Lehrer der Künste" ein Glied der Universität von St. Andreas, und nahm in jener Stadt seinen Wohnsitz. Es erforderte das Studium und Nachdenken mehrerer Jahre, um aus dem jungen Schüler des Erasmus den entschiedenen Anhänger Luthers zu machen. Hamilton konnte noch nicht öffentlich für die Reformation sich erklärt haben, als er in den Priesterstand der Kirche aufgenommen wurde, wahrscheinlich 1526, doch die Beweggründe die ihn zum Priesteramt leiteten, offenbarten den evangelischen Geist, welcher im Geheimen in seinem Herzen Kraft gewann. „Es geschah", sagt John Frith der englische Märtyrer, „weil er alle Mittel suchte die Wahrheit zu bezeugen, gleich wie Paulus den Timotheus beschnitt um die schwachen Juden zu gewinnen." Er verstand noch nicht, daß der treue Dienst am Worte Gottes völlig unvereinbar war mit dem Dienst der Kirche Roms. Im Anfange des Jahres 1527 erreichten die Gerüchte zuerst den Erzbischof von St. Andreas, daß Hamilton öffentlich sich der Sache Luthers angenommen hätte, und Beaton that sogleich Schritte ihn zu strenger Rechenschaft zu ziehen. Solch' ein Prediger der Ketzerei war in der That furcht-

bar. In einem Lande, wo edle Geburt und mächtige Verbindungen noch mehr Einfluß auf das Volk hatten, als in irgend einem andern Reiche von Europa, war ein Prediger des Lutherthums mit königlichem Blut in seinen Adern und mit aller Macht der Hamiltons im Rücken, ein gefährlicherer Feind der Kirche, als Martin Luther selbst in Person würde gewesen sein.

Der Augenblick war bedenklich, keine Zeit durfte verloren werden. Beaton stellte unverzügliche Untersuchung über die Wahrheit der ihm zugekommenen Nachricht an, und da er den jungen Priester gefunden hatte „mit streitender Ketzerei befleckt, verschiedene Ketzereien Martin Luthers und seiner Genossen, der Wahrheit entgegen behauptend" lud er ihn vor sich. Patrik Hamilton hatte sich gerüstet die Wahrheit zu predigen, doch er fühlte sich noch nicht fähig für sie zu sterben. Er hatte schon den Glauben eines Evangelisten, doch noch nicht völlig den Glauben eines Märtyrers. Im Frühjahr 1527 wich er aus Schottland, und begab sich nach der evangelischen Schule Deutschlands; zwei Freunde und ein Diener begleiteten ihn.

Er war kurze Zeit in Wittenberg, doch sind leider keine Einzelheiten von seinem Verkehr mit Luther und Melanchthon aufbewahrt. Von Wittenberg ging er nach Marburg und war bei der Einweihung der neuen Universität des Landgrafen Philipp gegenwärtig. Sein Name steht noch auf der ersten Seite des akademischen Albums verzeichnet. Hier schloß er sich mit besonderer Liebe an Franz Lambert, den der Landgraf von Straßburg hingerufen hatte, in der theol. Facultät den Vorsitz zu führen, und in dessen Schule er seine Fortschritte zur theologischen Reife ausgezeichnet rasch machte. Der Meister gewann seinen Schüler eben so lieb als der Schüler seinen Meister. Lambert hat schriftlich ein hoch wichtiges Zeugniß seiner Talente und seines Characters hinterlassen. „Sein Wissen", sagt er, „war für seine Jahre von nicht gewöhnlicher Art, und sein Urtheil in den göttlichen Wahrheiten war ausnehmend sicher und gründlich. Der Zweck seines Besuchs der Universität war, sich völliger in der Wahrheit zu gründen, und ich kann redlich sagen, daß ich selten Jemandem begegnet bin, der sich mit dem Worte Gottes mit größerem Geist und Ernst des Gemüths beschäftigt hätte. Er unterredete sich oft mit mir über diese Gegenstände. Er war der erste der nach der Gründung der Universität eine Reihe von Thesen auf meinen Rath zur öffentlichen Vertheidigung aufstellte. Diese Thesen waren im evange-

lischen Geiste abgefaßt und wurden mit der größesten Gelehrsamkeit vertheidigt." Die eben benannten Thesen wurden später ins Englische von John Frith übersetzt, und in jener Form durch Fox den englischen Martyrologen und durch John Knox den Geschichtschreiber der schottischen Reformation, unter dem Namen von Patriks Stellen — das ist loci communes erhalten. Sie bilden ein interessantes und wichtiges Denkmal der früheſten Lehre der schottischen Reformatoren. Diese Lehre ist rein evangelisch ohne die Eigenthümlichkeiten der Lutherischen noch der Schweizerischen Symbole darzulegen. Hamiltons Theologie war gleich der Lamberts „nach dem Typus der Lutherischen Verkündigung des Evangeliums gebildet, wie nach Melanchthons loci communes wissenschaftlich geordnet und begründet." —

Nach dem Verlauf eines halbjährigen Aufenthalts im evangelischen Deutschland fühlte Hamilton, daß die Zeit gekommen sei, wo die Pflicht, die er Gott und seinem Vaterlande schuldete, ihn nöthige heimzukehren. Die beiden Freunde scheinen vor der Gefahr, ihn zu begleiten, zurückgeschreckt zu sein. Doch keine Aussicht auf Gefahr konnte ihn von seinem hohen Plane, seinem Vaterlande ein Evangelist zu werden, abwendig machen. Welch' eine Veränderung! Vor sechs Monaten floh er aus seinem Lande, weil er sich noch nicht der Mission eines evangelischen Märtyrers gewachsen fühlte. Doch jetzt eilt er den Gefahren gegenüber zu stehen, die er damals zu meiden geeilt hatte. Wie erstaunlich! und doch nicht schwer erklärlich! Denn sechs Monate hatte er unter den berühmtesten Helden und Lehrern des reformirten Glaubens zugebracht. Seine Lehrer waren alle evangelische Doctoren von der höchsten Auszeichnung gewesen; und sie waren alle eben so wohl evangelische Helden als Doctoren. Es war für eine Seele wie die seinige unmöglich, mit solchen Seelen lange in Gemeinschaft zu stehen, ohne ihren Geist in sich aufzunehmen, und von ihrem Einfluß überwältigt zu werden.

Bei seiner Ankunft in Schottland begab sich Hamilton zu dem Familien-Wohnsitz von Kincavel bei Linlithgow und dort fand er seine erste Gemeinde. Sein älterer Bruder Sir James war jetzt im Besitz der Familien-Güter und Ehren. Seine Mutter lebte noch, und er hatte noch eine Schwester Namens Katharine, eine Dame von Geist und Talent. So machten nahe Verwandte und die Dienerschaft der Familie sein erstes Auditorium aus, und seine Arbeit unter ihnen wurde mit großem Erfolg gesegnet. Beide,

sein Bruder und seine Schwester nahmen die Wahrheit an, und wurden in kommenden Jahren gewürdigt viel für diese Sache zu leiden.

Doch er beschränkte sich nicht auf den Kreis von Kincavel. Er fing an das lange verlorne Evangelium zu predigen in der ganzen Umgegend. „Die glänzenden Strahlen des wahren Lichtes, sagt Knox, das durch Gottes Gnade in sein Herz gepflanzt war, fingen reichlich an weiter zu zünden sowohl öffentlich als insgeheim." — „Wohin er kam", sagt ein anderer Geschichtschreiber, „unterließ er nicht das Verderben der römischen Kirche offen darzulegen, und die Irrthümer zu zeigen, die sich in die christliche Religion eingeschlichen hatten, welchem Viele ihr Ohr liehen, und er hatte um seiner Lehre und seines leutseligen Benehmens willen viel Anhang unter aller Art Volks."

Was er mit so vielem Erfolg predigte mögen wir aus seinen „Stellen" ersehen. In diesem kleinen Tractat erkennen wir die wahre Seele und den Geist seines kurzen doch fruchtreichen Predigtamtes, die in Jesu Christo seinen Landsleuten gepredigte Wahrheit, als die lebendige Wurzel der Hoffnung und Liebe. Er zielte auf eine Verbesserung der National-Kirche, welche an der Wurzel, nicht an den Zweigen anfing. Indem er so die Wurzel des Glaubens und Lebens in seinem Lande verbesserte, hoffte er die Bäume und ihre Früchte zu verbessern. Und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Der Prediger selbst wurde freilich bald stille gemacht und vertilgt. Doch seine Lehre lebte nach ihm, und wirkte mit einer sauerteigartigen Eigenschaft auf das Herz des Volks, bis sie den ganzen Teig durchsäuert hatte.

Bald nach seiner Rückkehr aus Deutschland that Hamilton, obgleich er Priester und Abt war, den entscheidenden Schritt, in die Ehe zu treten. Seine Braut war eine junge Dame von edler Geburt, deren Namen leider nicht aufbewahrt ist. Der Beweggrund, welchen Alesius zu diesem Schritte bezeichnet, war des Reformators Haß gegen die Heuchelei der römischen Kirche. Es scheinen bei dieser Gelegenheit ähnliche Beweggründe ihn geleitet zu haben wie Luther. Er wünschte durch Wort und That zu zeigen, wie gänzlich er die angemaßte und niederdrückende Autorität des römischen Stuhles abgeworfen hätte. Doch seine Ehe wie seine Laufbahn als Prediger waren beide nur für kurze Zeit bestimmt. Im Frühjahr 1528 nahm der Erzbischof von St. Andreas sein Verfahren gegen ihn wieder auf, welches ein Jahr zuvor

durch seine Flucht nach Deutschland unterbrochen war. Indem er einen Ton der Aufrichtigkeit und Mäßigung erkünstelte, sandte Beaton ihm eine Botschaft die den Wunsch einer Conferenz mit ihm zu St. Andreas über solche Punkte der kirchlichen Lage und Verwaltung ausdrückten, die einiger Verbesserung benöthigt zu sein schienen. Hamilton wurde durch diese Verstellung nicht getäuscht. Er begriff deutlich die Politik seiner Feinde, und sah und sagte den schnellen Ausgang ihres Verfahrens vorher; wie St. Paulus wußte er wohl, daß Bande und Gefängniß seiner warteten in der Stadt der Schriftgelehrten und Pharisäer, doch er fühlte sich im Geiste gebunden dennoch dahin zu gehn, indem er sein Leben auch nicht selbst theuer hielt, auf daß er vollendete seinen Lauf mit Freuden und das Amt, das er empfangen hatte von dem Herrn Jesu, zu bezeugen das Evangelium von der Gnade Gottes. Als er um die Mitte des Januar in St. Andreas angekommen war, fand die vorgegebene Conferenz statt, und wurde mehrere Tage fortgesetzt. Der Erzbischof und sein Coadjutor die noch Mäßigung erheuchelten, schienen des Reformators Ansichten in vielen Punkten zu billigen, und als die Conferenz beendet war, wurde ihm erlaubt, sich frei in der Stadt und Universität zu bewegen, und ungehindert seine Ueberzeugung öffentlich und privatim darzulegen. Mit dieser heuchlerischen und zögernden Politik erreichten seine Feinde verschiedene Endzwecke. Sie gewannen Zeit für ihre Intriguen, der stillschweigenden Einwilligung der politischen Chefs des Landes in den tragischen Ausgang den sie inzwischen vorbereiteten sich zu vergewissern, und sie gaben Hamilton Gelegenheit und Anlaß, seine Meinungen ohne Rückhalt in einer Stadt zu verkündigen, die mit ihren eigenen Helfershelfern bevölkert war, wo jeder neue Ausdruck seiner Feindschaft gegen die Kirche augenblicklich niedergeschrieben und in eine Waffe zu seiner Vernichtung umgewandelt werden würde.

Doch die Sache der Wahrheit wurde eben so wesentlich bei diesem Aufschub gefördert. Der eifrige Reformator machte sich diese unerwartete günstige Gelegenheit zum besten Gewinn. Er lehrte und disputirte öffentlich an der Universität über all' die Punkte, worin er eine Verbesserung in den kirchlichen Lehrsätzen und in ihrer Verwaltung der Sakramente und anderer Gebräuche für nöthig erachtete, und er fuhr fast einen ganzen Monat so fort. Und dieser geschäftige Monat der öffentlichen Disputation und des Privatverkehrs war eine köstliche Saatzeit. In St. Andreas

war er im kirchlichen Hauptquartier, und kam mit weit verschiedenern einflußreichen Classen von Männern in Berührung, als er sie je in einer Stadt des Reiches hätte treffen können — Magister und Studenten, Dechanten und Domherrn, Weltgeistliche und Ordensgeistliche, Augustiner, Dominikaner und Franziskaner, alle zusammen wurden von seiner Stimme berührt und fühlten die Macht seiner Lehre. Endlich kam der Augenblick, wo Beaton und seine Rathgeber fühlten, daß es sicher sei, die Maske abzuwerfen. Eine Vorladung wurde an Hamilton erlassen, die ihn aufforderte, vor dem Primas an einem bestimmten Tage zu erscheinen, um sich gegen eine Anklage wegen verschiedener ketzerischer Lehren zu verantworten. Seine Freunde sahen was bevorstand und lagen ihm an, da er noch frei war, sein Leben durch die Flucht zu retten. Doch er lehnte fest ab, von St. Andreas zu fliehen. Er sei hierher gekommen, sagte er, durch seinen Tod als ein Märtyrer der Wahrheit den Geist der Frommen zu stärken, und jetzt den Rücken zu kehren, würde ein Stein des Anstoßes in ihren Weg legen heißen, und einige von ihnen zum Fallen bringen.

Als er vor dem Erzbischof und seinen Beisitzern erschien, wurde er über 13 Artikel der Ketzerei befragt, welche ihm zur Last gelegt waren. Er antwortete, daß verschiedene dieser Artikel streitbare Punkte seien, doch solche, die er nicht verdammen könne, bis er bessere Gründe erkenne, als er sie bisher gehört habe, doch daß die ersten sieben Artikel ohne Zweifel wahr seien, welches zu vertheidigen er vorbereitet sei. Alle Artikel wurden nun dem Urtheil einer Versammlung von Theologen übergeben und Hamilton durfte inzwischen noch der Freiheit genießen.

In wenigen Tagen war Alles für den letzten Act der Tragödie vorbereitet. Der Reformator wurde gefangen genommen und in das Kastell von St. Andreas gebracht. Und am letzten Februar wurde er vor ein aus Prälaten, Aebten, Prioren und Doctoren bestehendes Ketzergericht gebracht, die in imposanter Versammlung in der Metropolitan-Kathedrale saßen. Die Theologen gaben ihre Censur der Artikel dem Gerichte ab, indem sie sie alle als ketzerisch und dem Glauben der Kirche entgegen verurtheilten. Dann erhob sich der Mönch Campbell, und las mit lauter Stimme die Artikel vor, und machte sie einen nach dem andern zur Anklage gegen den Reformator. „Ich war selbst Augenzeuge der Tragödie", sagt Alesius, „und hörte ihn sich verantworten, der Anklage der Ketzerei gegenüber, die gegen ihn vorge-

bracht wurde, und er war weit entfernt, sie zu leugnen, sondern vertheidigte und bestätigte sie mit klaren Zeugnissen aus der Schrift und widerlegte die Erörterungen seines Anklägers. — Endlich schwieg Campbell und wandte sich wegen neuer Instructionen an das Tribunal. „Laß ab von den Erörterungen", schrie der Bischof, „füge neue Anklagen hinzu, nenne ihn ins Gesicht einen Ketzer." — „Ketzer!" rief der Dominikaner und wandte sich nach der Kanzel, wo Hamilton stand. „Nein, Bruder", sagte Hamilton milde, „du hältst mich in deinem Herzen nicht für einen Ketzer, in deinem Gewissen weißt du, daß ich kein Ketzer bin." Diese Appellation muß dem Mönch zu Herzen gegangen sein, denn er hat dem Hamilton in mehreren Privatgesprächen bekannt, daß er in manchen Punkten mit ihm übereinstimme. Doch Campbell hatte niedriger Weise eingewilligt, eine Rolle zu spielen, und er mußte mit seiner Rolle weiter gehn. „Ketzer!" rief er wieder, „denn du sagtest, es sei allen Menschen erlaubt, das Wort Gottes und vorzüglich das neue Testament zu lesen." — „Ich weiß nicht", erwiederte Hamilton, „ob ich das sagte, doch nun sage ich, es ist recht und allen Menschen erlaubt, das Wort Gottes zu lesen, und daß sie auch alle dasselbe verstehen lernen, und besonders den letzten Willen und das Testament Jesu Christi, wodurch sie ihre Sünden erkennen, und dieselben bereuen, und ihr Leben in Glauben und Buße bessern, und zu der Gnade Gottes in Jesu Christo kommen." — „Ketzer! Du sagst, es ist nur verlorene Mühe, die Heiligen und insbesondere die heilige Jungfrau Maria als Fürsprecher bei Gott für uns zu bitten und anzurufen." — „Ich sage mit Paulus, es ist kein Mittler zwischen Gott und Menschen, denn allein sein Sohn Jesus Christus, und welche auch irgend einen abgeschiedenen Heiligen anrufen oder bitten, berauben Jesum Christum seines Amtes." — „Ketzer! Du sagst, es ist ganz vergeblich, Seelenmessen und Psalmen für die Erlösung der abgeschiedenen Seelen zu singen, die in den Qualen des Fegefeuers fortleben." — „Bruder, ich habe nie im Worte Gottes von solchem Ort des Fegefeuers gelesen, und glaube auch nicht, daß irgend etwas Anderes als das Blut Jesu Christi die Seelen der Menschen reinigen kann, welches Lösegeld in keinem irdischen Dinge, noch in Seelenmessen oder in Gold oder Silber, sondern allein in Reue über die Sünde und im Glauben an das Blut Jesu Christi besteht."

Das war Patrik Hamiltons edles Bekenntniß im Angesicht jenes feierlichen Tribunals. Er sprach die ganze Wahrheit Gottes

wie er sie kannte aus, und er sprach sie in Liebe aus, indem er selbst seinen schändlichen und treulosen Ankläger Bruder nannte.

Der Spruch der Verdammung wurde verkündet, und die Vollstreckung desselben sollte denselben Tag statt finden. Da der Bischof Grund zur Furcht hatte, von bewaffneten Männern möchte ein gewaltthätiger Versuch gemacht werden, ihren Gefangenen zu befreien, wurden die gewöhnlichen Gebräuche bei Entsetzung vom Priesteramt unterlassen, und eine oder zwei Stunden später, als Hamilton sein Urtheil in der Kathedrale gehört hatte, bereiteten die Henker den Pfahl, an welchem er sterben sollte, im Angesicht des Thores vom St. Salvator-Collegue. Als um Mittag dem Märtyrer der verhängnißvolle Platz zu Gesichte kam, entblößte er sein Haupt, und seine Augen zum Himmel aufschlagend, wandte er sich im Gebet zu Ihm, der allein ihm eines Märtyrers Kraft und Sieg geben konnte, und als er den Pfahl erreichte, händigte er einem seiner Freunde eine Abschrift des neuen Testaments ein, welches lange Zeit sein Begleiter gewesen war, legte Hut und Rock und andere Oberkleider ab und gab sie seinem Diener mit den Worten: „Sie werden nichts im Feuer nützen, sie werden aber Dir nützen. Nach dieser Zeit kannst Du von mir keinen Gewinn mehr haben, ausgenommen das Beispiel meines Todes, welches ich Dich bitte im Gedächtniß zu halten; denn wiewohl er mag dem Fleische bitter sein und fürchterlich dem Menschen, doch ist er der Eingang ins ewige Leben, welches Niemand besitzen wird, der Christum Jesum vor diesem gottlosen Geschlecht verleugnet."

Die Gerichtsboten des Erzbischofs machten einen letzten Versuch, seine Standhaftigkeit zu erschüttern. Sie boten ihm sein Leben an, wenn er das Bekenntniß, daß er in der Kathedrale abgelegt hatte, widerrufen wolle. „Mein Bekenntniß", erwiderte er, „will ich nicht verleugnen aus Furcht vor Eurem Feuer, denn mein Bekenntniß und Glaube ruht in Jesus Christ. Und was Euern gegen mich an diesem Tage gefällten Spruch betrifft, so appellire ich hier in Gegenwart Aller gegen den besagten Spruch und Urtheil, und übergebe mich der Gnade Gottes."

Die Henker gingen nun vor, ihr Amt zu thun. Er wurde an den Pfahl gebunden, und das Pulver, das unter den Holzstoß gelegt war, angezündet, doch, obgleich drei Mal die Flamme sich entzündete, faßte sie doch nicht den Pfahl. Man brachte trocknes Holz und mehr Pulver aus dem Kastell. Die Leiden des Märtyrers wurden auf diese Weise qualvoll verlängert: — Alesius, der

ein Zeuge der ganzen Scene war, erzählt uns, daß die Hinrichtung faſt ſechs Stunden dauerte, und in all' dieſer Zeit verſichert er uns, habe der Märtyrer kein Zeichen der Ungeduld oder Zorn von ſich gegeben. Von brennenden Flammen umgeben und verzehrt, erinnerte er ſich in ſeiner Qual ſeiner verwittweten Mutter, und befahl ſie der Sorge ſeiner Freunde mit ſeinem letzten Athemzuge. Seine letzten hörbaren Worte waren: „Wie lange, Herr, ſoll Finſterniß dies Reich überwältigen? Wie lange willſt Du dieſe Tyrannei der Menſchen dulden? Herr Jeſu, nimm meinen Geiſt auf!"

So tragiſch, doch ruhmwürdig ſtarb am 29. Februar 1528 Patrik Hamilton, ein edler Märtyrer in einer edlen Sache. Zu einer Zeit, wo noch die Macht der römiſchen Kirche in Schottland vollſtändig und herrſchend war, hielt er es unmöglich, der Sache des wiederenthüllten Evangeliums mit der Arbeit eines langen Lebens zu dienen, doch erfaßte er mit Freuden die Ehre mit der heroiſchen Standhaftigkeit und dem Opfer ſeines Todes ſie zu fördern. Solch' ein Märtyrerthum war es grade, deſſen Schottland bedurfte, um in ſeinen Tiefen aufgerüttelt zu werden. Solch' ein Tod hatte mehr erweckende Kraft in ſich, als die Mühen eines langen Lebens. Wenn ſeiner geſprochenen Worte nur wenige geweſen, ſo waren es doch kernige und fruchtbare Worte geweſen, die Worte des Weiſen, welche als Stachel und als Nagel an einem ſichern Orte treffen — und ſein feuriges Märtyrerthum befeſtigte und prägte ſie in das Herz der Nation für immer ein.

In Marburg kam der Kummer der Reformatoren ihrer Bewunderung gleich. „Er kam auf Eure Univerſität", ſagte Lambert in einer lateiniſchen Widmung an den Landgrafen Philipp von Heſſen einige Monate ſpäter, „von Schottland, jenem entlegenen Winkel der Erde her, und er kehrte in ſein Vaterland zurück, um ſein erſter und zugleich berühmter Apoſtel zu werden. Er war ganz Feuer und Eifer, den Namen Chriſti zu bekennen, und er hat ſich ſelbſt Gott dargebracht zu einem heiligen und lebendigen Opfer. Er brachte in die Kirche Gottes nicht allein allen Glanz ſeines Standes und ſeiner Gaben, ſondern ſein Leben ſelbſt. Das iſt die Blume von herrlichem Duft, ja die reife Frucht, die Eure Univerſität grade in ihrem Anfang erzeugt hat. Ihr ſeid nicht in Euren Erwartungen getäuſcht worden. Ihr gründetet die Schule mit dem Verlangen, daß von ihr möchten unerſchrockene Bekenner Chriſti und ſtandhafte Vertheidiger ſeiner Wahrheit ausgehen. Seht! Ihr

habt schon einen solchen — ein vielfach glänzendes Beispiel. Andere werden, so der Herr will, bald nachfolgen.“[1])

Peter Lorimer in London.

---

135. Ludwig von Berquin.

29. April.

Die reformatorischen Bestrebungen fanden frühe in Frankreich begeisterte Anhänger. Mönche und Gelehrte, Edelleute und Bürger, Arbeiter und Bauern wurden von dem evangelischen Geiste ergriffen; selbst an dem leichtfertigen Hofe Franz des ersten sprachen sich Stimmen für die Nothwendigkeit einer Verbesserung der Kirche aus. Allein Frankreich schien der Boden nicht zu sein, auf dem ein neuer Bau sich erheben könnte; die Kirche war zu eng mit dem Staate verbunden, die Macht der Vertheidiger der hergebrachten Ordnung zu groß, als daß die Verkündiger der Gewissensfreiheit nicht unterdrückt werden mußten. Zugleich war die evangelische Sittlichkeit zu streng, um dem Charakter eines mit äußern Formen sich begnügenden, wenig ernsten Volkes zu entsprechen. Daß aber nichts desto weniger in diesem Volke der Stoff für Besseres vorhanden war, das beweist die zahlreiche Schaar glorreicher Bekenner, die aus ihm hervorgegangen sind. Einer der ersten dieser Märtyrer war der Edelmann Ludwig von Berquin.

Er war ums Jahr 1490 geboren, und stammte aus der Provinz Artois; sein Vermögen war unbedeutend, sein in der Gegend von S. Omer gelegenes Erbgut brachte ihm jährlich die mäßige Summe von 600 Kronen ein. In katholischer Frömmigkeit erzogen, war er in seiner Jugend ein eifriger Beobachter der kirchlichen Vorschriften und Gebräuche; dabei zeigte er einen offenen und freundlichen Geist, erwies sich wohlthätig gegen die Armen, und von so strenger Sittlichkeit, daß auch seine erbittertsten Gegner, obschon er bis an sein Ende ehelos blieb, nie in dieser Hinsicht einen Verdacht gegen ihn laut werden ließen. Die neu erwachenden Studien erfüllten ihn mit Begeisterung; ohne Zweifel kam er frühe

[1]) S. Patrick Hamilton, an historical Biography collected from original sources, by the Reverend Peter Lorimer D. D. Professor of Theology and Hebrew, Presbyterian College. Lond. 1857. Deutsche Bearbeitung von Collmann in Niedners Zeitschrift f. d. hist. Theol. 1864. S. 205—274.

nach Paris, um sich mit denselben zu befassen. Im Jahr 1512 widmete ihm der gelehrte Buchdrucker Jodocus Badius den zweiten Theil seiner Ausgabe der Werke des Italieners Politian; er nannte ihn einen ebenso durch seine Sitten und Bildung als durch seine Geburt ausgezeichneten Jüngling. Bei seinem ernsten Sinn konnte es nicht fehlen, daß die Rückkehr zum geistbefreienden Studium des Alterthums ihm die Augen öffnete über manche Gebrechen der damaligen kirchlichen Zustände; so wie viele Andere wurde auch er durch den Humanismus und durch den Widerstand, dem dieser bei fanatischen Mönchen und Magistern begegnete, zur Einsicht geführt, daß es schlecht stehen müsse nicht nur mit den philosophischen Kenntnissen dieser letztern, sondern auch mit ihrer Theologie. Seine aller Lüge abgeneigte Geradheit empörte sich über die Heuchelei und das schlechte Leben vieler Geistlichen und über die eitle, disputirsüchtige Sophistik der scholastischen Doctoren. Er war indessen noch weit entfernt, sich von der Kirche trennen zu wollen; als die Nachrichten von Luthers Auftreten nach Frankreich kamen, fühlte sich Berquin noch nicht zu ihm hingezogen. Er näherte sich dem trefflichen Lefèvre d'Etaples, der die Bibel ins Französische übersetzt hatte und, bei aller seiner wahren, aber zur Mystik sich neigenden Frömmigkeit, bei der bestehenden Kirche blieb. Auch mit Margaretha, der Schwester des Königs, trat er in Verbindung; sie wünschte eine Reformation, allein in mystischer Gleichgültigkeit über den Werth der äußern Form, wollte sie die kirchliche Einheit nicht zerrissen sehn. Bald konnte ihm indessen dieser Standpunkt nicht mehr genügen; er las die Bibel, verschaffte sich die Schriften Luthers und Melanchthons, die, trotz aller Verbote, in großer Zahl nach Frankreich kamen; da fand er, was er gesucht hatte, Aufklärung über seine Zweifel, Trost für sein Gewissen; und wenn er anfangs, das göttliche Walten in Luthers Werk nicht erkennend, dieses mit Unwillen getadelt hatte, so entschloß er sich jetzt mit dem lebendigsten Eifer, ein Mitarbeiter daran zu sein. Das was ihn ergriff, das war nicht diese oder jene eigenthümliche Lehre Luthers oder eines andern Reformators, sondern das Tiefste im Christenthum, das was den innersten Unterschied ausmacht zwischen der römischen und der evangelischen Kirche, das Prinzip der Rechtfertigung durch den Glauben allein. Er übersetzte einige Schriften Luthers, und schrieb an den Rand andrer kurze Bemerkungen, in denen er seine durch das Lesen erregten Gefühle und Gedanken ausdrückte. Ueberall wo er christliche Wahrheit fand, eignete er

sie sich an; so las er mit der nemlichen Begierde die Bücher des Erasmus, den er, vielleicht unbekannt mit dem Wesen und der Tendenz des Mannes, für einen der Hauptbeförderer nicht nur der Wissenschaft, sondern des gereinigten Christenthums hielt. Wann er mit Erasmus in Briefwechsel trat, läßt sich nicht mit Genauigkeit bestimmen; er hatte große Verehrung für ihn, und seinerseits liebte Erasmus den jungen Mann, der ihm so viel Bewunderung bezeugte, und der ihm nur zu feurig vorkam.

Außer den reformatorischen Schriften, die Berquin übersetzte, verfaßte er auch selber einige kleine Tractate, die aber, so wie die Uebersetzungen, damals nicht gedruckt wurden, sondern die er nur handschriftlich seinen Freunden mittheilte. Die, welche er übersetzte, waren die Erklärung Luthers, warum er die päpstlichen Gesetzbücher und die ihn verdammende Bulle den 10. December 1520 verbrannt hatte, und zwei Satiren, das Paradies des Papstes Julius II. (ohne Zweifel der Hutten zugeschriebene Dialog Julius exclusus), und der Katholicismus des Moses und des Papstes. Er selber schrieb etwas über das allgemeine Priesterthum der Christen, über die Frömmigkeit und den Aberglauben, über den Gebrauch und die Wirksamkeit der Messen. Obschon nicht durch den Druck veröffentlicht, kamen diese Schriften doch auch in andre Hände als in die von Freunden; die Doctoren der Sorbonne wurden aufmerksam auf Berquin und verschrieen ihn als Ketzer; einer besonders derselben, einer der ungestümsten, Wilhelm Duchesne, begann mit ihm einen Streit, über den jedoch die nähern Nachrichten fehlen. Man weiß nur, daß der Vorfall, weit entfernt Berquin abzuschrecken, ihn nur zu eifrigerm Studium der Bibel führte und ihn in seinen Ueberzeugungen befestigte. Er schrieb eine Apologie an einen Freund gegen seine Verleumder, und einen satirischen „Spiegel der Theologaster", das heißt der falschen Theologen der Pariser Facultät. Diese waren aber noch mächtig genug, um das Feld zu behaupten. Im Mai 1523 machte einer von ihnen, Noël Beda, von Polizeidienern begleitet, eine Haussuchung bei allen Buchhändlern, um die Schriften Luthers wegzunehmen; er drang auch in Berquins Wohnung und bemächtigte sich seiner Bücher und Manuscripte. Die Sache kam vors Parlament, zu dessen Befugnissen die Bestrafung der Ketzer gehörte. Es beschloß (13. Mai), daß Berquins Bücher von zwei Parlamentsräthen und zwei Theologen untersucht und daß er selber vor diese Commission geladen werden sollte, um Rechenschaft zu geben.

Man hatte nicht nur die eben angeführten Tractate bei ihm gefunden, sondern auch Luthers Schriften von der babyloniſchen Gefangenſchaft, über das Abthun der Meſſe, gegen Heinrich VIII., deſſen Auslegung des Vater Unſer und die Loci theologici von Melanchthon. Sie wurden ſämmtlich als ketzeriſch, ſcandalös und den päpſtlichen Stuhl beleidigend verdammt. Ganz beſonders ergrimmte man über die von Berquin Luthers Schriften beigefügten Randgloſſen, aus denen klar genug ſeine reformatoriſche Geſinnung hervorging; er ſprach ſich darin gegen den Primat des Papſtes, den Heiligendienſt, das Verdienſt der Werke, und für die Rechtfertigung durch den Glauben aus; unter Anderm hieß es: „Welche Schmach! man behauptet, durch die Werke könne man das ewige Leben verdienen! — die Sophiſten nennen Glauben das Fürwahrhalten der evangeliſchen Geſchichte; auch die Teufel halten dieſe für wahr; Luther aber nennt Glauben das Vertrauen auf die in Chriſto verheißene göttliche Barmherzigkeit; — der Glaube allein rechtfertigt, das heißt er iſt die einzige Urſache unſerer Rechtfertigung.“ Anderswo hatte Berquin geſagt: „die Prediger haben Unrecht, die heilige Jungfrau ſtatt des heiligen Geiſtes anzurufen; nicht ſie iſt unſre Hoffnung und unſer Leben, ſondern nur Chriſtus allein.“ Den 26. Juni gaben die Doctoren ihre Cenſur gegen dieſe ihnen ſo verwerflich ſcheinenden Sätze ein; ſie verlangten, daß Luthers Bücher, wo man ſie in Frankreich fände, verbrannt werden ſollten, daß Berquin als Verbreiter der lutheriſchen Gottloſigkeit widerrufe, alles fernere Schreiben unterlaſſe und bei ſeinem Stande bleibe. Die gelehrten Herren konnten es nicht dulden, daß ſich ein Laie mit religiöſen Dingen abgab und daß man das Heil anderswo ſuchte, als in ihrer eigenen, ſo erbärmlich herabgekommenen Weisheit. Berquin verweigerte den Widerruf; den 5. Auguſt überlieferte ihn das Parlament dem Biſchof, der ihn in das Gefängniß der Offizialität bringen ließ. Es ſollte nun dem muthigen Manne der eigentliche Ketzerprozeß gemacht werden; zwei Parlamentsglieder und einige Theologen wurden damit beauftragt. Allein nach drei Tagen erſchien ein königliches Mandat, das die Sache an den geheimen Rath verwies; der Offizier, der es überbrachte, hatte Befehl, nöthigenfalls mit Gewalt in die Offizialität einzudringen. Berquin, der einer von Franz des I. Räthen war, ſtand in hoher Achtung bei ihm und ſeiner edlen Schweſter Margaretha. Der Kanzler Duprat forderte ihn nun auf, einige ketzeriſche Sätze zu widerrufen; welche dies

waren, wissen wir nicht; er widerrief sie jedoch, wurde frei gelassen, fühlte sich aber bald wieder gedrungen, seine evangelischen Ueberzeugungen kund zu geben. Er bereitete eine Rechtfertigung vor, berichtete seinen Prozeß an Erasmus und meldete diesem, daß die Sorbonne auch über seine Schriften höchst aufgebracht sei. Der alte Basler Gelehrte, der es mit Niemandem verderben wollte und vor allem fürchtete, in einen Streit gezogen zu werden, der ihn bei seinen hohen Gönnern, Fürsten und Cardinälen verdächtig machen könnte, ermahnte ihn aufs dringendste, keine Apologie zu veröffentlichen, die Gegner schreien zu lassen und zu schweigen, hauptsächlich aber nichts zu thun, das ihm, Erasmus, Nachtheil bringen könnte.

Im Sommer 1523, kurz nach Berquins Freilassung, ging Franz I. zur Armee, mit der er den Feldzug in Italien unternehmen wollte; während seiner Abwesenheit sollte seine Mutter, Louise von Savoien, die Regentschaft ausüben. Die fanatische Partei benutzte die Zeit, um die Regentin zu bewegen, den immer weiter um sich greifenden reformatorischen Ideen Einhalt zu thun. Auf Anregung des Kanzlers begehrte Louise den Rath der Sorbonne über die Unterdrückung der Ketzerei; den 27. October gab die Facultät ihr von Beda verfaßtes Gutachten ein; sie verlangte die Verbrennung der Bücher Luthers und seiner Anhänger, und die Verfolgung aller Personen, welche die Verbreitung des Giftes begünstigten; sie beklagte sich bitter, daß selbst am Hofe die Neuerer vertheidigt werden, daß man den Bischof verhindert habe, Berquin bestrafen zu lassen, daß man dadurch die Privilegien der Kirche verletzt habe, daß man sogar im Namen des Königs treffliche, die Ketzer widerlegende Bücher confiscire. Den 20. März 1524 setzte nun das Parlament eine permanente Commission ein, aus zwei Räthen und zwei Theologen bestehend, um die Ketzerprozesse zu führen; die Regentin erhielt von Clemens VII. die Bestätigung dieses Gerichts, den 17. Mai 1525 verlieh er ihm alle inquisitorische Gewalt. Alsobald, und noch vor Ankunft des päpstlichen Breve, ward nun Berquins Sache wieder vorgenommen. Dieser hatte sich in die Diöcese von Amiens zurückgezogen, wo er seine Grundsätze verbreitete und einige kleine Schriften von Erasmus übersetzte, das Lob der Ehe, die Ermahnung über die rechte Art zu beten, die Auslegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, und die Wehklage des von allen Orten verbannten Friedens. Er glaubte um so eher diese, manche evangelische Lehren enthaltenden

Tractate unter das Volk bringen zu können, da Erasmus nicht wie Luther der Ketzerei angeklagt war; ein in der katholischen Welt so hoch geachteter Mann schien ihm nicht verdächtig zu sein. Berquin war in dieser Hinsicht in einem großen Irrthum; während allerdings die Gebildeten unter den Katholiken Erasmus eine Achtung bezeugten, die er durch seinen Respect vor dem Papst und der Kirche erkaufte, konnte ihn doch dieser Respect vor dem Haß der Unwissenden und der Fanatiker nicht schützen. Der Bischof von Amiens eilte selber nach Paris, um über Berquin Klage zu führen; er erhielt den Auftrag, ihn verhaften zu lassen und ihm selbst das alte Asylrecht an geweihter Stätte zu verweigern. Er ward nach Paris gebracht; drei Theologen, worunter der Prior der Karthäuser und der der Cölestiner, sollten ihn zuerst verhören; er recusirte zwar die Mönche, als der Parteilichkeit verdächtig, man nahm jedoch keine Rücksicht hierauf. Der Hauptgegenstand der Klage war die Uebersetzung der Schriften des Erasmus; Berquin vertheidigte sich, indem er sagte, Erasmus sei noch von Niemand für einen Ketzer gehalten worden, Päpste und Könige ehrten ihn; durch die Uebersetzung habe er selber nichts gethan das eines Christen unwürdig sei; die Schriften müssen aber unbefangen gelesen werden, nicht mit der gehässigen Absicht, Stoff zu Verläumdung zu finden. Man hielt ihm auch Sätze vor, die er nicht anerkennen wollte; er gab sie für trügerische Verfälschungen aus, und erklärte, es sei zwischen denselben und dem ächten Text ein eben so großer Unterschied, wie zwischen einem Fuchs und einem Kameel. Das half aber nichts; den 5. und den 11. März 1525 wurden die Schriften verdammt, unter dem Vorwande, theils absurde, theils den Sitten gefährliche, theils schriftwidrige Lehren zu enthalten! Und was waren dies für Lehren? Unter andern folgende: daß in der heiligen Schrift die Ehe gepriesen und die Ehelosigkeit nicht geboten worden; daß alle Mächte der Hölle nichts gegen den vermögen, der sein gläubiges Vertrauen auf Gott setzt; daß man das Volk lehren solle in einer Sprache zu beten, die es versteht; daß in vielen Klöstern die größte Unsittlichkeit herrsche; daß die Christen einig sein und in Frieden unter einander leben sollen, ohne zu fragen, ob Einer ein Sorbonist oder ein Lutherischer sei.

Der Regentin schienen die Commissarien zu weit zu gehn; sie war für ihre Person nicht zum Fanatismus geneigt; auch mochte sie ihres Sohnes Unwillen fürchten, wenn er erführe, daß man

seinen Freund Berquin zu hart bedrängte. Daher befahl sie, vor der Rückkehr des Königs nichts abzuschließen. Trotz dieses Befehls, und weil Berquin nichts widerrufen wollte, ward er von der Commission als rückfälliger Ketzer verdammt; seine Bücher sollten verbrannt werden, und im Fall, daß er keine Genugthuung gäbe, wurde ihm das nemliche Schicksal angedroht. Man überwies ihn dem weltlichen Arm, dem Parlament. Dieses aber, auf die Vorstellung einiger bessergesinnten Räthe, der Prozeß sei auf gehässige Weise geführt worden, beschloß, Berquin selber zu verhören. Unterdessen wurde er gefangen gesetzt. Auf Margaretha's Bitten befahl nun Franz von Spanien aus, alles weitere Verfahren gegen Berquin und überhaupt „die trefflichen gelehrten Männer", wie Lefèvre und andre, die damals den Verfolgungen der Sorbonne ausgesetzt waren, einzustellen; er wollte selber deren Sache untersuchen; er befahl dem Präsidenten des Parlaments, für Berquin Sorge zu tragen und machte ihn verantwortlich für dessen Sicherheit; er werde es nicht leiden, meldete er, daß sein theurer Berquin von den Mönchen belästigt werde. Bald darauf kam Franz aus der Gefangenschaft zurück; es ward ihm jedoch nicht leicht, den Widerstand des Ketzergerichts und der Facultät zu überwältigen; nach vielen vergeblichen Bemühungen sandte er, im November 1526, einen Offizier seiner Garden und den Prévot von Paris, um Berquin aus dem Gefängniß zu holen; nachdem er ihn eine Zeit lang im Louvre behalten, ließ er ihn völlig frei.

Voll Vertrauen auf diesen Sieg, bereitete Berquin abermals eine Apologie seines Thuns; auch wollte er in einer öffentlichen Schrift das Treiben der Mönche und der Doctoren und Magister vor aller Welt aufdecken. Er sandte an Erasmus die aus dessen Schriften gezogenen und verdammten Sätze; Erasmus vertheidigte sie zwar, ermahnte aber fortwährend Berquin zum Schweigen; er solle bedenken, schrieb er ihm, mit welchen unversöhnlichen Gegnern er es zu thun habe; er, ein Einzelner, vermöge nichts gegen eine so mächtige Korporation wie die Sorbonne; er solle sich nicht auf den König verlassen, der leicht anders gestimmt werden könne; sondern suchen durch Verwendung seiner Freunde mit irgend einem diplomatischen Auftrag außer Landes geschickt und so seinen Feinden entzogen zu werden; ganz besonders aber solle er sich hüten, ihn selber in den, seine Ruhe störenden Streit zu verwickeln. Diesen Streit konnte sich jedoch Erasmus nicht ersparen; er war,

wie schon bemerkt, den Pariser Doctoren beinah ebenso verhaßt wie Luther; 1526 verdammten sie seine Dialogen und bald darauf eine lange Reihe von Sätzen aus seinen übrigen Schriften.

Berquin kannte keine so kleinliche Rücksichten wie sein ängstlicher Freund, dessen unaufhörliche Mahnungen ihm zuletzt lästig wurden, so daß er ihm von nun an seltener und in kältern Ausdrücken schrieb. Fest von der Wahrheit seines Glaubens überzeugt, und auf den Schutz des Königs bauend, ging er der Gefahr entgegen statt sie zu fliehen, und hoffte auf einen glänzenden Sieg. Er erlangte von Franz I. das Verbot der gegen Lefèvre und Erasmus erschienenen Schriften; aus Beda's Werken zog er zwölf Sätze, die er als gottlos bezeichnete und die der König, den 10. Juli 1527, an den Rector der Universität absandte, um sie, nicht durch die Sorbonne allein, sondern durch alle vier Facultäten untersuchen und verwerfen zu lassen, es sei denn, daß man sie aus der Bibel beweisen könnte. Das Urtheil der Universität ist nicht bekannt; ohne Zweifel zog sie die Sache in die Länge, in der Erwartung, daß bald die Umstände sich ändern würden.

Wahrscheinlich war es um diese Zeit, daß eine der beißendsten Satiren gegen die Sorbonne erschien, die Farce des theologastres, in der der blinde Eifer, die Ignoranz, die Verdammungssucht der Mönche und der Doctoren mit scharfem Spotte gegeißelt werden. Es wird darin gesagt, Berquin hätte ihnen die Schriften des Erasmus übersetzt, da sie das Latein nicht verstehn; sie hätten sie aber doch nicht verstanden, und da sie Alles was ihre Begriffe übersteige, für Ketzerei ausgeben, hätten sie Berquin ins Gefängniß geworfen, aus dem er aber durch Bessere als sie befreit worden sei. Er wird dann selber eingeführt, als aus Deutschland kommender Bote, der die reformatorischen Ideen der Deutschen verbreitet; bald mit witzigen, bald mit ernsten, und immer mit kräftigen Worten weist er die Theologaster zurecht; man müsse, sagt er, zum reinen Text der Bibel zurückkehren, da allein sei Rettung für die Kirche und Heil für die Seelen; er fürchte weder die Ränke noch die Gewalt der Gegner, denn er stehe fest auf dem Worte Gottes. Wenn dies treffliche Büchlein nicht die Schrift ist, die Berquin selber, nach seiner Befreiung im Herbst 1526 gegen seine Verfolger ausarbeiten wollte, und deren erste Anlage dann vielleicht in seinem 1523 verdammten Spiegel der Theologen zu suchen wäre, so ist wenigstens der Verfasser einer seiner nächsten Freunde gewesen. Die kühne Sprache mußte den Groll

der Sorbonne aufs höchste steigern. Bald traten nun auch Umstände ein, die diesem Groll gestatteten, ungehindert zu wüthen.

Der Kanzler Duprat, einer der ärgsten Feinde der Ketzer, hatte sich das Erzbisthum von Sens verleihen lassen; zu Anfang 1528 versammelte er zu Paris die Synode seiner Kirchenprovinz; die Session dauerte acht Monate; die Lehren Luthers wurden feierlich verdammt, die Bibelübersetzungen feierlich verboten, und der weltliche Arm gegen die Ketzer angerufen. Jetzt mußte sich Berquins Schicksal entscheiden. Erasmus beschwor ihn zu dieser Zeit nochmals, sich nie mehr auf ihn zu berufen; nichtsdestoweniger erschien 1529 Berquins Uebersetzung des Handbüchleins des christlichen Streiters, in dem Erasmus die schönsten evangelischen Lebensregeln gegeben hatte. Berquin wurde von Neuem angeklagt; in Betracht seiner angesehenen Stellung wurden zwölf Parlamentsräthe statt der vier Inquisitoren mit der Untersuchung beauftragt; unter denselben war auch der gelehrte Wilhelm Budé, ein Freund des Erasmus, der sich mehrmals mit großem Freimuth über die Gebrechen der Kirche geäußert hatte, und dessen Söhne sich später, als Protestanten, nach Genf flüchten mußten. Berquin ward verurtheilt, der Verbrennung seiner Schriften zuzusehn, dann sollte ihm mit einem Eisen die Zunge durchstochen werden, und wenn er diese grausame Mißhandlung überlebte, sollte er in lebenslänglichem Gefängniß bleiben. Er appellirte an den König und, nach einem alten Berichte, sogar auch den Papst, was nicht glaublich scheint. Die erbitterten Richter nahmen die Appellation nicht an und verurtheilten ihn zum Feuertod. Margaretha von Navarra bat vergebens ihren Bruder, die Sache des unglücklichen Mannes sich zu Herzen zu nehmen; sie hoffte, wie sie ihm schrieb, er würde auch jetzt wieder denen widerstehn, die nur darauf ausgehn, Ketzer zu finden; er würde sie überführen, verläumderische, ungehorsame, statt für den Glauben eifrige Leute zu sein. Wenig Tage vor der Vollziehung des Urtheils wiederholte sie ihre Mahnung noch dringender; Berquin, sagte sie, leide nur weil er das Wort Gottes liebe und dem König gehorche. Dieser letztere wollte aber nichts mehr wagen. Budé begab sich zu Berquin ins Gefängniß, stellte ihm vor, sein Tod wäre von keinem Nutzen, er solle sich für bessere Zeiten aufsparen und diesmal noch seine Irrthümer bekennen. Er war indessen überzeugt, daß seine Bitten nichts helfen würden; ich kenne diesen Geist, sagte er, seine Geradheit und das Vertrauen, das er in seine Sache hat, werden ihn täuschen. In der

That, gleich den nemlichen Tag, nachdem Berquin, in einem Augenblick von Schwäche, seinem ihn drängenden Freunde versprochen hatte nachzugeben, erklärte er, mit seinem alten Muthe, er könne nichts widerrufen und bleibe bei seiner Appellation an den König. So war er rettungslos verloren. Da man immer noch besorgte, Franz I. möchte die Vollstreckung des Urtheils verhindern, wartete man eine Zeit ab, wo sich der Hof nach Blois begab. Den 22. April 1529 wurde dann auf dem Grève-Platz der Scheiterhaufen errichtet; sechshundert Soldaten waren beordert, jeden Befreiungsversuch zu verhindern. Auf einem Karren wurde der Verurtheilte zur Richtstätte geführt; man sah keine Bewegung auf seinem Gesicht; „es schien, so berichtete ein Augenzeuge an Erasmus, als wäre er in seinem Zimmer bei seinen Studien, oder in einer Kirche, in die Betrachtung der Dinge des Himmels vertieft." Ruhig stieg er vom Karren; „man sah nicht den finstern Trotz an ihm, den so oft die Missethäter zeigen, sondern den Frieden eines guten Gewissens." Er redete noch zu dem Volke, allein das Geschrei der Soldaten und der Mönche übertönte seine Stimme. „Als er vor dem Verbrennen erdrosselt ward, rief Keiner aus der Menge: Jesus! was man doch den Vatermördern und Gotteslästerern zuzurufen pflegt; so waren alle Gemüther von denen aufgeregt worden, die alles über die Einfältigen und Unwissenden vermögen." Ein Barfüßer, der ihn begleitet hatte, behauptete, er habe in seiner letzten Rede seine Irrthümer widerrufen; da Niemand als dieser Mönch die Rede gehört hat, ist es erlaubt anzunehmen, daß dessen Behauptung eine Unwahrheit ist. Die Anhänger der Reformation verbreiteten das Gerücht, in der Nacht nach der Hinrichtung sei das Korn im ganzen Lande erfroren und deßhalb sei eine Hungersnoth entstanden. Diese, durch nichts beglaubigte Sage beweist nur den tiefen Eindruck, den sowohl Berquins Treue als die Grausamkeit seiner Gegner auf die Geister hervorgebracht hatte. Ein Kirchenvater hat gesagt, das Blut der Märtyrer sei der Same der Kirche; so war es auch hier; Berquins sterblicher Leib wurde verbrannt, aber der reformatorische Geist ging in Frankreich nicht unter. C. Schmidt in Straßburg.

England.

316. Thomas Cranmer, Erzbischof von Canterbury.

15. März.

König Heinrich VIII. von England hatte sich i. J. 1503 mit der Prinzessin Katharina von Arragonien, einer Tochter des Königs Ferdinand von Spanien, der Witwe seines verstorbenen Bruders Arthur, vermählt. Die Ehe war mit Dispensation des Papstes Julius II. eingegangen worden und hatte achtzehn Jahre bestanden, als sich des Königs todbringende Liebe der schönen Anna Bolen (Boleyn) zuwandte, infolge dessen derselbe an der Rechtmäßigkeit seiner Ehe mit der Schwägerin irre zu werden begann. Der König richtete daher (1527) an den Papst Clemens VII. das Ersuchen, seine Ehe für nichtig zu erklären. Allein in Rom fand man es doch bedenklich den Dispens eines früheren Papstes zu annulliren, zumal es auch keineswegs rätlich zu sein schien, die Ehe des Königs mit der Tante des Kaisers zu trennen, — trotz des Geldes, welches der erstere den Kardinälen reichlich spendete. Der König sah sich daher in Verlegenheit und suchte nach gutem Rat, der ihn aus derselben zum Ziele seiner Wünsche bringen könnte. Da wurde dem König von zweien seiner Räte, Fox und Gardiner, der Professor der Theologie Cranmer zu Cambridge genannt, der, wenn irgend Jemand, ihm mit Rat werden dienen können. Heinrich beschloß diesem Winke zu folgen, und so kam Cranmer in eine Beziehung zum König, durch welche er zum Reformator der Kirche Englands und schließlich zum Märtyrer des Evangeliums werden sollte.

Thomas Cranmer war am 2. Juli 1489 zu Aslacton in der Grafschaft Nottingham geboren. Nachdem er schon als Knabe seinen Vater verloren, schickte ihn die Mutter 1503 nach Cambridge, wo er die gewöhnlichen Studien des Triviums und Quadriviums machte und später Fellow im Jesus-Collegium wurde. Hier beschäftigte er sich mit der neueren Theologie eines Faber Stapulensis und Erasmus, und begann auch, als er von dem Auftreten Luthers in Deutschland hörte, die h. Schrift zu lesen. Kurz nach-

her (1519) verheirathete er sich, weshalb er aus seinem Colleg austreten mußte. Doch wurde er sofort in dem Buckingham-Collegium als Lector angestellt, und als er durch den Tod seine Gattin und sein Kind verlor, wurde er in sein früheres Collegium wieder aufgenommen, auch 1523 zum Doctor der Theologie promovirt. Ein glänzendes Anerbieten zur Uebernahme einer Professur der Theologie in Oxford lehnte er ab; dafür wurde er zum Professor der Theologie, Universitätsprediger und Examinator in Cambridge ernannt. Sein eifriges Hinweisen auf die Autorität und das Wort der Schrift trug ihm damals im Munde der scholastischen Theologen und der Bettelmönche den Spottnamen des „Scripturisten" ein.

Da geschah es, daß Cranmer, als er wegen der im Jahre 1528 in Cambridge grassirenden Pest, mit seinen beiden jungen Neffen, die in seinem Hause wohnten, nach Waltham in der Grafschaft Essex übergesiedelt war, die genannten Räte des Königs ihn mit ihrem Besuche überraschten und ihn bezüglich der Ehescheidungsangelegenheit des Königs um seine Meinung befragten. Cranmer antwortete: man habe vor Allem zu untersuchen, ob des Königs Ehe nach göttlichem Rechte gültig sei oder nicht. Sei das letztere der Fall, dann könne auch der Papst nicht dispensiren. Unbedingt dürfe man sich daher nicht auf jahrelange Verhandlungen mit der römischen Curie einlassen; vielmehr habe man sich von den berühmtesten Universitäten Europa's und von sonstigen anerkannten Autoritäten der Wissenschaft gutachtliche Aeußerungen einzuholen, und wenn diese nach den Wünschen des Königs ausfielen, so könnte dann auch der Papst nicht länger widerstreben.

Dem König, dem diese Gedanken mitgeteilt wurden, schienen dieselben so einleuchtend, daß er alsbald nach denselben zu verfahren beschloß. Cranmer wurde daher beauftragt, seine Ansicht über die Sache nochmals schriftlich darzulegen, worauf derselbe im Anfange des Jahres 1530 mit dem Vater der Anna Bolen, dem jetzt zum Grafen von Wiltshire erhobenen Sir Thomas Bolen und anderen Bevollmächtigten nach Rom gesandt wurde, um daselbst zu Gunsten des Königs zu wirken. Gleichzeitig wurden durch ganz Europa hin von Universitäten, hervorragenden Rechtsgelehrten und Theologen, auch von Ordensconventen gutachtliche Aeußerungen über die Ehe des Königs eingezogen. In Rom fand Cranmer anfangs keine ungnädige Aufnahme; er wurde sogar zum Pönitentiar des Papstes für England ernannt. Doch erreichte er

hier nichts, weshalb er unverrichteter Sache in die Heimat zurückkehrte. Im Anfange des Jahres 1531 wurde Cranmer von dem König in derselben Angelegenheit mit einer Mission an die theologischen Führer der deutschen Reformation und an den kaiserlichen Hof betraut. Dieser Auftrag war für Cranmer selbst insofern von großer Bedeutung, als er in Folge desselben mit den deutschen Reformatoren in persönlichen Verkehr und dadurch auch den Gedanken derselben innerlich näher kam. Außerdem lernte Cranmer bei dieser Gelegenheit eine Nichte des Andreas Osiander zu Nürnberg kennen, mit der er sich nicht lange nachher verheirathete. Als der Papst sich nun trotz der vielen dem Könige günstigen Gutachten, welche in London eingelaufen waren, noch immer schwierig zeigte, kam der König allmählich auf den Gedanken, sich mit der ihn beschäftigenden Angelegenheit dadurch von der Autorität des Papstes unabhängig zu machen, daß er ganz England von dem Supremat Roms emanzipirte. Dieses konnte jedoch nicht mit Einem Schlage geschehen. Daher erfolgte zunächst nur eine Reihe von Verordnungen, welche den Einfluß der römischen Curie auf die englische Kirche beschränkten. Mit Anna Bolen aber verehelichte sich der König am 14. Novbr. 1532 heimlich, obschon seine erste Ehe noch bestand.

Inzwischen war der Erzbischof Warham von Canterbury am 23. Aug. 1532 gestorben und der König hatte sich alsbald fest entschlossen, den erledigten Stuhl keinem Anderen als Cranmer zu überweisen. Dieser jedoch erschrak über diesen Beweis königlicher Huld, da er voraussah, daß die ihm zugedachte Stellung ihn alsbald in den bedenklichsten Kampf kirchlicher und politischer Pflichten bringen würde. Doch gab er endlich nach langem Zögern den Bitten und Vorstellungen der Räte des Königs nach. Die zu seiner Bestätigung erforderlichen Bullen des Papstes (sie kosteten 900 Ducaten) wurden von Rom eingeholt und Cranmer ward am 30. Mai 1533 in der Westminsterabtei inthronisirt; doch erklärte er vor Ablegung seines Eides feierlichst, daß er sich durch denselben in keiner Weise zu Etwas, das seinem Gewissen, den Vorrechten der Krone und den Staatsgesetzen Englands zuwider wäre, verpflichtet erachte. Die Ehe des Königs mit Katharina von Arragonien hatte derselbe schon einige Tage vorher für nichtig erklärt, worauf er auch dessen (ohne sein Vorwissen) am 12. April öffentlich vollzogene Verehelichung mit Anna Bolen als gesetzmäßig anerkannte. Am 1. Juni krönte er letztere nach des Königs Befehl

als Königin. Sofort erklärte aber der Papst die Auflösung der Ehe Heinrichs mit Katharina sowie dessen neue Eheschließung für null und nichtig und sprach über den König am 23. März 1534 den Bann aus. Hierdurch wurde jedoch der längst erwogene Entschluß des letzteren zur Reife gebracht: der König hob am 9. Juni die päpstliche Gewalt über England auf und verkündete sich in der Suprematsakte vom 3. Novbr. 1534 als das alleinige irdische Oberhaupt der Kirche seines Reichs. Gleichzeitig legte Cranmer den Titel eines päpstlichen Legaten nieder und nannte sich mit des Königs Bewilligung Primas von England. Hiermit hatte nun Heinrich erreicht, was er erreichen wollte. In England bestand jetzt eine von Rom völlig unabhängige katholisch-rechtgläubige Kirche. Etwas Weiteres anzustreben, eine biblische Reform der Kirche des Reichs durchzuführen, lag nicht in des Königs Absicht. Allein nachdem das Band mit Rom zerrissen, war doch auch der Lebensnerv des Katholizismus in England durchschnitten, und unwillkürlich sah sich daher der König, um seine Autorität über die Kirche des Reichs zu befestigen, zu Schritten gedrängt, die ursprünglich nicht in seinem Plane gelegen hatten. Zu seinem Generalvicar in allen kirchlichen Dingen ernannte er Cromwell; allein die Seele der inneren Bewegung, welche jetzt in der Kirche Englands hervortrat, war doch Cranmer. Demselben fehlte es freilich damals noch an den Charismen eines Reformators durchaus. Die Stützpunkte seiner ganzen kirchlichen und geistlichen Stellung, seiner äußeren und seiner inneren Haltung waren die Autorität des Königs und erst in zweiter Linie die Autorität der h. Schrift. Aber eben nur dadurch war es ihm nach Lage der Dinge überhaupt möglich, die Reformation der Kirche in etwas vorzubereiten. Denn als kaum zu überwindende Hindernisse standen derselben nicht nur der Ketzerhaß des Königs, sondern auch der Widerwille des Clerus gegen jede Neuerung entgegen. Cranmer erfuhr dieses zu seinem tiefsten Leidwesen, als er Tyndals englische Uebersetzung des Neuen Testaments in England einführen wollte; der Widerwille der Bischöfe gegen die Verbreitung der Schrift in der Volkssprache ließ es nicht zu. Das Einzige, was Cranmer zu thun vermochte, war, daß er erledigte Pfründen mit reformatorisch gesinnten Clerikern besetzte. Sein Trost dabei war, daß die Königin Anna ihn mit ihrer entschieden reformatorischen Gesinnung dem König gegenüber deckte und daß er mit deren Hülfe in späterer Zeit manche Reform in der Kirche glaubte ins Leben rufen

zu können. Leider aber schwand auch dieser Trost bald dahin. Der König wurde seiner einst so glühend geliebten Gemahlin überdrüssig, klagte sie der Untreue an, und Cranmer, der von ihrer Unschuld überzeugt war, wagte nur halblaut für dieselbe einzutreten. Am 19. Mai 1536 fiel das Haupt der Unglücklichen unter dem Beile des Scharfrichters, und schon am folgenden Tage vermählte sich Heinrich mit Jane Seymours, — die zum Glück auch der Reformation günstig war. Daher konnte wenigstens Einiges geschehen. Im J. 1536 wurden die kleineren Klöster Englands aufgehoben (seit 1537 auch die größeren, wodurch ein unermeßliches Klostergut in die Hände der Krone kam,) und gleichzeitig wurde von einer am 16. Juni 1536 unter Cromwells Vorsitz eröffneten Synode ein Kirchenbekenntnis in zehn Artikeln aufgestellt, worin neben vielerlei Papistischem doch eine Reihe evangelischer Wahrheiten zum Ausdruck kamen.

Cranmer hatte an diesen Sätzen im evangelischen Interesse mancherlei zu desideriren; aber dem König gingen dieselben zu weit, weshalb er sie nicht ohne mancherlei Modificationen publizirte, wobei er jedoch zu Cranmers größter Freude genehmigte, daß die Verbreitung der inzwischen im Ausland zur Vollendung gekommenen Bibelübersetzung Tyndals in England freigegeben sein sollte.

Diese erste Einlenkung auf die Bahn einer evangelischen Kirchenreform war ein Compromiß der Parteien, das jedoch sofort die grenzenloseste Verwirrung im ganzen Reiche hervorrief. Die entschiednen Katholiken sahen in den zehn Artikeln eine Verletzung der reinen Kirchenlehre, weshalb sich zur Verteidigung des katholischen Glaubens bewaffnete Massen erhoben, die mit Gewalt zu Boden geschlagen werden mußten. Anderen wiederum waren die zehn Artikel noch bei Weitem nicht antirömisch genug, indem sie ein wirklich evangelisches Bekenntnis verlangten. So kam es, daß der König, der seinen absoluten Willen als oberstes Gesetz der Kirche angesehen wissen wollte, abwechselnd Bekenner des Evangeliums und Anhänger des Papstes das Blutgerüst besteigen ließ.

Da starb die junge Königin (24. October 1537), infolge dessen Cranmer grade in dem ersten Beginne einer entschieden reformatorischen Wirksamkeit urplötzlich die Verwirklichung aller seiner Pläne und Hoffnungen, mit denen er sich trug, in weite Fernen hinausgerückt sah. Der König verbot (Novbr. 1538) die Priester-

ehe, weshalb Cranmer seine Frau nach Deutschland zurückschicken mußte. Auch sah er sich genötigt, die Berathungen mit sächsischen Theologen, welche auf seine Einladung hin nach London gekommen waren, schleunigst abzubrechen. Im folgenden Jahre mußte er es sogar erleben, daß das Parlament (28. Juli 1539) nach des Königs Willen die zehn Artikel in sechs neue Artikel, die sogen. Blutartikel umwandelte, welche die Wandelungslehre und Kelchentziehung, den Cölibat der Priester und die absolute Verbindlichkeit der Keuschheitsgelübde, die Beibehaltung der Seelenmessen und der Ohrenbeichte festsetzten. Die Bestreitung der Transsubstantiationslehre und die Säumigkeit in der Auflösung der Priesterehe wurde sogar mit dem Tode bedroht. Ein Katechismus „Institution of a christian man" (schon 1537 veröffentlicht, und 1540 in neuer Bearbeitung edirt) stellte noch schärfer die Grenzen der königlichen Glaubenslehre dar, auf deren Ueberschreitung der Tod gesetzt war. Die katholische Umgebung des Königs, insbesondere der Herzog von Norfolk und der ebenso falsche und ränkevolle als kluge Bischof Gardiner, frohlockte, zumal als sie es erreichten, daß Cromwell, weil er den König zu der diesem widerlichen Ehe mit Anna von Cleve verleitet hatte, am 28. Juli 1540 das Schaffot besteigen mußte. Auch Cranmer hoffte man bald auf dasselbe zu bringen. Dieser aber trat grade jetzt mit voller Freimütigkeit für die evangelische Lehre ein und wußte sich doch das Vertrauen des Königs zu bewahren. Vor einer auf seinen Antrag vom König gebildeten Commission, welche eine nochmalige Revision des kirchlichen Lehrbegriffs vornehmen sollte, sprach er seine damaligen Gedanken, welche den Fortschritt des hohen Prälaten in der Heilserkenntnis wahrnehmen lassen, in voller Klarheit aus: „Nur Taufe und Abendmal sind eigentliche Sacramente. Die Landesherrn haben in kirchlicher wie in politischer Beziehung für ihre Völker Fürsorge auszuüben und geistliche wie weltliche Beamte zu bestellen. Die Weihung der Geistlichen ist zweckmäßig aber nicht notwendig, indem sie keine Gnadengaben mitteilt. Beichtzwang und letzte Oelung sind abzuschaffen." Allerdings wurde der Einfluß der katholischen Partei auf den charakterlosen, wüsten Despoten noch größer, als sich derselbe (August 1540) mit Katharine Howard, einer Nichte des Herzogs von Norfolk, vermählte; allein schon nach wenigen Monaten fiel Cranmer die Pflicht zu den König über den früheren sittenlosen Wandel seiner Gemahlin aufzuklären und die Ehe aufzulösen, worauf derselbe (7. Juli 1543) mit der dem Pro-

testantismus günstigen Katharine Parr (seiner sechsten Gemahlin) in die Ehe trat.

Nunmehr glaubten Cranmer und dessen Freunde schon einen ruhigeren und glücklicheren Fortgang der Kirchenreform entgegensehen zu können, als es sich zeigte, daß grade jetzt die katholisch gesinnten Räte des Königs mit der äußersten Wuth und Bosheit jede evangelische Regung in der Kirche des Königreichs zu erdrücken und deshalb vor Allem den tödtlich gehaßten Urheber derselben, den Erzbischof Cranmer, aus dem Wege zu räumen suchten. Allerdings stand allen ihren Anschlägen das Vertrauen des Königs zu Cranmer als ein unübersteigliches Hindernis im Wege, — selbst als sie denselben vermocht hatten, gegen Cranmer einen Haftbefehl wegen Ketzerei zu erlassen. Der König empfand wegen dieses Befehls alsbald die bitterste Reue und nahm ihn zurück.

Cranmers Verhaftung erfolgte also nicht; aber in der reformatorischen Bewegung, die derselbe angeregt, war ein vollständiger Stillstand eingetreten. Der König wollte fernerhin nichts mehr von kirchlichen Reformen wissen, weshalb er die noch 1542 wiederholt genehmigte Verbreitung der Bibel in der Landessprache im folgenden Jahre 1543 in ein nur für den Adel gültiges Privileg umwandelte. Im J. 1546 wurde das Verbot des Bibellesens noch verschärft, jede Ketzerei wurde als todeswürdiges Verbrechen behandelt, und Schrecken und Verwirrung erfüllte das ganze Reich, als Heinrich VIII. am 28. Januar 1547 starb.

Die ganze reformatorisch gesinnte Partei Englands athmete auf, als sie von dem Tyrannen erlöst war, und Cranmer sah jetzt erst die Zeit, wo er eine wirklich reformatorische Wirksamkeit entfalten könnte, gekommen. Denn der neunjährige Eduard VI., der nun den Thron bestieg, wurde ihm zur Erziehung anvertraut und die Regentschaft, welche mit dem Herzog von Sommerset an der Spitze für denselben eintrat, war in der Mehrzahl ihrer (16) Mitglieder entschieden evangelisch gesinnt. Wie aber früher, so war auch jetzt die königliche Autorität die Basis, auf die er sich mit seiner ganzen Wirksamkeit stellte, weshalb er sich nicht nur sein Amt von dem neuen König aufs Neue übertragen ließ, sondern denselben auch bei der Krönung (20. Febr. 1547) daran erinnerte, daß er von Gott berufen sei die Kirche in der Weise des Königs Josias zu regieren.

Zunächst sorgte Cranmer, um für die Durchführung der Kirchenreform einen neuen Anfang zu gewinnen, dafür, daß durch

das ganze Königreich hin eine sorgfältige Kirchenvisitation vorgenommen wurde, zu welchem Zwecke er dasselbe in sechs Visitationsbezirke teilte. Bei diesen Visitationen wurde nun vor Allem die Lehre von der kirchlichen Suprematie der Krone als Grundlehre der anglikanischen Kirchenreformation verkündet. Sodann stellte er (Juli 1547) mit mehreren evangelisch gesinnten Bischöfen (namentlich mit Ridley und Latimer) eine evangelische Predigtsammlung, das Book of Homilies, her, ließ des Erasmus Paraphrasen des Neuen Testaments ins Englische übersetzen und erwirkte es, daß von dem am 4. Novbr. 1547 eröffneten Parlament die sechs Blutartikel aufgehoben, die Spendung des Kelchs im Abendmal hergestellt, die Messe und anderes Katholische beseitigt ward. Im folgenden Jahre ließ er den Nürnberger Katechismus fast unverändert ins Englische übertragen. In demselben Jahre 1548 wurde auch in Gemäßheit eines von Cranmer bei dem Parlament eingebrachten Antrags der erste Entwurf einer neuen Liturgie, des Book of Common Prayer, von Cranmer und einigen anderen Bischöfen und Theologen ausgearbeitet (mit Benutzung der altenglischen Liturgieen von Bangor, Herford, Lincoln, York, des old Sarum Salisbury's und der Reformationsordnung des Kurfürsten Hermann von Köln von 1543), worauf derselbe von dem Parlament im Januar 1549 genehmigt wurde. An dem Allen war zu ersehen, wie Cranmer selbst im Lauf der Jahre innerlich gewachsen und zu einem wirklich evangelischen Mann geworden war. Dabei war sein Glaubensbewußtsein immermehr in reformirt-confessioneller Gestalt zur Entwicklung und Ausprägung gekommen, weshalb Cranmer die Berufung einer ganzen Anzal reformirter Theologen des Auslands nach England veranlaßte. Von Straßburg wurden Bucer und Paul Fagius 1549 an die Universität zu Cambridge, aus Florenz wurde Peter Martyr Vermigli an die Universität zu Oxford berufen, Johann Laski leitete damals eine deutsche Gemeinde, Bernardino Ochino eine italienische Gemeinde zu London. Außerdem wurden Tremellius, der Schotte Alexander Alesius u. A. nach England gezogen. Durch Ochino ließ Cranmer auch dem gefeierten Theologen Musculus eine Professur anbieten (jedoch ohne Erfolg), und außerdem stand derselbe mit vielen anderen hervorragenden Theologen der reformirten Kirche, z. B. mit Bullinger, im lebhaftesten brieflichen Verkehr.

Getragen von einer Gemeinschaft so vieler Säulen des kirchlichen Lebens seiner Zeit erhob sich daher Cranmer zu der freudi-

gen Idee für die evangelische Kirche Englands ein Glaubensbekenntnis aufstellen zu lassen, welches zugleich ein Zeugnis der Glaubenseinigkeit der Evangelischen aller Lande sein sollte. Er trat darüber mit den theologischen Koryphäen Deutschlands und der Schweiz in einen lebhaften Gedankenaustausch, und schlug London als den Ort vor, wo man zur Aufstellung eines solchen Bekenntnisses zusammenkommen möchte. Auch wurde der Gedanke Cranmers von Melanchthon und Calvin freudigst aufgenommen; aber dennoch erwies sich derselbe sehr bald als unausführbar, weshalb Cranmer ihn wieder fallen ließ, um jetzt lediglich für die anglikanische Kirche ein evangelisches Bekenntnis zu Stande zu bringen. Schon früher (1538) hatte er als Ergebnis seiner Besprechungen mit deutschen Theologen 13 Artikel (den ersten 17 Artikeln der Augsb. Confession entsprechend) zusammengestellt. Mit Zugrundelegung derselben wurde nun unter Cranmers Auspizien ein aus 42 Artikeln bestehendes Bekenntnis entworfen, welches im Mai 1552 der Convocation vorgelegt und vom König (nicht vom Parlament) sanctionirt ward. Gleichzeitig ward damals auch von Cranmer mit Bucers und Peter Martyrs Hülfe eine Revision des Book of common prayer vorgenommen (wobei man die letzte Oelung, die Ohrenbeichte, das Gebet für Verstorbene u. A. aus demselben entfernte), infolge deren die Liturgie in ihrer neuen Gestalt von der Convocation approbirt und durch eine Parlamentsakte 1552 publizirt ward.

Das Alles kam ziemlich rasch und ohne erhebliche Schwierigkeiten zu Stande, so daß der äußere Organismus des neuen evangelischen Kirchenwesens im Wesentlichen als fertig entworfen gelten konnte; allein die Zukunft der neuen Schöpfung, die theilweise in noch nicht zur Einführung gekommenen Gesetzen bestand, war doch noch so lange fraglich, als die katholische Partei im Reiche irgend welchen Einfluß hatte. Allerdings war dieselbe zur Zeit zurückgedrängt; allein wie wenig ihr Mut und ihre Zuversicht gebrochen war und wie wenig sie daran dachte, dem Protestantismus das Feld zu räumen, das zeigte sich an dem Verhalten des Bischofs Gardiner, der, obschon er wegen seiner Opposition gegen die neue Gottesdienstordnung 1549 ins Gefängnis geworfen war, dennoch von diesem aus Cranmers Lehre vom Abendmal in einer fulminanten Streitschrift öffentlich anfocht, weshalb dieser sich genötigt sah, seine (reformirte) Lehre in einer Gegenschrift ebenfalls öffentlich zu rechtfertigen. Hierzu kam, daß es einerseits der katholischen

Partei gelang, den evangelisch gesinnten Protector des Reiches, Sommerset, zu stürzen, und daß andrerseits das englische Volk für die Reformation der Kirche gar wenig Verständnis und Sinn hatte. In letzterer Beziehung suchte Cranmer durch Aussendung von Reisepredigern zu helfen, welche im Lande umherzogen und das Volk über die Schriftwidrigkeit des katholischen Kirchenwesens sowie über das eigentliche Wesen der Reformation aufklären sollten. Außerdem bewirkte es Cranmer, daß der König 1552 eine Commission zur Ausarbeitung eines protestantischen Kirchenrechts niedersetzte. Im Februar 1553 hatte dieselbe ihre Arbeiten unter Cranmers Vorsitz vollendet, der eben die Publication und Einführung der entworfenen Gesetze erwartete, als König Eduard (in seinem sechszehnten Lebensjahre) am 6. Juli 1553 starb.

Ihm folgte Maria, die katholisch erzogene Tochter der Katharina von Arragonien. Die Seele der jungen Königin, der „blutigen Maria", war nur von dem Einen Gedanken durchglüht: England nach geschehener Ausrottung des Protestantismus wieder zu des Papstes Füßen zu legen. Nach ihrer Vermählung mit Philipp II. von Spanien, und nach dem Einzuge des Cardinals Pole als Legaten in London, schienen auch wirklich die Flammen der Scheiterhaufen und das Schwert des Scharfrichters dem Protestantismus in England bald ein Ende zu machen. Mehr als 300 Märtyrer haben damals sterben müssen, — unter ihnen auch Cranmer.

Schon unmittelbar nach der Thronbesteigung der Königin war demselben von seinen Freunden gerathen worden, sich durch die Flucht in Sicherheit zu bringen. Cranmer glaubte jedoch grade darum um so mehr an seinem Platze bleiben zu müssen, als er sich sagte, daß die Besorgnis der Freunde nicht unbegründet war. Denn er wußte, daß ihn die Königin nicht blos als Ketzer, sondern auch darum haßte, weil er die Scheidung des Königs Heinrich von ihrer Mutter betrieben habe. Daher überraschte es ihn grade nicht, als er schon am 14. Sptbr. 1553 vor die Sternkammer geladen und in die Zwingburg Londons, in den Tower abgeführt wurde. Von der Anklage wegen Hochverrats, die man hier gegen ihn erhob, sah er sich allerdings infolge eines Protestes, den er an die Königin richtete, freigesprochen. Dafür wurde er nun aber wegen Ketzerei in Anklagestand versetzt und wegen Ueberfüllung des Towers mit seinen beiden vertrautesten Freunden, den Bischöfen Ridley und Latimer in Eine Zelle gesperrt.

Gemeinsames Gebet und Lesen in der h. Schrift war hier der Trost, mit dem sich dieselben stärkten. Bald begann nun auch das Verhör Cranmers vor der Convocation, in welchem derselbe mit solcher Rohheit behandelt ward, daß es selbst seine Gegner empörte. Daher fand man es für ratsam, Cranmer und dessen Leidensgefährten im März 1554 nach Oxford zu bringen, wo das Verhör mit jenen am 14. April in der Marienkirche fortgesetzt ward. Der schon betagte Prälat erschien hier mit dem Stab in der Hand, voll Hoheit und Würde. Man legte ihm drei die katholische Lehre vom Abendmal darstellende Artikel vor und verlangte seine Unterzeichnung derselben. Mit größter Entschiedenheit wies er jedoch diese Forderung zurück und schickte am folgenden Tag (es war ein Sonntag) seine Widerlegung der Artikel ein. Am Montag erschien er sodann, um seine Widerlegung zu verteidigen. Mit rohem Hohnlachen hörten die Richter Cranmers und deren Anhänger den Vortrag des Greises an, den dieser gleichwol teils in lateinischer, teils in englischer Sprache in würdevoller Ruhe zu Ende führte. Auch in den folgenden Tagen dauerten die Quälereien fort, indem Cranmer wiederholt vor das Gericht geführt und mit Ridley und Latimer zur Unterzeichnung der Artikel aufgefordert wurde. Da dieselben jedoch dieses Ansinnen auf das Bestimmteste zurückwiesen, so wurden sie jetzt in strengere Haft gebracht, in der sie volle achtzehn Monate zu schmachten hatten.

Offenbar wußte man längere Zeit nicht, was mit Cranmer anzufangen sei. Schließlich jedoch kam man auf den Gedanken, daß die Aburteilung dieses Vaters aller Ketzerei in England dem Oberhaupte der Kirche überlassen werden müsse. Im Septbr. 1555 sahen sich daher zuerst Latimer und Ridley, dann auch Cranmer zu ihrer größten Ueberraschung vor eine aus päpstlichen und königlichen Bevollmächtigten bestehende Commission gestellt, wo abermals mit ihnen ein Verhör vorgenommen wurde. Cranmer legte gegen dieses Verfahren sowol vor der Commission selbst als hernach bei der Königin (brieflich) Protest ein, weil der Papst, der Widersacher des Evangeliums, über ihn keine Jurisdiction habe. Allein die Akten des Verhörs wurden nach Rom gesandt, von wo im Anfange des folgenden Jahres eine Bulle kam, welche die Excommunication und Degradation Cranmers aussprach. Die letztere wurde am 14. Febr. 1556 vollzogen. Feierlichst, und doch nicht ohne Hohn und Spott, wurden ihm die erzbischöflichen Gewänder und Insignien, mit denen man ihn vorher angethan, abgenommen,

und zugleich wurde ihm die päpstliche Excommunication verkündet, die er durch eine Appellation an das nächste ökumenische Concil erwiderte.

Schon jetzt lag der (geheim gehaltene) Befehl der Königin zur Hinrichtung Cranmers durch Feuer vor. Allein bevor es zur Vollziehung desselben kam, wollte ihn die Bosheit seiner Feinde noch in äußerster Demütigung vor sich sehen: man wollte ihm einen Widerruf ablocken. Um ihn hierzu zu verleiten, erwies man ihm jetzt alle möglichen Freundlichkeiten, man brachte ihn sogar aus dem Gefängnis in eine Privatwohnung in Haft, wo er alle wünschenswerten Bequemlichkeiten fand; und wirklich erreichte man es, daß der siebenundsechzigjährige in der langen Haft ermattete Greis eine Abschwörungsformel, worin er die Lehren der Reformatoren als Irrtümer verwarf, unterzeichnete. Kaum aber hatte man diese Unterschrift, so erging der Befehl, Cranmer alsbald dem Feuer zu übergeben. Vorher jedoch sollte er seinen Widerruf auch öffentlich erklären.

Am 21. März 1556 wurde er deshalb in die Marienkirche geführt und auf einem bereits hergerichteten Gerüst niedergesetzt. Dort sah die zalreich versammelte Volksmenge den gebeugten Greis mit kahlem Haupte auf seine Kniee fallen und bitterlich weinend die Hände zum Gebete falten. Nach Beendigung einer Predigt, worin dem Volke klar gemacht war, warum ein solcher Ketzer sterben müsse, wurde er aufgefordert, seinen Widerruf öffentlich zu wiederholen. „Das will ich von Herzen gern", antwortete der Greis, der zunächst ein ergreifendes Gebet sprach, worin er Gott um des Blutes Christi willen um Vergebung seiner vielen Sünden anrief, dann aber sich erhob, und mit lauter, fester Stimme zum größten Staunen aller Anwesenden Alles widerrief, was er aus Todesfurcht mit bösem Gewissen gegen die Wahrheit des Evangeliums ausgesagt habe. Dafür solle diese seine rechte Hand, mit der er gefrevelt, zuerst brennen; denn der Papst sei der Antichrist und seine Lehre eitel Lüge, worauf er insbesondre noch sich zu der Lehre vom Abendmal bekannte, wie er sie in den letzten Jahren öffentlich dargelegt hatte. Cranmer wollte in seiner Rede noch fortfahren, als er unterbrochen und zum Scheiterhaufen abgeführt wurde. Zwei Mönche begleiteten ihn, die ihn fortwährend zum Widerruf des eben Gesagten zu bewegen suchten. Indessen wies er dieses Ansinnen ruhig zurück, bestieg den Scheiterhaufen, ließ sich an den Pfahl binden, — und als er die ersten Flammen zu

sich heraufzüngeln sah, streckte er seine rechte Hand nach denselben hin und rief aus: „Diese Hand hat übel gethan, diese böse rechte Hand!“ Dann stand er in unbeweglicher Ruhe da, die Augen gen Himmel gerichtet. Als die Flammen ihn erfaßten, hörte man ihn noch rufen: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ — worauf die Gestalt im Feuer und Rauchdampf rasch verschwand. —

Cranmer war als Mensch mit ungewöhnlichen Vorzügen ausgestattet. Leutselig, wolwollend und freundlich, wie er war, wußte er sich die Herzen Aller leicht zu öffnen und zu gewinnen. Für jeden Armen und Bedrängten, der sich ihm nahte, war er ein Vater und treuer Berater. Gern that er sein Herz und seine Hände auf. Seine Gastfreundschaft kannte kaum eine Grenze; insbesondre waren fremde Geistliche und Gelehrte in seinem Palast Lambeth allezeit zu Hause. Sein am meisten hervortretender Charakterzug, in welchem sich der eigentliche Adel seiner Seele kund gab, war aber seine Großmut. Es war in England sprichwörtlich geworden, daß man Cranmer beleidigen müsse, um von ihm eine Gunst zu erhalten. Als Christ kennzeichnete er sich von Anfang an dadurch, daß sein ganzes religiöses Leben und Denken auf seinem Gewissen beruhte. Sobald er daher einzelne Lehrsätze der katholischen Kirche als irrig erkannte, rückte er von derselben ab. Dabei trieb ihn dann der Ernst seines Charakters, diese Irrtümer, die er als solche erkannt hatte, auch aus der kirchlichen Gemeinschaft, in welcher er lebte, zu entfernen. Dieser Ernst seines innern religiösen Lebens war daher die Wurzel seiner reformatorischen Wirksamkeit. Er begann dieselbe aber darum zu einer Zeit, wo er im Prinzip mit dem Katholizismus noch nicht gebrochen hatte, wo seine eigne Seele von vielerlei papistischen Irrlehren noch umnachtet war. Aber „dem Aufrichtigen läßt Gott es gelingen“; er wuchs mehr und mehr in der Erkenntnis des Evangeliums und fand schließlich das Eine was not thut als den Eckstein seines Glaubens und Lebens. Daher wuchs der ernste, edle Mensch in ihm allmählich zum glaubensstarken evangelischen Christen, zum Reformator Englands heran, den Gott schließlich mit der Krone des Märtyrertums krönte. H. Heppe in Marburg.

317. Nikolaus Ridley, Bischof von London.

14. October.

Unter den Führern der Reformation in England giebt es Männer, welche der Zeit nach früher, der Geisteskraft und Gabe nach bedeutender, dem Erfolge nach siegreicher eingegriffen haben, als Ridley; aber es giebt keinen, welcher an Reinheit des Charakters, an Redlichkeit, Treue und Standhaftigkeit bis zum Märtyrertode ihn übertroffen hätte. Nikolaus Ridley wurde ums Jahr 1500 in Northumberland, der nördlichsten Grafschaft von England geboren. Als Knabe erlernte er die Elemente der alten Sprachen in der Stadt Newcastle am Tyne; er bezog dann die Universität Cambridge, der er sein Lebenlang eine ehrerbietige dankbare Liebe bewahrt hat. Seine geistige und geistliche Entwicklung scheint einen ganz allmähligen, stetigen Gang genommen zu haben, so daß wir keinen Moment der Erweckung bei ihm nachzuweisen vermögen. Er ist jederzeit ein geistreicher, tugendhafter, eifriger Freund der Wahrheit gewesen; aber nur Schritt vor Schritt ist ihm das volle Licht der Wahrheit aufgegangen. Als Studirender beschäftigte er sich auf Spaziergängen im Garten des Pembroke-Collegiums damit, die pauliniſchen Briefe, ja alle neutestamentlichen Briefe im Grundtext auswendig zu lernen. Angesichts des Todes hat er sich dessen noch gefreut und bezeugt, das sei ihm sein Lebenlang zu gute gekommen, und wenn auch mit der Zeit vieles seinem Gedächtniß entschwunden sein möge, so hoffe er doch den süßen Duft davon mit in den Himmel zu nehmen. Nach Vollendung seiner Studien begab er sich auf Reisen nach den Universitäten Paris und Löwen. Im Jahre 1529 kehrte er nach Cambridge zurück. Und da man seine Gelehrsamkeit und seinen Charakter allgemein achtete, so wurde er nach und nach zu verschiedenen akademischen Würden und zu mehreren Aemtern an der Universität befördert: er wurde Kaplan der Universität, 1533 Proctor (ein Amt der Aufsicht und Disciplin über die Studirenden), nachher Lector publicus. Zugleich war er Fellow eines „Collegiums," und 1540 wählte man ihn zum Vorstand des Pembroke-Collegiums; in demselben Jahr erlangte er auch die theologische Doctorwürde. Indessen beschränkte sich seine Thätigkeit nicht ausschließlich auf die Wissenschaft und die Universität. Im Jahre 1534 ließ Heinrich VIII., nachdem Papst Clemens VII. in der

Ehesache des Königs gegen ihn entschieden hatte, alle geistlichen Körperschaften des Landes, insbesondere auch die Universitäten Oxford und Cambridge, zu Gutachten auffordern über die Frage: ob dem Papst laut der h. Schrift irgend eine größere Gerichtsbarkeit in England zustehe, als jedem andern ausländischen Bischof? An der Berathung über diese Frage innerhalb der Universität Cambridge betheiligte sich Ridley besonders eifrig, im Sinne einer Emancipation der anglikanischen Kirche von der Oberherrschaft des Papstes. Dadurch wurde er, wie es scheint, dem damaligen Erzbischof von Canterbury, Thomas Cranmer, näher bekannt. Dieser berief ihn zu sich, und übertrug ihm, um ihn in seiner Nähe zu haben, 1538 die Pfarrstelle zu Herne in Kent, nur einige Stunden von Canterbury entfernt; auf der Markung dieser Parochie stand damals ein Landsitz des Erzbischofs, den Cranmer häufig bewohnte. Nun war Ridley Pfarrer und Seelsorger geworden, ohne darum seine Stellung an der Universität aufgeben zu müssen. Er predigte fleißig in seiner Pfarrkirche, und zwar in evangelischem Geiste; nur hielt er noch an der römischen Lehre von der Wandlung im Sakrament des Altars fest. Bis dahin schien Ridley ganz der Denkart seines Königs zugethan zu sein, welcher zwar die Oberherrschaft des Papstes über die Kirche von England abgeschüttelt, aber dafür sich selbst die Suprematie über die Landeskirche zugewandt hatte, die Bibel in der Landessprache verbreiten ließ, aber an der Messe mit aller Zähigkeit festhielt. Als aber der König das blutige Statut der 6 Artikel vom 28. Juli 1539 erließ, wodurch er unter Androhung der härtesten Strafen die Lehre von der Wandlung, die Kelchentziehung und die Privatmessen, die Ohrenbeichte und den Cölibat sanctionirte: scheute sich Ridley nicht, diese Maßregel offen und nachdrücklich zu misbilligen. Dessen ungeachtet traf ihn die Ungnade des Königs so wenig als seinen Gönner, den Erzbischof. Es war sein Glück, daß er noch an die Wandlung im Abendmahl glaubte und unverehelicht war. Cranmer ernannte ihn zu seinem Caplan und übertrug ihm eine Domherrnstelle im Kapitel von Canterbury. Theils der Umgang mit Cranmer, theils das Studium der Streitschrift von Ratramnus gegen Radberts Lehre von der Wandlung, theils fortgesetztes Schriftstudium, führten Ridley seit 1540 zu der Einsicht, daß es mit der Lehre von der Wandlung nichts sei. Immerhin trat er, so lange Heinrich VIII. auf dem Throne saß, nie maßgebend hervor.

Anders gestaltete es sich seit dem Tode König Heinrichs

28. Januar 1547: unter Eduard VI. wurde er mit an die Spitze des reformatorischen Kirchenregiments gestellt. Das hatte er dem Vertrauen Cranmers zu verdanken. Denn während der Minderjährigkeit des beim Tode seines Vaters noch nicht zehnjährigen Königs, war der Erzbischof ein Mitglied der Regentschaft, an deren Spitze der Herzog von Sommerset, ein Oheim des jungen Königs, stand. Bald nach seiner Krönung (20. Februar 1547) ernannte der König den Dr. Ridley zum Hofcaplan; noch im gleichen Jahr beförderte er ihn zum Bischof von Rochester, unweit London; und ehe drei Jahre vergangen waren, erhob er ihn (1. April 1550) auf den Bischofsstuhl der Hauptstadt selbst. Auf so hohen Posten gestellt hat Ridley, dem Erzbischof Thomas Cranmer zur Seite, bei den eingreifendsten Maßregeln der englischen Reformation mitgewirkt. Als Bischof hielt er es für seine erste und heiligste Pflicht, den ihm als Oberhirten anvertrauten Gemeinden das Evangelium zu predigen. Und so pflegte er denn jeden Sonntag und Feiertag bald da bald dort zu predigen. Und zu diesen Reisepredigten des Bischofs strömte das Volk in Schaaren herbei. In Rochester war sein Wirken zwar von kurzer Dauer, aber von gesegnetem Erfolg. Das evangelische Wesen kam durch ihn in guten Gang. Und als er anstatt des Bischofs Bonner, welcher dem Fortgang der Reformation entschlossenen Widerstand entgegengesetzt hatte, 1550 zum Bischof von London befördert wurde, war es sein eifrigstes Bemühen, die Gemeinden mit frommen evangelischen Pfarrern zu versorgen. Einer der ersten Prediger, die er ordinirte, war Johann Foxe, jener berühmte Geschichtschreiber der evangelischen Märtyrer. Aber weit über seinen jeweiligen Sprengel hinaus ging seine Einwirkung auf die Kirchenordnung des ganzen Landes.

Von den heute noch maßgebenden Grundbüchern der anglikanischen Kirche: Homilienbuch, Kirchengebetbuch, 39 Artikel und Katechismus, sind die zwei ersten sicher von Dr. Ridley mit bearbeitet, während zum mindesten die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß die Grundlage der 42 Artikel von 1552 nicht ohne Ridley's Beirath entworfen sein dürfte. Daß aber die zwölf Homilien des Homilienbuchs (1547) von Cranmer, Latimer und Ridley verfaßt worden sind, steht geschichtlich fest. Und der erste Entwurf zu dem liturgischen Handbuch Englands, (Book of common prayer) wurde von einer Commission ausgearbeitet, unter deren Mitgliedern Dr. Ridley eines der hervorragendsten gewesen ist. So hat er zu der gesammten Gottesdienst-Ordnung der anglikanischen Kirche gesetz-

geberisch mitgewirkt, und einen Grund legen helfen, welcher heute noch in der Hauptsache unerschüttert steht.

Es ist der Mühe werth, den geistvollen, einflußreichen Mann nach seiner Persönlichkeit näher kennen zu lernen. Ridley war ein Mann von wohl proportionirtem Körperbau, von heiterer Gemüthsart, wohlwollendem Herzen, freundlich und gütig gegen Jedermann; nichts lag ihm ferner, als irgend eine Beleidigung oder Unbill, die ihm angethan sein mochte, nachzutragen, geschweige zu vergelten. Er ist sein Leben lang unverehelicht geblieben. Streng gegen sich selbst, hat er alle Selbstverleugnung geübt, Gebet und Betrachtung mit emsigem Fleiße getrieben. Jeden Morgen, sobald er angekleidet war, pflegte er eine halbe Stunde lang auf den Knieen zu beten. Hierauf begab er sich in sein Studierzimmer. Dann kam er zum Hausgottesdienst, welcher Tag für Tag gehalten wurde. Auf seinem Landsitz in Fulham bei London las er bei der Andacht selber einen Abschnitt aus der Bibel vor; wer lesen konnte, bekam ein N. Testament in die Hand. Oft und viel las er seinen Hausgenossen den 51. Psalm vor, und führte eine energische Aufsicht über dieselben. Wie er selbst gottselig und tugendhaft war, so herrschte auch in seinem Hause Tugend und Gottesfurcht. Nach dem Gottesdienst ging es zum Mittagessen; er war dabei stets mäßig und nüchtern, besonnen und weise, zu Zeiten recht heiter. Nach der Mahlzeit setzte er sich ein Stündchen zur Unterhaltung oder zu einer Partie Schach hin. Hierauf zog er sich in das Arbeitszimmer zurück und blieb daselbst, falls nicht Personen zu empfangen oder auswärtige Geschäfte zu besorgen waren, bis Abends 5 Uhr. Dann ging er zum Gottesdienst, wie Vormittags; nun folgte das Abendessen, und nach einem Stündchen Erholung ging's wieder an die Arbeit; und Nachts 11 Uhr legte er sich regelmäßig zu Bette, nachdem er zuvor, wie des Morgens, auf den Knieen gebetet hatte. Wenn der Bischof sich in Fulham befand, so schickte er vor dem Mittag- und Abendessen Tag für Tag in ein benachbartes Haus, mit den Worten: „holt meine Mutter Bonner!“ Die alte Frau war die Mutter des papistischen Vorgängers von Ridley, Edmund Bonner, welcher abgesetzt worden war und gefangen saß. Erschien Frau Bonner, so wurde sie so ehrerbietig und freundlich bewillkommt, als wäre sie die leibliche Mutter des Bischofs Ridley, und man wies ihr den Sitz am obern Ende der Tafel an. Das that Ridley aus besonderer Güte und herzlichem Mitleiden, damit die alte Frau keinen Mangel leiden

möchte. Diese Wohlthat wurde ihm übel vergolten: als nach der Thronbesteigung der Königin Maria Ridley abgesetzt, und Bonner wieder Bischof von London geworden war, vertrieb er sofort die Schwester Ridley's und deren Ehegatten, Georg Shipside, welcher ein bischöfliches Gut gepachtet hatte.

Mit der Prinzessin Maria kam Ridley noch vor ihrer Thronbesteigung in Berührung. Als Kaiser Karl V. sich bei Eduard VI. dafür verwendete, daß der Prinzessin, seiner Cousine, gestattet werden möchte, in ihrer Wohnung Messe halten zu lassen, war es Ridley, der nebst dem Erzbischof Cranmer das Gesuch bei dem jungen König eifrig befürwortete, vorderhand vergebens. Später machte er den Versuch, die Prinzessin zu bewegen, daß sie eine evangelische Predigt anhören möchte; ebenfalls ohne Erfolg.

Nachdem Eduard VI. am 6. Juli 1553 gestorben war, versuchte der englische Adel anfänglich, Lady Johanna Gray[1]) auf den Thron zu heben. Und am ersten Sonntag nach deren Krönung hielt Bischof Ridley, auf Befehl des Geheimenraths, eine Predigt beim St. Paul's-Kreuz auf dem Kirchhof der Kathedrale St. Paul's. Er forderte die Zuhörer auf, sich zu freuen, daß sie eine protestantische Königin hätten, und ihr treu zu sein; denn Prinzessin Maria würde, wenn sie zum Thron gelangte, gewiß das Land ausländischer Gewalt unterwerfen, die bereits eingeführte evangelische Lehre beseitigen, und alles zerstören, was ihr Bruder mit vieler Mühe gepflanzt habe. Ja er erzählte öffentlich, daß die Prinzessin, als er kraft seines Amtes als ihr ordentlicher Bischof sich bemüht habe, sie zum evangelischen Glauben zu führen, ihm zwar im übrigen gnädig begegnet sei, aber in Sachen des Glaubens und der Lehre sich starr und hartnäckig gezeigt habe. Diese Aeußerung wird Niemand für eine taktvolle ausgeben. Und daß er überhaupt für Johanna Gray aufgetreten ist, deren Erhebung auf den Thron eine Verletzung des klaren Erbrechts der Prinzessin Maria war, ist ein offenbarer Mißgriff gewesen. Ridley hat auch sofort dafür gebüßt. Denn als nach wenigen Tagen, Dank dem durchschlagenden Rechtsgefühl des englischen Volks, Maria als Königin ausgerufen worden war, hat es ihm nichts geholfen, daß er nach ihrem damaligen Aufenthalt, dem Schloß Framlingham in Suffolk sich begab, um die Königin zu begrüßen: er wurde kalt und ungnädig empfangen, auf der Stelle verhaftet, aller seiner

[1]) Ihr Lebensbild s. unten Nr. 320.

Würden entsetzt, auf ein hinkendes Pferd gesetzt, und als Gefangener nach London zurückgeführt, in den Tower. Sein papistischer Vorgänger, Edmund Bonner, wurde ohne Verzug wieder als Bischof von London eingesetzt. Uebrigens sind es keine politische, sondern lediglich religiöse Anschuldigungen gewesen, wegen deren ihm der Proceß gemacht wurde. Seine Gefangenschaft hat zwei Jahre und etliche Monate gedauert. Vom Ende Juli 1553 bis gegen Mitte März 1554 war er im Tower verhaftet.

Anfang März 1554 kam Befehl, die drei abgesetzten evangelischen Bischöfe, Cranmer, Latimer und Ridley, aus dem Tower in London nach Windsor zu schaffen. Und in den ersten Tagen des April wurden alle drei nach Oxford übergeführt, um dort mit Theologen von der römischen Partei zu disputiren. Man setzte sie anfangs in dem gemeinsamen Gefängniß ein, genannt Bocardo; aber schon nach einigen Tagen trennte man sie: Ridley erhielt bei dem Mayor der Stadt, Namens Irish, Hausarrest; er hatte es hier schlimmer, als seine beiden Freunde, weil, wie er in einem Briefe sich ausdrückt, in dem Hause, das sein Kerker war, die Frau den Mann regierte, obwohl er Mayor der Stadt war, eine abergläubische alte Frau, welche sich in besonderes Ansehen zu bringen hoffte, wenn man ihr nachsagen könne, sie habe ihn recht strenge gehütet. Am 14. April fand eine erste Vernehmung in der Universitätskirche (Marienkirche) statt. Hier hielten sämmtliche Commissare, 33 an der Zahl, Sitzung. Nachdem zuerst der gewesene Erzbischof vernommen worden war, wurde Dr. Ridley vorgeführt. Man legte ihm die gleichen drei Fragen vor, wie dem Erzbischof, nämlich:

1. ob im Sakrament des Altars, kraft der von dem Priester gesprochenen Worte, der natürliche Leib Christi wahrhaftig gegenwärtig sei, oder nicht?

2. ob nach der Consecration im Sakrament irgend eine andere Substanz als die des Leibes und Blutes Christi, vorhanden sei?

3. ob die Messe ein Versöhnungsopfer sei für die Sünden der Lebendigen und Todten?

Es galt lediglich der Lehre von der Messe und zwar sowohl dem Begriff der Wandlung als dem Begriff vom Meßopfer. Ridley antwortete, sobald ihm die Artikel vorgelesen worden waren, sie seien alle falsch und aus einer bittern Wurzel entsprungen. Seine Antworten waren scharf und gelehrt. Da er die römische Lehre von der Messe verneint hatte, so bot man ihm, wie seinen ehema-

ligen Amtsbrüdern, Disputationen darüber an. Ridley, wie auch Cranmer, nahm das Anerbieten an. Erst disputirte man mit Cranmer. Am 17. April kam die Reihe an Ridley. Er wurde in den theologischen Hörsaal geführt. Sein Hauptopponent war ein gewisser Dr. Richard Smith, während noch 13 andere Doctoren und Magister gegen ihn auftraten. Man hat ihm doch gestattet, zwei Schriftführer für sich zu wählen; der eine war Johann Jewel, später, unter Königin Elisabeth, Bischof von Salisbury. Seine Aufzeichnung ist die urkundliche Quelle dieser Disputation.

In Betreff des ersten Satzes (vgl. oben) bestritt Ridley mit ungemeinem Scharfsinn die römische Lehre von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl, als schriftwidrig, den Lehren der ältesten Väter widersprechend, und vielfachen Aberglauben begünstigend. Seine eigene Ueberzeugung sprach er dahin aus, daß das Sakrament nicht ein bloßes Zeichen des Leibes Christi, sondern die Gemeinschaft des Leibes Christi sei; sofern den gläubigen Communikanten die Gnade des Leibes Christi werde. Es war mit einem Wort die Calvinische Abendmahlslehre, zu der er sich bekannte. Bei Vertheidigung derselben legte er eine ungemeine Belesenheit in den Kirchenvätern an den Tag.

Den zweiten Satz (von der Wandlung) widerlegte er mit überlegener Dialektik, und bewies mit patristischer Gelehrsamkeit, daß im Sakrament des Altars auch nach der Consecration wirkliches Brod vorhanden sei. Den dritten Satz (vom Meßopfer) erklärte er für eine Beeinträchtigung des Versöhnungsblutes Christi. Nachdem er seine Ueberzeugung kaum hatte ungestört vorgetragen und begründen können, schloß er damit, daß er von dem unlängst gefällten ungerechten Urtheil über seine Person (die Absetzung betreffend) an einen, nach der englischen Kirchenverfassung competenten Richter appellirte; „sollte jedoch — fuhr er fort — diese Appellation auf Erden nicht gestattet werden, so nehme ich meine Zuflucht zu dem Urtheil des ewigen Richters, des allmächtigen Gottes, dessen gnadenvoller Gerechtigkeit ich mich und meine Sache gänzlich übergebe, nicht im geringsten zweifelnd an der Vertheidigung meines Fürsprechers und einigen Erlösers Jesu Christi, welchem mit dem ewigen Vater und dem heiligen Geiste, sei Ehre und Herrlichkeit jetzt und in Ewigkeit! Amen.“ Nun erst, nach dieser Darlegung seines Standpunktes, begann der eigentliche Disputationsakt, welcher höchst ausführlich und mehr als lebhaft geführt wurde. Denn Ridley versichert, er habe in seinem Leben noch nie eine so eitle

und tumultuarische Verhandlung gesehen oder gehört, wie diese; er hätte es nicht für möglich gehalten, daß unter Männern, welche in England für kenntnißreich und gelehrt gelten, Personen sich finden würden, welche sich so frech und schamlos, so unordentlich und eitel benehmen würden. Aber am Schluß, als wäre ein ehrlicher Sieg erkämpft, forderte der Vorsitzende seine Genossen auf, den Triumpfruf anzustimmen: „Vicit veritas!“ Und das geschah denn auch.

Einige Tage darauf, am 20. April, hielten die Commissare wiederum eine Sitzung in der Marienkirche. Die drei Bischöfe wurden erst einzeln vorgeführt, um die Eröffnung zu vernehmen, daß sie in öffentlicher Disputation überwunden worden seien, und sich zu erklären, ob sie in Folge dessen widerrufen wollten oder nicht. Ridley verweigerte das kurz und bündig: er stehe zu dem was er gesagt habe. Hierauf wurden alle drei zusammen vorgerufen; man las ihnen das Urtheil vor, wonach sie für Häretiker erklärt und excommunicirt wurden. Hierauf äußerte sich zuerst der Erzbischof, sodann Ridley; er sagte: „obgleich ich nicht mehr zu eurer Gemeinschaft gehöre, so zweifle ich doch nicht, daß mein Name anderswo geschrieben ist, wohin dieser Urtheilsspruch uns früher senden wird, als wir nach dem Laufe der Natur hingekommen sein würden.“ Nun führte man jeden wieder in seine Haft zurück.

Nach mittelalterlichem Brauch hätte die Vollziehung der Sentenz nicht lange auf sich warten lassen: die kirchlichen Richter hatten die Verurtheilten nur noch dem weltlichen Arm zur Hinrichtung zu übergeben. Allein das ging jetzt noch nicht. Erst mußte die Gesetzgebung auf den früheren römischen Stand zurückgeführt werden. Dies geschah im November 1554 mit Hülfe des Parlaments. Hiemit wurden aber auch alle Schleusen der Verfolgung geöffnet. Daher ist erst das Jahr 1555 dasjenige gewesen, welches der Königin den Namen der „blutigen Maria“ zugezogen hat. So kam es, daß die Zeugen der evangelischen Wahrheit noch anderthalb Jahre lang im Gefängniß bleiben mußten, bei sicherer Aussicht auf den Märtyrertod.

Diese Wartezeit benützte Ridley theils dazu, die Ungerechtigkeit des Verfahrens gegen seine Person ins Licht zu stellen und eine Revision des Prozesses anzustreben, theils dazu, seine Freunde und Glaubensgenossen zu trösten und zu stärken. Seine Briefe aus der Haft, welche meist lateinisch geschrieben wurden, zeugen

alle von unerschütterlicher Festigkeit des Glaubens und Freudigkeit des Hoffens, so wie von innigster Liebe zu den Brüdern.

Sobald der Papst wieder seine frühere Gewalt über die englische Kirche erlangt hatte, ernannte er den Cardinal Reginald Pole zu seinem Legaten in England. Und dieser ertheilte drei Bischöfen: White von Lincoln, Brookes von Gloucester und Holyman von Bristol, Vollmacht, das Verfahren gegen Ridley und Latimer zum Ziel zu führen, d. h. sie entweder zum Widerruf zu bewegen oder als hartnäckige Ketzer dem weltlichen Arm zu übergeben. In Folge dessen wurde Ridley am 30. Sept. 1555 in den theologischen Hörsaal der Universität geführt. Da saßen die oben genannten Bischöfe als Commissare des Legaten; und ein Notar verlas die Vollmacht für dieselben. Anfangs war Ridley mit entblößtem Haupte ehrerbietig dagestanden; sobald er aber den Namen des Cardinals und des Papstes, als Vollmachtgebers, nennen hörte, setzte er seinen Hut auf, und hörte fortan mit bedecktem Haupte zu. Der Bischof von Lincoln hielt ihm deshalb vor, er habe es an der nöthigen Ehrerbietung gegen die hohen Vollmachtgeber fehlen lassen. Ridley aber erklärte unverholen, daß er seinen Richtern und dem Cardinal persönlich alle Verehrung bezeige, aber die angemaßte Suprematie des Papstes und alle Auktorität Pole's als eines päpstlichen Legaten, vollständig ablehne. Und um nicht blos mit Worten, sondern auch mit der That gegen diese schriftwidrige Auktorität sich zu verwahren, habe er seinen Hut aufgesetzt; der wurde ihm auf Befehl des Bischofs durch einen Pedell der Universität abgenommen. Nun ermahnte ihn der Bischof, er möge doch widerrufen und in den Schooß der römischen Kirche zurückkehren. Allein Ridley erklärte in ausführlicher Rede, daß er dies nicht thun werde, denn die römische Kirche sei zwar eine Mutter anderer Kirchen, nicht aber das Oberhaupt aller übrigen Kirchen. Hieran knüpfte sich eine weitere Streitunterredung über den Begriff der Kirche und die Auktorität der römischen Kirche. Dann wurden ihm 5 Sätze vorgelesen, worin seine angeblichen Irrlehren in Betreff der Messe formulirt waren. Man wollte seine Erklärung darüber entgegennehmen, und diese gab er denn mit aller Klarheit und Entschlossenheit zu Protokoll. Hierauf entließ man ihn, gestattete ihm jedoch, seine Ansichten schriftlich aufzusetzen. Tags darauf, den 1. October 1555, wurde er in die Marienkirche geführt vor die Bischöfe als Commissare, während die ganze Universität und die Bürgerschaft zugegen war. Ridley beharrte auf

seinen gestrigen Erklärungen, und begnügte sich damit, seine zu Hause geschriebene Antwort auf die vorgelegten Fragen zu überreichen. Dann hielt Bischof White von Lincoln eine Ansprache, worin er Ridley ermahnte, sich nicht auf seinen eigenen Verstand zu verlassen, sondern sich der Auktorität zu unterwerfen. Ridley aber versicherte, daß er in keiner Weise seinem eigenen Verstand vertraue; allein er sei vollständig überzeugt, die Religion, die er vertheidige, sei auf Gottes Wort gegründet; man möge ihm doch gestatten auseinanderzusetzen, warum er gewissenshalber die Auktorität des Papstes nicht zugeben könne. Der Bischof von Lincoln erwiderte, Ridley habe gebeten, nur drei Worte sprechen zu dürfen; er wolle ihm erlauben, 40 Worte zu sagen. Ridley fing nun an zu sprechen; aber kaum hatte er einen halben Satz geredet, als die beisitzenden Bischöfe riefen, die Zahl sei schon voll; und so wurde ihm Schweigen auferlegt. Jetzt sprach der Bischof von Lincoln: Ich sehe wohl, Herr Ridley, Ihr laßt uns nicht bei demjenigen Theil unseres Auftrags stehen bleiben, der uns so gar erwünscht gewesen wäre; Gott ist mein Zeuge, es ist mir leid um Euch! Darauf antwortete Ridley: „Ich glaube es gern, mein Lord; denn es wird eines Tages schwer auf Eurer Seele lasten!" Nein! nicht so — erwiderte der Bischof — sondern es thut mir leid, solche Hartnäckigkeit bei Euch zu sehen. Aber da es nun einmal so steht, so müssen wir zu dem andern Theil unseres Auftrags schreiten. So höret denn! Und nun las er das Urtheil vor, durch welches Ridley für einen Ketzer erklärt, und verurtheilt wurde, der bischöflichen Würde und jeder kirchlichen Weihe entkleidet, excommunicirt, und zur Vollziehung gehöriger Strafe an die weltliche Macht ausgeliefert zu werden.

Hierauf wurde Ridley wieder in seine Haft abgeführt. Nun sah er dem Ende, dessen Bevorstehen schon seit vollen zwei Jahren ihm klar vor der Seele stand, in allernächster Zeit entgegen. Er benützte die ihm gewährte Frist, um allen Freunden und Glaubensgenossen noch die letzten Abschiedsgrüße und Ermahnungen zu sagen. In diese Zeit fällt ohne Zweifel auch die Abfassung jenes herrlichen Schreibens, welches wir schon von vorn herein als eine Art Selbstbiographie benützt haben. Dieses Abschiedsschreiben beginnt folgendermaßen: „Wenn ein Mann eine weite Reise vor hat und von seinen vertrauten Freunden scheiden will, so wünscht er natürlich, vor der Abreise seinen Freunden Lebewohl zu sagen. So wünsche auch ich, der ich jetzt täglich meiner Abbe-

rufung von euch, ihr herzlich geliebten Brüder und Schweſtern in unſerm Heiland, entgegenſehe, euch allen, ſo gut ich jetzt eben kann, Lebewohl zu ſagen." Und nun ſagt er zuerſt ſeinen Verwandten Lebewohl. Allen ſpendet er Dank, Troſt und Ermahnung, Warnung, je nach Umſtänden. Dann verabſchiedet er ſich von allen ſeinen Landsleuten und ermahnt ſie zur Treue gegen das Evangelium, und zu ritterlichem Kampfe für die Wahrheit. In einer ſpäter geſchriebenen Fortſetzung ſagt er der Univerſität Cambridge, dann ſeiner erſten Pfarrgemeinde, Herne in Kent, der Kathedrale von Canterbury, ſeinem erſten Biſchofsſitz, Rocheſter, dann dem Bisthum London Lebewohl. Erſchütternd iſt ſeine Anſprache an den „gottloſen und blutigen Stuhl" von London (unter Biſchof Bonner), dem er weiſſagend ein Wehe! zuruft, ſtatt eines Lebewohls. Deſto freundlicher und tröſtlicher redet er zu den „ſtill trauernden Seelen" in der Hauptſtadt und zu den wackern gottesfürchtigen Bürgern, Aldermännern und Mayors, unter denen er mehrere mit Namen nennt und dankbar rühmt. Endlich gedenkt er des Umſtandes, daß er als Biſchof Mitglied des Oberhauſes geweſen iſt, und wendet ſich demgemäß an die weltlichen Lords des Reichs, macht ſie verantwortlich für die Begünſtigung Roms und ſeiner „antichriſtlichen" Geſetze und hält ihnen die Rechenſchaft vor, welche ſie dem ewigen Richter unausbleiblich ablegen würden. — Nicht minder beweglich iſt ein zweiter Abſchiedsbrief, gerichtet an alle diejenigen, „welche um des Evangeliums Chriſti willen gefangen oder des Landes verwieſen ſind;" ein geiſtvolles Schreiben, voll Freudigkeit und Heldenmuth angeſichts des Todes um Chriſti willen.

Am 1. October 1555 war das Urtheil geſprochen worden; 14 Tage darauf, am 15. October, erſchien Dr. Brookes, Biſchof von Glouceſter, der damals als Commiſſar fungirt hatte, mit dem Vicekanzler von Oxford und einigen andern Häuptern der Univerſität, in dem Hauſe des Mayors der Stadt, Iriſh, wo Dr. Ridley ſich in Haft befand. Der Commiſſar bot ihm noch einmal Namens der Königin Begnadigung an, falls er widerrufen wollte. Dieſe Zumuthung wies Ridley kurz und bündig ab. Da ſchritt der Biſchof dazu, ihn ſeiner prieſterlichen Würde zu entkleiden, denn Biſchof ſei er ſchon nicht mehr. Und da Ridley ſich beharrlich weigerte, das Chorhemd und die übrigen Meßgewänder anzulegen, ſo wurden ihm dieſe Gewänder von Andern umgehängt. Als ihm hierauf ein Stück um das andere unter den üblichen Formeln abgenommen wurde, redete er immer dagegen, z. B. da ſie ihm ein

Buch in die Hand gaben, und dabei vorlasen: „wir nehmen dir das Amt der Predigt des Evangeliums“ u. s. w., antwortete er mit einem tiefen Seufzer und einem Blick zum Himmel: „O Herr Gott, vergieb ihnen diese Gottlosigkeit.“ Als die Ceremonie vorüber war, und Dr. Brookes ihm kein Wort mehr gestatten wollte, sagte Ridley: „was bleibt mir übrig, da ihr mich nicht hören wollt, als Geduld? So befehle ich denn die Sache meinem himmlischen Vater; der wird bessern, was übel gethan ist, sobald es ihm gefällt.“ Doch übernahm es der Bischof, ein Gnadengesuch Ridley's der Königin vorzulegen, worin er für mehrere Pächter von Grundstücken des Londoner Bisthums, mit denen er Verträge abgeschlossen hatte, sich verwendete; unter diesen Pächtern befand sich sein eigener Schwager. Hierauf rief Dr. Brookes die Gerichtsdiener, und übergab ihnen Ridley mit dem Befehl, ihn mit Niemand verkehren zu lassen, und ihn, nach erhaltener Weisung zum Hinrichtungsplatz zu bringen. Da brach Ridley in die Worte aus: „Gott, ich danke dir, und zu deinem Preise sei es gesagt, daß Keiner von euch allen mir irgend ein Vergehen zur Last legen kann!“ Brookes entgegnete, er spiele den stolzen Pharisäer und erhebe sich selbst. Darauf Ridley: „Nein, nein, nein! Ich bekenne, daß ich ein armer elender Sünder bin, der Gottes Hülfe und Erbarmung recht nöthig hat, und täglich darum bittet und ruft; deswegen bitte ich euch, habt keine solche Meinung von mir!“ Und so gingen die Gegner hinweg.

Den nächsten Tag sollte er den schrecklichen Feuertod erleiden. Aber er sah demselben nicht blos gelassen, sondern sogar freudig entgegen. Beim Abendessen war er so heiter gestimmt wie nur je in seinem Leben. Er lud seine Wirthin, Frau Irish, und alle andern, die mit ihm zu Tische saßen, auf den morgenden Tag „zu seiner Hochzeit“ ein. Als er vom Tische aufstand, erbot sich sein Schwager, die ganze Nacht bei ihm zu wachen. Ridley aber erwiderte: „Nein, nein, das sollst du nicht! Denn ich habe im Sinn, zu Bette zu gehen, und, so Gott will, so ruhig zu schlafen, als je in meinem Leben.“ Am 16. October 1555 wurden Ridley und Latimer nach dem dazu bestimmten Platze geführt. Es war an der Nordseite von Oxford, in einem Stadtgraben, Balliol-college gegenüber. Ridley ging zwischen dem Mayor und einem Aldermann der Stadt. Als man in die Nähe des Gefängnisses Bocardo kam, blickte Ridley zu den Fenstern auf, wo Cranmer gefangen saß, konnte aber seiner nicht ansichtig werden. Dafür erblickte

er seinen Freund Latimer, der in einiger Entfernung hinter ihm drein geführt wurde. Ridley rief ihm zu: „O, seid ihr auch da?" Latimer erwiderte: „Ja wohl, ich folge euch, so schnell ich kann!" Sobald Ridley auf dem Platz angekommen war, hob er mit eifriger Geberde beide Hände empor und schaute gen Himmel. Und da kurz darauf Latimer heranschritt, lief er mit wunderbar heiterer Miene ihm entgegen, umarmte und küßte ihn mit den Worten: „Seid gutes Muths, mein Bruder! Gott wird entweder die Wuth der Flamme lindern, oder uns stärken, sie zu ertragen." Nun ging er auf den Pfahl zu, kniete daran nieder, küßte ihn und betete inbrünstig, was auch Latimer that; dann standen sie auf und redeten einen Augenblick mit einander. Ueblichermaßen ging der Verbrennung eine Predigt vorher; diese hielt derselbe Dr. Smith, der am 17. April 1554 mit Ridley disputirt hatte, über den Text: „Wenn ich meinen Leib brennen ließe, und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze", 1. Cor. 13, 3. Die Predigt, so kurz sie war, strotzte doch von Schmähungen gegen die beiden Männer als angebliche Ketzer, und ermahnte sie zum Widerruf. Bei jeder Stelle dieser Art erhoben sie Augen und Hände zum Himmel, als riefen sie Gott zum Zeugen für die von ihnen erkannte Wahrheit an. Als die Predigt geschlossen war, bat Ridley nebst Latimer knieend den Commandirenden Lord Williams und die andern Commissare, einige Worte erwidern zu dürfen. Dies wollte man ihm aber einzig nur unter der Bedingung gestatten, daß er widerrufe. „Gut, antwortete Ridley, so lange noch ein Odem in meinem Leibe ist, werde ich meinen Herrn Christum und seine erkannte Wahrheit nie verleugnen. Gottes Wille geschehe an mir!" Hiermit stand er auf und rief laut: „Wohlan denn, so befehle ich unsere Sache dem allmächtigen Gott, der Alle ohne Ansehen der Person richten wird!" Sofort wurde Befehl ertheilt, daß sie sich bereit machen sollten. Ridley gab Rock und Kragen seinem Schwager Shipside; sonstige Kleinigkeiten vertheilte er unter die Umstehenden; wer auch nur ein kleines Fleckchen oder einen Knopf von seinen Kleidern erlangen konnte, schätzte sich glücklich. Sobald er sich bis auf das Hemd entkleidet hatte, trat er auf einen Stein neben dem Pfahl, hob seine Hände auf und betete: „O himmlischer Vater, ich danke dir von ganzem Herzen, daß du mich berufen hast, dein Bekenner bis zum Tode zu sein! Ich bitte dich, Herr Gott, erbarme dich dieses Königreichs England, und erlöse es von allen seinen Feinden!" Dann wurde er nebst Latimer mit einer Kette an den

Pfahl angeschmiedet. Hierauf brachte ihm sein Schwager ein Säckchen, das er ihm um den Hals binden wollte. Ridley fragte, was es sei; und als er hörte, es sei Schießpulver, erwiderte er: „Ich nehme es als von Gott gesendet an; aber wenn du noch mehr hast, so bring' es meinem Bruder (Latimer), aber schnell, damit du nicht zu spät kommest." Inzwischen bat Ridley den Lord Williams um Verwendung für seine Schwester und die anderen Pächter von bischöflichen Gütern und bezeugte zugleich, es gebe sonst nichts in der Welt, was sein Gewissen beunruhige. So sehr war seine Seele bis zum letzten Hauch nur mit dem Wohl Anderer beschäftigt. Jetzt brachte man ein brennendes Reisbüschel, und legte es zu Ridley's Füßen nieder, worauf Latimer ihm sagte: „Seid getrost, Herr Ridley, und seid ein Mann! wir werden heute mit Gottes Gnade ein Licht in England anzünden, das, wie ich zuversichtlich hoffe, nicht wieder ausgelöscht werden wird!" Als nun das Feuer gegen ihn aufloderte, rief Ridley mit außerordentlich lauter Stimme: In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum: Domine, recipe spiritum meum! Das letztere wiederholte er noch mehrmals englisch: „Herr, nimm meinen Geist auf!" Latimer starb nach kurzer Todespein. Desto länger dauerte Ridley's Qual, weil die Flammen zu langsam an ihn gelangten, und seine Füße verbrannten, ehe der Oberleib vom Feuer berührt wurde. Daher rief er bald die Gebetsworte: „Herr, erbarme dich meiner!" bald die Bitte an die Gerichtsdiener: „laßt doch das Feuer an mich kommen, ich kann so nicht verbrennen!" Endlich half ein Diener nach, so daß das Feuer hell aufflammte und das Schießpulver entzündete; hierauf sank der Märtyrer zusammen; sein Oberleib fiel zu Latimers Füßen nieder. Hunderte von Zuschauern ergossen sich in die bittersten Thränen, als sie den qualvollen Tod Ridley's schauten und Männer von so viel Wissenschaft, Frömmigkeit, Tugend und Würde vom Feuer verzehrt sahen. Aber dieses Feuer war in der That ein Licht, für England angezündet, das nicht mehr zu löschen war.

Im Jahr 1840 wurde gegenüber dem Platz, wo am 16. October 1555 Ridley und Latimer, und fünf Monate später, am 21. März 1556, Cranmer verbrannt worden, ein würdiges „Märtyrer-Denkmal" errichtet. Aber jeder treue evangelische Christ schuldet Männern wie Ridley dankbares Andenken.

Gotthard Lechler in Leipzig.

318. John Hooper, Bischof von Gloceſter.

9. Februar.

Unter denjenigen Kirchenmännern Englands, welche in die nur ganz äußerlich begonnene Reform des engliſchen Kirchenweſens den Sauerteig ſchweizeriſch-reformatoriſcher Anſchauungen hineinbrachten, dadurch der reformatoriſchen Bewegung Englands mehr Innerlichkeit, Tiefe und Ernſt gaben, aber auch zu der alsbald hervortretenden excentriſch und einſeitig puritaniſchen Richtung den erſten Anſtoß gaben, iſt in erſter Linie der Biſchof von Gloceſter (und Worceſter) John Hooper zu nennen.

Zu Somerſetſhire geboren hatte ſich Hooper ſchon während ſeiner Studienzeit zu Oxford mit den Gedanken des Proteſtantismus vertraut gemacht, welche ſpäter ihn immer tiefer durchdrangen, und ihn zum erklärten Gegner des Romanismus heranwachſen ließen. Der damals bei dem König Heinrich VIII. faſt allmächtige Biſchof Gardiner von Wincheſter (der zwar die königliche Suprematie über die Kirche verteidigte, ſonſt aber alle Neuerungen tödtlich haßte), bemerkte dieſes und ſuchte ihn von ſeinen Wegen abzubringen. Da Hooper den Vorſtellungen Gardiners kein Gehör gab, ſo mußte er es bald ſehen, daß am Hofe und in den Kreiſen der Gegner der Reformation auch er den notoriſchen Ketzern beigezält ward. Bald hernach erſchienen die 6 Artikel, in deren Schranken der König die Idee der Kirchenreform bannen und verkümmern laſſen wollte. Als ausgeſprochener Gegner dieſer Artikel ſah er ſich von der gefahrbringendſten Verfolgung bedroht, weshalb er, um dem Schlimmſten zu entgehen, als Bootsknecht verkleidet, an die Küſte entfloh, ſich nach Frankreich hinüberfahren ließ und von da (1537) in die Schweiz flüchtete. Hier lebte er an verſchiednen Orten, zuletzt (vom April 1547 bis zum März 1549) in Zürich, wo er namentlich mit Bullinger in Verkehr trat, und ganz dem Studium der Theologie und der hebräiſchen Sprache lebte. Die Zwingliſchen Ideen der Kirchenreform nahm er in dieſen Kreiſen vollſtändig in ſich auf. Auch trat er auf Bullingers Rat in die Ehe. — Inzwiſchen war der grauſame Verfolger des Proteſtantismus, König Heinrich VIII. (28. Januar 1547) geſtorben, Erzbiſchof Cranmer hatte unter dem Schutze der neuen vormundſchaftlichen Regierung die Reformation allmählich weiter geführt, und aus dem reformirten Ausland wurde eine ganze Anzal der hervorragendſten Theologen nach England berufen, um

namentlich auf den Universitäten und unter der Geistlichkeit dem Protestantismus festeren Boden schaffen zu helfen. Da zog es auch Hooper in die alte Heimat zurück, wo derselbe jetzt für seine in der Schweiz gewonnenen Ideale mit Erfolg wirken zu können hoffte. Er trat nun alsbald in England in der Weise des gefeierten Volksredners Latimer auf, in derber und begeisterter Sprache gegen den Abfall Roms vom Evangelium eifernd und machte mit seinen Predigten ganz außerordentliches Aufsehen. Von seinem gewaltigen, kernigen und schwungvollen Wort, mit dem er für die Wahrheit des Evangeliums zeugte, ging in immer weiteren Kreisen eine mächtige Erregung der Gemüter aus. Die Räte Edwards erkannten es daher bald, daß Hooper notwendig auf eine hervorragende und einflußreiche Stelle in der Kirche gebracht werden müsse, weshalb es dem Grafen Warwick (John Dudley), der ihn zum Kaplan angenommen, unschwer gelang, ihm im Juli 1550 das Bistum Gloceſter zu verschaffen. Hierbei kam jedoch der innere Gegensatz, in welchem Hooper zu dem ganzen Gange der englischen Kirchenreform und zu der in England vorherrschenden Auffassung des Protestantismus stand, in eclatanter Weise zu Tage. Hooper vertrat den Puritanismus nicht in der vollen Strenge eines Knox; allein er weigerte sich nicht nur den bischöflichen Ornat (welcher dem römischen vielfach noch sehr ähnlich war,) anzulegen, weil die „Aaronische Priesterkleidung" als ein „Symbol der Gemeinschaft mit dem Antichrist" erscheinen müsse, sondern er erklärte sich auch außer Stande dem Metropoliten den vorgeschriebenen Eid leisten zu können, weil in der Formel nicht nur Gott, sondern auch die Heiligen (So helpe me God, all Saints etc.) genannt wurden. Bezüglich des ersteren Punktes suchte ihm der Erzbischof Cranmer seine Bedenken auszureden; aber umsonst. Da bat der Graf Warwick den letzteren in diesem Falle über die äußere Form hinweg zu sehen und die Consecration mit Weglassung des bischöflichen Ornats vorzunehmen. Cranmer jedoch erklärte dieses für unmöglich, weil, wenn er hier nachgebe, die römisch gesinnten Prälaten an ihn die schlimmsten Gegenforderungen stellen würden. Hooper wollte indessen lieber auf das ihm übertragene Bistum verzichten, als in Forderungen willigen, die gegen sein biblisch-protestantisches Gewissen gingen. Daher bat Cranmer zwei in Hoopers Augen sehr hoch stehende theologische Autoritäten, Martin Bucer, damals Professor in Cambridge, und Peter Martyr Vermigli, Professor zu Oxford, sich über die Ornatfrage und über

Hoopers Auffassung derselben gutachtlich zu äußern. Beide suchten zu vermitteln. Bucer erklärte, der Gebrauch des bischöflichen Ornats sei allerdings im Allgemeinen, als den Aberglauben befördernd, nicht zu billigen; allein da derselbe nun einmal gesetzlich eingeführt sei, so könne sich Hooper in ihn fügen. Auch sei ja dem Reinen Alles rein. Peter Martyr bat ihn zu bedenken, daß doch die Kleidung des Geistlichen ein Adiaphoron sei, und daß es darum unrätlich erscheinen müsse, über dieselbe einen Streit zu erheben, der den Fortgang des Reformationswerks hindern könne.

Indessen gab Hooper diesen Vorstellungen nicht das geringste Gehör; vielmehr veröffentlichte er zur Rechtfertigung seines Verhaltens eine Schrift, die er als sein Glaubensbekenntnis bezeichnete und brachte hierdurch sowie durch den puritanischen Eifer, mit dem er in Predigten und anderen Reden sich gegen den Gebrauch priesterlicher Kleider erhob, im Volke eine solche, hier und da in Unruhen auslaufende Aufregung hervor, daß die Regierung ihn anfangs unter Cranmers spezielle Aufsicht stellte, und, als dieses nichts fruchtete, in ein Gefängnis einsperren ließ.

Hier in der Einsamkeit des Kerkers, wo Hooper gegen jeden Verkehr mit Freunden, die ihn in seiner puritanischen Tendenz noch weiter treiben wollten, als es eigentlich in seinem Sinne lag, abgeschlossen war, begann derselbe allmählich die ganze Streitfrage in andrer Weise anzusehen. Er ließ sich, indem König Edward die Erwähnung der Heiligen in der Eidesformel strich, zu einem Vergleich bereit finden, predigte vor dem König in vollem bischöflichen Ornat und wurde in demselben im März 1551 consecrirt. Er hatte eingewilligt, so oft er als Bischof öffentlich zu fungiren oder vor dem König zu erscheinen habe, den Ornat anzulegen; dagegen war ihm gestattet worden, sich im gewöhnlichen Leben aller Abzeichen des Episcopats zu enthalten.

Hooper, der zu seinem Bistum von Gloceſter jetzt noch das von Worceſter hinzugefügt erhielt (jedoch ohne daß seine Einkünfte erhöht wurden), begann nun als Prediger und Seelsorger, im Gebiete der Schule und der Kirche die regste und eifrigste Thätigkeit zu entfalten. Auf seine Anregung war schon vor seiner Consecration durch Cabinetsbefehl die Aufstellung von Abendmalstischen statt der Altäre für alle Kirchen des Königreichs angeordnet worden. Großen Ernst und Eifer bethätigte Hooper auch in der Einführung und Handhabung einer geordneten und strengen Kirchenzucht. Von der Hand eines Edelmannes, den er wegen Ehebruchs

vor sein geistliches Gericht geladen hatte, mußte er darüber einst schwere körperliche Mißhandlung hinnehmen.

Diese Wirksamkeit Hoopers dauerte so lange König Edward lebte. Als aber dieser in zarter Jugend starb und die blutige Mary den Thron Englands bestieg, hatte sich dieselbe mit ihren Räten alsbald auch den Bischof von Gloceſter zum Opfer ihres Fanatismus ausersehen. Unter dem Vorgeben, daß er der Krone eine bedeutende Summe Geldes schulde, wurde er nach London beschieden. Von seinen Freunden gewarnt und dringend aufgefordert sich durch die Flucht zu retten, glaubte er gleichwol dem erhaltenen Befehle folgen zu müssen. Er begab sich also nach London, wo er sofort verhaftet und von einer geistlichen Untersuchungscommission, vor die man ihn stellte, aufgefordert wurde, seine Ketzerei abzuschwören. Da er dieses Ansinnen mit Entschiedenheit zurückwies, so wurde zunächst die Strafe der Degradation über ihn ausgesprochen, worauf ihn die geistliche Commission den Händen der weltlichen Obrigkeit überantwortete. Diese verurteilte ihn zum Feuertod, den er in Gloceſter erleiden sollte. Mit stiller Ergebung hörte Hooper die Verkündigung des Urteils an, Gott dafür dankend, daß es ihm vergönnt sei, ebenda, wo er durch sein Wort die Wahrheit des Evangeliums gelehrt, dieselbe auch durch seinen Tod bezeugen zu können. — Seiner bischöflichen und geistlichen Würde entkleidet wurde er nun gezwungen, zu Fuß nach Gloceſter in den Tod zu gehen. Dort angekommen, durfte er einen Tag ausruhen: dann wurde er auf den Scheiterhaufen geführt. Da ihm jede Ansprache an die den Richtplatz umstehende Volksmenge untersagt war, so sprach er, was er dieser zum letzten Abschied zurufen wollte, in der Form eines lauten Gebetes aus. Als er das Amen gesprochen, gewahrte er, daß das Feuer (man hatte den Scheiterhaufen aus grünem Holz errichtet,) nicht recht brennen wollte. Er bat daher, daß man mehr Holz herbeibringen und das Feuer neu schüren möchte, damit er sterben könnte. Aber die Ungunst des Windes verlängerte die Qual abermals. Dieselbe dauerte drei Viertelstunden. Als die linke Hand schon verbrannt und abgefallen war, sah man ihn noch die rechte Hand auf die Brust legen und man hörte, wie er mit gen Himmel gerichteten Blick den Herrn Jesum anrief, dem er seine Seele übergab. Kurz nachher hatte der Märtyrer vollendet.

H. Heppe in Marburg.

319. Anna Askew.

16. Juli.

Die sechs Blut-Artikel, welche König Heinrich VIII. im Jahre 1539 aufgestellt hatte (s. S. 61. 70), hatten bei seiner Härte und Grausamkeit zur Folge, daß auf beiden Seiten, Anhänger des Pabstes und Anhänger der Reformation den Tod leiden mußten. Zu den letzteren gehörte auch unsere fromme und gottselige Anna Askew.

Von ihrer Geburt und ihrem früheren Leben und Wirken wissen wir wenig. Nur, daß sie aus altem, adligen Geschlecht in der Grafschaft Lincoln abstammte, von ihren Eltern ihrem Stande und den damaligen Bildungsstufen gemäß erzogen wurde, und durch Gaben des Verstandes, Klugheit, Ueberlegung, Charakterfestigkeit und aufrichtige, herzliche Frömmigkeit sich auszeichnete. Sie hatte die englische Bibelübersetzung in die Hände bekommen, fleißig darin gelesen und geforscht und sich einen reichen Schatz evangelischer Erkenntniß angeeignet. Es war im März 1546, als sie 25 Jahre alt, den Befehl erhielt, vor der damals vom Könige eingesetzten inquisitorischen Glaubenscommission zu erscheinen. Sie hatte vor ihr zwei Verhöre zu bestehen, welche sie selbst nachher in ihrem Gefängniß für ihre Freunde und Angehörigen genau beschrieben hat, und in welchen sie die Klarheit, Gewandtheit und Sicherheit ihrer Ueberzeugung hell leuchten ließ.

In dem ersten Verhör wurde sie zunächst von einem Inquisitor Christophorus Daire ausgefragt nach gewissen Personen, welche in den Verdacht der Ketzerei gekommen wären. Dann wurde ihr die Frage vorgelegt, ob sie an das Sacrament in der Monstranz glaube, daß es der wahre und natürliche Leib Jesu Christi sei? Sie entgegnete: er möchte ihr erst sagen, aus welcher Ursach der heilige Stephanus sei gesteinigt worden? und da jener erwiderte: er wisse es nicht, sprach sie: dann will ich auch auf eure nichtige Frage nicht antworten. Interessant ist das weitere gegenseitige Gespräch; nirgends zeigt sie eine Spur von Verlegenheit, überall vielmehr große Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit. Der Richter: „Es hat ein Weib uns angezeigt, daß du an einem Orte gelesen hast, daß Gott nicht in Häusern von Menschenhänden gemacht seine Wohnung hätte.“ Anna berief sich auf Stephanus und Paulus Erklärung Ap. Gesch. 7, 48 und 17, 24. Der Richter verlangte darauf ihre Erklärung über diesen und jenen Spruch; sie antwortete: „Man muß die Perlen nicht vor die Säue werfen,

sie fressen auch wohl Eicheln." Der Richter: „Wer hat dich also reden gelehrt, daß du lieber fünf Verse in der h. Bibel lesen wolltest, als in der Kirche eben so viele Messen hören?" Anna: „Ich stelle das nicht in Abrede; doch will ich's nicht verstanden haben von den Evangelien und Episteln, welche bei der Messe aus Gottes Wort genommen werden: aus dem Vorlesen und Betrachten der h. Schrift empfange ich Besserung und Erbauung, aber aus der Messe nicht, wie Paulus 1 Corinth. 14 bezeugt: „So die Posaune einen undeutlichen Ton giebt, wer will sich zum Streit rüsten?" Richter: „Was hältst du von der Beichte?" Anna: „Eben das, was der Apostel Jocobus davon lehrt 5, 16, daß Einer dem Andern solle seine Sünde bekennen und Einer für den Andern bitten." Richter: „Hast du auch den Geist Gottes?" Anna: „Wenn ich ihn nicht hätte, so wäre ich auch nicht Gottes und müßte unter die Zahl der Verworfenen gerechnet werden." Richter: „Ich habe einen Priester mitgebracht, der soll dich examiniren." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so trat schon der im anstoßenden Zimmer anwesende Priester herein und fragte Anna nach dem Hauptpunkt der Anklage, nach ihrer Meinung vom Sacrament des Altars. Da Anna merkte, daß er ein Papist war, bat sie ihn, daß er nicht in sie dringen möchte, ihm eine bestimmte Antwort hierüber zu geben. Da bestürmte sie der Ketzermeister mit der Frage, was sie von den Seelenmessen hielt, ob sie den abgeschiedenen Seelen einige Hülfe oder Trost bringen könnten? Anna Askew antwortete fest und bestimmt: „Wenn Einer sein Vertrauen auf die Messen mehr setzte als auf das Blut Christi des Sohnes Gottes, der für uns gestorben ist, so wäre das eine Abgötterei und schreckliche Gotteslästerung." — Nach diesem Verhör schleppte man sie zum Ortsvorsteher, welcher von neuem zu inquiriren anfing, insbesondere, wenn eine Maus von dem gesegneten Brode esse, ob sie dann Gott esse oder nicht? Anna konnte nur lächeln über diese thörichte Frage. Als aber vollends des Bischofs Kanzler sie mit rauhen Worten anfuhr, wie sie als Weib dazu käme, daß sie von Gottes Wort und h. Schrift reden wollte, da doch Paulus den Weibern von der h. Schrift zu reden verboten habe, gab sie zur Antwort: „Des Apostels Meinung ist mir nicht verborgen: nämlich daß die Weiber in öffentlicher Versammlung nicht reden sollen, wie die Männer, welche die Gemeinde zu lehren den Auftrag haben;" und fragte kühn: „Wie viele Weiber er sein Lebtage hätte auf die Kanzel treten und predigen gesehen?" und als der Kanzler bekennen

mußte: nie eine, schloß sie die Verhandlung mit den bestimmten Worten: „Nun, dann verdammet doch die armen Weiber nicht mit Euerem unzeitigen Urtheil, während das Gesetz sie lossspricht.“ Darauf befahl der Ortsvorsteher sie ins Gefängniß zu führen, wo innerhalb 12 Tagen sie Niemand von ihren Freunden besuchen durfte.

Am 23ten März kam einer ihrer Vetter zu ihr ins Gefängniß, sie zu besuchen, und fragte sie, ob sie nicht durch eine Bürgschaft aus ihrem Gefängniß sich möchte befreien lassen. Als sie ihre Einwilligung gegeben, begab er sich sofort zum Ortsvorsteher, sein Gesuch anzubringen. Der war auch sofort bereit, wenn der Bischof Bonet dazu die Erlaubniß geben würde. Den 2ten Tag darauf vor den Bischof geführt, wurde sie von diesem und seinen Assistenten von neuem vermahnt, Alles zu gestehen, was sie auf dem Herzen hätte. Anna erwiederte, es sei nichts in ihrem Herzen verborgen, das sie nicht offenbaren könnte; denn sie hätte ein ruhiges und gutes Gewissen und wüßte von keinem Anliegen oder nagenden Wurm im Herzen. Bonet: „Gleichwie ein erfahrener Wundarzt kein Pflaster auf eine Wunde legt, er wisse denn zuvor, wie groß und tief die Wunde sei, so kann ich auch dir keinen Rath geben, ehe denn du mir die Wunden und Krankheiten deines Gewissens geoffenbart hast.“ Anna: „Ich bin mir gottlob nichts Böses bewußt; es wäre daher sehr verkehrt gehandelt, wenn man auf eine gesunde Haut ein Pflaster legen wollte.“ Dann hielt er ihr die früheren Anklagen vor, worauf sie die früheren treffenden Antworten wiederholte. Endlich fragte er sie direct: „Was ist denn dein Glaube vom Sacrament?“ Anna: „Ich glaube, was mich die h. Schrift davon lehret.“ Bonet: „Wie? wenn die h. Schrift lehrete, es wäre der Leib Christi?“ Anna: „Alles, was die h. Schrift lehret, das glaube ich? Bonet: „Wie? wenn dann die h. Schrift sagte, es wäre nicht der Leib Christi?“ Anna: „Ich folge durchaus und allein der heiligen Schrift.“ Endlich fragte er, wie es denn käme, daß sie mit so wenigen Worten antwortete? Anna: „Es ist mir gegeben die Gabe des Verstandes, aber nicht die Gabe, viele Worte zu machen, und was du an mir tadelst, das lobt der König Salomo in seinen Sprüchen: daß ein vernünftig Weib, das wenig und bescheiden rede, eine besondere Gabe Gottes sei.“

Nach einigen Tagen wurde ein zweites, fünfstündiges Verhör mit ihr angestellt und sie unter andern vorzüglich nach ihrem Glauben vom Abendmahl befragt. Sie antwortete: „Ich glaube, daß, so oft ich in geistlicher Versammlung das Sacrament

des Leibes und Blutes, zum Gedächtniß des Leidens und Sterbens Christi, mit Danksagung nach seiner heiligen Einsetzung brauche, ich zugleich theilhaftig werde der Frucht des heilsamen Leidens unseres Herrn." Der Bischof verlangte nun, sie sollte deutlicher reden und nicht viele Umschweife machen. Anna: „Ich kann kein neues Lied dem Herrn singen im fremden Lande." Bonet: „Du redest in Parabeln und Gleichnissen." Anna: „Ich muß also mit dir reden; denn wenn ich rund heraus dir meine Meinung sagte, so würdest du mir doch nicht Glauben schenken." Darauf nannte er sie einen Papagei, worauf sie sprach: „Ich bin bereit, nicht allein deine Scherzreden mit Geduld zu ertragen, sondern auch alles Andere, was du ferner wider mich vornehmen wirst." — Am andern Tage wurde das Verhör fortgesetzt. Unter andren verlangte der Bischof von Winton, sie sollte bekennen, daß das Sacrament der Leib Christi sei mit Fleisch, Blut und Beinen. Anna: „Es ist eine große Schande, daß ihr mir rathet, etwas zu sagen, was ihr selbst nicht für wahr haltet." Darauf sagte derselbe: er wolle freundlich und vertraulich mit ihr reden. Anna: „Ja, wie Judas, als er Christum verrathen wollte." Zuletzt legten sie ihr eine Schrift über das Sacrament zur Unterschrift vor, sie aber verweigerte es aufs bestimmteste. — Der folgende Tag war ein Sonntag. Anna Askew fühlte sich sehr schwach und bat, daß man ihr den Dr. Latimer zuschicke, um sich mit ihm auszusprechen; es wurde ihr abgeschlagen. Vielmehr führte man sie ins Gefängniß Newgate.

Nach jenen Verhören verkündigte man ihr, daß sie eine Ketzerin sei und nach dem Gesetz zum Tode verdammt, wenn sie halsstarrig auf ihrer Meinung beharrte. Sie antwortete: „Nein, ich bin keine Ketzerin." Darauf wollte man von ihr wissen, ob sie nicht läugne, daß der Leib und das Blut Christi im Sacramente sei? Anna: „Das läugne ich ganz und gar; denn der Sohn Gottes, aus Maria geboren, regiert nun nach unseres christlichen Glaubens Bekenntniß im Himmel und wird von dannen wiederkommen zum Gericht, wie Er hinauf gefahren ist. Ich läugne nicht, daß dieses Sacrament mit gebührender Ehrerbietung soll begangen werden; aber weil ihr mit eurem Aberglauben übers Ziel schreitet und es zu einem Gott machet, und ihm göttliche Ehre beweiset, sage ich dagegen: das sei nur Brod, und bekräftige solches mit diesem Wahrzeichen. Wenn ihr diesen euern Gott drei Monate lang etwa in einem Kasten aufhebet und liegen lasset, so wird er schimmlich

und verfaulet, wird endlich ganz und gar zu nichte, und ist also ein Gott, der längstens drei Monate währen kann." Nachher boten sie ihr einen Priester zur Beichte an; sie lächelte aber und erwiederte: „Es ist genug, wenn ich Gott meine Sünde bekenne, von dem ich nicht zweifle, daß Er meine Beichte anhören könne und weil ich ein bußfertiges Herz habe, mir auch meine Sünde vergeben wolle. Was Er aber kann und will, das muß in alle Ewigkeit ungehindert bleiben." Alsbald wurde das Todesurtheil über sie ausgesprochen.

Vergebens protestirte sie gegen dieses Urtheil in einem Schreiben an den Kanzler, vergebens in einer Supplication an den König. Wie gewöhnlich wurde sie in den Thurm zu London gebracht, um ihre Glaubensgenossen gefragt und als sie Niemanden angab, auf die Folter wiederholt gespannt, bis alle Glieder ihres Leibes ausgerenkt und zerrissen wurden und sie in tiefe Ohnmachten fiel. Auch wurde sie immer wieder mit Drohungen und Versprechungen bestürmt, daß sie widerrufen möchte. Da sie aber fest blieb und ihre Kräfte so schwanden, daß man ihren Tod im Gefängniß besorgte, eilte man mit ihr zum öffentlichen Feuertode. Weil sie in Folge ihrer Martern weder mehr stehen noch gehen konnte, wurde sie auf einem Stuhl nach dem Roßmarkt getragen und an einen Pfahl mit eisernen Ketten angebunden. Alles war fertig. Da langten königliche Briefe an, welche ihr das Leben schenkten, wenn sie widerriefe: sie mochte sie nicht ansehen. Der Scheiterhaufen wurde angezündet, und Anna Askew starb mit drei andern evangelisch gesinnten Männern den qualvollen, aber herrlichen Märtyrertod im Jahre 1546. Im nächsten Jahre stand Heinrich VIII. schon vor seinem ewigen Richter.

Friedr. Arndt in Berlin.

---

320. Johanna Grey.

12. Februar.

Johanna Grey, geboren im Jahre 1537 im Schloß Bradgate in der Grafschaft Leicester, war die Tochter des Heinrich Grey, nachmaligen Herzogs von Suffolk, und der Francisca, einer Schwestertochter K. Heinrich's VIII. von England. Sie genoß eine fürstliche und im hohen Grade wissenschaftliche Erziehung durch classisch gebildete, zugleich evangelisch gerichtete Männer. Ihr eigentlicher

Lehrer, dessen Pflege sie mit vollem Vertrauen von ihren Eltern übergeben wurde, war Johannes Aylmer, nachmaliger Bischof von London, der mit Vorliebe sich mit Plato beschäftigt zu haben scheint und seine so sehr begabte Schülerin auch in dessen Verständniß einführte. Sie gewann aber nicht nur eine gründliche Kenntniß der alten Schriftsteller, sondern ergriff auch lebendig die heilsame Wahrheit des Evangeliums. Und gelangte auf Grund heiliger Schrift wie zu einer frühen Reife des Charakters, so zu einer Kraft der Ueberzeugung, mit der sie, nachdem sie 7 Tage die ihr aufgedrungene Krone getragen, in einem Alter von 17 Jahren glaubensfreudig in den Tod ging.

Die Lauterkeit und Demuth aber, in der sie, in hoher Stellung, geschmückt mit den Gaben des Körpers und des Geistes, einherging, verleiht ihrem Bilde den milden Glanz, wie die Geschichte ihres Lebens und selbst die Katastrophe ihres Todes es vor Augen malt.

Von ihrem Leben im väterlichen Hause, ihrem Verhältniß zu Eltern und Lehrer entwirft uns ein anschauliches Bild Roger Asham in einer seiner Schriften. Nach seiner Erzählung, machte er einen Besuch auf Schloß Bradgate und fand Johanna auf ihrem Zimmer beschäftigt den Phädon Platons in der Ursprache zu lesen. Ihre Eltern waren mit einer Gesellschaft im Park, wo sie sich mit der Jagd belustigten. Auf seine Frage, warum sie nicht an den Vergnügungen der Gesellschaft Theil nehme, antwortete sie lächelnd: All' ihr Vergnügen erscheint mir kaum wie ein Schatten, verglichen mit demjenigen, das mir Plato gewährt. Ach! die guten Leute haben nie gefühlt, was wahre Freude ist. Asham wünschte zu erfahren, wie sie denn zu dieser wahren Freude gekommen sei, da man so wenige ihres Geschlechts im Besitz derselben sehe. Ich will es euch sagen, erwiederte sie ihm, und ihr werdet euch vielleicht über meine Antwort verwundern. Eine der größten Wohlthaten, die Gott mir verliehen ist die, daß er mir so strenge Eltern und einen so sanften Lehrer gegeben hat. Wenn ich mich in Gegenwart meines Vaters oder meiner Mutter befinde, sei es, daß ich spreche oder schweige, sitze, stehe oder gehe, oder irgend etwas anderes vornehme, so muß es mit solcher Feierlichkeit, solcher Gemessenheit geschehen, ja so vollkommen sein, wie Gott die Welt geschaffen hat, sonst macht man mir strenge Vorwürfe, ja man schlägt und stößt mich zuweilen. Dieß bringt mich in eine solche Unruhe, daß ich mich in die Hölle versetzt glaube, bis es

Zeit ist zu meinem Lehrer zu gehen, der mich auf eine so milde Art unterrichtet, und mich so liebreich zum Lernen ermuntert, daß mir die Stunden wie ein Augenblick hingehn. So verursacht mir Alles außer der Wissenschaft Furcht und Verdruß; meine Bücher dagegen gewähren mir täglich mehr Vergnügen.

Sie selbst aber zeigt sich auf's Lieblichste, wie sie Anleitung zur Gottseligkeit sucht und empfängt, in den drei Briefen, die sie an Heinrich Bullinger in Zürich schrieb. Sie hatte sein Buch von der Vollkommenheit des Christen, das er ihrem Vater geschickt, mit großer Andacht gelesen und dankt ihm für den Segen, der ihr daraus zugeflossen. Sie bittet ihn um weitere Anleitung zu einem frommen gottseligen Leben, und um seine kräftige Fürbitte, daß der Herr sie darin weiter führe. Aus diesen Briefen geht auch hervor, daß sie die hebräische Sprache studirte um das alte Testament in der Ursprache zu lesen, denn sie fragt Bullinger, wie sie dieselbe am leichtesten erlernen könne.

Nach dem Tode Heinrich's VIII. im Jahr 1547, wohnte Johanna längere Zeit bei seiner Wittwe, Katharine Parr — sie war seine sechste Gattin gewesen — einer verständigen und gottesfürchtigen Frau, deren heilsamer Einfluß auf sie nicht unbedeutend war. Aber schon damals schien sie auserlesen, das Opfer verwerflicher politischer Bestrebungen zu werden. Katharine Parr heirathete den Onkel Edward's VI, den Lord-Admiral Thomas Seymour. Dieser ehrgeizige und hinterlistige Mann wußte sich von den Eltern Johanna's die Verfügung über deren Hand zu verschaffen, und hatte im Plane durch ihre Verbindung mit einem ihm ganz ergebenen Gliede seiner Familie sein eigenes Ansehn und seinen Nutzen zu befördern. Er wurde aber staatsverbrecherischer Umtriebe angeklagt und sein eigener Bruder, der damalige Reichsverweser Eduard Seymour, Herzog von Somerset, der ihn aus dem Wege schaffen wollte, bestätigte das vom Parlamente über ihn ausgesprochene Todesurtheil. Nach seinem Tode kehrte Johanna wieder zu ihren Eltern zurück.

Aber nun sammelten sich über ihrem Haupte die finstern Wolken zu dem Ungewitter, das ihren frühen Tod herbeigeführt hat.

Eduard Seymour wurde seiner Stelle beraubt und Johann Dudley zum Herzog von Northumberland ernannt, nahm dieselbe ein. Er war in der Gewalt eines finstern Geistes, der den Wunsch in ihm erweckte seine Familie mit der königlichen zu verbinden, und selbst, unter welchem Namen es auch wäre, die Herrschaft über Eng-

land in der Hand zu behalten. Die Umstände schienen sich günstig für ihn zu gestalten. Denn im Jahre 1553 erregten die wiederholten Krankheitsanfälle des jungen Königs die allgemeine Besorgniß, er werde nicht lange mehr leben. Starb er, so ging die Krone auf Maria, die Katholische, die älteste Tochter Heinrich's VIII. über. Die Furcht vor neuen blutigen Verfolgungen der Protestanten durch dieselbe, so wie die von Heinrich dem Parlamente abgezwungene Erklärung seine Verbindung mit Katharina von Arragonien und Anna Boleyn sei unrechtmäßig gewesen, dienten Northumberland als Vorwände, den kranken jungen König, der ein eifriger Protestant war, wenn auch nach langem Widerstreben zu vermögen seine beiden Schwestern Maria und Elisabeth von der Regierung auszuschließen und seine Cousine Johanna Grey, die er wegen ihrer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit achtete und liebte, zu seiner Nachfolgerin zu bestimmen. Der Staatsrath, ein williges Werkzeug des allgewaltigen Reichsverwesers, bestätigte diese Bestimmung.

Johanna war seit Kurzem mit Guilford von Dudley, dem Sohne Northumberlands verheirathet. Sie trachtete nach nichts weniger als nach einer Königskrone. Ein stilles zurückgezogenes Leben im Hause ihres von ihr innig geliebten Gatten und die Beschäftigung mit den Wissenschaften im Dienste des Herrn sagten ihrem Sinne mehr zu als die Zerstreuungen des Hoflebens und die Sorgen der Regierung. Wie wir sie kennen, mußte sie von der größten Bestürzung erfüllt werden, als nach dem Tode Edward's VI. am 6. Juli 1553 ihr Vater, ihr Schwiegervater und ihr Schwager Pembroke ihr unter feierlichen Huldigungen die Krone anboten. Beharrlich schlug sie sie aus. Nein, sagte sie, die Gesetze des Königreichs und das natürliche Recht sprechen für die Schwestern des Königs; wie könnte ich mein Gewissen so hintergehn sie vom Throne zu verdrängen! Wahrhaftig! das hieße Gottes spotten und die Gerechtigkeit verhöhnen, wenn ich mich scheue einen Schilling zu stehlen und kein Bedenken trüge, eine Krone auf ungerechte Weise an mich zu reißen. Sie wies auf die Tücken des Glückes hin und daß schon zwei Königinnen von England ihren Ehrgeiz die Krone zu tragen mit dem Tode von Henkers Hand gebüßt hatten. Und gesetzt auch, fügte sie hinzu, die Krone würde kein Verderben über mich bringen, und das Glück würde mich seiner Beständigkeit versichern, wäre es wohl der Klugheit gemäß diese Dornen auf mich zu nehmen, die mich, wenn auch

nicht geradezu tödten, doch zerfleischen würden. Nein, ich will meinen Frieden nicht gegen Hofneid und glänzende Fesseln tauschen.

Keine Bitten, auch die ihres Gemahls nicht, vermochten Johanna zu bewegen, die königliche Herrschaft anzunehmen. Sie änderte ihren frommen und weisen Entschluß erst, als man ihr bedeutete, man sei schon zu weit gegangen, um ihr noch die Wahl frei lassen zu können; denn wurde Maria Königin, so waren Johanna's und ihres Gemahls Familien des Hochverraths schuldig. Sie ließ sich die Krone auf's Haupt setzen, und wer könnte es aussprechen, was sie gedacht und gefühlt haben mag, als sie mit ihrem Gemahle von ihren Verwandten und dem Staatsrathe, nicht im Triumph, sondern unter dem Drucke mancherlei Sorgen nach dem Tower geführt wurde, wo gewöhnlich die Könige von England die ersten Wochen nach der Thronbesteigung wohnten. Der Friede Gottes war nicht im Herzen der Königin, aber auch auf diesem Abwege war der Gott des Friedens bei ihr. Finstere Stunden warteten auf sie, aber sie wird die Erfahrung machen, daß der Herr sich die Seinen nicht aus der Hand reißen läßt. Gehe Johanna! im Tower wird der Herr dir die Märtyrer-Krone reichen und zu dir sprechen: Sei getrost, ich nehme dich zu mir, daß du meine Herrlichkeit schaueſt!

Maria hatte, trotz ihrer entschieden katholischen Gesinnung, doch viele Anhänger im Volke. Ihre Freunde sammelten ein Heer, und wo sie sich zeigte, wurde sie als Königin ausgerufen. Als Northumberland den Befehl über die wenigen Mannschaften, die er zusammenbringen konnte, nothgedrungen selbst übernahm und mit ihnen London verließ, fiel der Staatsrath von Johanna ab und auch die Einwohnerschaft der Hauptstadt erklärte sich für Maria, die rechtmäßige Erbin des Thrones. Northumberland, der bald erkannte, daß er mit seinem ihm ungern folgenden Heere seinen Gegnern die Spitze nicht bieten könne, doch sein Leben retten wollte, erklärte sich ebenfalls für die Tochter Heinrich's VIII. und gab sich gefangen. Es half ihm nichts. Denn kaum war sie in London eingezogen, so ließ sie ihn und den Vater der Johanna mit noch mehreren andern, die ihr feindlich entgegenstanden, als Staatsverbrecher im Tower in Haft bringen. Auch Johanna und ihr Gemahl wurden gefangen gehalten. Maria beraubte sie selbst der Linderung, die sie in ihrer Liebe und gegenseitigem Trost gefunden hätten, indem sie befahl, sie in verschiedene Zimmer einzuschließen.

Northumberland wurde des Hochverraths schuldig befunden und am 22. August 1553 auf dem Towerhügel enthauptet, der Herzog von Suffolk dagegen, der Vater Johanna's, erhielt seine Freiheit, aber unter der Bedingung, sich auf den ersten Ruf zu stellen. Am 3. October fand die Krönung der Maria Statt und bald nachher begann der Prozeß Johanna's, ihres Gemahls und seiner zwei Brüder. Sie anerkannten ihre Schuld, und nachdem das Todesurtheil über sie gesprochen worden, wurden sie wieder in ihre einsamen Zellen im Tower zurückgeführt. Bei diesem traurigen Vorgang bewies die junge Frau die vollkommenste Ruhe und Unerschrockenheit, die sie in ihrem Glauben fand, und gewährte dadurch ihren Unglücksgefährten Trost und Stärkung. Auf dem Rückwege in das Gefängniß zeigte ihr das Volk die herzlichste Theilnahme und das einstimmige Zeugniß von Geschichtschreibern geht dahin, daß, wenn ihr Vater sich nicht zu den Empörern, die Maria vom Throne stürzen wollten, geschlagen hätte, ihre Jugend und Unschuld doch am Ende das harte Herz der fanatischen Königin gerührt und sie von ihr Verzeihung und Schonung ihres Lebens erhalten hätte.

Die Empörung wurde unterdrückt und der Tag kam heran, wo der Rache der Königin Johanna's Leben als Opfer dargebracht werden sollte. Voll freudigen Glaubensmuthes ging sie ihm entgegen. Die Königin ließ nämlich nichts unversucht, um sie in den Schooß der katholischen Kirche zurückzubringen. Sie schickte deshalb ihren Beichtvater Feckenham zu ihr. Siegreich bekämpfte Johanna alle Gründe, die er vorbrachte. Feckenham bezeigte ihr sein Mitleid, nahm Abschied von ihr und sagte, sie würden nun einander nicht mehr sehen; worauf Johanna antwortete: Es ist wahr, wo ihr euch nicht bekehret, werden wir einander im Himmel nicht antreffen, denn ihr seid mit gefährlichen Irrthümern behaftet. Ich bitte Gott, daß er euch den heiligen Geist mittheile, und wie er euch so viel Beredtsamkeit gegeben, er auch euer Herz erleuchte, die Wahrheit zu erkennen.

In ihrem Gefängnisse schrieb sie mehrere Briefe, die beweisen, wie lebendig sie von der Gotteskraft des Evangeliums durchdrungen war. Einem vornehmen Manne, der aus Menschenfurcht von der evangelischen Wahrheit sich wieder zum Papstthum gewendet hatte, schrieb sie: Wenn ich bedenke, daß diejenigen, so die Hand an den Pflug legen und zurück sehen, nicht geschickt sind zum Reiche Gottes, und die holdseligen, tröstlichen Worte unseres Heilandes

betrachte, die er von denen sagt, die sich selbst verleugnen und ihm nachfolgen, so habe ich große Ursache zu klagen. Zuvor warst du mein lieber Bruder, sagt sie ihm, nachdem sie ihm seine schwere Verschuldung vorgehalten, jetzt bist du mir ein Fremdling; nicht mehr ein tapferer Kriegsheld Jesu Christi, sondern ein feldflüchtiger, meineidiger Bösewicht. Der Brief endigt mit den Worten: Wenn es dem göttlichen Rathschluß nicht zuwider wäre, so würde Christus eher noch einmal leiden, denn daß du solltest verloren werden ... Christus hat dich erlöset und der Himmel steht dir noch offen. — In dem an ihren Vater gerichteten Schreiben klagt sie sich an, daß sie zwar bestürmt worden sei, die ihr angebotene Krone anzunehmen, daß sie aber doch vor Gott und den Menschen schuldig sei und sie ihren Tod nur als die gerechte Strafe ihres Verbrechens ansehe; aber sie freue sich, daß sie so frühe heimgehn dürfe und bei ihrem Heilande von ewiger Freude umgeben, sein werde. Sie hatte ein griechisches neues Testament, das sie ihrer Schwester als Andenken schickte, aber nicht ohne auch an sie ernste und liebevolle Ermahnungen zu richten, die sie auf ein in dem Buche sich befindendes weißes Blatt schrieb. Wir theilen nur den Anfang und das Ende mit. „Ich übersende dir, liebe Schwester Katharina, dieses Buch, welches zwar auswendig nicht mit Silber und Gold gezieret, aber inwendig viel besser und köstlicher ist, denn alle Perlen und Edelsteine; nämlich das Evangelium des Herrn Jesu Christi, der letzte Wille und Testament, das er uns armen Sündern hinterlassen hat. Wenn du dieses Buch mit der Hülfe und Gnade des heiligen Geistes fleißig lesen und betrachten wirst, so wirst du die hohe Kunst lernen, wie man christlich leben und gottselig sterben kann. Lies daher, lies Schwester fleißig und täglich darin und richte all' dein Thun und Leben nach Gottes Gebot und Lehre ein. Lebe so, daß du täglich recht sterben lernest, damit du durch den zeitlichen Tod in's ewige Leben eingehn mögest. Widerstehe dem Teufel und deines Fleisches bösen Lüsten und habe deine Lust an dem Herrn. Gehab dich wohl, meine liebe Schwester, und setze alle deine Hoffnung auf den Herrn, von welchem deine Hülfe kommt. Amen. — Deine Schwester Johanna Dudley."

Das schrieb sie in der Nacht vor ihrer Hinrichtung. Nachdem sie noch lange gebetet, schlief sie mehrere Stunden ganz ruhig. Da brach der 12. Februar 1556 an. Ihr Gemahl hatte um die Erlaubniß nachgesucht, von ihr Abschied nehmen zu dürfen, aber sein Wunsch, obgleich von der Königin gewährt, wurde von ihr selbst

verweigert. Sie ließ ihm sagen, daß, wenn sie sich vor ihrem Wiedersehn im Himmel, in dieser Welt noch einmal sähen, sie überwältigt vom Schmerze nicht mit ruhigem Hinblick auf den Herrn den letzten Gang würden machen können.

An Guilford Dudley wurde das Todesurtheil zuerst vollzogen, und zwar auf dem Towerhügel. Als er dahin geführt wurde und unter den Fenstern seiner Gemahlin vorbeiging, empfing er das letzte Pfand ihrer Liebe in dieser Welt. Aus Furcht, ihre Jugend und ihre Unschuld möchten das Mitleid der versammelten Menge in gefährlichem Grade erregen, hatte der Staatsrath, unter Abänderung seines früher gefaßten Beschlusses, verfügt, daß sie nicht dort, sondern innerhalb des Walles enthauptet würde. Der Lieutenant des Towers begleitete sie. Und als ob sie den Schmerzeskelch bis auf die Heefe trinken sollte, wurde eben die Leiche Guilford's vorbeigetragen. Mit großer Demuth und Salbung redete sie noch zu den Umstehenden und sprach: „Liebe Brüder und Christen, ich bin unter dem Gesetz und durch das Gesetz zum Tode verurtheilt; ich bin unschuldig, denn wider meinen Willen bin ich zu dem Unrecht gezwungen worden, das ich mit dem Tode bezahle. Aber im Uebrigen bekenne ich mich als eine arme Sünderin. Ihr möget nun auch Zeugen sein, daß ich über dem christlichen Glauben bis an mein Ende beständig halte und die Hoffnung meiner Seligkeit auf nichts anderes, als auf das Blut meines Herrn Jesu setze."

Nach diesen Worten kniete sie nieder und betete den 51sten Psalm. Ruhig, und als wäre sie schon dem Jammer dieser Welt entrückt, legte sie ihr Haupt auf den Block und rief: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!"

S. Spörlein in Antwerpen.

Schottland.

321. Georg Wishart.

4. März.

Der König Jacob V. von Schottland starb am 18. December 1542, und hinterließ nur ein Kind, eine Tochter von zehn Tagen, die spätere Königin Maria Stuart von Schottland. Er hatte

Künste und Wissenschaften beschützt, viele Gelehrte aus dem Auslande berufen, welche die Lehren des Reformators Calvin mitbrachten und viele Schotten von hohem und niederm Range nahmen die Lehren an. Die Katholiken wütheten, und es wurden mehrere Protestanten auf den Scheiterhaufen geliefert. An der Spitze der Verfolger stand die Königin Mutter, aus Frankreich aus dem katholischen Geschlechte der von Guise abstammend, und der Cardinal Beaton. Das Haupt der andern Partei war der Graf Hamilton von Arran, welcher zum Regenten erhoben wurde. Das erregte die Erbitterung des Cardinals: der bot Alles auf, seinen Einfluß zu sichern. Mit Hülfe französischer Truppen wollte er den Parteigeist unter den schottischen Großen, eben so auch die neue Lehre unterdrücken. Als ein Opfer seiner Wuth fiel auch Georg Wishart, der Märtyrer.

Dieser stammte aus der Familie von Pittarow, in Mearns, in welcher viele Mitglieder die protestantischen Grundsätze angenommen hatten. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er in Cambridge, und kehrte im Jahre 1544 nach Schottland zurück. Sein Herz brannte in der Liebe zu dem Herrn, und diese ließ es ihm nicht zu, bei der Unwissenheit seiner Landsleute ein müßiger Zuschauer zu bleiben, sondern trieb ihn an, mit Kraft und Feuer das Evangelium ihnen zu predigen.

Wishart begann seine Arbeiten in Montrose, und Gott begleitete sie mit großem Segen. Dort verfolgt ging er nach Dundee. Hier hielt er öffentliche Vorlesungen über den Brief an die Römer zur Bewunderung Aller und Ueberzeugung Vieler. Die katholische Geistlichkeit erhob sich, und sprengte aus, das sogenannte Neue Testament sei ein ketzerisches Buch, geschrieben von einem gewissen Martin Luther, den der Teufel in die Welt geschickt habe die Seelen der Menschen zu verführen. Wishart vertheidigte sich; allein die Obrigkeit befahl ihm Dundee zu verlassen. Er ging und andere Städte nahmen ihn mit offnen Armen auf. In vielen Gemeinden von Ayrshire predigte er, oft auch auf den Feldern vor großen Schaaren. Er sprach mit hinreißender Beredsamkeit von „dem Könige in seiner Schöne," und von „dem fernen Lande," und Tausende strömten ihm zu.

Wishart's Arbeiten wurden daselbst durch die Nachricht unterbrochen, daß die Pest in Dundee ausgebrochen sei. Das ergriff ihn tief, denn das Volk jener Stadt lag ihm am Herzen. Er rang

357363A

nicht allein im Gebet vor Gott für sie, sondern ließ sich auch durch nichts abhalten, wieder zu ihnen zu eilen. Am Tage nach seiner Ankunft versammelte er das Volk am östlichen Thore der Stadt, und, indem er die Gesunden innerhalb, die Kranken außerhalb des Thores aufstellte, predigte er ihnen von dem vollen Troste in Christo, den seine eigne Seele genoß. Sein Text war: „Er sandte sein Wort und machte sie gesund," Ps. 107, 20. Die Erweckung war allgemein und der Erfolg außerordentlich. Dieselbe Stelle war täglich seine Kanzel; dort predigte er das Wort des Lebens, während er auch von Haus zu Haus ging, und die Kranken und Sterbenden besuchte, belehrte und tröstete.

Gerade diese Zeit erwählten seine Feinde, seinem Leben ein Ende zu machen. Erst versuchten sie es, ihn durch Meuchelmörder aus dem Wege zu schaffen. Beaton dingte eine Person — noch dazu einen Priester, — ihre blutigen Absichten auszuführen, welcher dieses denn auch an eben derselben Stelle zu vollbringen suchte, wo Wishart predigte! Gott wandte die Gefahr von ihm ab. Aber die Entdeckung trug dazu bei, ihn in der Liebe des Volkes noch mehr wachsen zu lassen, und ihn selbst zu erneutem Eifer in seinen Arbeiten anzutreiben, da er dafür hielt, er habe nicht viel Zeit mehr.

Als die Pest vorüber, oder wenigstens ihre Kraft gebrochen war, ging Wishart nach Montrose zurück. Hier brachte er seine Zeit mit Predigen und Studiren zu. Beaton aber suchte abermals seinen Untergang. Als der Gouverneur, Graf Hamilton, nicht darauf einging Wishart öffentlich arretiren zu lassen, so bemühte sich der Cardinal von neuem Wishart zu umstricken. Durch falsche Briefe, deren Inhalt so gestellt war, als rührten sie von seinen Freunden her, die ihn um seinen geistigen Beistand ersuchten, suchte er ihn in seine Gewalt zu bekommen. Als das beinahe gelungen wäre, ward der Betrug entdeckt, und Wishart noch für einige Zeit erhalten. Aber er sagte selbst: „Wenn Gott einem Kampfe ein Ende gemacht habe, finde er sich schon zu einem andern berufen." Seine Freunde in Ayrshire forderten ihn ernstlich auf, mit ihnen in Edinburg zusammen zu treffen; „denn sie wollten eine Disputation von den Bischöfen verlangen, und er sollte öffentlich gehört werden." Er gab nach, und verließ zu der festgesetzten Zeit Montrose gegen alle Bitten und Thränen der Gläubigen. Während der Reise war er tief ergriffen im Geiste und sagte: „Ich bin überzeugt, daß meine Arbeit bald zu Ende

geht; deßhalb rufet Gott mit mir an, daß ich mich jetzt nicht zurückziehe, wenn der Kampf am härtesten wird."

Er langte mit einigen Freunden zu Leith an, wo er die nicht fand, die er erwartet hatte: er blieb hier und an andern Orten eine Zeit lang im Verborgenen, obwohl er vom Predigen nicht abließ. Um Weihnachten ging er nach Haddington, wo er viele Zuhörer erwartete; allein der Graf Bothwell verhinderte auf Anstiften des Cardinals das Zusammenkommen von Menschen, und Wishart sprach zu Johann Knox, der ihn begleitete: „Ich bin der Welt müde, da die Welt scheint Gottes müde zu sein." Den wenigen treuen Freunden und gläubigen Nachfolgern Christi, die sich beim Schlusse seines Zeugenlaufes um ihn sammelten, sagte er ein feierliches, herzliches Lebewohl.

Als Wishart, wie er es dafür hielt, seine letzte Predigt gehalten hatte, ging er noch an demselben Abende nach Ormiston. Johann Knox wollte ihn begleiten, aber Wishart gab es nicht zu, sondern sagte: „Nein, nein; Einer ist genug zu einem Opfer." Es weilten an dem Abende einige Freunde bei ihm, und man brachte die Zeit mit religiösen Uebungen zu. Später legte sich Wishart zu Ruhe. Um Mitternacht umringte der Graf Bothwell das Haus mit einer Schaar Soldaten. Widerstand oder auch ein Versuch zur Flucht war unmöglich. Sobald sich Wishart davon überzeugte, bat er seine Freunde, die Thore zu öffnen, und sprach mit freudiger Ergebung: „der wohlgefällige Wille meines Gottes geschehe." So kam er in die Gewalt des Cardinals, der ihn nach Edinburg abführen ließ.

Gegen Ende des Januar 1546 ward Wishart nach St. Andrews gebracht, wohin der Cardinal die Bischöfe und alle kirchlichen Würdenträger beschieden hatte. Er wünschte seinen Zweck mit Würde und Wichtigkeit zu umkleiden, und suchte zugleich die Bischöfe in die Verurtheilung Wishart's zu verwickeln. Der Aufforderung ward Folge geleistet, eine große Procession veranstaltet, und diese vom Militair im Kriegsanzuge begleitet.

Man kam in der Klosterkirche zusammen. Der Decan Winram, welcher im Verdacht stand, daß er die Lehren der Evangelischen begünstige, war aufgefordert worden, eine Predigt zu halten; denn Beaton beabsichtigte damit, ihn zu veranlassen, entweder offen seine verdächtigen Meinungen auszusprechen, oder sie durch ein Zeugniß für die Gewalt und Lehren der Kirche zurück zu nehmen,

und ihn dadurch für immer der Verbindung mit den Evangelischen zu entfremden. Winram sprach kühn, doch vorsichtig. Hierauf ward Wishart auf die Kanzel gestellt, damit er, während er seiner Anklage, welche von einem gewissen Priester Lauder abgelesen wurde, zuhörte, desto besser den Blicken Aller möchte ausgesetzt sein. Nach dem Schluß jener Ablesung spie jener Lauder mit Bitterkeit und Verachtung Wishart in's Angesicht, und sprach: „Was antwortest du auf diese Anklagen, du Renegat, Verräther, Spitzbube?" Man braucht die Artikel kaum anzuführen, wegen welcher Wishart verdammt wurde. Unter dem, was man als Anklage gegen ihn oben anstellte: daß er die Auctorität der Kirche und des Pabstes leugne, die sieben Sacramente und das Fegfeuer verwerfe, daß man keine Sünde begehe, wenn man am Freitage Fleisch esse, und daß man nicht die Heiligen und Engel anbeten dürfe. Man stellte ihn als einen Menschen dar, der der Inbegriff aller Gottlosigkeit sei.

Wishart's Vertheidigung war ruhig, fest und unwiderleglich. Ja seine Erörterungen waren so kräftig, daß die Prälaten selbst sagten: „Wenn wir ihm die Erlaubniß zum Predigen geben, so ist er so listig und in der h. Schrift so geübt, daß er das Volk für seine Meinung gewinnen und es gegen uns aufbringen wird." Aber sterben sollte er. Die Flammen waren sein Urtheil. Der Cardinal sprach es aus.

Wishart ward in's Gefängniß zurückgebracht, bis das Feuer bereitet worden, und dann mit einem Seile um den Hals und einer Kette um den Leib auf den Scheiterhaufen geführt und angebunden. Auch hier verließ ihn sein christlicher Muth nicht. Er ermahnte die versammelte Menge zur Buße, zum Glauben und Reinheit, vertheidigte sich selbst gegen die Schmähungen seiner Feinde und sprach von dem Segen und der Herrlichkeit besserer Zeiten, wenn die Arche Gottes triumphirend über die Fluthen dahin fahren werde. Er betete demüthig und inbrünstig nicht allein für sich selbst, sondern für Gottes verfolgtes Volk, ja für seine Verfolger und Mörder, für ihre Buße, Erleuchtung, Begnadigung. Die Menge wurde mächtig ergriffen von seiner Ergebung, seinem Heldenmuth und seinem Todeskampfe. Lautes Murmeln erhob sich. Um ihn her prasselte die Flamme und seine Leiden waren groß; doch blieb er fröhlich, bis seine Seele einging in die Freude seines Herrn; und bald war sein ganzer Leib in einen geringen Aschenhaufen verwandelt.

Georg Wishart ward gerichtet, verdammt und verbrannt am 1. März 1546. C. Becker in Königsberg in d. N. M. †

---

322. John Knox.

24. November.

John Knox, der berühmte schottische Reformator, war im Jahre 1505 nahe bei Haddington, der Hauptstadt der Grafschaft Ost-Lothian in Schottland geboren. Sein Vater stammte, obgleich selbst nicht von Stande, aus einer alten ehrenwerthen Familie, und konnte seinem Sohne eine klassische Erziehung ertheilen. Als der junge Knox die Elemente des Unterrichts auf der lateinischen Schule zu Haddington erlernt hatte, wurde er im Jahre 1521 auf die Universität Glasgow geschickt, wo er die Vorlesungen des gelehrten John Mair oder Major, zu gleicher Zeit mit dem berühmten Schüler Georg Buchanan genoß. Von seinem frühern Lebensabschnitt oder dem Vorgange, der ihn zur Annahme des protestantischen Glaubens führte, ist wenig bekannt. Um das Jahr 1530 trat er in den Priesterstand, und er scheint auf einige Zeit mit einem der Klöster seines Geburtsorts in Verbindung gestanden zu haben. Doch entsagte er bald, gleich seinem Mitschüler Buchanan, den Spitzfindigkeiten der scholastischen Theologie, und indem er sich auf das Studium der Bibel, wie die Schriften eines Hieronymus und Augustinus legte, öffnete sich sein Geist allmälig zur Aufnahme der Lehrsätze vom Heil, deren Echo sein Vaterland von Deutschland her erreicht, und welche sein jugendlicher und edler Landsmann Patrik Hamilton unlängst mit seinem Blute besiegelt hatte. In seinen Vorlesungen zu St. Andreas, wo jener Märtyrer in den Flammen umgekommen war, verrieth unser Reformator zuerst die Aenderung seiner Gesinnungen. Durch seine Abtrünnigkeit gereizt, denuncirte ihn die Geistlichkeit als einen Ketzer und entsetzte ihn seines Priesteramts, und er entging dem Meuchelmorde nur durch eine rechtzeitige Flucht vor der Rache des Kardinals Beaton, der die Mörder ihm aufzulauern bestellte. Auf einige Zeit fand er Schutz in der Familie Douglas von Langniddrie, wo er als Lehrer angenommen war. In der nächsten Zeit treffen wir Knox in Begleitung von Georg Wishart, einem andern Märtyrer der Reformation, und das Schwert tragen, das stets vor ihm hergeführt wurde, seit auf ihn ein Mordanfall in Dundee gemacht war. In

der Nacht, als jener ehrwürdige Märtyrer auf Befehl des Kardinals verhaftet wurde, ordnete er an, daß das Schwert seinem eifrigen Begleiter abgenommen würde, und auf Knoxens Bitte um Erlaubniß, ihm folgen zu dürfen, sagte der gute Mann: „Nein, kehre zu Deinen Kindern zurück (er meinte seine Schüler) und Gott segne Dich; Einer ist Opfer genug."

Das grausame Märtyrerthum eines Mannes, den er als einen geistlichen Vater verehrte, und den er um seines liebenswürdigen Charakters willen wie einen Bruder liebte, muß einen tiefen Eindruck auf die glühende Seele unsers Reformators hervorgebracht haben. Wir dürfen dennoch nicht überrascht sein, wenn wir erfahren, daß er — da er sein eigenes Leben durch seine blutdürstigen Feinde in unaufhörlicher Gefahr sah — nach der Ermordung des Kardinals Beaton seine Zuflucht nach dem Kastell von St. Andreas nahm, welches damals von den Mördern für einen gegen die Verfolgungen der päpstlichen Klerisei gesicherten Ort gehalten wurde. Während er in die Festung eingeschlossen war, ereignete sich ein Vorfall, der seiner ganzen zukünftigen Geschichte eine wichtige Wendung gab. Bisher hatte Knoxens Auftreten in Bezug auf die verbesserte Lehre einen Privat-Charakter gehabt, indem es in Auslegungen der Bibel vor seinen Schülern und einigen wenigen Nachbarn bestand. Er hatte nie nach dem Amte eines öffentlichen Predigers gestrebt, auch sah er seinen Priesterstand nicht als eine Berechtigung an, ohne eine regelrechte Berufung des christlichen Volkes sich den Verrichtungen des evangelischen Amtes zu unterziehen. Diesen Ruf empfing er indessen nun in der unerwartetsten Weise. Unter jenen Protestanten, die im Kastell von St. Andreas Zuflucht gesucht hatten, waren Sir David Lindsay of the Mount, der Dichter und Satyriker der Klerisei, Henry Balnaves, einer jener derben Barone, welche die Reformation in Schottland mit Feder und Schwert stützten, und Mr. John Rough, ein berühmter reformirter Prediger. Diese Männer erkannten auf ein Mal an der Art und Weise Knoxens in seinen Katechisationen die Keime jener Energie und Beredtsamkeit populärer Ansprache, worin zu glänzen ihm bestimmt war. Sie drängten ihn, das Predigtamt zu übernehmen. Doch aus Mißtrauen auf seine eigene Kraft, und aus hoher Meinung über die Wichtigkeit des Amtes, lehnte er standhaft ihr Anliegen ab. Zuletzt beschlossen sie, nach gegenseitigem Uebereinkommen und ohne ihn mit ihrer Absicht bekannt zu machen, ihn im Sturm zu nehmen.

Als Rough an dem bestimmten Tage eine Predigt über die Erwählung der Geistlichen gehalten hatte, worin er das Recht einer christlichen Gemeinde, wie klein sie auch sein möchte, ihren eigenen Prediger zu wählen, aufrecht hielt, wandte er sich plötzlich zu Knox und sagte: „Bruder, Du mußt nicht böse sein, wenn ich nun meinen Auftrag ausspreche, welcher lautet: Im Namen Gottes und seines Sohnes Jesu Christi und im Namen Aller die gegenwärtig Dich durch meinen Mund berufen, befehle ich Dir, daß Du nicht den heiligen Ruf verweigerst, sondern das öffentliche Predigtamt annimmst, so wahr Du erstrebst den Ruhm Gottes, das Wachsthum des Reiches Christi, die Erbauung Deiner Brüder und meinen Trost, der ich wie Du wohl weißt der Menge meiner Arbeiten erliege, ja so wahr Du Gottes schweres Mißfallen zu vermeiden suchst und verlangst, daß er seine Gnade über Dir mehre." Dann fragte er, indem er sich an die Gemeinde wandte: „War das nicht Euer Auftrag an mich? und billigt Ihr nicht diese Berufung?" „Er war's, und wir billigen sie", war die Antwort. Tief von der Scene ergriffen, machte Knox einen Versuch, die Zuhörer anzureden, doch seine Gefühle überwältigten ihn, er brach in Thränen aus, und stürzte aus der Kirche. Wenn auch nicht ohne Furcht und Zittern, nahm er doch das ihm so feierlich und unerwartet auferlegte Amt an. An dem festgesetzten Tage erschien er auf der Kanzel, und legte seinen ersten Text aus Daniel 7, 25: „Und er wird den Höchsten lästern, und die Heiligen des Höchsten verstören, und wird sich unterstehen Zeit und Gesetz zu ändern", ein Thema, welches zugleich das Licht zeigte, worin er das Papstthum betrachtete, und die Zuversicht, womit er seinen Sturz voraussah.

Die geistlichen Arbeiten, in welche Knox so unerwartet eingeführt war, wurden eben so plötzlich unterbrochen. Das Kastell von St. Andreas wurde bald darnach von einer französischen Flotte belagert, und da die Garnison genöthigt worden war, zu capituliren, wurden Alle darin, Knox mit einbegriffen, zu Kriegsgefangenen gemacht, nach Frankreich hinüber geführt, und an die Galeeren abgeliefert. Dort waren sie mit Ketten beladen allen Beschimpfungen ausgesetzt, womit die Papisten die, welche sie Ketzer nannten, zu behandeln pflegten. Endlich wurden sie, nach einer Gefangenschaft von 19 Monaten, während welcher er und seine Gefährten allen Arten von Versuchungen und Drohungen, ihre Religion zu ändern, widerstanden, durch die Fürsprache Eduards VI. befreit, im Februar 1549: wo Knox nach England herüber kam,

und sogleich von jenem vielgeliebten und vielbeklagten Monarchen als einer seiner Prediger angestellt wurde. In dieser Eigenschaft diente er zwei Jahre in Berwick und Newcastle, und als er in den zwei folgenden nach London berufen war, wurde er vom Geheimen Rath zu einem der sechs Kaplane des Königs bestellt. Er wurde sogar für das Bisthum von Rochester ernannt, doch diese Beförderung lehnte er ab. Grade in dieser Zeit und vor seinem Besuch in Genf war Knox von Herzen Presbyterianer. Nach einem Aufenthalt in England von 5 Jahren, in welcher Zeit er Cranmer in der religiösen und liturgischen Kirchenverbesserung half, verheirathete er sich mit Margarethe Bowes, einer Dame von guter Familie, mit welcher er während seines Aufenthalts in Berwick bekannt geworden war. — Doch der Tod des trefflichen Königs Eduard, und die Thronbesteigung der blutdürstigen und bigotten Maria machte es ihm bald nothwendig für seine Sicherheit zu sorgen. Im Januar 1554 finden wir ihn in Genf, wo er mit Calvin eine Freundschaft schloß, die bis zum Tode jenes ausgezeichneten Reformators dauerte. „Obgleich ich mich beim Beginn dieses Kampfes", schrieb er in dieser Zeit, „in der Rolle des verzagten und schwachen Soldaten gezeigt habe, (ich stelle die Ursache Gott anheim), ist doch mein Gebet, daß ich möge wieder in den Kampf zurückgeführt werden." Am Ende dieses Jahres erhielt er einen Ruf zum Diener des Wortes an der englischen Gemeinde in Frankfurt am Main; doch in Folge der Streitigkeiten, welche dort hinsichtlich des Gebrauchs der englischen Liturgie und verschiedener Ceremonien entstanden, war er gezwungen, sein Amt zu verlassen, und im nächsten Jahre sehen wir ihn an den Ufern Schottlands in den Kampf wieder zurückgeführt. Sein Aufenthalt in seinem Vaterlande war nur kurz zu dieser Zeit; er fand es noch seufzend unter Verfolgung, doch noch nicht reif für die Erlösung; und da er eine Einladung von seinen verbannten Brüdern nach Genf erhalten hatte, kehrte er im Juli 1556 nach dieser Stadt zurück, und blieb dort bis zum Anfang des Jahres 1559. Obgleich also von seinem Vaterlande getrennt, sehnte sich sein Herz nach seinen Landsleuten, und er gebrauchte seine Feder, sie unter ihren Prüfungen zu trösten, und zur Ausdauer in der Vertheidigung ihrer Religion zu ermuthigen. In dieser Zeit veröffentlichte er seinen berühmten „Ersten Schall der Trompete gegen das gräßliche Weiber-Regiment", welcher veranlaßt war durch die Tyrannei der „blutigen Maria", wie die Königin von England wegen der Menge von Hinrichtungen

unter ihrem Regiment genannt wurde. Die freien, in jener Abhandlung enthaltenen Gesinnungen gegen weibliche Regierung setzten ihren Verfasser beträchtlichen Wirren aus, während der folgenden Herrschaft Elisabeths in England und Maria's in Schottland. Als indessen endlich der Tod der Maria von England und die Nachfolge der protestantischen Elisabeth den Reformirten glänzendere Aussichten aufschloß, nahm Knox einen letzten Abschied von Genf und schiffte sich im Januar 1559 nach seinem Vaterlande ein. Er fand Schottland vorbereitet, Roms Joch abzuschütteln, welches inzwischen doch der ganzen Nation verhaßt geworden war. Der Luxus, die Verworfenheit und die Unterdrückungen der Klerisei hatten ihr das ganze Volk entfremdet; ihr Ehrgeiz und Hochmuth hatten den Groll der Vornehmen erregt, eine Reihe von Grausamkeiten gegen die Protestanten, die durch das Verbrennen eines alten Mannes, Namens Walter Mill, bei lebendigem Leibe, gekrönt wurden, hatten nur Sympathie für die Dulder erweckt, und die Vorschläge der Königin Regentin, Maria von Guise, die Protestanten durch Verstärkung aus Frankreich einzuschüchtern, regten ihrerseits die alte Tapferkeit und Vaterlandsliebe Schottlands an. Nachdem Knox als Prediger in Edinburg eingeführt war, predigte er einen Kreuzzug gegen das Papstthum in verschiedenen bedeutenden Städten. Seine männliche und nachdrückliche Predigt brachte den staunenswerthesten Eindruck hervor, das Volk stand in Masse auf, riß die Bilder in den Kirchen nieder und verwüstete oder zerstörte an einigen Stellen, über Wunsch und Absicht des Reformators hinausgehend, verschiedene Klöster. Endlich versammelte sich beim Tode der Königin Regentin das schottische Parlament am 1. August 1560 und forderte, die Religions-Angelegenheit aufnehmend, von den Reformatoren ein Bekenntniß ihres Glaubens in Gegensatz zu den Irrthümern des Papstthums. Das wurde schleunigst durch Knox und seine Gehülfen abgefaßt, und am 17. desselben Monats, da keine Widerrede von den päpstlichen Bischöfen gethan war, wurde das Glaubensbekenntniß vom Parlament gebilligt und die protestantische Religion förmlich eingeführt. In Anschluß daran bereitete Knox ein Werk vor: „Das Buch der Disciplin", welches die Absicht hatte, die Verfassung der reformirten Kirche Schottlands zu regeln. Der Grundriß oder Plan des in diesem Buche vorgeschriebenen Regiments war entschieden presbyterianisch, und hatte eine genaue Aehnlichkeit mit dem der Genfer und französischen Kirchen, nur mit solchen Abänderungen,

wie sie erforderlich waren, um es einer nationalen Anstalt zueignen zu können. Kein höheres Amt wurde über dem Pastorate anerkannt, obgleich zuerst und bis die Presbyterien errichtet worden waren, eine Klasse von Männern, Superintendenten genannt, zur Pflanzung der Kirche und zur allgemeinen Beaufsichtigung großer Districte bestimmt wurde, und ein anderer Kirchenbeamter in dem Doktor oder Lehrer der Theologie anerkannt wurde. Der Pastor war durch eine Körperschaft ordnender Aeltesten im Kirchenregiment und durch Diakonen in der Verwaltung der Einkünfte und Almosen unterstützt. Alle diese Würdenträger wurden nach der Regel eingesetzt, nachdem sie vom Volk erwählt waren. Die Gerichtshöfe waren die Session, das Presbyterium, die Synode und die General-Versammlung. Der öffentliche Gottesdienst wurde nach dem Buche der Gemeinde-Ordnung gehalten, das nach dem Muster der Genfer verfaßt war. Die nun entworfene Verfassung war, obgleich von der Kirche angenommen, doch nicht förmlich von der Civil-Gewalt anerkannt. Und das war dem Geize des Adels und der Vornehmen zuzuschreiben, die gegen die Anwendung der kirchlichen Einkünfte für die Sache der Religion und öffentlichen Erziehung, wie Knox sie in passendem Verhältniß vorgeschlagen hatte, Einwand erhoben.

Die Ankunft der Königin Maria von Schottland zu Edinburg im August 1561 verwickelte unsern Reformator in neue Kämpfe. Jene jugendliche und schöne Fürstin wurde von ihren Unterthanen mit Jauchzen empfangen; doch sie brachte aus Frankreich ein Herz mit, das mit Vorurtheil von der römischen Kirche ganz getränkt war, und den in Uebereinstimmung mit dem lothringischen Hause abgemachten Plan, die alte Religion in ihre angeborene Herrschaft wieder einzusetzen. In dieser Aussicht leitete sie die Vorbereitungen zur Feier einer großen Messe in der Kapelle von Holyrood am ersten Sonntag nach ihrer Ankunft. Die durch diesen Schritt hervorgebrachte Aufregung war ungeheuer. Die Messe war durch das Parlament als grober Götzendienst verdammt worden. Unser Reformator hielt diese Erneuerung des verbannten Ritus für den ersten Schritt zum Umsturz der Reformation, die so glücklich eingeweiht war; und am folgenden Sonntag erklärte er offen von der Kanzel herab, daß „eine Messe ihm fürchterlicher wäre, als wenn zehntausend bewaffnete Feinde in irgend einem Theil des Reiches gelandet wären in der Absicht, die ganze Religion zu unterdrücken." Um dieser und anderer kühnen Reden willen wurde er

zu einer Unterredung mit Ihrer Majestät vorgeladen, die ihn anklagte, ihre Unterthanen gegen sie aufzureizen, und unter andern Dingen ihn wegen seines Buches gegen weibliche Regierung der Empörung beschuldigte. Als er sich gegen die Beschuldigung der Untreue vertheidigt hatte, wandte sich das Gespräch nach dem zarten Punkt über des Volkes Widerstandsrecht gegen die bürgerliche Gewalt. Knox behauptete kühn, es hätte solches Recht, indem er auf den Fall eines Vaters verwies, der von Wahnsinn ergriffen seine Kinder tödten möchte. „Wohlan, Madame, wenn die Kinder aufstehen, sich vereinigen, den Vater ergreifen, sein Schwert von ihm nehmen, seine Hände binden und ihn im Gefängniß halten, bis der Wahnsinn vorüber ist, glauben Sie, Madame, daß die Kinder damit etwas Uebles thun? Grade so, Madame, ist es mit den Fürsten, welche die Kinder Gottes morden wollen." Von der Kühnheit dieser Antwort verwirrt, saß Maria einige Zeit in einem Zustande schweigender Erstarrung, und erwiederte dann: „Nun wohlan, ich merke, daß meine Unterthanen Euch und nicht mir gehorchen sollen und thun wollen, was ihnen gefällt und nicht, was ich befehle." — „Gott behüte", erwiederte der Reformator, „daß ich je auf mich nehme, irgend Jemand zu befehlen, mir zu gehorchen oder die Unterthanen zu der Freiheit anzureizen, zu thun was ihnen gefällt. Doch mein Bestreben ist, daß Beide, Fürsten und Unterthanen, Gott gehorchen mögen. Die Königinnen sollten die pflegenden Mütter der Kirche sein." — „Aber Ihr seid nicht die Kirche, die ich nähren will", sagte die Königin. „Ich will die römische Kirche schützen, denn sie ist, wie ich denke, die wahre Kirche Gottes." — „Euer Wille, Madame, ist ohne Verstand, auch wird Euer Gedanke aus der römischen Hure nicht die wahre und unbefleckte Kirche Jesu Christi machen." — „Mein Gewissen ist nicht so", sagte die Königin. — „Gewissen erfordert Wissen, Madame, und ich fürchte, daß Ihr nicht das rechte Wissen habt. So thaten die Juden, welche unsern Heiland kreuzigten. Habt Ihr je eine andere Lehre gehört, als die, welche der Papst und die Kardinäle anerkannt haben? und Ihr könnt versichert sein, daß sie nichts sagen werden gegen ihren eigenen Stand." — „Ihr legt die Schrift auf dem Einen Wege aus", sagte die Königin ausweichend, „und sie auf dem andern. Wem soll ich glauben? und wer soll Richter sein?" — „Ihr sollt Gott glauben, der klar in seinem Worte vor Eurer Majestät und den gelehrtesten Papisten in Europa spricht", erwiederte Knox. Er erbot sich dann zu beweisen, daß

die papistische Lehre nicht Grund habe in dem Worte Gottes. „Nun wohl", sagte Maria, „Ihr mögt dazu vielleicht früher Gelegenheit haben, als Ihr glaubt." — „Sicherlich", sagte Knox, „werde ich sie früher, als ich glaube, haben, wenn ich sie bei meiner Lebzeit überhaupt habe; denn der unwissende Papist kann nicht mit Geduld erörtern, und der gelehrte und listige Papist wird nicht zu Eurer Audienz kommen, Madame, um den Grund seiner Lehre ausforschen zu lassen." Am Ende dieser eigenthümlichen Unterredung sagte der Reformator, indem er von Ihrer Majestät Abschied nahm mit ehrerbietiger Verbeugung: „Ich bitte Gott, Madame, daß Ihr möget im Gemeinwesen Schottlands eben so gesegnet sein, als je Deborah im Gemeindewesen Israels es war." Einige Zeit darnach gab die Königin, als sie von der Ermordung der Protestanten zu Vassy durch ihren Onkel, den Herzog von Guise, gehört hatte, ihren ausländischen Dienern einen glänzenden Ball, wo der Tanz bis zur späten Stunde dauerte. Gegen dies Verfahren zog Knox von der Kanzel in strengen Ausdrücken los, und er wurde wieder vor Ihre Majestät geladen. Zu seiner Vertheidigung hielt Knox seine Predigt noch einmal vor Maria, welche beim Schluß eine Drohung gegen ihn murmelte. „Er ist nicht erschreckt", flüsterte einer ihrer Begleiter. — „Wie könnte das schöne Angesicht einer edlen Frau mich erschrecken", sagte er, indem er sich scharf nach der Person mit sarkastischem Blick umwandte. „Ich habe in das Angesicht mancher erzürnten Männer gesehen, und bin doch nicht unmäßig erschreckt worden." Wenn indeß Knox Ursache hatte, über Mariens Herrschaft beunruhigt zu sein, so hatte sie und ihre papistischen Rathgeber eben so gut Grund, über den furchtlosen Reformator zu erschrecken. Bei jedem Anschein von Gefahr für die Sache der Reformation blies er Lärm; er belebte die Verzagten, ermahnte die Schwankenden und zeigte die Untreuen an. Wir können uns eine Vorstellung von der Wirkung seiner Kanzelreden aus dem Bericht des englischen Gesandten machen, der in einem Schreiben an den Sekretär Cecil sagt: „Ich versichere Euch, die Stimme Eines Mannes vermag in Einer Stunde mehr Leben in uns zu bringen, als sechshundert Trompeter, die unaufhörlich in unsere Ohren blasen." Des Reformators letzte Zusammenkunft mit der unglücklichen Fürstin war stürmischer als die vorhergehenden, und ist für beide Theile sehr charakteristisch. Er hatte die Königin tief verletzt durch seine Einrede gegen ihre Heirath mit dem charakterlosen und unglücklichen Darnley. Nie sei

eine Fürstin so behandelt worden, rief sie leidenschaftlich; sie hätte seine strengen Reden ertragen, sie hätte seine Gunst mit allen Mitteln gesucht, „und doch", sagte sie, „kann ich Euch nicht los werden. Ich gelobe Gott, mich zu rächen"; mit diesen Worten brach sie in Thränen aus. Ihre Begleiter suchten ihre Aufregung zu beschwichtigen, indem sie zu allen Arten höfischer Schmeichelei ihre Zuflucht nahmen. Doch bei dieser Scene entfaltete sich der strenge und unbeugsame Geist des Reformators. Er stand unbewegt vor Schönheit und Königswürde, die in Thränen aufgelöst war. Nachdem Ihre Majestät ihren Gefühlen Luft gemacht hatte, fuhr er in seiner Vertheidigung fort: „Außer seiner Kanzel", sagte er, „hätten Wenige Gelegenheit zur Klage über ihn; er könnte seine eignen Knaben nicht weinen sehn wenn er sie bestrafte, viel weniger könnte er sich der Thränen Ihrer Majestät freuen. Doch auf der Kanzel sei er nicht sein eigner Herr, dort sei er zum Gehorsam dem verbunden, der ihm beföhle offen zu sprechen, und keinem Fleisch auf der Erde ins Angesicht zu schmeicheln. Er habe nur seine Pflicht erfüllt und sei, wenn auch viel gegen sein Gefühl, gezwungen, Ihrer Majestät Thränen lieber zu ertragen als sein Gewissen zu verletzen, und das Gemeinwesen zu verrathen." Diese Vertheidigung entflammte nur den Zorn der Königin, und sie befahl ihm sich zu entfernen. Während er im anstoßenden Gemach den Willen Ihrer Majestät mitten unter den Hofdamen erwartete, konnte er nicht umhin, einem etwas rauhen Humor über den Luxus ihrer Kleidung nachzuhängen. „O schöne Damen", sagte er, „wie angenehm würde dies Ihr Leben sein, wenn es ewig währen könnte und wenn wir am Ende in den Himmel kämen mit all' diesen fröhlichen Gewändern! Doch pfui über jenen Schalk von Tod, der kommen wird, wir mögen wollen oder nicht."

Knox's Feinde fanden bald Gelegenheit, Mariens Zorn zu befriedigen, indem sie eine Klage über Hochverrath gegen den Reformator einbrachten. Er wurde angeklagt, Circular-Briefe an die vorzüglichsten Edelleute protestantischen Glaubens geschrieben zu haben, worin er sie aufforderte, beim Verhör zweier Personen zugegen zu sein, die beschuldigt waren, die Feier der Messe zu unterbrechen. Da sie die Gefahr voraus sahen, darein er sich begeben hatte, riethen ihm eifrigst einige seiner besten Freunde, zu rechter Zeit sich zu unterwerfen. Doch Knox weigerte sich standhaft, im Bewußtsein seine Pflicht gethan zu haben, und am bestimmten Tage erschien er vor einer außerordentlichen Versammlung

von Räthen und Edelleuten, vor denen die Sache untersucht werden sollte. Als die Königin ihren Platz im Rathe genommen hatte, und Knox unbedeckt am Ende des Tisches stehen sah, konnte sie sich nicht enthalten ihrem Triumph einen Ausdruck zu geben. Sie brach in ein schallendes Gelächter aus, und rief auf ihn zeigend: „Jener Mann hat mich weinen gemacht, und vergoß selbst nie eine Thräne. Nun will ich sehen, ob ich ihn weinen machen kann." Knox vertheidigte jedoch, unerschreckt von der furchtbaren Versammlung, seine Sache mit solcher Geschicklichkeit und stellte die Gefahr der Protestanten den papistischen Machinationen gegenüber so eindringlich dar, daß, obgleich er verschiedene persönliche Feinde unter seinen Richtern hatte, er mit Ehren freigesprochen wurde zum Verdruß und zur Demüthigung der Königin. „Diese Nacht", sagt Knox in seiner Geschichte, „wurde am Hofe weder getanzt noch gefiedelt, denn Madame war in ihrer Absicht, John Knox durch das Votum ihres Adels in ihre Gewalt zu bekommen, getäuscht."

Da der Mord des Riccio, des Lieblings der Königin, ihre Ungnade auf den protestantischen Adel gelenkt hatte, erachtete es Knox, den Haß gewahrend, den sie gegen ihn nährte, für klug, Edinburg zu verlassen und sich nach Ayrshire zurückzuziehen. Doch die Verbrechen und das Mißgeschick der unglücklichen Maria, die sich in rascher Reihenfolge auf einander häuften, öffneten bald den Weg zu seiner Rückkehr. Von Keinem der Edlen Schottlands empfing er wirksameren Beistand, als von Jakob Grafen von Murray, der zum Regenten des Königreichs ernannt war, — „ein wahrhaft guter Mann" sagt der Erzbischof Spottiswood, und werth unter die besten Herrscher deren sich das Reich erfreut hat, gezählt zu werden, und darum bis auf diesen Tag mit dem Titel des guten Regenten beehrt. Doch selbst seine Tugenden hatten ihm in diesem rauhen und stürmischen Zeitalter Feinde verschafft, die ihn zu stürzen suchten; und im Januar 1570 wurde er schändlicher Weise in den Straßen von Linlithgow ermordet. Der Kummer, den diese traurige Begebenheit Knox verursachte, wurde durch andere Umstände verstärkt, welche über die letzten Tage des Reformators einen dunkeln Schatten warfen. Er wurde kurz darauf vom Schlage gerührt, von dessen Folgen er nie ganz wieder genas. Er wurde mit der Partei, welche noch der verbannten und gefangenen Maria anhing, in Streit verwickelt. Er wurde mit allen Arten von Verläumdungen und Tadel von den Freunden der

alten Religion angefallen. Er wurde durch Wahrnehmung der Symptome von Kälte, Abfall und Egoismus in Sachen der Religion betrübt, die sich bei den Machthabern offenbarte, und sein Herz wurde von Angst zerrissen bei der Nachricht von dem Blutbad der Protestanten in der Bartholomäus-Nacht in Paris und andern Theilen Frankreichs. Der alte Krieger fing an nach Erlösung zu seufzen, schwach am Leibe und betrübt im Geiste. „Müde der Welt" und „dürstend nach dem Abscheiden", diese Ausdrücke kommen in allem was er in dieser Zeit schrieb häufig vor. Noch einmal gerieth sein Leben in Gefahr. Bei einer Gelegenheit wurde ein Schuß nach dem Fenster abgefeuert, wo er gewöhnlich saß. Die Kugel traf den Leuchter vor ihm und grub sich in die Decke des Zimmers ein. Er zog sich auf kurze Zeit nach St. Andreas zurück. Doch konnte Nichts den Eifer seiner Seele löschen oder ihre Standhaftigkeit erschüttern. Er fuhr bis zuletzt fort „mit seiner sterbenden Hand", wie er sich ausdrückt, zu schreiben und mit einem Feuer zu predigen, welches selbst seine Schwäche nicht dämpfen konnte. „Beim Eingang seines Textes", schreibt der treffliche Jakob Melville, der ihn zu St. Andreas hörte, „war er eine halbe Stunde lang gemäßigt, doch wenn er an die Anwendung kam, machte er mich zagen und zittern, daß ich nicht meine Schreibfeder halten konnte. Er war sehr schwach. Ich sah ihn an jedem Predigt-Tage behutsam und furchtsam, einen Stock in der einen Hand, und den guten frommen Richard Bannatyne, seinen Diener, die andere Schulter stützend, von der Abtei nach der Gemeinde-Kirche gehen, und von dem besagten Richard und einem andern Diener auf die Kanzel gehoben, wo er sich beim ersten Eingang beugte. Doch ehe er seine Predigt geendet hatte, war er so bewegt und lebhaft, daß es schien, als ob er die Kanzel in Stücke schlagen und hinaus fliegen wollte."

Doch das theure Leben unsres Reformators verrann schnell. Als er nach Edinburg zurückkehrte, hielt er seine letzte Predigt in der Tolbooth-Kirche zur Einführung des Herrn Lawson, seines Kollegen und Nachfolgers. Als er den Segen mit einer freundlichen aber zitternden Stimme gesprochen hatte, stieg er von der Kanzel, und auf einen Begleiter gestützt, schlich er die alte High Street hinab, welche ganz von der Versammlung bedeckt war. Sie folgte ihm, eifrigst bemüht einen letzten Abschiedsblick von ihrem geliebten Pastor zu erhalten, bis er zum letzten Male in jenes bescheidene Häuschen in Canongate eintrat, welches noch als ein An-

denken an den Reformator erhalten wird. Während seiner letzten Tage war sein Geist zum Theil mit düstern Versuchungen überschattet, welche einem so gewissenhaften Geiste als dem seinigen der Todesangst gleichkamen. Doch schnell überwältigte er diese, und er wurde fähig, auf seinem Sterbebette vor seinen Aeltesten und zahlreichen Freunden, die ihn aufsuchten, ein Zeugniß von der Wahrheit des Evangeliums abzulegen, welches er so treu verkündet hatte. An alle und jeden richtete er passende Ermahnungen. Zuletzt fing die Sprache an ihm zu versagen. Er wünschte, daß seine Frau ihm das 15te Kapitel des ersten Briefes an die Korinther lese. „Ist das nicht ein tröstliches Kapitel?" sagte er. „O welch' einen süßen und heilsamen Trost hat mir der Herr in jenem Kapitel dargeboten!" „Nun empfehle ich zum letzten Male, sagte er nach einer kurzen Pause, meine Seele, meinen Geist und Leib (drei Finger während dieser Worte berührend) in Deine Hand, o Herr!" Dann sagte er: „Geh und lies wohin ich zuerst meinen Anker werfe." Sie lasen ihm das 17te Kapitel des Evangeliums Johannes. Dann lag er einige Stunden still. Um 10 Uhr lasen sie das Abendgebet aus dem Buch der Gemeinde-Ordnung, und als sie ihn fragten, ob er die Gebete gehört habe, erwiederte er: „wollte Gott daß Ihr und alle Menschen sie gehört hätten, wie ich sie gehört habe. Ich preise Gott um den himmlischen Klang." Um die 11te Stunde that er einen tiefen Seufzer und sprach: „nun ist es geschehen." Als sein treuer Diener Richard bemerkte, daß er sprachlos sei, und von ihm ein Zeichen zu haben wünschte, daß er in Frieden sterbe, hob er die eine Hand in die Höhe und verschied zwei Mal seufzend ohne Kampf. Er starb an dem 24. November 1572, im Alter von 67 Jahren, nicht so sehr von den Jahren niedergedrückt, als körperlich durch außerordentliche Arbeiten und geistig durch viele Aengsten erschöpft. Seine Hülle wurde auf dem Kirchhof von St. Gilles beerdigt, und als der Körper in die Gruft gesenkt war, verkündete der Regent Morton seine Grabinschrift in diesen Worten: „Hier liegt der begraben, welcher nie das Angesicht eines Menschen scheute."

John Knox war 2 Mal verheirathet. Von seiner ersten Frau, Margarethe Bowes hinterließ er 2 Söhne, und von seiner zweiten, die eine Tochter des Lord Ochiltree war, hinterließ er 3 Töchter. Die Haupt-Züge seines Charakters sind in seinem Leben hervorragend entfaltet. Strenge, doch nie grausam oder rachsüchtig im Gemüth, entschlossen in seinem Vorhaben, kühn, muthig und

unbeugsam im Handeln, und doch voll von der Milch der Menschenfreundlichkeit, muß er anerkannt werden als ausgezeichnet durch seinen Helden-Eifer als Reformator, seine Gewalt als Prediger, seine Fruchtbarkeit und Eindringlichkeit als Schriftsteller und seine reine Frömmigkeit als Christ. Das Andenken des Reformators, das aus verschiedenen Ursachen in Vergessenheit gerathen oder mit einer Menge von Verleumdungen in seinem Geburtslande überdeckt war, ist später durch die Arbeiten seines Geschichtsschreibers, des verstorbenen Dr. M'Crie wieder enthüllt, der in seinem „Leben des John Knox" die Wolken des Vorurtheils zerstreut hat, welche sich um den einst verehrten Namen angesammelt hatten, und ein Monument dem Reformator Schottlands errichtet hat, ehrender und dauernder als irgend eines, das aus Erz oder Stein erbaut wäre.

Der Zweck dieser Veröffentlichung war nicht allein den Charakter Knox's zu rechtfertigen, sondern ein allgemeines Interesse für die Sache aufzufrischen, deren Streiter er war, und der Name von John Knox ist jetzt, was er einst war, ein vereinigender Ruf für alle Freunde der Lehre und Verfassung der schottischen Reformation.

Knox hat viele verschiedene Schriften hinterlassen, einige von polemischer, andere von praktischer Art, die meisten von ihnen durch die ereignißvollen Scenen seines Lebens veranlaßt. Sein größtes und wichtigstes Werk ist seine „Geschichte der Reformation", wovon eine neue und schöne Ausgabe mit werthvollen Noten neuerdings mit seinen andern Werken von Herrn David Laing in Edinburg veröffentlicht ist.

Thomas M'Crie in Edinburg.

Frankreich.

323. Thomas von St. Paul.

19. September.

Wie, wenn der Schnee lange in den März hinein gelegen hat, und dann in einer warmen Nacht schmilzt, und man findet am Morgen die Schneeglöckchen und Leberblümchen und Veilchen schon in Blüthe stehen: so sah es aus vor drei Jahrhunderten, als nach

dem langen Winter des Papstthums plötzlich der Frühlingshauch der Reformation über Deutschland und von da über die andern Länder Europas wehte. Es war ein junges frisches Glaubensleben, wie in der apostolischen Zeit, wieder in der Kirche erwacht, überall traten Glaubenszeugen und Bekenner mit der frohen Botschaft des lautern Evangeliums auf und sammelten Gemeinden zu gleicher Gesinnung und gleichem Leben. Auch nach Frankreich hatte der Reformationsgeist sich Bahn gebrochen, und um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts finden wir schon protestantische Gemeinden in Paris, in Meaux, in Poitiers, Angers, Bourges, Tours und Orleans; in ganz Frankreich gegen 1200 theils größere, theils kleinere, zum Theil wohlhabende protestantische Gemeinden; kurz, über eine Million Menschen, die sich offen und entschieden zum evangelischen Glauben bekannten.

Wie aber in der Natur im Frühlinge Gewitter die Erde erschüttern und sie fruchtbar machen, so blieben auch in der Kirche diese Erschütterungen nicht aus. Konnte das Papstthum auch gegen die so reißend um sich greifende Reformation mit Gewalt nichts ausrichten, so ließ es doch seinen alten Haß gegen die Wahrheit wenigstens an einzelnen Bekennern derselben aus; aber auch da offenbarte sich die siegende Kraft des Evangeliums, für welches sie ihr Leben opferten. Hatte König Franz der Erste die sogenannten Hugenotten verfolgt, weil er glaubte, ihre Lehre predige Ungehorsam und Empörung, so nahmen diese Verfolgungen unter seinem Nachfolger Heinrich dem Zweiten, welcher 1547 den Thron bestieg, noch einen ernsteren Charakter an. Während er mit den Protestanten in Deutschland sich verband und ihnen Hülfe sandte, um des Kaisers Uebermacht zu brechen, verfolgte er sie in seinem eigenen Lande mit der größten Grausamkeit. Kein Geschlecht, kein Alter, kein Stand blieb verschont. Der erfinderische Kardinal von Lothringen hatte eigene Kammern für die Bestrafung der Ketzer angelegt, die von dem Strafmittel, dessen sie sich bedienten, den Namen der Feuerkammern erhielten. Ein Inquisitor, Namens Mouchy, hatte unter seinem Befehl ein ganzes Heer von Spionen, die Tag und Nacht beschäftigt waren, die Schlachtopfer aus allen Winkeln herbeizuholen. Straflosigkeit und ein Theil des konfiscirten Vermögens war den Anklägern versprochen. In Folge dessen sah man treulose Dienstboten gegen ihre Herrschaften, Frauen gegen ihre Männer aufstehen und sie dem Blutgericht überliefern. Im Jahre 1549 wurde zu Paris ein Schau-

spiel gegeben, das eines Nero würdig war. Nach einer prächtigen Processsion in die Kathedrale begab sich der Hof auf einen Balcon am Grève-Platze und sah hier zu, wie unter verschiedenen Gerüsten Feuer angezündet wurden, über welchen man überführte Ketzer an Ketten, die in Rollen liefen, bald hinabließ, bald heraufzog, bald wieder hinunterließ, um ihre Qualen zu verlängern. Das Entsetzliche dieses Anblicks erschütterte selbst den König; dennoch wurde diese Maßregel fortgesetzt. Wie aber in der apostolischen Zeit, so offenbarten auch hier wieder die französischen Märtyrer einen Muth im Bekenntniß der Wahrheit, eine Festigkeit der Ueberzeugung, eine Freudigkeit zum Sterben für ihren Herrn und Heiland, daß von neuem das Blut der Märtyrer der Same der Kirche wurde, und man oft in die Scharfrichter dringen mußte, die Hinrichtung zu beschleunigen, damit nicht die anwesenden Zuschauer durch den erbaulichen Anblick der Sterbenden zur Ketzerei verführt wurden.

Unter der Zahl dieser Blutzeugen finden wir Menschen aus allen Ständen und Altern, unter Andern auch einen Jüngling von achtzehn Jahren Thomas von St. Paul, der, zu Soissons geboren, im Jahre 1549 sich mit seiner Mutter, seinen Brüdern, und vielen andern Verwandten nach Genf begeben und dort die von Calvin gepredigte neue Lehre kennen gelernt und lieb gewonnen hatte. Nachher hatte er in seinem Geschäft mancherlei Reisen in Frankreich unternommen, insbesondere im Jahre 1551 in den Herbergen, wo er übernachtete, viele Gefahren ausstehen müssen, weil er die Gotteslästerungen, welche er dort hörte, und die im Schwange gehenden Laster, deren Augenzeuge er war, nicht ungestraft hatte hingehen lassen können. Gott hatte ihn aber aus all' diesen Gefahren errettet und ihn gesund und unverletzt nach Paris geführt, damit er dort für die evangelische Wahrheit und gegen deren zahlreiche Feinde öffentlich Zeugniß ablegen könnte. Gelegenheit dazu fand sich bald. Als er eines Tages auf dem Markte seine Waare verkaufte, traf sich's, daß ein Gotteslästerer den Namen Gottes schrecklich mißbrauchte. Unmöglich konnte Thomas, heiligen Eifers voll, dazu schweigen, und obgleich er erst ein Jüngling von achtzehn Jahren war, drang er in den Lästerer mit gar freundlichen und lieblichen Worten und bat ihn, daß er sich in's künftige vor einer so großen Sünde in Acht nehmen möchte. Der erbitterte Gotteslästerer nahm aber diese Ermahnung übel auf, und in der Voraussetzung, Thomas müsse ein Lutheraner sein, ließ er auf ihn aufpassen, wo er hinginge und seine Wohnung hätte.

So bedenklich und gefährlich war es damals überhaupt, nur ein frommes und ernstes Wort zu sprechen. Kaum hatte er seine Wohnung ausgekundschaftet, so zeigte er ihn sofort bei Johann Andrée an, welcher mehrere Jahre hindurch in Paris ein Hauptverfolger der Protestanten war. Die Folge war, daß er ergriffen und in das Gefängniß, Chastelet genannt, geworfen wurde. Es wurde nun der Prozeß gegen ihn eingeleitet. Man bemächtigte sich der Briefe, welche er bei sich führte, um aus ihnen Anklagen gegen ihn feststellen zu können; doch bewiesen diese Briefe viel weniger gegen ihn, als die entschiedenen mündlichen Bekenntnisse, welche er unerschrocken vor den Richtern ablegte. Er wurde darauf zum Feuertode verurtheilt, weil er sich, wie die Richter sagten, muthwillig und halsstarrig d. h. getrost und standhaft, im Bekenntniß seines Glaubens gezeigt hatte.

Was die Richter auch aufboten, die furchtbarsten Martern und Peinigungen, oder die Anerbietungen des Lebens und der Befreiung, um ihn vom Glauben abwendig zu machen und zum Widerruf zu bewegen, es war Alles vergeblich. Es war ihnen ja auch nicht um das Leben und die Jugend des Verurtheilten zu thun, sondern allein darum, ihn in's Verderben zu stürzen und durch seinen Abfall ein Aergerniß zu bereiten. Gott aber stärkte den jugendlichen Zeugen wunderbar und gab ihm Gnade, daß er die unüberwindliche Wahrheit des Evangeliums wider alle Anfechtungen getrost und beständig vertheidigte. Ungeachtet sie ihn auf's furchtbarste marterten, wie man damals nur Mörder und Straßenräuber zu peinigen pflegte, ungeachtet sie drohten, sie würden ihn in Stücke zerreißen, wenn er nicht seine Glaubensgenossen ihnen anzeigte, hat er keinen angegeben, als nur einige wenige, von denen er sicher wußte, daß sie aus ihren Händen entronnen und bereits an solchen Orten angelangt waren, wo man das Evangelium ungehindert predigen und hören konnte. Nicht ein einziger evangelischer Christ in Paris ist durch ihn in Gefahr gekommen. Die Richter indeß hörten nicht auf, ihn zu foltern, um ihm Geständnisse abzuzwingen; aber wer malt ihr Staunen und ihre Verwunderung, als er fest und bestimmt ihnen erwiderte: „Wie kommt es doch, daß ich euch so viele fromme Leute nennen soll? was soll euch das nützen, als nur, daß ihr sie auch also zu martern denket, wie ihr jetzt mich martert? Wenn ich wüßte, daß ihr ihrem Beispiel wolltet nachfolgen und frömmer werden, so wollte ich sie euch wohl anzeigen: aber ich weiß, wenn ihr sie in eurer Gewalt hättet,

ihr würdet, wo es möglich wäre, noch grausamer mit ihnen umgehen als jetzt mit mir." Darauf befahlen die erbitterten Richter dem Henker, er solle die furchtbarsten Folterwerkzeuge hervor holen und an ihm gebrauchen, und sprachen: „du Schelm, du mußt deine Mitgenossen anzeigen, oder wir wollen dich in Stücke zerreißen." Die Henker gehorchten und wurden zuletzt bei diesen Folterungen so matt und müde, daß sie die Hände sinken ließen. Da legte sich der eifrigste Verfolger, der Lehrer der Sorbonne, Maillard, als er einsah, daß alle seine Bekehrungsversuche an Thomas scheiterten, mit seinem ganzen Leibe auf die Seile, damit der arme Dulder desto mehr ausgespannt würde, und bereitete demselben solche unerhörte Schmerzen, daß selbst der römische Kommissarius Albertus, der damals dabei gewesen, ein sonst unbarmherziger und grausamer Mensch, und besonders der Evangelischen blutdürstigster Feind, solche Quälerei nicht länger ansehen konnte, sondern mit Thränen in den Augen davon ging und später in einer Gesellschaft ausdrücklich bezeugte: er habe oft und von vielen Dingen, auch von der Reformation und ihren Lehren mit diesem Thomas gesprochen und gefunden, daß er durchaus ein frommer, ehrliebender und aufrichtiger Mensch sei. Wie in der apostolischen Zeit, so stärkte auch jetzt Gott seinen Bekenner auf außerordentliche und übernatürliche Weise; Thomas von St. Paul überstand alle diese Martern mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und ward auch bei ihm der Glaube der Sieg, der die Welt überwand. Nun wurde er von seinen Richtern zum Tode verurtheilt und auf den Platz geführt, wo er sollte lebendig verbrannt werden.

Maillard ging ihm immer zur Seite, ihn unaufhörlich plagend mit seinen Zuredungen, und noch beim Feuer das Leben ihm zu wiederholten Malen anbietend, wenn er sein abgelegtes Bekenntniß widerrufen wollte. Thomas entgegnete ruhig, „er wolle lieber tausendmal sterben, wenn es möglich wäre." Darauf wurde er am Gerüst heraufgezogen, und als er das Volk ermahnen wollte, das Feuer angezündet. Nachdem ihn das Feuer wohlversengt und verbrannt hatte, wurde er auf Maillard's Befehl wieder herausgezogen und ihm eröffnet: wenn er seine Meinung ändere und an den obersten Rath appelliren würde, so sollte er noch davon kommen. Thomas schrie, so laut er konnte: „Weil ich bereits auf dem Wege zu meinem himmlischen Vater gewesen bin, so bringet mich doch wieder darauf und lasset mich wandern." Darauf wurde er endlich verbrannt, nachdem er als ein tapferer Kriegsmann

Jesu Christi ritterlich gestritten; und hat zu Paris seine Ehrenkrone erlangt am 19. September 1551. Er gehört mit zu der Zahl derjenigen, von denen Psalm 148, Vers 12, sagt: „Jünglinge und Jungfrauen sollen loben den Namen des Herrn," und an welche Johannes schreibt: „Ich habe euch Jünglingen geschrieben, daß ihr stark seid und das Wort Gottes bei euch bleibt und den Bösewicht überwunden habt."

Friedr. Arndt in Berlin.

---

324. Die fünf Studenten von Lausanne.

16. Mai.

Im Frühjahre 1552 reisten fünf Jünglinge, ausgerüstet mit Zeugniß und Vorschrift von der Kirche zu Lausanne und von Viret und Calvin, in ihre Heimath nach Frankreich zurück. Sie hatten unter Theodor von Beza und Viret, auf der hohen Schule zu Lausanne, Theologie studirt und waren als unbemittelt durch die Herren von Bern unterstützt worden. Sie wollten nun das lautere Evangelium in ihre Heimath tragen, und das Pfund, das ihnen Gott anvertraut hatte, auch ihren Eltern, Verwandten und Gefreundten mittheilen. Durch angestrengte Arbeit, Selbstverleugnung, Wachsamkeit und Gebet hatten sie sich auf ihren schweren Beruf vorbereitet. Ihre Namen sind: Martial Alba von Montauban, Peter Escrivain von Boulogne, Bernhard Seguin von Reole, Carl Faure von Blanzac und Peter Naviheres von Limoges.

Schon rauchten in Frankreich die Scheiterhaufen, auf welchen im Anfang der Reformationszeit das Licht des evangelischen Glaubens in diesem Lande so rein und hell erglänzte. Die unter Franz I. begonnene Verfolgung wurde unter Heinrich II. heftiger und allgemein. Die Jünglinge konnten sich nicht täuschen über die Gefahren, welche ihrer in der Heimath warteten; allein sie blieben ihrem Vorsatz getreu.

Auf dem Wege gesellte sich ein Mann aus Lyon zu ihnen, der nicht mehr von ihrer Seite wich bis sie diese Stadt erreicht hatten. Sie kehrten in der Herberge zu den drei Fischen ein, und wurden für den folgenden Tag von ihrem Reisegefährten zu Tisch gebeten, und nahmen diese Einladung an. Aber kaum hatten sie ihr Gebet gesprochen und sich zu Tische gesetzt, so trat der Bürgermeister der Stadt mit seinem Lieutenant und 15—20 Gerichts-

dienern herein und fragte, woher sie kommen und was ihr Beruf sei. Einer antwortete: „Wir sind Studenten und kommen aus Deutschland!“ Sogleich ließ er sie sammt dem Wirthe, zwei und zwei zusammenschließen und ins Gefängniß abführen. Sie gaben sich unter einander Zeichen und ermahnten sich gegenseitig in lateinischer Sprache, den Herrn Jesum treulich zu bekennen. Im Kerker wurde Jeder in eine besondere Zelle geworfen, wo er in der Dunkelheit zu seinem Gott um Licht, Trost und Kraft seufzete.

Nach einigen Tagen wurden sie von dem geistlichen Gericht verhört und wegen vieler päpstlichen Artikel gefragt. Sie antworteten einfach und bescheiden, aber auch offen und unerschrocken. Der Proceß wurde so eilig und nachlässig geführt, daß man wohl erkennen konnte, ihr Leben sei gering geachtet und keine Rettung zu hoffen. Nachdem man Jedem sein Glaubensbekenntniß abgefordert und sie noch einige Male verhört hatte, wurden sie am 13. Mai in den geistlichen Gerichtssaal gerufen und der Ketzerei schuldig erklärt. „Wir wissen wohl“, so redete Peter Escrivain den Richter an, „daß Gott uns in Eure Hände gegeben hat, sehet zu, was für ein Urtheil Ihr sprechet. Richtet Ihr ungerecht, so ist über uns ein gerechter Richter, und wenn Ihr sein Wort verdammet, habet Ihr am großen Tage ein Urtheil von ihm zu erwarten.“ Diese Worte machten einen tiefen Eindruck; blaß und zitternd ging der Richter hin und her. „Der Herr“, sagt Escrivain, „donnerte über seinem Haupte.“ Dennoch wurden sie zum Tode verurtheilt und dem weltlichen Gericht überliefert.

Die Studenten, obwohl sie erkannten, daß ihre Sache hoffnungslos sei, hielten es doch für Pflicht von diesem Urtheil an den König zu appelliren, und so wurde ihre Hinrichtung verschoben. Ein ganzes Jahr schmachteten sie im Gefängniß. Noch zwei andere Bekenner lagen mit ihnen in demselben Kerker, Johann Bergier, Pastetenbäcker, aus Frankreich gebürtig und Loys Corbeil aus dem Canton Waadt. Dieser wurde nach 16monatlicher Gefangenschaft, als wirklicher Berner Bürger, endlich freigelassen; jener aber bestieg nach den Studenten den Scheiterhaufen und starb mit den Worten: „Herr, wie ist Dein Name so gnädig und süß, Dir befehle ich meine Seele! ich sehe heute den Himmel offen.“

Der Herr ließ diese sieben Glaubenszeugen erfahren, daß er sie in ihrer Kerkernacht nicht vergessen habe. Wohlhabende Kaufleute aus der Schweiz, die in Lyon mit Leinwand handelten, nahmen sich ihrer in herzlicher Liebe an. Namentlich war Johannes

Lyner aus St. Gallen mit unermüdlichem Eifer und aufopfernder Treue für sie thätig. Durch seine Mildthätigkeit verschaffte er ihnen ein besseres Gemach im Kerker, wo sie zusammen bleiben durften, und er veranlaßte Berns Herren, Fürbitte bei dem König von Frankreich für sie einzulegen.

Im Gefängnisse brachten sie ihre Zeit mit Andachtsübungen zu. Da ihnen verboten war, Psalmen zu singen, waren sie desto fleißiger im Lesen und Betrachten des Wortes Gottes und im Gebet. Bei der Abendandacht ermahnte immer derjenige, welcher dieselbe leitete, jeder möchte sich wohl prüfen, ob er im Laufe des Tages Nichts gesagt oder gethan habe, wodurch ein Bruder verletzt oder beleidigt worden sei. Sie schrieben auch an die Reformatoren, ihre Lehrer, an ihre Verwandten und Freunde und an einige Gemeinden. Diese Briefe sind köstliche Zeugnisse von ihrer Glaubenskraft und der Gnade Gottes in Christo Jesu, welche sie stark machte.

Martial Alba schreibt an die Gemeinde zu Bordeaux: „Der Herr spricht: Wenn der Tröster kommen wird, welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird zeugen von mir. Das heißt: Er wird euch Kraft und Stärke, Trost und Beständigkeit verleihen, seinen heiligen Namen frei und unerschrocken, vor allen Widersachern und Feinden, unter Dräuen und Schrecken des Todes, unter Feuer und Schwert freudig zu bekennen. Wir werden deßhalb kräftiglich predigen, daß Jesus Christus, der ewige Sohn Gottes, unsere Gerechtigkeit, Weisheit, Heiligung und Erlösung, unser Friede und unsere Versöhnung, unser wahrer und vollkommener Heiland sei. — Werdet ihr von der Obrigkeit um eure Religion gefragt, so saget ohne Umschweif die lautere Wahrheit und schonet eure Güter und euer Leben nicht; denn unser Herr spricht: Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist mein nicht werth.

Um Christi Willen bitte ich euch, bezeuget durch die Besserung eures Lebens, daß ihr jetzt einem Andern dienet, nämlich dem lebendigen Gott, durch Jesum Christum unseren Herrn. Liebet einander; haltet fleißig eure Versammlungen, um Gottes Wort zu hören; thut den Armen Gutes, und haltet Gottes Ehre höher als euer Leben."

Peter Escrivain berichtet aus seinem Kerker: „Viel Trost und Freude habe ich in den Versammlungen der Gläubigen genossen, aber die Tröstungen und Freuden meiner Gefangenschaft sind noch

süßer. Der heilige Geist erinnert mich an jene schönen Verheißungen, welche der Herr denen gegeben hat, die um seines Namens willen leiden, und so läßt er mich die Freuden des Paradieses schmecken. Er spricht zu mir: Glückselige Creatur! wohl bist du jetzt an diesem dunklen Ort, verworfen von aller Welt, als ein Verfluchter und Elender, wohl hast du jetzt große Traurigkeit und viel Thränen, aber freue dich und blicke hin auf die Krone der Unsterblichkeit, welche dir bereitet ist, droben im Himmel. Wenn du unter großer Schmach und Schande zur Marter geführet wirst, Glücklicher, der du Glauben hältst, freue dich! denn vor Gott und den Engeln ist dir mehr Ehre gethan, als wenn du König, Kaiser oder Monarch der ganzen Welt wärest.

O, Satan hat uns in großen Kampf gestürzt, wenn er uns die Güter, Reichthümer und Ehren dieser Welt zeigte, und daneben die Angst und Traurigkeit, welche die Unsrigen für uns haben, und die große Freude, welche sie bei unserer Befreiung empfinden würden. Aber der gnädige Gott ist uns treulich beigestanden, so daß wir nicht auf diese Dinge, sondern auf die Ehre Gottes, auf die Sache, für welche wir kämpfen, und auf die siegreiche Auferstehung schauen.

Wir haben bisher für die Ehre Gottes gestritten, aber noch nicht bis aufs Blut widerstanden. Wir haben Jesum Christum und seine Wahrheit vor grausamen Feinden bekannt, übrig ist noch, daß wir dieses Bekenntniß mit unserem Blute besiegeln. Weil denn der Feind sich auf allen Seiten rüstet und stärket, so lasset uns getrost sein und freudigen Muth fassen, ritterlich zu kämpfen! Jesus, der getreue Herr und Meister, hat sich nicht geschämet, sich unserer Sache anzunehmen und hat Schmach und Marter am Kreuz gelitten, so wollen wir uns nicht weigern, Ihm und seinen heiligen Propheten und Aposteln nachzufolgen, der Weg ist uns ja von so vielen frommen Märtyrern schon bereitet.

O seliger Tag, an welchem die Braut mit ihrem Bräutigam zur Hochzeit einziehen, und das Haupt bei seinen Gliedern sein wird!"

Peter Naviheres schrieb besonders an seine Eltern; er hatte gegen ihren Willen sich in die Reihen der Evangelischen gestellt. Sie wollten um jeden Preis sein Leben retten und drangen mit heißer Zärtlichkeit auf ihn ein, um ihn zum Widerruf zu bewegen. Sein Onkel kam selbst nach Lyon und versuchte es mit bitteren und süßen Worten. Der Jüngling blieb standhaft. In einem

Brief an die Seinen sagt er: „Der Herr Christus lehret uns, daß wir Vater und Mutter, Weib und Kind verlassen und ihm nachfolgen sollen. Wir dürfen zeitliche Dinge nicht lieber haben, als ihn. Lasset es Euch darum nicht verdrießen, wenn Ihr vernehmen werdet, daß ich um seinetwillen gestorben bin. Ich habe eine gewisse Zuversicht des ewigen Lebens, weil ich im Blute Christi von allen Sünden gereiniget bin. Betrachtet doch, liebe Freunde, und urtheilt mit Wahrheit, ob Euer Zustand in dieser Welt, oder der meinige in diesem Gefängniß besser ist. Die Zeit wird mir nicht lang, obwohl ich schon Jahr und Tag in Ketten und Banden liege. Mein finsteres und düsteres Gemach gefällt mir besser, als Eure schönen und gemalten Säle. Die Schlüssel des Stockmeisters klingen mir lieblicher als allerlei Saitenspiel und leichtfertige Musik. Ich bin fröhlich und getrost im Schatten des Todes; denn ich bin bereit, diese Sterblichkeit abzulegen und in Gottes Ruhe einzugehen. Nun frage ich Euch, fühlet Ihr auch solche Freuden? Eure Renten, Eure Prachtgemächer, der Gesang Eurer Sänger und der Klang Eurer Glocken können sie Euch solchen Trost verleihen?"

Jeder Gefangene arbeitete sein Glaubensbekenntniß, das er den Richtern übergeben hatte, noch besonders aus, damit es veröffentlicht und die Welt von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt würde. In diesen Bekenntnissen ist hervorgehoben, daß Jesus Christus unser einiger Mittler und Fürsprecher sei und wir durch Ihn allein gerecht und selig werden können. Von der Kirche ist gesagt, es ist nur Eine Kirche, welche weder hier noch dort angebunden, sondern allein da ist, wo Gottes Wort rein gepredigt und die Sacramente treulich ausgespendet werden. Einer der Studenten bat Calvin, sein Bekenntniß zu prüfen und etwaige Mängel zu verbessern. Der große Reformator sagte: „ich war froh, das Bekenntniß zu sehen, und habe kein Wort davon und keines dazu thun wollen; denn ich dachte, eine Aenderung könnte nur seine Kraft und Wirksamkeit, die, wie man deutlich sieht, vom heiligen Geist stammt, schmälern."

Der Muth und die Geduld der Jünglinge wurden selbst von den Katholiken bewundert. Viele kamen in ihr Gefängniß, um sie zu trösten. Auch für ihre Mitgefangenen wurden sie zum Segen. Ein Dieb, der ein Stück Sammt gestohlen und zum Tod verurtheilt war, brach in seiner Verzweiflung in greuliche Gotteslästerungen aus. Die Studenten stellten ihm die Liebe des Vaters und das versöhnende Leiden des Sohnes so lebendig vor Augen,

daß sein kaltes und finsteres Herz davon erleuchtet und erwärmt wurde und Frieden fand. Am 14. Januar 1553 starb er auf dem Rade mit großer Standhaftigkeit und Ergebung, auf Gottes Gnade hoffend.

Indessen wurden alle Mittel zur Rettung der Gefangenen aufgeboten. Bern und die ganze Schweiz nahm sich ihrer Sache mit Wärme an. Calvin schrieb ihnen: „Eure Bande sind berühmt geworden, überall hat sich die Kunde davon verbreitet, und die Kinder Gottes beten für Euch, wie es Pflicht ist.“ Aber der Erzbischof von Lyon, Cardinal Franz von Tournon bot seinen gewaltigen Einfluß auf, um die Jünglinge zum Tode zu bringen. Er hatte zwar, als er bei seiner Rückkehr aus Italien durch das Berner Gebiet reiste, den Herren von Bern feierlich versprochen, die Befreiung der Studenten zu bewerkstelligen. Doch als er zu Hause und in Sicherheit war, vergaß er treulos sein Versprechen und arbeitete eifrigst an ihrem Untergang. So bestätigte der Parlamentshof in Paris das Todesurtheil. Am letzten Februar 1553 wurde den Studenten dieser Beschluß des obersten Gerichtshofs mitgetheilt und bereits wurden Vorbereitungen zu ihrer Hinrichtung getroffen. Da erschien ein Herold mit Briefen von Bern und verlangte Aufschub. Er wurde gewährt. Die mächtige Republik Bern machte geltend, daß die Studenten von ihr unterstützt worden und eine Art von Bürgerrecht in ihrem Gebiet erlangt hätten und forderte auf diesen Grund hin ihre Auslieferung. Die schweizerischen Officiere, die in französischen Diensten standen, legten bei Heinrich II. Fürbitte für die Gefangenen ein. Der König schien zu schwanken. Bern schickte einen Herold um den andern an den allerchristlichen König und stellte ihm vor, daß die Studenten nirgends Unruhe, noch Aufruhr gestiftet, auch nicht dogmatisirt, noch irgend etwas wider den König gethan hätten. Sollte er das Alles nicht berücksichtigen wollen, so möchte er Berns Herren ein freies, unverdientes, königliches Geschenk machen und die Studenten loslassen; sie wollten das höher anschlagen, als eine unschätzbare Summe von Gold und Silber und zu großem Dank und Gegendienst verbunden bleiben. Damit ja Nichts versäumt würde, reiste der treue Lyner selbst nach Paris. Alles war umsonst. Der König war ein schwankes Rohr. Cardinal Tournon's Einfluß siegte.

Der 16. Mai 1553 brachte den Gefangenen die Freiheit; aber in anderem Sinne, und sie sehnten sich darnach. Um 9 Uhr

Morgens wurde ihnen, in dem Gerichtssaal des Gefängnisses Roanne (jetzt noch vorhanden) angekündigt, daß sie heute noch zum Scheiterhaufen geführt werden sollten. Sie beteten mit Inbrunst und lobeten Gott mit Psalmen. Um 2 Uhr wurden sie in graue Röcke gekleidet, mit Stricken gebunden und auf einem Karren zum Richtplatz geschleppt. Sie ermahnten sich gegenseitig: „Lasset uns standhaft sein, das Ende des Laufes ist da, und der Sieg am nahen Pfahl ist gewiß!" Auf dem Wege stimmten sie den 9. Psalm an. Als sie über die Saonebrücke, auf den Platz de l'herberie gekommen waren, sahen sie daselbst eine große Volksmenge. Einer unter ihnen rief derselben segnend zu: „Der Gott des Friedens, welcher ausgeführt hat von den Todten den großen Hirten der Schafe, unseren Herrn Jesum Christum, durch das Blut des neuen Bundes, Er mache euch stark in allem guten Werk, zu thun seinen Willen." Dann sprachen sie das Glaubensbekenntniß. Jeder einen Artikel. Der, welcher die Worte zu sagen hatte, „empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria", erhob seine Stimme mit Macht, um anzuzeigen, daß die Anklage, sie haben die Jungfrau Maria gelästert, eine Verläumdung sei. Man hieß sie schweigen. Da riefen sie: „So wenig Zeit haben wir noch, und ihr wolltet uns hindern, unsern Gott zu loben und anzurufen!?"

Endlich gelangten sie auf den Platz des Terreaux. Hier war ein Scheiterhaufen um einen Pfahl geschichtet. Zwischen Holz und Pfahl war rings ein schmaler Raum, in welchen die Verurtheilten hinabgestellt werden sollten. Muthig stiegen sie auf den Scheiterhaufen; der Jüngste voran, der Aelteste zuletzt. Einer um den Andern legte seine Kleider ab, und wurde dann vom Scharfrichter hinabgelassen und an den Pfahl gebunden. Martial Alba, als der Letzte, lag geraume Zeit auf dem Scheiterhaufen auf den Knieen im Gebet. Als seine Reihe kam und er vom Henker ergriffen wurde, sah er den Lieutenant Tignac bittend an und sprach: „Gewähre mir noch eine Gnade!" „„Was ist's?"" fragte Tignac. „Laß mich," antwortete Alba, „laß mich meine Brüder noch einmal küssen, ehe denn ich sterbe." „„Es sei!"" antwortete gerührt der Lieutenant. Mit inniger Zärtlichkeit fiel Martial Alba den Vieren, die schon gebunden waren, um den Hals, küßte einen Jeglichen und rief: „Adieu, mein Bruder!" Die Viere wandten ihre Häupter, küßten einander und riefen: „Adieu, mein Bruder! Adieu, mein Bruder!" Zuletzt umarmte Martial Alba auch noch den

Henker, mit den Worten: „Mein Freund, vergiß nicht, was ich dir gesagt habe!“ Dann wurde auch er an den Pfahl gebunden und das Holz angezündet. Jetzt schlang der Henker eiligst, der Befehl empfangen hatte, ihren Tod zu beschleunigen, Jedem einen Strick um den Hals, um sie mittelst einer Maschine schnell zu erwürgen. Aber das Feuer versengte das Seil noch ehe die Maschine in Bewegung gesetzt werden konnte. Die Flammen schlugen hoch empor. Aus Rauch und Feuer aber vernahm man noch die Worte: „Getrost, Brüder, getrost!“ G. Mayer in Lyon.

---

325. Dionysius Peloquin.

12. September.

Die reformirte Kirche ist oft als die Märtyrer- und Missionskirche bezeichnet worden. Man wird ihr diesen doppelten Ehrennamen nicht versagen können, wenn man an die Bluttaufe gedenkt, die sie in Frankreich und den Niederlanden erhalten hat, und an die großartigen geistigen Welteroberungspläne, mit denen sie in England und Schottland der ganzen evangelischen Kirche vorangegangen ist. Schon frühe brach sich die gereinigte Lehre der Reformation auch zu den romanischen Völkern, namentlich den Franzosen, Bahn; traf aber hier, wo die religiösen Neuerungen den weltlichen Machthabern zugleich die ernstesten politischen Bedenken erregten, auf harten Widerstand. Der König Franz I., der sich Anfangs der reformatorischen Bewegung nicht abgeneigt zeigte, gab allmählig unter den Einflüssen der Hierarchie der Besorgniß Raum, es könne die Erschütterung der kirchlichen Autorität mit der Zeit auch diejenige des Thrones zur Folge haben, und ließ darum je länger je mehr den päpstlichen Ketzerverfolgungen freien Lauf. Sein Sohn und Nachfolger Heinrich II. (1547—1559) trat mit gesteigerter Feindseligkeit in seine Fußtapfen. Die Scheiterhaufen erloschen seitdem nicht mehr im Reiche, und in Heinrichs Regierungszeit fiel auch das Martyrium der beiden Heldenbrüder Stephan und Dionysius Peloquin.

Die Peloquins gehörten einem alten angesehenen Geschlechte der Stadt Blois an. Stephan und Dionysius widmeten sich den Studien, und saßen beide in Genf zu den Füßen Calvins, der sie nicht allein in sein architektonisch vollendetes Lehrgebäude einführte, sondern auch ihr Herz zu fassen wußte, ihre Lebensgemein-

schaft mit Christo vermittelte, und ihnen von seinem energischen und entschlossenen Geiste mittheilte. Durchdrungen von der evangelischen Wahrheit und erfaßt von dem Zuruf des Herrn: „Laßt euer Licht leuchten vor den Leuten" bot zuerst der Aeltere, Stephan, mit offenem Bekenntniß den Ketzerrichtern seines Vaterlandes Trotz. Es gelang ihm, durch sein begeistertes und gründliches Zeugniß nicht Wenige von dem Irrthum ihres Weges zu bekehren, und er hatte sich von vornherein darauf gefaßt gemacht, daß dies ihm seine Freiheit und sein Leben kosten werde. Er war eben im Begriff, mehrere Gläubige aus Orleans nach Genf, wo er seinen Wohnsitz genommen hatte, zu geleiten, um dort auch sie an der Freude und dem Segen der persönlichen Bekanntschaft des Meisters Calvin Theil nehmen zu lassen, als er plötzlich von päpstischen Häschern überfallen, und gebunden nach Paris geschleppt wurde. Hier vor die Schranken der „brennenden Kammer" gestellt, — so nämlich hieß im Munde des Volks der mit den gerichtlichen Untersuchungen gegen die Protestanten beauftragte Parlamentsausschuß, — legte er ein freudiges Bekenntniß seines evangelischen Glaubens ab, was aber zur Folge hatte, daß er zum Feuertode verurtheilt ward, nachdem man ihm vorher die Zunge ausgeschnitten habe. Mit der größten Standhaftigkeit erduldete er die unsägliche Marter. Sein Mund war zum Verstummen verdammt; aber laut redete und zeugte noch sein heiteres Auge und der milde Friedensglanz seines Angesichtes. Voll Bewunderung sah die umstehende Menge dem ebenso erhebenden als erschütternden Schauspiele zu, und sein Heldentod mußte der Reformation noch erfolgreicher Bahn brechen helfen als sein Leben.

Drei Jahre später stand Dionysius, sein jüngerer Bruder vor dem Blutgericht. Von diesem ist uns ausführlichere Kunde aufbehalten worden. Schon frühe fühlte sich sein zu frommer Beschaulichkeit neigendes Gemüth vom Klosterleben angezogen. Er folgte im dunkeln Drange und wurde Mönch. Aber auch bis in seine einsame Zelle hinein drangen Strahlen des um ihn her aufgehenden reformatorischen Lichtes. Mehr und mehr lernte er den Kern des Evangeliums von dem Schlinggewächs der römischen Satzungen unterscheiden, welche sich im Laufe der Jahrhunderte verdunkelnd und entstellend um denselben hergelegt hatten. Die ganze Wahrheit ging ihm erst auf, nachdem auch er dieselbe in den markigsten und unmißverständlichsten Worten von den gesalbten Lippen des großen Genfer Theologen hatte verkünden hören.

Nicht wenig trug auch der Zeugentod seines Bruders zur Reife seines Entschlusses bei, ihm nach mit dem hochgehaltenen Panier des lauteren Evangeliums in's Leben zurückzutreten. Dem Entschlusse folgte die That. Zur Beurkundung seiner Lossagung von der Kirche, in der er geboren war, ging er auf 1 Corinth. 7 gestützt, mit einer ihm geistesverwandten Jungfrau eine christliche Ehe ein, und widmete sich nun ganz dem freien Zeugenberufe unter seinen noch im alten Kirchenthume befangenen Landsleuten. Gleicherweise aber wie einst seinem Bruder Stephan, widerfuhr es ihm, daß er auf einer Rückfahrt aus Frankreich nach Genf, wohin auch er einigen weiblichen Glaubensgenossen, unter denen seine Schwester, das Geleite gab, sammt diesen verhaftet und zum geistlichen Verhör zunächst nach Villafranca abgeführt wurde. Für seine Begleiterinnen gelang es mit vieler Mühe und großen Kosten die Freilassung zu erwirken. Er selbst aber wurde, nachdem er vor seinem Richter zu Villafranca ein tapferes Bekenntniß abgelegt, zu weiteren Verhandlungen nach Lyon escortirt, und daselbst, bevor ihm das Urtheil gesprochen ward, mehrere Monate lang in engem Gewahrsam gehalten.

Von seinen Gefängnissen aus schrieb er an Verwandte und Freunde eine reiche Anzahl von Briefen, von denen nicht wenige als ein köstlicher Schatz auf uns gekommen sind. Sie stehn nach Inhalt und Form dem Schönsten und Erbaulichsten, das je aus gläubigen Herzen geflossen ist, ebenbürtig zur Seite. Die Erleuchtung, die sie beurkunden, überrascht uns nicht weniger, als die Innigkeit und Wärme, die sie athmen, uns rührt und wohlthut. In dem ersten dieser Briefe giebt er seinen Eltern, seinen Freunden und seiner Gattin zu Blois ausführliche Nachricht von dem Gange des Verhörs, welches er vor dem Inquisitoriate bestanden habe. Die Antworten, die er auf die ihm vorgelegten Fragen über Messe, Ohrenbeichte, Fegefeuer, Anrufung der Heiligen, Bilderdienst, Ansehn der heiligen Schrift, Autorität und Vollmacht des Papstes seinen Richtern gegeben, sind so schriftgemäß, kernigt, rund und treffend, daß man öfter meint, die Stimme eines der hohen Väter der Reformation selbst zu vernehmen. Zugleich erfahren wir aus jenem Schreiben, daß die Inquisitoren es so wenig an den reizendsten Lockungen, wie an den furchtbarsten Drohungen hatten fehlen lassen. „Sie gaben mir, berichtet er, auch viele glatte Worte und große Verheißungen, um mich von meiner Ueberzeugung abzuführen. Sie stellten mir die reichsten Pfründen in Aus-

ficht und drangen in mich, daß ich meine Jugend bedenken möchte, um die es ja schade sei, daß sie sollte durch's Feuer verzehrt werden. „Anima tua in manibus tuis", riefen sie mir zu. Ich aber entgegnete: O wie übel würde meine Seele verwahret sein, und in wie großer Gefahr würde sie stehn, wenn sie keinen andern und besseren Hüter und Handhaber hätte. Viel ein Anderes habe ich in der Schule meines Herrn Jesu Christi gelernt, der da sagt: Wer seine Seele erhalten will, der wird sie verlieren; wer sie aber verliert um meinetwillen, der wird sie erhalten zum ewigen Leben. Auch wurde mir versichert, dem Cardinal Tournon liege meine Wohlfahrt gar sehr am Herzen, und er verspreche mir ein neues Ordenskleid und einen ehrlichen Unterhalt in einem der besten und reichsten Klöster, wenn ich meinen Glauben verleugnen wolle. Darauf ich erwiederte: Ich habe mein schwarz Klosterkleid schon zu lange getragen, und begehre jetzt, mit dem weißen, unvergänglichen Kleide angethan zu werden, davon Offenb. Joh. im 6. Capitel Meldung geschehe."

Wie weit Dionysius entfernt war, sich schwärmerisch zum Märtyrerthume zu drängen, erhellt aus einem andern an seine Freunde, seine Schwester, seine Gattin und seine Mutter, welche seine Gesinnung theilten, gerichteten Briefe, worin er u. A. sagt: „Um Gottes Willen hütet euch vor der Meinung, daß unser Leben vom Glück und Ungefähr regieret werde. Wisset vielmehr, daß Gott alle Dinge regiere nach seiner Vorsehung und gnädigem Willen. Folget deswegen dem Berufe, dazu euch Gott berufen wird, ohne einige Furcht, und lasset euch daran genügen, daß ihr das ewige Leben habt, ob ihr gleich dies zeitliche Leben in die Schanze schlagen müsset. Dies schreibe ich nicht darum, daß sich einer unbedachtsamer Weise und muthwillig in Gefahr stürzen soll; sondern dagegen, wer hiezu berufen wird, der muß fürsichtig und einfältig sein, und mit großer Bescheidenheit wandeln, und von Weitem sehn die Gefahr, so einem begegnen möchte, wenn er unbedächtig in seinen Sachen handeln wollte. Doch muß man hierin keine Weltweisheit oder fleischliche Klugheit gebrauchen, sondern sich gänzlich und allein in den Schutz und Schirm unseres gütigen Gottes ergeben, mit gewisser Zuversicht, daß kein Haar von unserm Haupte fallen werde ohne seinen Willen."

Dionysius schließt diesen Brief mit einem rührenden Lebewohl an alle die Seinen. Er schreibt: „Gute Nacht alle, die ihr in meiner Mutter Haus wohnt. . . . Gott sei mein Zeuge, daß

ich euch nicht zum Schein Gute Nacht sage. Auch sage ich es nicht gezwungen und gedrungen, sondern gern und freiwillig. Ich sage euch also Gute Nacht, daß ich von Herzen begehre, meinem himmlischen Vater Gehorsam zu leisten, ja, ich gebe euch also Gute Nacht, daß ich nunmehr zum himmlischen Erbgut geführt werde, und Alles, was irdisch ist, hinter mir lasse. Derwegen ist mein herzlich Begehren an euch, ihr wollet den gütigen Gott fleißig anrufen und bitten, daß er mir Gnade gebe, in seinem Gehorsam bis in den Tod zu beharren, damit ich der ewigen Herrlichkeit theilhaftig werde, die er verheißen hat allen denen, welche treu bleiben bis in den Tod. Und dasselbe im Namen Jesu Christi, unseres Herrn und einigen Heilandes, welchem sammt dem Vater und dem heil. Geist sei Lob, Preis, Macht und Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen."

Mit unserm Dionysius zugleich sahen damals zu Lyon mehrere zur Erkenntniß der Wahrheit Gelangte in abgesonderten Kerkern ihrem Todesurtheil entgegen. Auch an diese richtete er Briefe, in denen er sie zur Beständigkeit ermahnte. Die vorgenannten (S. 120) fünf Studenten antworteten aus ihren Gefängnissen heraus mit einem herzlichen Danksagungsschreiben, worin es heißt: „Obwohl wir vom Satan und unsern Widersachern, seinen Gliedern gegenwärtig heftiger angefochten werden als je zuvor; obwohl wir nichts anderes als den Tod vor Augen sehen neben der äußersten Marter und dem Hohn und Spott der Welt: dennoch freuen wir uns und werden durch den heil. Geist getröstet mit unaussprechlicher Freude und dem Trost, welcher alle Angst und Traurigkeit verschlinget. Fürwahr, lieber Bruder, unsre Widersacher setzen uns hart zu. So betrübt sich auch unser Fleisch etlichermaßen, weil es ihm schwer fällt zu begreifen, daß das Leben im Tode, Segen im Fluch, Ehre und Herrlichkeit in der Schmach und Verachtung sei. Aber diese Anfechtung des Fleisches verschwindet wie ein Rauch vor dem Herrn, der mitten unter uns ist, uns zu schützen und zu bewahren."

Acht Wochen vor seiner Hinrichtung schrieb er seiner Hausfrau Johanna: „Ich glaubte nicht, daß ich noch Gelegenheit haben würde, euch auf euer letztes Schreiben zu antworten, dadurch ich höchlich getröstet worden bin und will mich damit trösten, so lange ich noch auf Erden lebe wegen der großen Gnade, die euch Gott erzeiget, indem ihr euch gänzlich seiner Vorsehung und seinem gnädigen Willen ergebet, und daß ihr dieser elenden Welt also

abgesagt habt, daß ihr erkennet, wie es jetzt Weinenszeit sei, während die Welt sich freut. — — Ach meine liebe Schwester und gute Freundin, ich preise meinen Gott, daß ihr mehr Ursache habt zu bedenken die großen Wohlthaten, die der Herr mir und euch erzeiget hat, als euch zu erinnern und zu vermahmen. Gewiß ist es wahr, wie ihr mir schreibet, daß wir uns in der Anfechtung und Trübsal freuen sollen, denn dies ist auch ein gewisses Zeugniß, daß euch Gott lieb habe und daß ihr sein Kind seid. Denn wenn wir ohne Züchtigung sind, so sind wir nicht mehr Kinder. Ich danke meinem Gott, daß ihr diese Dinge besser versteht, als ich euch davon schreiben kann. Daß ihr mir auch schreibt, mein letztes Schreiben sei euch recht gekommen, dieweil ihr daraus ersehen habt, mein Abschied sei nun nicht mehr ferne, zweifle ich wohl nicht, liebe Schwester, es habe euch nach dem Fleisch dasselbe wohl einigermaßen betrübet; aber wenn ihr betrachtet, was für ein Erbgut mir bereitet ist, nachdem ich ein wenig werde gelitten haben, so werdet ihr Ursache finden, euch über alle Maßen zu erfreuen und zu trösten. Wir haben ja ein Verlangen nach dem Vaterlande, das im Himmel ist. Das soll euch trösten, wenn ihr diesen Brief leset, welchen ihr, wie ich hoffe, erst dann empfangen werdet, wenn ich schon bei meinem Gott und Herrn bin, der so treulich für uns sorget, daß auch nicht ein Härlein von unserm Haupte fallen kann. Er hat gesagt: Seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Und dies ist der Sieg, damit ich die Welt zu überwinden gedenke, nämlich der Glaube, durch welchen mich der Herr so gewaltig stärket, daß ich gewiß bin, es werde weder Verfolgung noch Marter noch Tod von ihm mich scheiden. — — Derselbe gütige Gott wolle euch weiter in seinem Gehorsam erhalten, auf daß er in und durch uns beide im Leben und im Tod gepriesen werde."

Unter den zahlreichen Trost- und Ermuthigungsbriefen, welche den Gefangenen zu Lyon und namentlich dem Peloquin von gleichgesinnten Brüdern aus der Nähe und Ferne, u. a. von Viret aus Lausanne, zugingen, befindet sich auch einer von Calvin. Er ist zunächst an Dionysius und dessen damaligen lieben Kerkergenossen, Ludwig von Marsac gerichtet, welche ihn in einem ehrfurchtsvollen und brüderlichen Schreiben um seine Fürbitte gebeten hatten. Calvin freute sich mit Dank zum Herrn ihres unerschütterlichen Glaubensmuthes, und ebenso des guten Bekenntnisses, welches einer ihrer Mitgefangenen, Michael Gerard abgelegt habe. Doch glaubte er letzterem Weisung geben zu müssen, wie er, falls er

noch einmal zur Verantwortung gezogen werden sollte, noch siegreicher seinen Glauben vertreten könne. Er schreibt: „Da Michael gefragt ward, ob nicht der Leib Jesu Christi unter der Gestalt des Brodes sei, hat er geantwortet: Nein. Und da man gefragt, warum? hat er gesagt: Es sei eine Lästerung, durch welche der Tod Jesu Christi zu nichte gemacht würde. Da hätte er nun zweierlei in der Messe ausdrücklich verwerfen sollen, nemlich die Abgötterei, daß sie aus einem Bissen Brodes einen Abgott machen, und denselben nicht anders, als Gott anbeten; und dann, daß sie ein Opfer daraus machen, die Menschen mit Gott zu versöhnen, da doch Christus mit einem Opfer in Ewigkeit vollendet hat, die da geheiligt werden. Zudem hätte er wohl in dem ersten Artikel sagen mögen, er glaube, daß wir theilhaftig würden des Leibes und Blutes Jesu Christi, nur also, daß wir durch den Glauben unsere Herzen gen Himmel erheben. — Da er gefragt ward, ob die Jungfrau Maria und die Heiligen für uns bitten, hat er geantwortet, daß nur ein einiger Fürsprecher und Anwalt sei, nemlich Jesus Christus. Wohl ist dies die Wahrheit; doch hätte er billig sollen hinzufügen, daß den Todten nicht befohlen sei, für Andre zu bitten, gleichwie Gott geboten hat, daß die lebenden Christen in dieser Welt für einander bitten sollen, und daß niemand, als Gott allein im Namen Jesu Christi angerufen werde. — Da man den Michael fragte um den freien Willen, hat er zum Beweis, daß wir zu allem Guten untüchtig sind, sich auf den Ausspruch Römer 7 berufen: Das Gute, das ich will, das thue ich nicht u. s. w. Nun aber ist gewiß, daß der Apostel dort nicht redet von den Ungläubigen, die der Gnade Gottes gänzlich beraubt sind, sondern von sich selbst und andern Gläubigen, denen Gott schon die Gnade verliehen hat, daß sie nach dem Guten streben; deshalb hätte Michael sollen sagen, wo die Gläubigen befinden, daß ihre Natur dem Willen Gottes noch zuwider ist, was soll es denn mit denen werden, in denen nichts als Sünde und Widerspenstigkeit. — Befragt über die Gelübde hat er gesagt, alle unsere Verheißungen seien nichts denn Lügen. Da hätte er sagen sollen, daß uns nicht gebühre, etwas zu geloben außer dem was Gott in seinem Worte zugelassen hat, und daß viel Gelübde der Mönche und Priester nicht anderes seien, denn eine Verfälschung des wahren Gottesdienstes. — Endlich, gleichwie wir in diesem Leben mitten im Tode sind, also müsset ihr lernen und dessen gewiß und versichert sein, daß ihr mitten im Tode das Leben habt, in welchem wir sehen, daß

wir nicht unsers Gefallens leben und uns selbst regieren müssen, wenn wir dem Herrn Christo recht nachfolgen wollen." Calvin schließt dann seinen Sendbrief mit ermuthigenden Zusprüchen, herzlichen Segenswünschen und mit Grüßen der Genfer Brüder. Der Brief ist datirt vom 22. August 1553.

Am 4. September desselben Jahres, es war ein Sonntag, ward Dionysius, nachdem er zehn Monate lang hinter Schloß und Riegel geschmachtet, urplötzlich um drei Uhr Morgens aus seinem Kerker herausgeholt, und wieder von Lyon gen Villafranca gebracht. Tags darauf wurde ihm endlich in feierlicher Weise als einem Erzketzer das Urtheil gesprochen. Es lautete auf Feuertod. Mit heiterem Gleichmuth nahm er es hin und kehrte dann mit dem Bannfluch der Kirche belegt in das Gefängniß zurück. Acht Tage später am 11. September wurde das schauerliche Bluturtheil vollstreckt. Langsam leckte die Anfangs zur Mehrung und Verstärkung seiner Martern absichtlich etwas gedämpfte Gluth zu seinem Körper auf. Als dieser schon zur Hälfte verbrannt war, fuhr er noch fort, mit aufgehobenen Händen und lauter Stimme den Namen seines Gottes anzurufen und zu preisen, bis ihm die Sprache versagte, und er im Frieden des Herrn sein Haupt neigte. Voll Bewunderung, ja theilweise in eine Art von Andacht versunken stand das Volk um die Richtstätte her. Es schien zu ahnen, daß der Scheiterhaufen nur ein heiliger Altar und der darauf Sterbende ein Opfer sei „Gott zum süßen Geruch".

Peloquin, der heldenmüthige Vorläufer vieler Tausende seiner Landsleute auf der blutigen Märtyrerbahn, lebt, obwohl er gestorben ist, noch heute nach dreihundert Jahren dem Geiste nach in dem gläubigen Theil der reformirten Kirche Frankreichs fort. Seine unbedingte Beugung unter Gottes Wort, sein freudiger Bekennermuth, seine durch nichts zu erschütternde Treue gegen die erkannte Wahrheit sind bis zur Stunde hervorstechende Charakterzüge französischer Christen. Möge dieses köstliche Erbtheil ein unvergängliches sein, und auch eine Zeit überdauern, in der, wie in der gegenwärtigen, anderwärts Glaubensentschiedenheit und Ganzheit der Gesinnung so seltene Perlen geworden sind. Mit diesem Wunsche schließen wir die kurze Nachricht über das Leben und das Gott preisende Ende des edlen französischen Bruderpaars Stephan und Dionysius Peloquin.

Fr. W. Krummacher in Potsdam †.

326. Philippina Graveron geb. von Lüns.

27. September.

Philippina von Lüns war aus Gaſe im Perigueux (Gascogne) gebürtig. Von der Jugendzeit dieſer edlen Chriſtin wiſſen wir nur, daß, früh verheirathet mit einem Herrn von Graveron, ſie mit ihm nach Paris ging, um ſich dort der Kirche des Herrn, die ſich im Geheimen gebildet hatte, anzuſchließen. Sie war Allen ein Muſter der Heiligkeit im Leben, ihr Gatte bekleidete das Amt eines Kirchenälteſten in der Gemeine. Die Huguenotten verſammelten ſich in ihrem Hauſe und die Nachbarn hatten oft Pſalmengeſänge daraus ertönen hören. Dieſe glückliche Ehe wurde bald durch den Tod getrennt. Als der Frühling des Jahres 1557 gekommen, nahm im Maimonat ein hitziges Fieber den Gatten hinweg und die Wittwe, erſt 23 Jahre alt, zog die Kleider der Freude aus und legte Trauergewänder an; nach der Sitte ihres Landes waren dies aber weiße Kleider, welche auf die Freude des Wiederſehens in den hellen Wohnungen des Friedens hindeuteten, und es entfaltete ſich bald in dem verwaiſten Herzen eine andere bräutliche Liebe. Oft mag ſie mit Sulamith im hohen Liede gebetet haben: „O nimm mich hin! Laß ſterben mich zu Deinen Füßen den heil'gen Tod in ſel'gem Büßen, zu ewig herrlichem Gewinn!"

In einer Herbſtnacht (es war der 4. Sept. deſſelben Jahres) hatten ſich die Reformirten, 400 an der Zahl aus allen Ständen, in einem Saale in der Straße St. Jaques hinter der Univerſität verſammelt. Sie hatten das Mahl des Herrn gefeiert und der Geiſtliche über die Worte 1. Kor. 11 gepredigt. Um 12 Uhr, als ſie ſich zurückziehen wollten, hörte man auf einmal draußen gräßliches Geſchrei; das Volk wollte die Thüren ſprengen. Aufgeregt durch die verlorene Schlacht bei St. Quentin, ſchrien ſie: „das Unglück des Landes ſei der Huguenotten Frevel." Maſſen von Steinen hatten ſie draußen geſammelt, um die Herausgehenden anzugreifen. „Es ſind Mörder, Diebe, Feinde des Vaterlandes!" ſchrien ſie; „es ſind Lutheraner!" Alles läuft zu den Waffen. Die Wuth wächſt im Volke, Furcht und Schrecken im Innern des Hauſes. Die Kirchenälteſten aber ermahnen zur Ruhe und beſprechen die Frage: Ob ſie bis zur Tageshelle ſich dort halten wollen oder verſuchen durch die Maſſen zu dringen? Mehrere Männer ziehen ihre Degen und wollen den Andern einen Weg öffnen. Dies gelingt —

Viele entkommen. Nur einer wird durch Steinwürfe so entstellt, daß er kein menschliches Ansehen mehr hatte. Viele Andere, mit ihnen Philippina, mußten zurückbleiben, und da der Tag anbrach, wurden sie gefangen und durch das Volk geführt, welches über sie herfällt. Mit zerrissenen Kleidern, mit Koth beworfen, werden sie in scheußliche Kerker geworfen. Philippina von Lüns schmachtete ein Jahr in diesem Gefängnisse, in welchem man sie oft Psalmen singen hörte. „Herr, wende dich zu mir und sei mir gnädig, denn ich bin einsam und elend. Die Angst meines Herzens ist groß. Bewahre meine Seele und errette mich. Laß mich nicht zu Schanden werden, denn ich traue auf dich!" (Ps. 95.) „Meine Seele durstet nach dir, wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue." (Ps. 42.) Am meisten hatte sie von den Priestern zu dulden, welche sie zur päpstlichen Irrlehre zurückführen wollten. Sie blieb aber Siegerin in allen ihren Kämpfen. Eines Tages kamen die Verführer und fragten: „Glauben Sie nicht, daß die Hostie der wahre Gott ist?" Da antwortete sie mit Freudigkeit: „Ob es denn ihr wahrhafter Glaube sei, daß ein solches Oblat der wahre Leib sei dessen, der Himmel und Erde in sich schließt, ein Brod, welches verwese, von Mäusen und Spinnen zerstört würde?" Ja sie erzählte ihnen, obgleich mit Thränen im Auge, hierüber Thatsachen mit einer solchen Heiterkeit, daß man wohl sah, sie sei gar nicht durch Furcht und Leiden gebeugt. Bis jetzt hatte man ihr erlaubt, ihre Schwester zu sehen; da sie nun allein eingesperrt wurde, sagte sie: „Ich sehe wohl, daß mein Tod herannaht, und bitte flehentlich, daß man mir eine Bibel gebe zum Trost." Ihr Prozeß wurde rasch geführt, da die Richter sich ihrer Güter bemächtigen wollten. Calvin feuerte damals mit großem Eifer die deutschen Fürsten an, sich der bedrängten Glaubensgenossen anzunehmen. Die Vorstellungen der Fürsten aber kamen zu spät und waren fruchtlos. Aus dem Verhör der Märtyrerin erfährt man Folgendes: Die Nachbarleute, obgleich sie ihre Güte und christliche Liebe lobten, erzählten viel von den häuslichen Versammlungen, sagten, daß ihr Gatte keinen Priester bei seinem Sterben gehabt, es wisse Keiner wo er begraben sei, ob ihr Kind die Taufe erhalten, wisse man auch nicht. Nun mußte sie selbst im Gerichtssaal erscheinen. Die Richter fragten: „Glauben Sie an die päpstliche Messe?" Sie: „Ich will nur glauben, was in dem Alten und Neuen Testament steht, an die Sakramente, welche der Herr eingesetzt: nicht habe ich gefunden,

daß die Messe von ihm sei." Frage: „Wollen Sie das Sakrament der Hostie empfangen?" Antw.: „Nur das will ich, was Christus befiehlt." Frage: „Wie lange ist es her, daß Sie nicht gebeichtet?" Antw.: „Ich weiß es nicht mehr, täglich aber beichte ich meinem Gotte, wie er es geboten; eine andere Beichte ist nicht von Christo eingesetzt, da Er allein die Macht hat, die Sünde zu vergeben." Frage: „Was denken Sie von den Gebeten, welche an die Jungfrau und an die Heiligen gerichtet werden?" Antw.: „Ich kenne kein anderes Gebet als das, welches Gott mich gelehrt; an ihn müssen wir uns wenden, an keinen Andern. Die Heiligen im Paradiese sind selig, das weiß ich wohl; aber zu ihnen beten, das will ich nicht." Frage: „Was glauben Sie von den Bildern?" Antw.: „Ich will sie durchaus nicht verehren." Frage: „Von wem haben Sie diese Lehre?" Antw.: „Ich habe das Neue Testament emsig gelesen." Frage: „Genießen Sie die Fleischspeisen am Freitag und Sonntag ohne Unterschied?" Antw.: „Ich mag an diesen Tagen kein Fleisch essen, wenn ich den Schwachen ein Aergerniß bereite; das Wort Gottes stellt aber nichts fest und man kann jede Speise genießen, wenn man es mit Danksagung thut." Hierauf bemerkte man ihr, daß die Kirche dies Verbot gegeben, und was nicht an sich Sünde sei, würde es durch das Verbot der Kirche. „Ich glaube," antwortete Philippina mit Festigkeit und Umsicht, „an keine anderen Gebote und Verbote, als die Christus gegeben, und habe nichts im Neuen Testament gefunden von jener Gewalt, welche der Papst sich zuschreibt, Gebote zu geben." Hierauf bemerkte man wiederum: „die geistlichen und weltlichen Gewalten seien von Gott bestimmt, sein Volk zu regieren." Frau von Graveron antwortete: „sie glaube dies von den weltlichen Gewalten, die Kirche habe aber keine andere Gewalt, wie sie gelesen, als die Gewalt Christi." Frage: „Wer ist aber der oder die, welche Ihnen dies gelehrt?" Antw.: „der Text des Neuen Testaments ist meine einzige Belehrung gewesen." An einem andern Tage wurde sie verhört über den Tod ihres Gatten und gefragt: „Ob sie ihn in ihrem Garten beerdigt habe?" „Nein," sagte sie, „er ist nach dem Spital gebracht worden, um mit den Armen beerdigt zu werden (wie sie es durch einen Schein beweisen könne), doch ohne abergläubige Ceremonien." Darauf fragte man: „Ist es erlaubt, Gebete zu halten für das Heil des Verstorbenen?" Antw.: „Ich glaube, daß der, welcher in dem Herrn entschlafen ist, durch sein Blut gereiniget ist und er keiner

anderen Reinigung bedarf; es ist nach der Lehre des Neuen Testaments nicht nöthig, für die Verstorbenen zu beten." Man fragte weiter: „Ist's nicht der Gebrauch in jenen Versammlungen, die Sie gehalten, nach der Predigt die Lichter auszulöschen?" „Nein," gab sie zur Antwort, „sie sei nie in dem Fall gewesen, Aehnliches zu sehen." Alle diese Worte sind genau aus den Acten genommen.

Laßt uns nun einen Blick thun auf das glückselige Ende dieser Frau, die wir als unsre Schwester in Christo begrüßen und uns freuen, einst in der Herrlichkeit zu sehen. Am 27. Septbr. des Jahres 1558 wurden mehrere heilige Märtyrer verurtheilt. Nicht allein sollte sie sterben. Ein Greis, Nicolas Clivet, und ein junger Mann, Taurin Gravelle, welche beide Kirchenälteste waren und in jener Nacht gefangen wurden, sollten mit dieser Frau sterben. Alle drei wurden gefoltert und in eine Capelle des Gerichtshauses geführt, wo sie den glücklichen Augenblick ihrer Erlösung erwarteten. Wie gewöhnlich, kamen dorthin Priester, um die Verurtheilten in ihrem Glauben unsicher und irre zu machen. Ihre Mühen waren eitel. Da sie fest und entschieden blieben bis an das Ende, wurden sie ein jeder auf einen Karren gesetzt, um zur Richtstätte geschleppt zu werden. Der Greis Clivet, der ein Schullehrer in der Provinz gewesen und dort schon im Bilde verbrannt worden war, rief ohne Unterlaß den Versuchern zu: „er habe nichts Anderes als Gottes Wahrheit vertheidigt und könne Alles durch das Ansehen des heiligen Augustinus vertheidigen." Die heldenmüthige Frau, da ein Priester zu ihr kam mit dem Verlangen, sie solle beichten, antwortete: „Ich beichte beständig im Herzen meinem Gott und bin der Vergebung meiner Sünden gewiß. Er allein kann mir Absolution geben." Einige Räthe des Gerichtshofes baten, sie möchte ein hölzernes Kreuz in die Hand nehmen, wie es die Verurtheilten zu thun pflegten, der Herr wolle ja, daß wir alle unser Kreuz tragen. „O meine Herren," antwortete sie, „Sie haben mir ja schon ein Kreuz aufgelegt, indem Sie mich ungerecht verurtheilt haben und mich in den Tod schicken für den guten Streit unsers Herrn Jesu Christi, der nie von jenem äußerlichen Kreuz gesprochen hat." Der junge Gravelle, ein Jurist und Advocat in Paris, und, obgleich jugendlich, Kirchenältester wegen seines ausgezeichneten Wandels, hatte ein fröhliches Aussehen mit frischer Farbe und erklärte, daß seine Verurtheilung ihm gar sehr recht sei. Ein Freund trat heran und fragte ihn: „Zu welcher Todes-

art bist du durch den Spruch der Richter verurtheilt?" Da sprach er: „Daß ich sterbe, weiß ich wohl; wie ich sterbe, ist mir gleich, denn ich weiß wohl, daß Gott mir in jeder Qual beistehen wird." Als er aus der Capelle getreten war, hatte er gesagt: „Herr, mein Gott, sei meine Hülfe!" Da er erfuhr, daß der Gerichtshof verlange, man solle ihnen die Zunge ausschneiden, reichte er die seine rasch dem Henker dar. „Ich bitte euch, betet zu Gott für mich!" waren seine letzten Worte. Als man nun die junge Frau aufforderte ihre Zunge darzureichen, that sie es freudig mit den Worten: „Ich trauere nicht um meinen Leib, wie sollte ich es meiner Zunge wegen thun! Nein, nimmermehr!" Also angethan, verließen sie nun alle drei das Richthaus. Die feste Beharrlichkeit des Gravelle war wunderbar schön zu sehen; seine beständigen Seufzer und seine Blicke waren gen Himmel gerichtet und zeigten die Gluth seiner Liebe. Der Alte hatte auch stets den Blick nach Oben, aber schien trauriger als die Andern, denn er war schon durch das Alter gebeugt und von Natur blaß und schwächlich; die junge Märtyrerin aber schien sie alle an Kraft zu übertreffen, denn ihr äußeres Ansehen war gar nicht verändert; sie saß auf ihrem Karren und ihr Angesicht glänzte in wunderbarer Schöne. Die Trauerkleider hatte sie für diesen Tag abgelegt und ein sammtnes Baret auf dem Haupte, mit dem andern Schmuck der vergangenen Zeit angethan, um ihren Triumph zu bezeichnen und die Freude, mit ihrem Bräutigam Jesus Christus vereinigt zu werden. Auf dem Platze Maubert angekommen, wurden alle drei verbrannt. Die beiden Männer lebendig, die junge Frau erdrosselt, nachdem man ihr das Gesicht und die Füße mit Fackeln angebrannt hatte. Noch größer scheint uns ihr Sieg, wenn man erwägt, daß sie sich von ihrem kleinen Kinde trennen mußte. Und ein Geschichtschreiber jener Zeit bemerkt mit Recht, daß der heilige Geist an diesem Tage seine Kraft bewies in der Jugend, dem Alter und dem schwachen Weibe. Er besiegte die Lebensluft des jungen Mannes, die Hinfälligkeit des Alten und die natürliche Schüchternheit des Weibes.

O nimm mich hin!
Laß, ob die Feinde mich umringen,
Mich deine Siegeskraft durchdringen,
Du König und ich Streiterin.

Nicht fruchtlos war dies Beispiel der Treue und des Heldensinnes: es wurde dieses Blut für die Wahrheit der Same der reformirten Kirche zu Paris, die im kommenden Jahre (1559) ihr

herrliches Glaubensbekenntniß aufsetzte, welches 1561 öffentlich in Frankreich anerkannt wurde.

Wir blicken gewöhnlich in der Reformationszeit auf die Großen hin, die einen Namen in der Geschichte haben. Die Königin Margaretha von Navarra und ihre heldenmüthige Tochter Johanna von Albret, Mutter Heinrichs IV., sind bekannt, Coligny und viele Andre: aber diese edle Blutzeugin für Jesus Christus war bis jetzt unter uns vergessen. So wie am Abhange hoher Felsen manche schöne Alpenpflanze blüht, von keinem Auge je gesehen; so glänzt viel Edles und Gutes im Stillen, nur von Gott und den heiligen Engeln erkannt, aber in einer anderen Zeit wird Alles offenbar und das Unbekannte und Kleine wird glänzen wie das Große. Darum spricht der Herr: „Sey getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!"

P. Henry in Berlin †.

---

327. Anna dü Bourg.

23. December.

Der Frühling des Jahres 1559 war herangekommen; Heinrich II. regierte in Frankreich, Catharina von Medicis, sein Weib, welche sich einen so großen Namen in der Hölle gemacht hat durch das Blutbad in der Bartholomäusnacht, war seine Rathgeberin. Nebenbei beherrschte ihn auch die berüchtigte Diana von Poitiers, die frühere Maitresse seines Vaters. In dieser fluchwürdigen, sittenschänderischen Zeit blühte im Stillen die reformirte Kirche auf in der lieblichsten Reinheit und dem heiligsten Ernste. Ueberall hörte man damals von Mord und Scheiterhaufen der Gläubigen; doch im Geheim versammelten sich jetzt aus allen Theilen Frankreichs Abgeordnete der Reformirten in Paris zu einer Synode, um ihr erstes Glaubensbekenntniß aufzusetzen. Um dieselbe Zeit war auch das pariser Parlament zusammengetreten und berathschlagte über die Mittel die lutherische Ketzerei zu tilgen. Es war viel Uneinigkeit unter den Rathsherrn; manche Herzen waren schon für die evangelische Wahrheit gewonnen. Nach vielem Hin- und Herreden war die größere Anzahl dafür, sich für die Duldung auszusprechen. Da ergrimmten die Anhänger der alten Kirche, wie heut noch, wenn sie von der Duldsamkeit gegen Protestanten hören. Sie erlangten von dem Könige, daß er selbst den Sitzungen

des Parlaments beiwohnte. Am 10. Juni erschien er. Es war zugleich eine Zeit der größten weltlichen Frivolität. Die Sitzung des Parlamentes mußte in einem Kloster der Augustiner abgehalten werden, weil der König den Parlamentssaal festlich schmücken ließ, um dort die Hochzeit seiner Tochter Elisabeth mit Philipp von Spanien, und seiner Schwester Margaretha mit dem Herzoge von Savoyen zu feiern. Eine Rennbahn für ein großes Turnier wurde so eben mitten in Paris eingerichtet. Wir sehen nun den König in den Saal des Parlaments eintreten, begleitet von den Guisen, welche alle die päpstliche Partei fanatisch hielten; unter ihnen der bekannte ritterliche Franz von Guise, und sein Bruder, der schlaue Cardinal von Lothringen. Der König will, daß die Rathsherrn ihre Meinung frei aussprechen. Da erhob sich einer unter ihnen und dankte Gott, daß der König gekommen sei die große Angelegenheit des Herrn Jesu Christi zu hören, welche Fürsten vor Allen zu vertheidigen hätten. Er hält nicht zurück, und spricht mit der Freiheit, welche der heilige Geist ihm eingab. „Furcht-„bare Frevel gegen Gott", sagt er, „Meineid, Ehebruch, werden „nicht nur geduldet; sondern man reizt dazu an durch schändliche „Zügellosigkeit (diese Worte gingen nicht nur auf die Großen, „sondern auf den König selbst), während man die verurtheilt, „welche die Frevel von Rom aufdecken; und wahrlich es ist nicht „ein leichtes Ding, diejenigen zu verdammen, welche mitten in den „Flammen den Namen Jesu Christi bekennen." Dies war Anna dü Bourg. Da steht der König tief bewegt auf, geht bei Seite, und hört den Rath der Cardinäle, verläßt das Zimmer, und giebt dem Offizier, der die Wache hatte, Grafen Mongommeri den Befehl, jenen kecken Mann und einige andere in die Bastille zu werfen. Es war das erste Mal, daß die unverletzlichen Räthe in ihrer Person gekränkt wurden. Ein neues scharfes Edict wird gegen die Reformirten erlassen; sie sollen in allen Provinzen verfolgt und ausgerottet werden, und die Richter gestraft, wenn sie nicht mit großem Ernst verfahren. Die reformirten Kirchen blieben im Gebet; der König aber schwur, er wolle mit seinen eignen Augen jenen Ketzer brennen sehen.

Wer war nun dieser treue und wahrhaftige Zeuge, den wir als einen Bruder in Christo begrüßen? Hier, was die Geschichte von ihm aufbewahrt hat. Er war eine jener höhern Naturen, welche in großen Zeiten den Ausschlag geben, wenn viele zittern und zagen. Von edler Herkunft, aus der Auvergne gebürtig,

Neffe des Kanzlers von Frankreich, durch Kenntniſſe und Rechtlichkeit ausgezeichnet, ein berühmter Juriſt, nicht ein kalter Verſtandesmenſch hatte er ein Gemüth, welches Zartheit und Innigkeit mit verwegenem Muth verband. Sobald die Wahrheit es verlangte, achtete er nicht mehr Ehre der Welt, Stand, Würden; die ganze Welt war ihm Staub, und Chriſtus ſeine höhere Liebe. Aus ſeinem ganzen Weſen leuchten Bildung und höherer Sinn hervor, ein Ernſt wie wir ihn in Frankreich zuweilen finden im Gegenſatz zur großen Frivolität; er hatte die Verſammlungen der Reformirten beſucht und ſich ganz dem Dienſte des Herrn hingegeben, jetzt war er 38 Jahre alt. Ob ein Weib und Kinder mit Liebe und Stolz auf ihn blickten, wird uns nicht geſagt, doch tiefes und zartes Gefühl verband ihn mit vielen Gerechten. In dem Kerker wurde er hart gehalten bei Waſſer und Brod, der Rohheit Preis gegeben; oft ſteckte man ihn in einen eiſernen Käfig. Doch aus jenem düſtern Orte des Jammers erhob ſich eine Stimme, man hörte die Töne einer Laute, dü Bourg ſang die Pſalmen, welche er oft in der Gemeinde der Gläubigen angeſtimmt hatte, und deren Melodien aus einer beſſeren Welt des Troſtes und der Liebe herausgehört worden ſind. Da mag er oft jenen lieblichen Pſalm, welcher ſo ganz ſeinem Seelenzuſtande entſprach, geſungen haben: „Meine Seele dürſtet nach Gott, nach dem lebendigen Gott, wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angeſicht ſchaue! Meine Thränen ſind meine Speiſe Tag und Nacht, wenn man zu mir ſpricht, wo iſt nun dein Gott? Gern möchte ich wallen mit den Vielen zum Hauſe des Herrn mit Frohlocken. Alle deine Wellen gehen über mich; aber was betrübſt du dich, meine Seele, und biſt unruhig in mir? Harre auf Gott.“ (42. Pſalm.)[1])

Doch während er dort lag, wurde nicht weit davon in der Straße St. Antoine das berühmte Turnier gefeiert. Der König glänzte durch ſeine Geſchicklichkeit. An einem Tage konnte er ſich gar nicht vom Kampfplatz trennen, und reichte zum Schluß die Lanze dem Grafen Mongommeri, demſelben, der dü Bourg gefangen geführt hatte. Dieſer lief bekanntlich ſo unglücklich gegen ihn an, daß die Lanze brach, und die Splitter tief in das Auge des Königs drangen. Er wankte, fiel, und ſtarb nach einigen Tagen in großen Schmerzen (10. Juli). Dies war das Auge,

[1]) Die Melodie dieſes Pſalmes wird in ganz Deutſchland geſungen unter der Benennung: Freu' dich ſehr, o meine Seele!

welches den Zeugen der Wahrheit brennen sehen wollte. Er starb in dem Hause, welches für das Fest geschmückt war. Da sah man eine Paradedecke, welche die Bekehrung Pauli darstellte mit den Worten: „Saulus, warum verfolgst du mich?"

Man versuchte Vieles um du Bourg zu befreien; eine Bittschrift erging an die Königin. Andere Versuche der Befreiung wies er zurück; sein Prozeß wurde rasch betrieben, weil der Pfalzgraf Otto Abgeordnete sandte den berühmten Juristen für Heidelberg zu gewinnen. Da gab der Cardinal von Guise Befehl, ihn schnell vor ihrer Ankunft zu richten. Die Verhöre fanden in der Bastille statt. Wir entnehmen nur einige Worte aus den Acten. Als man den Gefangenen fragte, worauf er seinen Glauben gründe, antwortete er: „Auf das reine Wort Gottes, auf die Propheten und Evangelien. Hierin steht Alles was Noth thut für unser Heil; große Lästerung ist es zu sagen, daß die Apostel uns nicht den ganzen vollen Rath Gottes offenbart haben, da sie alle Erkenntniß von Jesus Christus durch den heiligen Geist empfingen in den Sachen, die sich auf unser Heil beziehen. Die Kirche hat durchaus keine Macht, als wenn sie mit der reinen Lehre übereinstimmt. Die Kirchenversammlungen widersprechen sich untereinander; nur zwei Sacramente nehme ich an. Die Messe ist eine Verunstaltung des Abendmahls, da Christus es uns unter beiderlei Gestalt gereicht hat und gesagt: Trinket Alle aus dem Kelche, und daß die, welche zum Gedächtniß des Todes und der Leiden Christi sein Fleisch essen und sein Blut trinken, das ewige Leben empfangen werden. Hat Christus uns nun nicht sein Fleisch, sondern auch sein Blut zur Nahrung unserer Seele geben wollen, so ist es ein großer Frevel das Sacrament zu ändern." Wo sind Sie in die Beichte gegangen? fragte man ihn: „Ich beichte im Gebet meinem Gotte, zuletzt habe ich am Sonnabend vor Ostern das Abendmahl in der Versammlung der Gläubigen gefeiert, in derselben Form wie Christus es eingesetzt hat. Nicht aber will ich den Ort und die Stunde bezeichnen, noch wer jene sind, oder den Prediger nennen, um sie nicht in Gefahr zu bringen. Ja, ich würde den Gott, den ich als Zeugen anrufe, beleidigen, wenn ich es thäte, aber daß es in Paris gewesen, und zur Tageszeit, das kann ich sagen."

Das Gericht, der Bischof von Paris an der Spitze, verdammte ihn hierauf als Ketzer. Auf seine Appellation an das Parlament wurde keine Rücksicht genommen. Die Kirche zu Paris fand er

Gelegenheit wissen zu lassen: „Er fühle sich so durch Gottes Gnade gestärkt, das er seine Todesstunde mit vieler Freude erwarte." Sein Tod wurde bis zum 21. December verschoben. Da setzte er sein Glaubensbekenntniß im Einzelnen auf. Aus dem Eingang entnehmen wir nur folgende Worte: „Da es Gott gefallen hat, daß ich mein Zeugniß noch schriftlich aufsetzen kann, will ich, daß es meinem Prozesse beigefügt werde, damit ich danach freigesprochen oder verdammet werde. Ich erkläre euch hiemit, daß ich ein Christ bin (wie jener frühere Märtyrer, welcher den römischen Richtern nichts anders antworten wollte, als, ich bin ein Christ), und leben und sterben will um die Lehre meines treuen Gottes zu halten, seines einzigen Sohnes, unsers Erlösers und Mittlers und seines h. Geistes, der vom Vater und Sohn ausgeht. Der Mensch rein erschaffen hat den Willen und die Macht zum Guten verloren, so Gott ihm nicht wiederum Gnade giebt. Seiner Sünde wegen ist er zum ewigen Tode verdammt, Christus aber von dem Vater erwählt, ist in die Welt gesendet, ihm das ewige Leben zu bringen." Die Folge des Bekenntnisses verbreitet sich über das Wort Gottes, und erhebt sich gegen den Irrthum der katholischen Kirche mit ungemeiner Kraft und Klarheit.

Aber da der Herr verzog zu kommen, suchten mitleidige Freunde das zu erlangen, was seine Feinde nicht konnten. Sie bemühten sich die Seele des Märtyrers, die nicht von Stein war, wankend zu machen und ihre Liebe fand einige Augenblicke Gehör. An einem Tage, wo er schwach war, veranlaßten sie ihn, ein gemildertes Bekenntniß aufzusetzen, welches ihn sogleich gerettet haben würde. Doch sobald die reformirte Gemeinde von Paris dies erfuhr, schrieb sie an ihn und der wackre Prediger Marlorat bat ihn, bei seinem ersten herrlichen Zeugniß zu bleiben. Mehrere, sagten sie, würden abfallen, wenn sie seine Schwäche sähen; durch seinen Tod aber würden Viele zur Begeisterung angefeuert werden. Er selbst war schon durch sein Gewissen gemahnt, kehrte augenblicklich zu seinem früheren Bekenntnisse zurück, und richtete an die reformirte Kirche ein treffliches Schreiben. Jetzt fühlte er sich wieder frei und stark, in seiner rechten Atmosphäre, und freute sich mehr und mehr, als sein Ende herannahte. Er gehörte zu jenen heldenmüthigen Streitern Gottes, die sprechen können: „Ist unsere Stunde gekommen, so laßt uns ritterlich sterben um unserer Brüder willen und nicht lassen unsre Ehre zu Schanden werden." Endlich am 21. December, nachdem er wiederum feierlich

erklärt, er wolle leben und sterben in seinem Bekenntnisse, las man ihm den Richterspruch vor, nach welchem er lebendig verbrannt werden sollte. Calvin sagte in einem Schreiben: Da habe er die Knie gebeugt und Gott gedankt, daß er ihn einer so großen Ehre würdige, für die Vertheidigung der ewigen Wahrheit zu sterben. Vier Stunden lang erwartete er freudig seinen Tod. Mehrere von seinen Richtern konnten sich nicht enthalten zu äußern: o wie glücklich ist jener, für das Evangelium zu sterben! und als man sie fragte, warum sie ihn verurtheilt? wuschen sie ihre Hände wie Pilatus und entschuldigten sich mit dem Willen des Königs. Hier das glückselige Ende dieses Zeugen. Nachdem er Gott gedankt für diesen schönen Tag, den er so lange erwartet, bat er Ihn, seinen Richtern zu vergeben, welche ihn nach ihrem Gewissen gerichtet, nicht aber nach der Weisheit Gottes. Jetzt gab er ihnen zu verstehen, daß es der verführerische Geist der Lüge sei, Botschafter der Hölle, welcher ihn angeklagt habe, seitdem er ihn verlassen. „Auf diesen habt ihr leichtsinnig gehört, und verurtheilt die Kinder des Gottes, den wir im Geist und in der Wahrheit anbeten, vor welchem kein Ansehen der Person gilt, und außer welchem kein Heil ist. Diesem, der euch den Krieg erklärt, müßt ihr jetzt Gehör geben. Werden wir es den Menschen erlauben, unsere Erlösung und das Blut des Herrn mit Füßen zu treten? sollen wir unserm Könige nicht gehorchen, der da will, daß wir Ihn jetzt in der Zeit der Noth vertheidigen? Wie, wird die Furcht uns wankend machen, daß wir nicht verwegen, ja unüberwindlich seien? Für Gott sein heißt wahrlich nicht gegen seinen König hier auf Erden kämpfen. Meine Herren, wenn Sie Gottes Schwert führen zur Rache gegen die Uebelthäter, merken Sie wohl, ich bitte Sie, mit welchem Rechte Sie uns verdammen, welch' ein Uebel wir gethan, und entscheiden Sie vor Allem, ob es recht sei, Ihnen mehr, als Gott zu gehorchen? Sind Sie so bezaubert und trunken aus dem Kelche des Teufels, daß Sie lüstern sein liebliches Gift anstatt der Arznei herunter schlucken? Sind Sie es nicht, welche das arme Volk zur Sünde verleiten, da Sie es von dem rechten Dienste Gottes ablenken? Und wenn Sie auf die Achtung der Menschen mehr als auf Gott sehen, welch' einen Ruf erwerben Sie sich bei so vielen trefflichen Fürsten! Sie, die Sie so viele Gerechte einkerkern lassen auf Befehl Ihres rothen Phalaris? Grausamer Tyrann! daß dein unglückseliger Tod doch unsern Seufzern ein Ende gemacht hätte. Nach seinem Willen geben Sie unsere

Leiber so vielen Folterqualen hin, daß Sie selbst von Mitleid ergriffen sind. Ich sehe Einige von ihnen weinen; warum weinen Sie? Wenn nicht, weil Sie Ihr Gewissen belastet fühlen, und weil unser jammervolles Geschrei Ihre Krokodillaugen zum Mitleid zwingt? So erfahren Sie es denn, wie Ihr Gewissen durch Gottes Gericht verfolgt wird; die Verurtheilten aber freuen sich des Scheiterhaufens, und nichts scheint ihnen glückseliger, als der Tod in den Flammen, die Qualen erschrecken sie nicht, die Schmähungen machen sie nicht schwach, denn der Tod krönt uns mit Ruhm. Was kann ich darüber trauern, wenn ich am Galgen gehängt werde! Mit Freuden umfasse ich, o Herr, mein Gott, jenes Wort, welches du auf die Lippen eines treuen Märtyrers gelegt hast: daß zwiefach groß die Verdammniß dessen sein wird, der die Lehre des Herrn verläugnet, zwiefach seine Strafe, weil er Verräther gewesen ist an deinem Sohne, und die Menschen betrogen hat. Nein, nein, meine Herren, keiner wird uns je trennen von Christus, was uns auch für Schlingen gelegt werden, und was für Leiden wir auch an unseren Leibern dulden müssen. Wir wissen, daß wir schon längst der Schlachtbank geweiht sind, wie die Lämmer dem Opfertode; mag man uns also abtödten, mag man uns zertreten, darum werden die, welche für den Herrn sterben, nicht weniger leben; ja, wir werden mit einander auferstehen. Komme was da wolle, ich bin ein Christ, ja ich bin ein Christ; schreien werde ich es noch lauter, wenn ich nun zur Verherrlichung meines Herrn Jesu Christi sterbe; und was warte ich noch: greif zu, Henker, schleppe mich hin zum Galgen." Noch ein Mal fing er an mit größerer Gewalt zu reden, so daß den Richtern die Augen übergingen, und rief: „sie möchten ihn immerhin zum Tode schicken, denn er habe ja in Christus allein erkannt Gerechtigkeit, Gnade, Heiligung, Verdienst, Fürsprache, Rechtfertigung und Heil. Für die Lehre des Evangeliums will ich sterben. Höret auf mit Euren Scheiterhaufen, und kehret um zum Herrn mit büßenden Herzen, damit Eure Sünden getilgt werden. Der Arge lasse ab von seinem bösen Wege und seinen frevelnden Gedanken, und bekehre sich zu dem Herrn, so wird Er sich seiner erbarmen. Lebet denn in ihm, Ihr Richter! — und ich, ich gehe in den Tod." Nun wurde er nach der Gewohnheit auf einem Karren nach dem Grèveplatz geführt, von vierhundert Soldaten begleitet, weil man die Bewegungen des Volkes fürchtete. Dort sah man, bemerkt Calvin, daß er so ruhig seine Kleider auszog, als ob es zum Schlafen

ging. „Mein Gott, sprach er zum Volke, meine Freunde, ich bin nicht hier, als ein Dieb oder ein Mörder, sondern um des Evangeliums willen.“ — Als der Henker ihm den Strick um den Hals warf, äußerte er, es sei dies nicht nöthig, da er im Feuer, wie es der Gebrauch sei, verbrennen solle, doch er wurde aus besonderer Gnade zuvor erdrosselt und dann zu Asche verbrannt. Sterbend hörte man ihn noch die Worte beten: „Mein Gott, verlasse mich nicht, damit ich Dich nicht verlasse“, und der Geschichtsschreiber Mezerai bemerkt: daß der Tod dieses ausgezeichneten Mannes mehr Eindruck machte, als hundert Prediger mit ihren Reden. Es war so viel Würde, Unerschrockenheit und Adel in seinem Benehmen, daß er Bewunderer auf beiden Seiten zählte. Wo so etwas geschieht, da wird das Feuer des heiligen Geistes weithin entzündet, gleichwie Stephanus Tod einen Eindruck auf Saulus machte, dem er nicht zu widerstreben vermochte. In diesen Tagen wurde das schöne Bekenntniß der französisch-reformirten Kirche aufgesetzt, welches zwei Jahre darauf durch den Staat anerkannt werden mußte, und drei Jahrhunderte die Einheit dieser Kirche bildete und ihre Krone war. Ehre sei dem Andenken dieses Helden. Er gehört zu denen, welche die Lilien von Frankreich, jenes alte und hohe Sinnbild des Adels und der Reinheit, verstanden und verherrlichten; er konnte sich sagen: Wenn Gott also dies Gras kleidet, welches heute blüht, und morgen verdorrt, wie viel mehr wird er für dich sorgen und deine Kirche mit Reinheit und Hoheit kleiden!

Jetzt sind jene Lilien von Frankreich mit Blut befleckt, in den Staub getreten, und wer wird sie wieder pflegen? Die Kämpfer der Vorzeit sehen traurig auf die Stätte ihrer Ehre herab, und wer kann zweifeln, daß die größten Leiden über jenes Land kommen mußten, weil das unschuldige Blut so vieler Heiligen zu dem Himmel aufschreit! Der Zeugen-Geist ergriff nun auch die höheren Klassen der Gesellschaft in Frankreich. Die Huguenotten siegten. Wer zählt die, welche dort oben angethan sind mit weißen Kleidern! und wer wird dieses Kampfes würdig erfunden werden in unserer Zeit? Wer wird der erste Glaubensheld unter uns sein? Du, der du mit Gebet diese Erzählung liesest und nicht zweifelst an des Herrn Macht, der dein schwaches Herz kräftig machen kann in der Wahrheit und unbesiegbar durch seine Liebe. —

Löwen, laßt euch wiederfinden
Wie im ersten Christenthum,

Die nichts konnte überwinden;
Seht nur an ihr Märterthum,
Wie in Lieb sie glühten,
Wie sie Feuer sprühten,
Daß sich vor der Sterbeluſt
Selbſt der Satan fürchten mußt.

(Geſchrieben 1850.) P. Henry in Berlin †.

---

328. Coligny und die Huguenotten.

23. Auguſt.

Es giebt nichts Merkwürdigeres, als die Geſchichte der Sekten- und Partei-Namen. Der Zufall entſcheidet über dieſelben, Vorurtheile rufen ſie hervor und die Gewohnheit giebt ihnen ihre Weihe. So wurden die Jünger des Gekreuzigten Nazarener genannt von den Juden, welche Nazareth für die Geburtsſtadt Jeſu ausgaben, und Chriſten von den Lateinern, welche den Namen Chriſtus als Eigennamen betrachteten: ſeitdem haben die Jahrhunderte zu einem Ehrennamen geſtempelt was urſprünglich nur Ausdruck der Verachtung und des Hohnes war. Noch zu unſerer Zeit hat der ſegensreiche Einfluß einiger frommen Engländer, deren Gott ſich bediente, um die reformirte Kirche Frankreichs zu neuem Leben zu erwecken, den Namen Methodiſten denjenigen gegeben, welche unter uns die Ueberlieferungen und Lehren der herrlichen Kirche behüten, die als Mutter und Tochter unzähliger Märtyrer daſteht.

Unſere Väter ſind jenem gemeinſamen Schickſal nicht entgangen. Man nannte ſie nacheinander Lutheraner, Proteſtanten, Sacramentirer — und der Urſprung dieſer Bezeichnungen iſt nicht ſchwer zu entdecken —, bis die Wuth ihrer Feinde ſich endlich bei dem Namen Huguenotten beruhigte, der noch jetzt beim Volke in Frankreich für eine große Beleidigung gilt. Der Urſprung dieſes Namens iſt auf 3 Arten erklärt worden: die einen halten ihn für eine Umbildung des deutſchen Worts „Eidgenoſſen", das ich meinen Leſern nicht erſt zu deuten brauche; andre leiten ihn von Hugon ab, welchen der Volksaberglaube zu Tours ſich als einen Spukgeiſt oder Geſpenſt vorſtellte, der Nachts durch die Straßen der Stadt zu ſchweifen pflegte. Die verfolgten Reformirten hielten nächtliche Verſammlungen, welche der fanatiſirte Haufe mit denen verglich, deren Anſtifter König Hugon war. Andre endlich mei-

nen, daß die bekannte Anhänglichkeit der Proteſtanten an die Familie Hugo Capets, der Patriotismus, welcher ſie ſtets antrieb die einheimiſchen Könige gegen fremden Einfluß und Herrſchaft zu vertheidigen, ihren Römiſchen, Lothringiſchen, Spaniſchen Gegnern durch den Geiſt, den Ehrgeiz und die Sitten einen Spottnamen eingab, welchen die unparteiiſche Geſchichte heute als einen Ehrentitel und als ein offenes Geſtändniß ihrer blutigen Verfolger anſieht.

Wie dem auch ſei, die Nachkommen jener Helden, welche zu Tauſenden gefallen ſind gegen ihren Willen auf dem Schlachtfelde, mit frohem Muth auf dem Schaffot, brauchen nicht zu erröthen weder ihres Namens noch ihrer Thaten wegen. Alle Verleumdungen, welche durch die neueren Unterſuchungen nach einander zerſtört werden, haben nicht vermocht jene doppelte Thatſache auszulöſchen, daß ſie in Sachen der Religion die aufrichtigſten Chriſten, in Sachen der Politik die beſten Franzoſen waren[1]). Ich ſchätze mich glücklich ihr Gedächtniß ehren zu können, mitten unter den Deutſchen, unſeren älteren Brüdern, welche die politiſchen Umſtände mehr als uns begünſtigen. Und wenn ich auch eine unbekannte Stimme vernehmen laſſe, bin ich doch gewiß mit Wohlwollen angehört zu werden, und bedaure nur, daß dieſem kurzen Bericht ſo enge Grenzen geſteckt ſind.

Indeſſen wird dieſer Uebelſtand weniger gewichtig ſein als man wohl glauben könnte. Coligny ſchildern heißt nichts anderes als den Huguenotten-Charakter in ſeinem vollendetſten perſönlichen Ausdruck darſtellen. Franzoſe, Edelmann, Staatsmann, Familienvater, Krieger, Gläubiger zugleich, vereinigte er in ſich alle Tugenden, alle Gaben, alles Mißgeſchick ſeiner Partei. Es fehlte ihm, um ein vollkommener Huguenot zu ſein, weder die traurige Nothwendigkeit des Bürgerkrieges, noch die Einſicht, welche ſeiner Zeit voraneilte, noch jener unbezwingbare Muth, noch der Märtyrerruhm, welcher der Reformation nützlicher war als ſeine herrlichen Waffenthaten.

Caspar von Chatillon, Graf von Coligny wurde geboren am 16. Februar 1518. Er war der Sohn des Marſchall von Chatillon, † 1522 und von Louiſe von Montmorency, und Bruder

[1]) Siehe die Histoire des Protestans de France von M. de Félice, la France protestante von M. M. Haag, die Histoire chronologique de l'église protestante von M. Charles Drion, die Bulletins de la société pour l'histoire du Protestantisme français etc. etc.

des Cardinal Odel von Chatillon, der das heilige Abendmahl nach Huguenotten-Weise im bischöflichen Palast feiern ließ, sich im rothen Priesterrock verehelichte, und durch Gift starb 1571. Ein andrer Bruder von Coligny, Franz d'Andelot war eben so tapfer, noch kühner vielleicht, aber kein so vollendeter Held wie unser Coligny, dessen glänzende Eigenschaften an seiner Seite die seltensten Verdienste verdunkeln. Der Rächer Coligny's in diesen traurigen Kriegen war sein Sohn Franz von Chatillon, der lange genug lebte, um sich Waffenruhm zu erkämpfen, nicht genug um den seines Vaters zu erreichen.

Sehr früh bei Hofe durch seinen Onkel den Connetable vorgestellt, gewann Coligny zum ersten Freund seiner Jugend Franz von Lothringen, später Herzog von Guise, der sein hartnäckiger und gehässiger Gegner werden sollte. Er wurde nach einander Lieutenant unter dem Herzog von Orleans, Obrist-Lieutenant der französischen Armee (1547), General-Lieutenant (1550), Gouverneur von Paris und Ile de France (1551) und endlich Admiral (1552). Nur mit diesem letzten Titel nennt ihn die Geschichte. Durch einen Bruch der Verträge mit Spanien begann Heinrich II. einen Krieg, den Coligny's Heldenmuth nicht vor dem Unglück bewahren konnte, welches immer mit dem Eidbruch verbunden ist. Der Verlust der Schlacht von St. Quentin führte Coligny in die Gefangenschaft, er ward im Schloß Gand eingeschlossen; aber Gott wollte, daß die unfreiwillige Muße des Helden für ihn eine Quelle höherer Einsicht würde. Im Gefängniß las er die Schriften der Reformirten, und besonders die Bibel, welche ihm ein sicheres Urtheil verschaffte über römische Rechtgläubigkeit. Der Friede von Chateau Cambresis gab ihm die Freiheit wieder und kettete ihn für immer an die Sache der französischen Reformation. Damals war er 40 Jahr alt. Die Reinheit seiner Sitten, der Ernst seines Charakters, sein unerschütterlicher Glaube, seine erprobte Klugheit, die ihn nur einmal verließ, wo seine große Seele nicht an ein hinterlistiges Bubenstück glauben wollte, alles bezeichnete ihn als den Führer der Protestanten, und gab ihm einen Einfluß, auf den Condé eifersüchtig war. Dennoch diente er seinem Vaterlande während der Regierung Franz II. ohne im Dienste des Glaubens seinen Degen zu ziehen. Aber nach vielen Intriguen, widersprechenden Edikten, einer gescheiterten Verschwörung, nachdem ohnmächtige oder von dem verderblichen Einfluß der Guisen beherrschte Reichsstände vergeblich getagt hatten, wurde Coligny gezwungen

trotz ſeines Patriotismus die Waffen zu ergreifen. Wenn man ſich die Ränke, die Meutereien, die Verbrechen jener blutigen Epoche vergegenwärtigt, ſo wird man nicht umhin können, den Admiral freizuſprechen, der genöthigt war ſich gegen Feinde zu vertheidigen, die als Feinde Frankreichs und des Königs da ſtanden, ehe ſie noch die Verfolger der Reformation und Coligny's wurden. Und doch faßte der Admiral dieſen traurigen Entſchluß nicht ohne Widerſtreben. Oder vielmehr er gab dem hartnäckigeren und nicht ſelten praktiſcheren und heller ſehenden Geiſt der Frauen nach. Charlotte von Laval, ſeine fromme und entſchiedene Gemahlin, ſtellte ihm vor, daß man entweder zu jenem Aeußerſten ſchreiten oder — die Religion verrathen müſſe. „Ich beſchwöre Euch im Namen Gottes, ſagte ſie ihm, uns nicht fernerhin zu hintergehen: ſonſt werde ich gegen Euch zeugen in ſeinem Gericht.“ Carl IX. hatte eben den Thron beſtiegen. Coligny vom proteſtantiſchen Bund zum General-Lieutenant ernannt unter dem Befehl Condé's, aber ſeinen militairiſchen Gaben nach weit über allen, verwarf zuerſt im Rath den Vorſchlag, die deutſchen und engliſchen Proteſtanten um Hülfe anzurufen; er wünſchte, daß die Franzoſen ſelbſt ihre ärgerlichen Zwiſtigkeiten beilegen ſollten. Er mußte ſich einer andern Anſicht unterordnen. Von dieſem Augenblicke an ſtand er mit Herz und Hand unter der Fahne der Reformation, deren unerſchütterlicher, wenn auch nicht immer unbeſiegter Vorkämpfer er geweſen iſt.

Zu einer Erzählung der Großthaten des proteſtantiſchen Helden fehlt uns der Raum; wir werden das hervorheben, was ihn und ſeine Brüder, die Huguenotten, beſonders charakteriſirt. Unnöthig ſcheint es uns Coligny wegen des Mordes rechtfertigen zu wollen, zu dem Fanatismus und Rachſucht den Poltrot gegen die Perſon des Herzogs von Guiſe trieben. Ein Wort des Admirals rettet ſein Gedächtniß beſſer als alle Vertheidigungen, die er ſelbſt über dieſen Gegenſtand niederſchrieb. Als er ſelbſt von der kupfernen Kugel erreicht wurde, die ihm den Finger zerſchmetterte, von jener Kugel aus der Büchſe des Königsmörders Maurevel, der ihm ſeit drei Tagen in dem Hauſe eines Domherrn aufgelauert hatte, ſagte er nach der Amputation nichts weiter, als: „Ich habe keine anderen Feinde als die Herren von Guiſe; dennoch möchte ich nicht behaupten, daß ſie dieſen Streich ausgeführt.“ Wer kann glauben, daß ein des Argwohns ſo unfähiger Mann fähig geweſen wäre, ſeine Hände in einen Mord zu tauchen?

Fortwährend erneuerten Mordversuchen ausgesetzt, unter ungestümen Drohungen der Verhaftnehmung, hörte Coligny nicht auf nach der unglücklichen Schlacht von Dreux zu unterhandeln, in der festen Zuversicht, daß er nichts unternähme gegen König und Reich, sondern nur Gewissensfreiheit fordere. Im Augenblick, wo er Chartres belagerte, erhielt er die Nachricht, daß seine Frau in den letzten Zügen liege. Er eilte mit geschickten Aerzten zu ihr; aber die Anstrengungen der Kunst waren vergebens: die thatenkräftige Frau unterlag am 7. März 1568, und ließ den Admiral zurück in tiefem Kummer über seinen schmerzlichen Verlust. Die Krankheit, welche sie dem Tode überlieferte, hatte sich Charlotte von Laval durch die Pflege zugezogen, die sie den Kriegern im Hospitale zu Orleans widmete. Coligny auf dem Rückzuge nach Chatillon, wird bald genöthigt, mit Condé sich nach La Rochelle zu flüchten. Nach der unheilvollen Schlacht bei Jarnac setzte er, im Begriff, mit den deutschen Hülfstruppen zusammenzustoßen, sein jüngst wieder aufgefundnes und veröffentlichtes Testament auf, in welchem er sich zum lautersten Glauben bekennt und Anordnungen trifft für die Erziehung seiner Kinder.

Fortwährend ein Opfer seiner Unterhandlungen mit einem entsittlichten Hofe, immer furchtbar, wenn er kämpft, wird er nicht müde zu kämpfen und zu unterhandeln. Er richtet an den König die rührendsten Vorstellungen, um in ihn zu dringen, daß er endlich den Martern seiner huguenottischen Unterthanen ein Ziel setze. Denn die verschiedenen Gerichtshöfe des Reichs errichten, selbst während der Zeiten des von oben gebotenen Einhalts, welchen der Friede und trügerische Versprechungen den unglücklichen Protestanten verschafften, Scheiterhaufen in allen Städten Frankreichs.

Ein Parlaments-Schluß vom 13. September 1569 erklärt endlich Coligny für vogelfrei, und verspricht 50,000 Thaler Gold dem, der ihn überliefert lebend oder todt. Der Admiral, der so eben bei der vergeblichen Belagerung von Poitiers, damals der größten Stadt in Frankreich nach Paris, Wunder der Tapferkeit und der Geschicklichkeit vollbracht hatte, ergreift wiederum die Waffen. Halbtodt wird er vom Schlachtfeld in den Ebenen von Assais aufgehoben. Während er sich auf seiner Tragbahre wegbringen läßt, wird neben ihm ein alter Edelmann Namens l'Estrange getragen. Dieser beugt sich zu ihm herüber und sagt wie zum Abschiedsgruße: „Wahrlich! Gott ist doch sehr sanftmüthig.“ Rüh-

rende Worte, welche die Frömmigkeit bezeugen, von der jene unerſchrocknen Krieger beſeelt waren.

Wir nahen uns der Kataſtrophe, welche das Leben des chriſtlichen Helden auf ſo ruhmvolle Weiſe endet. Kaum hergeſtellt von einer heftigen Krankheit, die ihn zu St. Etienne überfiel (1570), marſchirte der Admiral auf Paris los, und nach einem Wechſel von Unglücksfällen im Einzelnen, von Erfolg im Ganzen, bedroht er die Hauptſtadt, Catharina von Medicis und die Guiſen. Der Hof, anmaßend nach dem Siege und ſchwach nach dem Unglück, unterzeichnet endlich den Frieden (8. Auguſt 1570) gegen den Willen des päpſtlichen Nuntius ſo wie gegen den des ſpaniſchen Geſandten. Coligny, der die Königin Mutter kennt, zieht ſich nach La Rochelle zurück, wo er der ſiebenten Nationalſynode unter Leitung Theodors von Beza beiwohnt (2. bis 11. April 1571). Aber bald giebt er, des Bürgerkrieges überdrüſſig, mehr durch ſeine großmüthige Seele als durch Catharinen's grobe Liſt getäuſcht, ſeinem gewöhnlichen Grundſatz nach, „daß es beſſer ſei, Ein Mal zu ſterben, als ſich fortwährend um ſein Leben ängſtigen zu müſſen.“ Er geht nach Paris zu Carl IX., der, ſo jung er war, doch ſchon genügend unterrichtet worden, um heucheln zu können. Der König nennt ihn ſeinen Vater, umarmt ihn, ſchwört, auf ſeinen Rath hören zu wollen, und ſagt ihm mit einer teufliſchen Höflichkeit: „Wir halten Sie jetzt; Sie ſollen nicht von uns loskommen, wann es Ihnen beliebt.“ Man unterhält Coligny mit dem beabſichtigten Feldzug nach Flandern. Freitag, den 22. Auguſt, wird er nach dem Louvre gerufen. Auf dem Heimwege verwundet ihn Maurevel: eine Kugel zermalmt ihm den Zeigefinger der rechten Hand, eine andre ſtreift ihm den linken Ellenbogen. Der Brand ergreift ſchnell die durch das oxidirte Kupfer vergifteten Wunden. Ambroſius Paré, der berühmte Wundarzt, nimmt den verwundeten Finger ab; aber das ſchlechte Werkzeug, deſſen er ſich bedient, zwingt ihn drei Mal von neuem anzuſetzen. Die Umſtehenden, Heinrich von Navarra, der Prinz von Condé, Larochefoucault laſſen ihren Thränen freien Lauf. Coligny ſtets gefaßt, ſagt ihnen: „Meine Freunde, weßhalb weint ihr? Ich ſchätze mich überaus glücklich, um des Namens Gottes willen verwundet worden zu ſein.“ Darauf wendet er ſich zum Prediger Merlin und ſagt: „Laßt uns beten zum Herrn unſerm Gott, daß er uns verleihe die Gabe der Beſtändigkeit.“ Wie nun der fromme Merlin gebetet hat, ſchüttet auch der Held ſeine Seele aus vor dem Herzen des Herrn, weihet ſich ſeinem

Dienst und bekennt, daß er bereit sei, für Gott zu leben, wie in ihm zu sterben. Darauf neigt er sich zum Ohr eines seiner Diener und befiehlt, dem Merlin für die Armen der Kirche zu Paris hundert Thaler Gold auszuzahlen. Auch Carl IX. besucht den Admiral und sagt ihm bei seiner Anrede: „Mein Vater! Sie haben die Wunde und ich den ewigen Schmerz.“ Und mit gräßlichen Flüchen schwur er Rache zu nehmen wegen dieses feigen Meuchelmords. Statt der Antwort begnügte sich Coligny, ihm einige Rathschläge in Bezug auf den Flandrischen Feldzug zu ertheilen. Einige Stunden später gab der König das Signal der St. Bartholomäus-Nacht (24. August 1572). — Das Opfer war eben so edel und heilig als die Henker feige und grausam. Kurz vor Tagesanbruch weckte die Sturmglocke und der Lärm der Guiseschen Kavallerie den Admiral. Er läßt sich von Merlin das Gebet halten und gebietet all' den Seinen, zu entfliehen, mit der Erklärung, daß er seit lange zum Sterben bereit sei. Schon hatte man den Mördern, welche im Namen des Königs Eingang verlangten, das Thor des Palastes geöffnet; die Wachen waren niedergestoßen worden. Bald ist die Thür des Zimmers erbrochen, aber Behme selbst erzittert vor dem großen Mann, den er bleich und majestätisch wie einen Schemen sich gegenüberstehen sieht. „Junger Mann, sagt Coligny, Du stürzest Dich auf einen Verwundeten und auf einen Greis .... übrigens vermagst Du nichts abzukürzen.“ Da bohrt ihm Behme das Brecheisen in den Leib, mit dem er die Thür des Zimmers erbrochen hatte. Der greise Edelmann fällt, indem er einige Worte der Klage murmelt, empört, daß er nicht wenigstens wie ein Mann getödtet worden sei. Die Mörder richten wiederholte Schläge auf sein Haupt, und da sie die Stimme des Herzogs von Guise vernehmen, der unten zu Pferde hielt: „Behme, bist Du fertig?“ werfen sie den Leichnam zum Fenster hinaus. Guise und der Herzog von Angoulême erkennen ihn, sobald sie sein mit Blut bedecktes Gesicht abgetrocknet. Sie gehen beide davon, nachdem sie ihm einen Fußtritt in's Gesicht gegeben. Der Leichnam wurde in dem blutigen Koth von Paris umhergeschleppt; das Haupt, vom Rumpf getrennt und einbalsamirt, durch die Guisen nach Rom geschickt.

Einige Jahre darauf wurde der Leichnam dieses selben Herzogs von Guise von Heinrich III. mit Füßen getreten; und als eines Tages Catharina von Medicis dem Sohn des Märtyrers in den Gallerieen des Louvre begegnete, sagte sie zu ihm, erstaunt

über ſeinen ſtolzen Wuchs: „Du gleichſt Deinem Vater.“ — „Gott verleihe mir dieſe Gnade!“ antwortete der junge Chatillon.

Man fragt ſich, wie mit ſolchen Männern Frankreich nicht für die Reformation hat gewonnen werden können. Mehrere Urſachen haben zuſammengewirkt, um den Sieg des Katholicismus herbeizuführen. Sicherlich haben der unglückliche Erfolg der proteſtantiſchen Waffen, die Treuloſigkeit der Italienerin Catharina, der Ehrgeiz der Lothringer, die Wühlereien von Rom und Spanien eine große Rolle geſpielt bei dieſen Ereigniſſen. Aber vielleicht findet ſich die Haupturſache in dem von Natur wenig religiöſen Geiſt der Franzoſen und in ihren gleichmacheriſchen und demokratiſchen Gelüſten. Rabelais und Montaigne ſtellen den franzöſiſchen Geiſt beſſer dar, als der große Calvin. Die Huguenotten waren unpopulär gerade wegen ihrer Keuſchheit und Frömmigkeit. Frankreich liebt mehr die Meſſe, die zu nichts verpflichtet, als die Laſter und Leichtſinn niederſchmetternde Bußpredigt der Calviniſten. Außerdem ſchritt das Land mächtig vor zur politiſchen Einheit und ſocialen Gleichheit. Ludwig XI., Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., Napoléon mähten alle Ungleichheiten nieder. Nun aber iſt die Reformation als eine Appellation an das Bewußtſein des Einzelnen die Vertheidigerin der Freiheit, welche ſie immer aufrecht erhalten hat gegen die falſche zur Knechtſchaft führende Gleichmacherei. Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt die franzöſiſche Revolution, die nach dem Walten der Vorſehung die Huguenotten gerächt hat an den mit ihrem Blut befleckten Königen und Prieſtern, weit entfernt, eine Folge der Reformation zu ſein. Sie liegt auf einem ganz anderen Gebiet. In Frankreich iſt der Proteſtantismus gefallen mit einem Adel, deſſen ruhmvoller Vertreter Coligny war und der, wenn er ſich ganz mit der Reinheit und Strenge des Glaubens durchdrungen hätte, die ſtarke Schutzmauer einer beſchränkten Monarchie, einer auf Theilung der Gewalten gegründeten Freiheit, einer lebendigen und geiſtigen Religion bleiben konnte. Es war zu früh oder zu ſpät für die Nation Ludwigs des Heiligen, als die Stimme der Reformatoren das chriſtliche Bewußtſein zu neuem Leben rief.

(Geſchrieben 1856.) Louis Rognon in Montpellier, ſpäter in Paris †.

329. Augustin Cazalla und seine vier Geschwister.

24. Mai [1]).

Gegenüber dem düsteren Bilde, welches das in bigottem Katholizismus erstarrte Spanien seit Jahrhunderten darbot, ehe es in jüngster Zeit dem Frühlingsodem evangelischer Wahrheit den Zugang gestattete, überraschen nicht wenig die schönen Fortschritte, welche einst die Sache der Reformation in diesem Lande machte, und zwar zu einer selbst in Deutschland für sie noch sehr kritischen Zeit. Nachdem schon vom Anfange des J. 1519 an lutherische Schriften zuerst in lateinischer und bald darauf in der Landessprache nach Spanien gebracht und hier mit lebhafter Theilnahme gelesen worden waren, stieg trotz der lauernden Wachsamkeit der Inquisition die Zahl der Evangelischgesinnten, unter denen namentlich auch viele durch Rang oder Gelehrsamkeit hervorragende Personen sich befanden, allmälig bis auf zweitausend, und in Städten wie Sevilla und Valladolid bildeten sich förmliche protestantische Gemeinden. Mit freudiger Bereitwilligkeit und mit der ganzen Tiefe und Kraft des spanischen Characters nahmen Personen jedes Standes und Geschlechtes die Lehren der Reformation auf, und nicht blos protestantische, sondern auch katholische Schriftsteller jener Zeit sprechen sich dahin aus, daß, wären die der Sache der Reformation in diesem Lande sich entgegenthürmenden äußeren Hindernisse auch nur theilweise und für kurze Zeit entfernt worden, die evangelische Lehre gleich einem Lauffeuer durch ganz Spanien geflogen und eine Flamme aufgelodert sein würde, vor welcher die geistliche und weltliche Gewalt hätte ohnmächtig zurückweichen müssen. Allein eine solche Zeit, wo die Gemeinde im Frieden sich hätte bauen können, kam nicht: nur mit den größten Schwierigkeiten und Gefahren, unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses konnten die Freunde der lutherischen Lehre einander ihre Ansichten mittheilen und ihre Zusammenkünfte halten, und

[1]) Der Todestag ist der 21. Mai.

als im J. 1557 die Aufsehen erregende Flucht einiger für ihre Sicherheit besorgter Protestanten aus dem Lande zu Nachforschungen und Entdeckungen führte, erhob sich der in seinem Innersten bedrohte Katholizismus mit aller ihm zu Gebote stehenden Gewalt gegen die aufblühende Gemeinde, für welche der Schlag, den ein Philipp II. und ein Paul IV. mittelst der Höllenmaschine der Inquisition auf sie führte, kein anderer als ein vernichtender sein konnte. So wird denn die durch beinahe 40 Jahre sich hindurchziehende Geschichte der Ausbreitung der Reformation in Spanien auf einmal zur blutigen Märtyrergeschichte, und wir sehen in den feuchten Kerkern der Inquisition, in den schwarz verhängten Verhörsälen, in den Folterkammern mit ihren teuflischen Marterwerkzeugen und in den Flammen des Scheiterhaufens eine nicht geringe Anzahl edler Männer und Frauen mit hochherziger Hingebung für die heilige Sache der evangelischen Wahrheit leiden und sterben.

Zu diesen Wahrheitszeugen, welche ihren evangelischen Glauben theils mit dem Tode, theils mit anderen schweren Strafen büßen mußten, gehörten auch fünf Geschwister aus der angesehenen, durchaus protestantischen Familie Cazalla. Ihre Eltern waren Pedro Cazalla, Präsident der königlichen Rechnungskammer, und Eleonora de Vibero, welche der Landessitte gemäß diesen ihren Familiennamen auch nach geschlossener Ehe beibehielt. Der nach Begabung und Einfluß Bedeutendste unter diesen fünf Geschwistern war Dr. Augustin Cazalla. Im J. 1510 geboren, erhielt er in einem Alter von siebzehn Jahren Bartholomäus Carranza zum Beichtvater, der, nachdem er unter den Kirchenvätern zu Trident gesessen war, Erzbischof von Toledo wurde, kurz darauf aber wegen seiner Hinneigung zur lutherischen Lehre der Inquisition in die Hände fiel und nach achtzehnjähriger Untersuchung und Haft hochbetagt im Gefängnisse starb. Nachdem Augustin Cazalla das Collegium San Gregorio in Valladolid besucht hatte, vollendete er seine Studien in Alcala de Henares, wo er bis zum J. 1536 blieb, und bekam dann ein Canonicat zu Salamanca. Seine Talente in Verbindung mit dem Einflusse seines Vaters eröffneten ihm die Aussicht auf eine glänzende kirchliche Laufbahn. Für einen der vorzüglichsten Prediger Spaniens geltend, wurde er im J. 1545 zum Kaplan und Almosenier Kaiser Karls V. ernannt und begleitete diesen im folgenden Jahre nach Deutschland, wo er die Lutheraner in Predigten und Privatdisputationen bekämpfte. Hiebei ging es ihm aber wie manchen andern Gottesgelehrten seines

Vaterlandes, welche die deutsche und englische Ketzerei an Ort und Stelle widerlegen sollten: im Lichte der Schrift, womit er von den Vertheidigern der evangelischen Lehre seinen bisherigen Glauben beleuchtet sah, erkannte er die Haltlosigkeit desselben, und bei seinem offenen Wahrheitssinn konnte es nicht fehlen, daß er die Ansichten seiner Gegner allmälig zu seinen eigenen machte.

Mit dieser veränderten religiösen Ueberzeugung kehrte Augustin Cazalla im J. 1552 aus Deutschland nach Salamanca zurück, von wo aus er einen Briefwechsel mit den Evangelischen in Sevilla unterhielt. Drei Jahre später ließ er sich in Valladolid, wohin ihn dann und wann sein Amt als königlicher Kaplan führte, von Domingo de Roxas, dem noch jungen, aber eifrigen und muthvollen Seelsorger der dortigen evangelischen Gemeinde, bewegen, seinen Wohnsitz in dieser Stadt aufzuschlagen. Noch immer galt er jedoch für einen Beschützer des katholischen Glaubens und wurde über die wichtigsten kirchlichen Fragen zu Rathe gezogen. Auch predigte er vor Karl V. noch mehrere Male, nachdem sich dieser im J. 1557 in das Kloster St. Juste zurückgezogen hatte, wo zugleich die verwittwete Königin Johanna von Portugal, Regentin Spaniens während der Abwesenheit ihres Bruders Philipp II., sowie andere Glieder der königlichen Familie ihn hörten. Ungeachtet der Vorsicht, welche er bei diesen Vorträgen beobachtete, wurden seine wahren Ansichten von den Sachverständigeren unter denen, die bei Hof erschienen, durchschaut; aber sie mochten einem Mann von so hohem Ansehen nicht das Brandmal der Ketzerei aufdrücken, besonders da sie annehmen zu dürfen glaubten, daß er sich wohl hüten würde, in Wort oder That die von der Sorge für seine Sicherheit ihm vorgezeichnete Grenzlinie zu überschreiten. Doch hierin irrten sie sich. Nach Dr. Cazalla's Niederlassung in Valladolid wurde das Haus seiner Mutter der gewöhnliche gottesdienstliche Versammlungsort der dortigen evangelischen Gemeinde, zu welcher der größte Theil seiner Verwandten gehörte, und er selbst gab den an ihn ergehenden dringenden Bitten nach und übernahm die geistliche Leitung derselben. Dieß verfehlte seine Wirkung nicht; denn waren schon durch Domingo de Roxas der Gemeinde viele neue Mitglieder zugeführt worden, so wuchs sie jetzt unter der Fürsorge eines so hochbegabten und angesehenen Mannes noch rascher an Zahl und Bedeutung. Selbst in die Klöster der Stadt drang der frische Hauch der evangelischen Lehre ein, und in der Umgegend verbreitete sie sich nach allen Richtungen.

So standen die Sachen, als in Folge der oben erwähnten Flucht einiger Protestanten und der dadurch hervorgerufenen Nachforschungen und Entdeckungen der längst gefürchtete Verfolgungssturm über die Evangelischen in Spanien losbrach. Nachdem die verschiedenen im Königreiche vertheilten Inquisitionstribunale in aller Stille die nöthigen Vorbereitungen getroffen hatten, bemächtigte man sich im Anfange des J. 1558 durch ein gleichzeitiges Vorgehen plötzlich einer großen Anzahl Evangelischer im ganzen Lande. In Sevilla und der Nachbarschaft wurden an einem einzigen Tage 200 Personen verhaftet, und in Folge der Verhöre stieg die Zahl derselben bald auf 800. Zu Valladolid wurden 80 Personen festgenommen, unter ihnen auch Augustin Cazalla. Das hohe Ansehen, worin er stand, machte ihn für die Inquisition natürlich zu einem Gegenstande besonderer Aufmerksamkeit, und sie unterwarfen ihn während seiner Haft häufigen Verhören, um ihm Aussagen zu entlocken, welche die gegen ihn und seine Mitgefangenen vorgebrachten Anklagen bestätigen sollten. Aber erst, als er am 4. März 1559 in die Folterkammer geführt wurde, versprach er, ein Geständniß, und zwar ein schriftliches, abzulegen, worin er sich denn als Lutheraner bekannte, zugleich jedoch gegen die Beschuldigung sich verwahrte, daß er auch Andere als Solche, die schon vorher der lutherischen Lehre zugethan gewesen, darin unterrichtet habe. Diese Erklärung genügte vollkommen den Wünschen der Inquisitoren, welche entschlossen waren, ihn sein angebliches Verbrechen mit dem Tode büßen zu lassen, ihn aber noch in Ungewißheit über sein Schicksal erhielten, um ihn zu ferneren Geständnissen zu bewegen. Erst am Abend vor dem Autodafé, bei welchem er den Tod erleiden sollte, ließen sie ihm durch einen Hieronymitenmönch, Namens Antonio de Carrera, das über ihn gefällte Urtheil ankündigen. Als Cazalla, dem dieses unerwartet kam, nicht ohne große Bestürzung fragte, ob er nicht auf Verwandlung der Todesstrafe hoffen dürfe, antwortete ihm der Mönch, nur wenn er Alles, was er von sich selbst und von Anderen bisher verheimlicht habe, offen bekenne, werde man vielleicht Mitleid mit seiner Lage haben. „Nun denn", versetzte Cazalla, „so muß ich mich bereiten, in der Gnade Gottes zu sterben; denn es ist mir unmöglich, ohne Lüge dem, was ich gesagt habe, etwas beizufügen." Hierauf sprach er sich selbst Muth zum Sterben ein und beichtete dem Mönche mehrere Male in dieser Nacht und am nächsten Morgen.

Das erste öffentliche Protestanten-Autodafé in Spanien, bei

welchem Augustin Cazalla mit seinen vier Geschwistern und 25 anderen Gefangenen ausgestellt wurde, fand am 21. Mai 1559, dem Trinitatissonntage, auf dem großen Marktplatze zu Valladolid in Gegenwart des muthmaßlichen Thronerben Don Carlos, seiner Tante Johanna und einer unermeßlichen, aus Personen aller Stände und Geschlechter gemischten Menschenmenge Statt. Wiewohl das Schauspiel von 6 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags dauerte, gab doch das Volk während dieser ganzen Zeit kein Zeichen von Ungeduld, noch entfernte sich die Königin Johanna früher, als bis Alles vorüber war. Nachdem Bischof Cano eine Rede gehalten hatte, deren Inhalt sich leicht denken läßt, verlas der Schreiber des Inquisitionstribunals die Strafurtheile von 16 sogenannten Bußfertigen, welchen das Leben geschenkt wurde. Unter diesen war eine Schwester Cazalla's, Donna Constanza de Vibero Cazalla, Wittwe des Notars Hernand Ortiz, welche zum Verluste ihres Vermögens und zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe mit beständigem Tragen des Sanbenito's oder Bußkleides verurtheilt wurde. Als Augustin sie vorübergehen sah, sagte er, auf sie deutend, zu der Königin: „Ich beschwöre Eure Hoheit, erbarmet Euch dieser Unglücklichen, welche dreizehn Waisen hat!" Zu derselben Strafe wie Donna Constanza wurde auch einer ihrer Brüder, Juan de Vibero Cazalla, mit seiner Gattin Donna Silva de Ribera verurtheilt.

Jetzt wurden die Todesurtheile der 14 übrigen Gefangenen verlesen und sodann diejenigen derselben, welche dem geistlichen Stande angehörten, unter ihnen Augustin und sein Bruder Francisco de Vibero Cazalla, öffentlich ihrer Würde entsetzt, indem man sie Stück für Stück ihrer priesterlichen Gewänder und Auszeichnungen entkleidete, und zwar in einer Weise, welche ganz darauf berechnet war, sie in den Augen der abergläubischen Zuschauer zu Gegenständen der Schmach und des Fluches zu machen. Hierauf wurden sämmtliche dem Tode Geweihte von den geistlichen Richtern den weltlichen übergeben und, nachdem man die Bußfertigen in ihre Gefängnisse zurückgebracht hatte, auf den Richtplatz außerhalb der Stadt abgeführt. Hier ließ sich Augustin Cazalla, nachdem der sonst so hochachtbare Mann schon im Gefängnisse Anwandlungen tiefer Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit gehabt hatte, von einigen Mönchen bewegen, an seine Mitverurtheilten eine kurze Ansprache im Tone eines Bußfertigen zu richten, namentlich auch an einen seiner ehemaligen Schüler, den

Rechtsgelehrten Antonio Herezuelo, welcher aber den unerwarteten Zuspruch, da er wegen des Knebels in seinem Munde nicht reden konnte, mit einem Blicke zurückwies, der Cazalla verstummen machte. Diese Schwäche erwirkte dem Letzteren die armselige Gunst, vor der Verbrennung erdrosselt zu werden. Dasselbe geschah mit eilf anderen Personen, unter denen sich auch eine Schwester Cazalla's, Donna Beatriz de Vibero Cazalla, befand. Diese hatte auf der Folter Alles gestanden und um die Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche gebeten; sie konnte aber nur zwei Stimmen gegen zehn erlangen, und als man sich an den Rath der Oberinquisition wandte, entschied dieser für die genannte Art der Hinrichtung.

Mit bewundernswürdigem Heldenmuthe starb ein Bruder Augustins, Francisco de Vibero Cazalla, Ortsgeistlicher von Hormigos, welcher außer Antonio Herezuelo der Einzige war, der an diesem Tage lebendig verbrannt wurde. Kein Zeichen von Schwäche, keine Geneigtheit zum Widerrufe war an ihm zu bemerken. Weil er mit großer Standhaftigkeit auf dem offenen Bekenntnisse seines Glaubens beharrte, preßte man ihm die Zunge zwischen ein gespaltenes Holz, und als er, schon auf dem Scheiterhaufen stehend, seinen Bruder Augustin jene Ansprache halten hörte, drückte er, da er nicht reden konnte, seine Trauer darüber durch eine ausdrucksvolle Bewegung mit den Händen aus, worauf er ohne Beben den Flammentod erduldete.

Doch das Auftreten sämmtlicher fünf Geschwister Cazalla bei diesem Autodafé war dem Inquisitionstribunale nicht genügend, — auch noch ihre ehrwürdige Mutter wurde aus dem Grabe geholt, um ihrerseits zur Verherrlichung dieses „Glaubensactes" beizutragen. Donna Eleonora de Vibero war nämlich einige Jahre vorher gestorben und, unberührt vom Verdachte der Ketzerei, in einer ihr zugehörigen Begräbnißcapelle beerdigt worden. Aber aus Veranlassung der Verhaftung ihrer Kinder leitete der Fiscal der Inquisition zu Valladolid einen Prozeß gegen die Verstorbene ein, und da Zeugen auf der Folter bekannten, daß ihr Haus den Lutheranern als gottesdienstlicher Versammlungsort gedient habe, so wurde sie für eine in der Ketzerei Gestorbene, ihr Name für ehrlos, ihr Vermögen für confiscirt erklärt und mit diesem Urtheilsspruche der Befehl verbunden, ihre Leiche auszugraben und im Sarge, nebst ihrem mit einem Flammensanbenito[1]) und einer

[1]) Der Sanbenito der zum Feuertode Verurtheilten war mit Flammen übermalt.

Ketzermütze angethanen hölzernen Standbilde, zu verbrennen, ihr Haus zu schleifen, den Boden, auf dem es stand', mit Salz zu bestreuen und daselbst eine Denksäule mit einer angemessenen Inschrift zu errichten. Alles wurde pünktlich vollzogen, und dieses Monument des Fanatismus und der Barbarei selbst gegen die Todten blieb nicht weniger als dritthalb Jahrhunderte lang stehen, bis es endlich im J. 1809 während der Occupation Spaniens durch die Franzosen, entfernt wurde.

Gustav Plieninger in Stuttgart.

Die Niederlande.

330. Gottfried von Hamelle.

23. Juli.

Es ist von jeher das Wohlgefallen Gottes gewesen, seine Geheimnisse den Klugen und Weisen dieser Welt zu verbergen, wohl aber den Unmündigen zu offenbaren, und aus dem, was nichts ist, Etwas zu machen zum Lobe seiner herrlichen Gnade. Erst in den Zeiten des Kreuzes glänzt solches Gold recht mächtig. Ueberhaupt sind die Verfolgungszeiten der Kirche für sie die gesegnetsten. Da scheidet sich der vollwichtige Waizen von der Spreu. Auch die Kirchengeschichte der Niederlande liefert Beweise dazu. Ein solch' schweres Korn war der Märtyrer Gottfried von Hamelle. Er war seines Handwerks ein Schneider und lebte ganz der Welt. Da fuhr der Funke der Wahrheit, die zur Zeit der Reformation auch die Niederlande durchdrang, in das Herz dieses Weltmenschen, und was er von der Zeit an im Reiche Gottes war, das war er recht und ganz. Allen wahren Christen gereichte er nur zur Erbauung. Er trieb einen kleinen Handel mit Leinwand: und obwohl darin Gefahren lagen, so hielt es ihn doch nicht ab, Ernst zu zeigen und überall als Bekenner Jesu zu erscheinen. Nicht blos war sein Herz ganz in die Liebe seines Heilandes getaucht, sondern auch seine Zunge zeugte mächtig davon. Er stärkte hin und her die Kinder Gottes, besonders nahm er sich der Jungfrauen an. Das witterte der Feind und stellte

ihm nach. Es war im Jahr 1552, da fielen ihn die Häscher in der Stadt Torneck mit den Worten an: „Gieb dich gefangen.“ Nicht im Geringsten widersetzte er sich, sondern es war ihm so: „O Herr, ich bin bereit, nicht allein in den Kerker geworfen zu werden, sondern auch um deines Namens willen den Tod zu leiden, wenn es nur zu deinem Ruhme gereicht.“

Drei Mal mußte er vor Gericht erscheinen. Am 8. März 1552 Nachmittags drei Uhr stand er vor dem Dechant von Torneck, einem Officialen, zwei Ketzermeistern und einem Schreiber. Die erste Frage, die sie an ihn richteten, war, wann er das letzte Mal gebeichtet habe? Gottfried bat um das neue Testament, um daraus seine Antwort zu begründen. Sie schlugen ihm seine Bitte ab und fragten weiter, ob er glaube, daß ein römischer Meßpriester Macht habe, die Sünden zu vergeben? Er erwiederte: „Ich weiß von keiner Vergebung der Sünden, als die ich von der Barmherzigkeit Gottes durch die Gnade seines lieben Sohnes Jesu Christi erlange.“ Auf die Frage, ob er an die römische Kirche glaube, deren Haupt der Papst als der Nachfolger Petri die Schlüssel besitze? antwortete er muthig und entschieden: „Ich glaube eine heilige allgemeine christliche Kirche, die durch den heiligen Geist gesammelt und gegründet ist, die allein Christum als ihr Haupt erkennt, deren treue Diener die Propheten und Apostel gewesen sind. Die römische Kirche aber halte ich nicht für die wahre katholische Kirche, sondern vielmehr für eine Schule des Antichrists, in welcher die Schäflein Christi nicht allein mit der heilsamen Weide göttlichen Wortes nicht geweidet, sondern noch dazu von gräulichen Wölfen zerrissen und mit allerlei schädlichen Irrthümern und teuflischen Lehren gespeist werden.“ „Hört ihr das?“ rief der Dechant aus, „daß laßt uns aufzeichnen.“ Auf die Frage, was er von der Messe halte? erklärte er, er finde in der ganzen Schrift das Wort Messe nicht. „Da recht, recht,“ sagte der Dechant, „schreibet nur, er halte nichts von der Messe.“ Plötzlich fragte derselbe: „Glaubst du denn nicht, daß das Brod in den Leib Christi verwandelt werde?“ Gottfried entgegnete: „Was eure Messe anlangt, so glaube ich, daß sie von Menschen erfunden sei zu großer Schmach des Herrn Jesu Christi, indem man das Volk lehrt, ein Stücklein Brod anzubeten, so man ihn doch zur Rechten seines Vaters suchen und anbeten soll.“ Die Transsubstantiation oder Verwandlung erklärte er unter den stärksten Ausdrücken für eine Irrlehre. In einem Briefe an christliche Schwestern äußerte er in Beziehung auf die

scharfen und rauhen Worte, die er gegen seine Widersacher gebraucht habe, daß er gewiß wisse, der heilige Geist habe ihn geheißen, also zu reden, wenn er bedenke, wie der Name unsers lieben Heilandes durch die Messe so gräulich verunehrt werde. Als er nach den sieben Sakramenten gefragt wurde, äußerte er, er kenne nur zwei, die Taufe und das Abendmahl, „die ihr Sakramente nennt." Ueber das Abendmahl sprach er sich ganz im Sinne der reformirten Kirche aus. Wer es im Glauben genieße, der empfange zugleich mit dem Brod und Wein den Leib und das Blut Christi. „Ich hänge nicht," sagte er, „mit meinen Augen an den verweslichen Elementen, sondern ich sehe mit meinen Glaubensaugen viel weiter, nemlich auf Jesum Christum, der einmal für meine Sünde gekreuzigt ist. So sehe ich die Wunde in der Seite Christi an, aus welcher das reine edle Blut Christi geflossen ist, durch welches ich von aller Unreinigkeit meiner Sünde gewaschen bin."

Unter solchem Verhöre war es Abends sieben Uhr geworden. Die Häscher ergriffen ihn jetzt und führten ihn in ein wahres Stankloch. Wie brannte aber dort sein Herz und wie brünstig wendete er sich zu dem Herrn, ihm doch Gelegenheit zu verschaffen, sein Bekenntniß zu vollenden! Sein Gebet wurde erhört, denn am 15. März Morgens nach acht Uhr rief ihm der Kerkermeister: „Gottfried, mach dich fertig, du sollst heute vorgestellt werden und mit den Herren reden." Das war seinem Herzen eine fröhliche Botschaft, so daß er auch in das Gebet ausbrach: „O Herr, vollende in mir, was du angefangen hast nach der Verheißung deiner Gnade, denn es ist deine Sache. Darum wollest du mir durch deinen heiligen Geist Beistand leisten." Das Verhör fand nun Statt. Es war sehr ausführlich, und lieferte den Beweis, wie tief der Märtyrer in der heilsamen Erkenntniß der Wahrheit gegründet war. Es scheint, daß ihn das Gericht für einen Wiedertäufer hielt. Weil er aber an seiner Kindertaufe festhielt, so drangen sie in ihn, dieselbe aus der Schrift zu beweisen. Da stützte er sich auf die Beschneidung. Wie diese den Knäblein am achten Tage zu Theil geworden, so verhalte es sich bei uns mit der Taufe. Ueber das Wort Sakrament wurde längere Zeit hin und her gestritten. Sie behaupteten, der Apostel Paulus nenne die Ehe im Briefe an die Epheser ein Sakrament. Als aber Gottfried näher darauf einging, stellte sich heraus, daß an der fraglichen Stelle das Wort „Geheimniß" gebraucht sei. Die Mittagsstunde war inzwischen herbeigekommen, aber am folgenden Tage stand er

Morgens acht Uhr wieder vor ihnen. Es wurden ihm über die Firmung, letzte Oelung, die Festtage, das Fasten und dergleichen Fragen vorgelegt. In evangelischem Geiste beantwortete er sie. Auf die Frage, ob er die Jungfrau Maria als Fürbitterin anbete? erwiederte er, daß er sie für hoch begnadigt halte, weil der Sohn Gottes von ihr Fleisch und Blut angenommen habe, aber daraus folge nicht, daß er sie als Fürbitterin anrufen solle, im Gegentheil habe sie auf der Hochzeit zu Cana auf ihren Sohn gewiesen und gesagt: „Was er euch heißet, das thut." Von dem Fegfeuer, wodurch nach der Lehre der römischen Kirche die Seelen der Verstorbenen gereinigt werden sollen, bezeugte er: „Ich weiß von keinem andern Fegfeuer, denn von dem Blute Jesu Christi, des Sohnes Gottes, und glaube festiglich, daß er durch sein einiges Opfer am Kreuz eine ewige Erlösung und Reinigung unsrer Sünden erworben hat. Auch glaube ich ungezweifelt, daß, wenn sich der Sünder von seinem gottlosen Wesen zu Gott dem Herrn bekehrt, ihm seine Sünden nicht halb, sondern ganz und gar vergeben seien." Sie kamen auch auf die Apokryphen, von denen er sagte, daß er seinen Glauben daraus nicht beweisen dürfe, obwohl manche schöne Exempel darin ständen.

So stand er drei Mal vor dem geistlichen Gerichte, ohne daß sie Etwas ausrichteten. Da machten sie noch einen andern Versuch, ihn zur römischen Kirche zurückzuführen. Sie schickten ihm einen gelehrten Domherrn Quintin, sonst Charlard genannt. Er war ein Meister in der Vertheidigung des Papstthums, wie Gottfried selber sagt. Er gab große Mängel und Gebrechen in der römischen Kirche zu, aber suchte dennoch den Gefangenen zur Anerkenntniß zu bewegen, daß nach Sprechung der Sakramentsworte im Brode der wesentliche Leib Christi eingeschlossen sei, und daß man ihn darin anbeten solle. Freilich ist dies nicht die katholische Lehre, welche vielmehr eine Verwandlung der irdischen Elemente in den Leib und das Blut Christi lehrt. Ohne Zweifel wollte der Domherr die Messe annehmbarer machen, aber Gottfried widerstand von seinem reformirten Standpunkte wacker. Der Domherr kam einige Male, aber seine Besuche führten nicht zum Ziele.

Gottfried von Hamelle erließ aus seinem Gefängnisse etliche gesalbte Briefe, unter andern auch einen an die Obrigkeit von Torneck, um sich von dem Vorwurfe zu reinigen, als wäre er ein Ketzer oder Schwärmer, während er sich für einen armen Sünder, Christen oder Lutheraner halte, der am Glauben der Apostel festhalte. Sein

Bekenntniß sprach er auf eine klare, herzbewegliche Weise ausführlich aus, und schloß: „Ich danke Gott durch Jesum Christum unsern Herrn, der mich mit den freundlichen Augen seiner Barmherzigkeit angesehen und mir diese Ehre angethan hat, daß ich um seines heiligen Namens willen gefangen bin und den Tod leiden soll." Auch an seine Eltern und Freunde erließ er ein Trostschreiben. „Ich habe euch vornemlich darum noch einmal schreiben wollen, daß eure Traurigkeit gemässigt und etlichermaßen mit Freude vermischt werde, also daß Freude und Schmerz einander umfangen und küssen. Lasset die Freude die Oberhand haben und die Traurigkeit überwinden, weil der Herr seinen armen Diener nicht verlassen, sondern Gnade gegeben hat, ihn unerschrocken zu bekennen vor den Menschen ohne Vertuschung der Wahrheit, ohne verborgene Tücke, sondern rund und unverholen nach dem geringen Maaß des Glaubens, den er mir aus Gnaden gegeben hat, und mir Beistand geleistet wider alle Schmerzen der Folter und Anfechtung des Fleisches. Der Herr hat mich aus aller Anfechtung errettet und mich durchaus in Allem gestärkt. Wie ich denn das Vertrauen zu ihm habe, er werde mich ferner stärken und seinen armen Diener nicht verlassen." In diesem Schreiben theilte er seinen Lieben eine Scene des Verhörs mit, die ihn uns in hellem Lichte darstellt. Hören wir seinen Bericht: „Wenn ich abfallen und glauben wollte an ihren gebackenen Gott, so könnte ich wohl loskommen, wie sie denn gestern Abends um acht Uhr ausdrücklich zu mir sagten, wenn ich widerrufen wolle, so solle ich nicht sterben. Ich habe ihnen aber geantwortet: Wenn ich das thun sollte, so würde allein mein Mund reden, aber nicht mein Herz, und würde ich allein dem zeitlichen Tod des Schwerts oder Feuers entgehen, dagegen Gott meinen Herrn auf's höchste erzürnen und wider mein Gewissen handeln, ja wider den heiligen Geist sündigen. Darum so will ich lieber tausend Mal sterben, wenn es möglich wäre, als meinen Herrn Jesum einmal verläugnen. Ja, sagte ich, ich will lieber von Menschen gehaßt und verworfen, als vom Herrn Jesu Christo vor seinem himmlischen Vater und allen auserwählten Engeln verläugnet und verstoßen werden. Darüber verstummten sie dermaßen, daß sie mir weiter kein Wort zusprachen, sondern liessen mich alsbald wieder in's Gefängniß abführen."

Gottfried hatte das Gefühl von seinen Richtern, daß sie Mitleid mit ihm hatten, weil sie doch einsehen mußten, daß sie im Begriff ständen, unschuldig Blut zu vergießen; aber das kaiserliche

Mandat drang im Allgemeinen auf energisches Durchgreifen. Der um Christi willen Gefangene war getrost, obwohl ihm der Cantor sagte, er müsse sterben, weil er seine Meinung in Betreff einiger Punkte der Messe nicht ändern wolle. Als er vor die Obrigkeit gestellt wurde, sagten ihm Etliche, er solle es für eine Gnade erkennen, daß ihm neun oder zehn Tage Frist gewährt worden wären. Im Briefe an seine Verwandten äusserte er: „Ich will mich im Herrn freuen und fröhlich sein bis zum letzten Athem meines Lebens, weil ich versichert bin, daß Christus mein Gewinn ist im Leben und auch im Sterben. Freuet euch auch deßhalb mit mir und laßt uns mit dem Apostel sagen: Gott sei Dank, der uns allzeit den Sieg giebt durch Jesum Christum, unsern Herrn." Diesen köstlichen Brief schloß er mit den glaubensfreudigen Worten: „Deßwegen erwarte ich alle Tage und Stunden meinen Tod, wiewohl es nicht eigentlich ein Tod, sondern vielmehr ein Leben zu nennen ist."

Dieser Tod rückte herbei. Es geschah an einem Samstage im Jahre 1552, am 23. Juli, daß Gottfried sein Urtheil gesprochen, und er als ein Ketzer zum Feuertode verurtheilt worden ist. Als er das Wort Ketzer hörte, rief er: „Ach nicht ein Ketzer, sondern ein unnützer Knecht Gottes." Hierauf sank er auf seine Kniee nieder und betete mit lauter Stimme: „Herr, du erkennst und weißt allein die Ursache, warum ich verurtheilt worden bin." Nun wurde er zum Richtplatze geführt. Hier konnte er es nicht lassen, noch einmal ein Zeugniß seines Glaubens an das versammelte Volk abzulegen. Dringlich ermahnte er Jedermann, an Jesum Christum zu glauben und das Vertrauen des Herzens allein auf ihn zu setzen. Er sprach mit einem solchen Eifer, daß es Vielen zu Herzen ging und Manche sagten: „Warum bringt man doch einen solchen Mann um's Leben, der so herrlich von unserm Herrn Jesu Christo reden kann?" Dann knieete er nieder und wiederholte die Artikel des christlichen, apostolischen Glaubens. Als er die Worte: „Ich glaube eine heilige, allgemeine, christliche Kirche" gesprochen hatte, sagte der Domherr Charlard, den wir schon kennen gelernt haben, er solle noch das Wort „römische" hinzufügen. „Mit nichten," antwortete der Märtyrer, „sondern ich glaube nur eine allgemeine christliche Kirche." Hierauf schritt er zu dem Pfahle. Als ihn der Henker an denselben band, betete Gottfried: „O ewiger Vater, erhöre das Seufzen deines armen Knechtes." Da sagte Charlard abermals: „Befiehl dich auch der Jungfrau Maria, damit

sie bei ihrem Sohne deine Fürbitterin sei;" aber Gottfried erwiederte: „Nein, denn mein einiger Anwalt, der mich bei meinem himmlischen Vater vertritt, ist Jesus Christus, welchem allein ich mich befehle." Als ihm der Henker die Gnade erweisen wollte, ihn vor Anzündung des Feuers mit einem Stricke zu erwürgen, sagte er: „Laß das bleiben, mein Freund, laß das bleiben." Gleich darauf rief er mit lauter Stimme: „Ewiger Vater, nimm meinen Geist in deine Hände!" Mit aufgehobenem Angesichte verschied er sanft und stille, während die Feuerflammen um ihn schlugen.

Schauet sein Ende an und folget seinem Glauben nach.

Karl Fr. Ledderhose in Brombach, jetzt in Neckarau.

---

331. Otto Catelin.

27. April.

Otto Catelin aus Gent in Flandern zog in früher Jugend, ein guter Graveur und Wappenarbeiter, nach England, um Arbeit zu suchen. Er fand sie bei einem dortigen Meister, der ihm auch den Namen Oest oder Georg gab und blieb in diesem Lande. Unter dem echt reformatorisch gesinnten Eduard VI. war 1550 hier eine flamändische Kirche entstanden: Otto besuchte dieselbe. Er war anfangs noch sehr unwissend und in papistischen Irrthümern befangen; somit gewann er durch den Besuch von vorn herein wenig. Bald aber ging ihm in dem Worte des Herrn ein neues Licht auf, und er konnte seiner Kirche wesentliche Dienste leisten. Im Jahre 1554 zog ihn das Heimweh in das Vaterland zurück. Seine Freunde kannten und mahnten ihn, den Entschiedenen und Unerschrockenen, ja recht vorsichtig zu sein, um nicht Verfolgungen über sich heraufzubeschwören. Otto versprach ihnen nun zwar, nichts Unbesonnenes thun zu wollen, erklärte aber auch, daß er nicht still bleiben und die Wahrheit und seinen Christus verleugnen würde, wenn der Name Gottes oder Christi in seiner Gegenwart gelästert werden sollte.

Auf der Reise brachte ein fürchterlicher Orkan die Schiffenden an den Rand des Verderbens; jeden Augenblick mußte man fürchten, daß das Schiff ein Raub der Wellen werden würde. Otto blieb aber ruhig, tröstete die andern mit großer Kraft und ward so ihr Prediger in Sturmesnoth. Was kaum möglich schien, geschah; sie entgingen glücklich dem drohenden Verderben und

schifften freudig in den schützenden Hafen ein. Da ermahnte sie Otto, vor allem Gott, dem Retter in der Noth, Dank zu sagen und sprach, wie in einer Vorahnung seines traurigen Schicksals, den Wunsch aus, daß Gott ihnen, denen er so sichtbar beigestanden, Gelegenheit geben möge, ihren Glauben und ihre Treue durch Martern und Leiden zu besiegeln.

In Gent angekommen, hörte er, daß ein Dominikanermönch, Namens Pistoris, sich rühme, dem Volke die Wahrheit zu kündigen und großen Zulauf habe. Er nahm sich deshalb vor, auch einmal das Orakel zu hören. Es war Donnerstags vor Ostern, als er die Kirche zu diesem Zwecke besuchte und grade der Kanzel gegenüber einen Platz einnahm. Wie bitter fand er sich getäuscht! Statt eines Schatzes fand er Häckerling und Stroh, statt gesunder Kost tödtliches Gift. Der Mönch trug grade an diesem Tage, dem Tage der Einsetzung des Abendmahls die grobsinnlichste Brodtverwandlungslehre vor. Christus sollte nach ihm im Brodte körperlich verehrt und angebetet und verzehrt werden; hierdurch wurde Otto so geärgert, daß er alle Fassung verlor und kaum sich enthalten konnte, dem Lügenprediger ins Wort zu fallen. Endlich war er zum Schluß gekommen und wollte von der Kanzel herabsteigen; da nahm Otto seinen Hut ab und sprach mit lauter Stimme: „höret, mein Guter, eure ganze Predigt ist schriftwidrig, ich werde es beweisen, wenn mir die Versammlung Gehör schenken will." Der betroffene und verwirrte Mönch wollte natürlich nichts hören und rieth dem unberufenen Sprecher, sich zu entfernen. Der Aufgeregte trat ihm aber näher und rief: „O du falscher Prophet, der du dem Volke einredest, daß das Brodt der wahre Leib Christi ist, der doch nach seinem Tode zum Himmel erhoben worden ist." Es entstand darauf ein ungeheurer Tumult in der Kirche; Männer und Frauen riefen ihm zu: „Mein Freund, was beginnst du doch?" Otto fuhr aber in seiner Heftigkeit fort: „das sind alles falsche Propheten, die euch irre führen; trauet ihnen nicht." Die wogende Menge drängte ihn endlich aus der Kirche hinaus. Solcher Frevel konnte nicht ungeahndet bleiben. Gutgesinnte gaben ihm deshalb den Rath, sich schleunigst zu entfernen; er aber wollte zu der öffentlich ausgesprochenen Wahrheit treu stehen.

Sofort ließ ihn auch der Generalprokurator Hessel an dem Thore „Brugsche Walpoorte" gefangen nehmen und in dem alten Schloß Du Comte gefangen setzen (den 11. April 1554). Es geschah des Vormittags und schon Nachmittags kamen mit dem

Generalprokurator Pistoris und noch andere Mönche, um Otto eines Besseren zu belehren. Drei Stunden lang dauerte der Kampf; er konnte aber zu keiner Entscheidung führen, da er ein Principienstreit wurde, Otto auf die Schrift, die Gegner aber auf scholastische Spitzfindigkeiten, kaiserliche Edicte, Concilienbeschlüsse, die alte Tradition, kurz auf alles Mögliche sich beriefen, um ihre schlechte Sache zu stützen. Endlich kam man überein, daß sich Otto schriftlich über die erfolglos verhandelten Sätze aussprechen sollte; er that es unter Berufung auf die Schrift. Auf diesem Boden konnten und wollten ihm aber seine Gegner nicht folgen; sie gingen deshalb im neuen Streite auf andre Gegenstände, die Anrufung der Heiligen, das Fegefeuer, die Lehre vom Oberhaupt der Kirche über. Otto blieb auch hier die Antwort nicht schuldig; mit gleicher Einfachheit und Klarheit erklärte er, daß er nur einen Heiligen, nur zwei Wege nach dem Todesgange, den einen zum Himmel, den andern zum Orte der ewigen Qual und nur ein Oberhaupt der Kirche, Jesus Christus, anerkenne.

Der Präsident, dem es nicht genehm war, daß Otto in seiner Gegenwart und der einiger Räthe so kühn und gewandt auf alle Fragen antwortete, brach das Gespräch unter dem Vorwande ab, daß es ihm verboten sei, sich mit irgend einem Ketzer in Streit über Glaubenssachen einzulassen. Er werde ihm späterhin einen Mönch oder Weltgeistlichen schicken, der das begonnene Gespräch fortsetzen könne. Otto erklärte, daß ihm das gleich sei und er auch dem Geringsten Rede stehen werde, fand es aber befremdend, daß der Kaiser ihnen als Richtern verboten haben solle, über Glaubenssachen zu verhandeln. Er sah übrigens klar ein, daß ihm nichts Gutes bevorstehe; er schrieb einen Abschiedsbrief an seine Frau, die er an Gott, den Vater der Wittwen und Waisen, verweist und bittet, seine Kinder in dem Glauben zu erziehen, für den er nächstens bluten werde, und ein Trostschreiben an einen wegen der Verfolgung eines seiner Freunde tief bekümmerten Freund, dem er die hohe Bedeutung dieser Leiden zur Verherrlichung des Herrn recht lebendig vorhält.

Otto hatte recht gesehen; Sonnabends den 27. April ward er, erst 30 Jahre alt, zum Tode verdammt und schon Nachmittags zum Scheiterhaufen abgeführt. Noch wollte er eine Mahnung zum Volke sprechen; der Generalprokurator machte es aber durch seinen Zuruf an den Henker „Beeile dich" unmöglich. Das war Otto noch ein großes Herzeleid; er hätte auch jetzt noch gern das Volk

vor denen gewarnt, welche Christus hier und dort sein lassen, als wäre er nicht zur Rechten Gottes aufgestiegen. So blieb ihm nur übrig, Gott noch um Gnade für Hessel, in dem ihm ein besseres Bewußtsein aufzugehen schien, und für sich selbst anzuflehn und das Volk um eine Fürbitte bei Gott zu ersuchen, daß er ihm in dieser bittern Todesstunde mit seiner Kraft beistehen möge. Er ließ sich dann vom Henker, dem er auch noch verzieh, getrost an den Pfahl binden und starb so standhaft den Flammentod für eine tief erkannte Wahrheit, für eine reinere geistigere Abendmahlslehre, im Hasse gegen die katholische, die ihm als ein Götzendienst erschien. Otto war eine geistige, klar und hell sehende Natur, die allmählig in der Erkenntniß gereift und von ihr durchdrungen, entschieden solcher Versinnlichung entgegentreten mußte.

E. F. Gelpke in Bern †.

---

332. Jakob von Loh.

15. Februar.

Die Stadt, in welcher der Märtyrer Jakob von Loh sein Leben aushauchte, ist Isle in Flandern. Man rechnete sie schon damals unter die vornehmsten Städte der Niederlande. Aber nicht allein mit zeitlichen Gütern, sondern auch mit geistlichen Gaben hatte der Herr der Kirche diese Stadt gesegnet. Es waren in den Niederlanden wohl wenig Orte zu finden, in denen das Wort freudiger verkündigt und mit größerem Eifer angenommen worden ist. Freilich konnte dies unter der Regierung eines antichristlichen Wütherichs, wie der König Philipp II. von Spanien war, nur heimlich geschehen. In Häusern hin und her, auf Feldern, in Wäldern und Klüften erbauten sich die Gläubigen.

Eines Morgens in aller Frühe zwischen 5 und 6 Uhr, am 29. oder 30. Januar 1561 kam der Stadtvogt von Isle mit etlichen Schöffen und Polizeisoldaten an das Haus des Jakob von Loh, eines einfachen Handwerkers und pochten an dasselbe. Jakob meinte, es wären seine Arbeiter und öffnete die Thüre. Da sah er den Vogt mit seinen Häschern, die sich alsbald in das ganze Haus vertheilten. Sie durchsuchten es von oben bis unten, ob sie nicht evangelische Bücher fänden. Und als sie solche, wie zu erwarten war, gefunden hatten, führten sie ihn gefangen fort und brachten ihn auf das Rathhaus. Da mußte er harren, bis die

Herren vom Rath beisammen waren. Als sie eintraten, grüßte er sie demüthig. Er wurde aber in eine Kammer abgeführt, da traf er ganz unerwartet seine liebe Frau unter einer Bedeckung von mehreren Polizeisoldaten. Bald wurde er wieder vorgerufen. „Wie heißt du?" fragte ihn gleich der Notar. „Jakob von Loh", erwiederte der Gefangene. „Wie lange hast du nicht gebeichtet?" fuhr der Stadtkämmerer fort, der Jakobs Bücher vor sich hatte. „Ich weiß es nicht mehr", war die Antwort. „Ists wohl drei oder vier Jahre?" „Ja!" „Warum hast du denn in der Zeit nicht gebeichtet?" Jakob erwiederte: „Ich beichte meinem Gott alle Tage, den ich mit meinen Sünden erzürnt habe; ich thue dies nach dem Exempel Davids, welcher spricht: Ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen und du vergabst mir die Missethat meiner Sünde. Daß ich aber dem Priester nicht beichte, geschieht darum, weil ich ihn nicht erzürnet habe. Dazu kann er mich nicht entledigen von meinen Sünden, denn wie ihr selbst wisset, so kann ein Knecht die Sünden nicht vergeben, die wider seinen Herrn begangen sind." Der Kämmerer fuhr in seinem Verhöre fort, ihn nach dem Genusse des heiligen Abendmahls zu fragen. Jakob hatte schon mehrere Jahre dasselbe nicht mehr in der Kirche empfangen, er bat jetzt, ihm zu erlauben, daß er zu seiner Vertheidigung die Bibel gebrauchen dürfe. Einige verlangten, er solle die Bibelstellen auswendig sagen, der Kämmerer aber gestattete ihm das Vorlesen. Da las Jakob das 11. Kapitel des ersten Briefes an die Korinther vor, welches so deutlich die Lehre vom Abendmahle entwickelt. Der Kämmerer meinte zwar, die paulinischen Worte ständen mit dem täglichen Halten des Sakraments durch den Priester nicht im Widerspruche, aber Jakob verwarf die Lehre, daß ein Bißlein Brod, welches dem Volke gezeigt werde, der Leib des Herrn sei. Seine Meinung ging offenbar gegen die Verwandlung des Brodes in den Leib Christi, obwohl er sich nicht bestimmt ausdrückte. Im Verhöre kam man auch auf die Fürbitte für die Verstorbenen und damit verbunden, ob es nur zwei Wege gebe? Weil die Richter sehr auf einer Antwort Jakobs bestunden, berief er sich auf Joh. 5: „Wer mein Wort hört und glaubt an den, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern ist vom Tod zum Leben hindurch gedrungen." Und Joh. 3: „Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet." Mit solchen und andern Sprüchen bewies er die ernste Wahrheit, daß es

nur zwei Wege giebt. Da sagte der Kämmerer, das wäre doch ein schlechter Handel für die Menschen, wenn es nur zwei Wege gebe. Ob er denn nicht wüßte, fuhr Jakob fort, warum Christus in die Welt gekommen wäre? „Und warum denn?" sagten sie. „Es ist gewißlich wahr und ein theures, werthes Wort, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin", dieses Wort Pauli an Timotheus war die kräftige Erwiederung des Gefangenen. Gott mache uns nicht von Stund an selig, sondern er reinige uns zuvor, erhoben sie den Einwurf, wie alle gesetzliche Leute wähnen. Darauf antwortete er ächt evangelisch: „Welche Gott nicht selig macht, die glauben noch nicht an den Sohn Gottes; welche aber an ihn glauben, die macht er selig in dieser Welt, und giebt ihnen bald hernach das ewige Leben." „Glaubst du denn kein Fegfeuer?" verhörten sie weiter. Noch hatte Jakob die Bibel in seinen Händen und schlug in der Epistel an die Hebräer auf: „Daß Jesus Christus die Reinigung unserer Sünden gemacht hat durch sich selbst", und fügte noch 1. Joh. 1 bei: „Das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes macht uns rein von aller Sünde." Auch warfen sie ihm vor, daß er an den verordneten Fischtagen Fleisch kochen liesse. Obwohl er die richtige Ueberzeugung hatte, daß keine Speise verwerflich wäre, wenn sie mit Danksagung genossen werde, so enthielt er sich doch des Fleischessens an verbotenen Tagen, um Niemand zu ärgern. Und das bekannte er jetzt, wie er auch offen aussprach, daß er nie an Sonntagen arbeiten lasse, während bisweilen an Feiertagen dies geschehen sei um der Nothdurft der Arbeiter willen. Auf die Anklage, daß er den Prediger mache, konnte er getrost ablehnend antworten. Am Tage St. Vincenz wäre doch in seinem Hause Versammlung gewesen? Er konnte nicht läugnen, daß er fünf oder sechs Personen bei sich zum Abendessen gehabt habe. Als man ihn nun nach den Namen dieser Leute fragte, zauderte er mit der Antwort. „Belüge uns nicht", herrschten sie ihn an, „denn du hast versprochen, die Wahrheit sagen zu wollen." Sie fragten nach dem Prediger Guy, der öfters in Isle Versammlungen gehalten hatte. Und am Ende: „Wer hat dich denn so wohl unterwiesen?" Freudig bekannte er: „Das hat Jesus Christus gethan!"

Das ist ein kurzer Abriß des ersten Verhöres des Märtyrers. Er theilte den Inhalt davon in einem Briefe an die Gläubigen unter dem 3. Februar mit, und unterschrieb diesen Brief mit den

muthigen Glaubensworten: „Jetzt habe ich dieses mein Bekenntniß mit Dinte geschrieben. Bittet Gott mit mir, daß er mir seine Gnade gebe, es mitten in den Feuerflammen, so es sein Wille ist, mit meinem Blute zu versiegeln. Euer Bruder Jakob von Loh, Gefangener des Herrn Jesu Christi, im Kerker der Stadt Isle in Flandern." Und in solchem Glauben legte er noch ein köstliches Schreiben bei, worin er die Brüder zum Wachen und Treusein ermahnt und sein Weib ihrer Liebe empfiehlt.

Wenn Jakob nicht seine Verhöre beschrieben hätte, so wüßten wir nichts davon. Durch seine Treue im Briefschreiben sind uns die Fragen und Antworten, gewiß zur Stärkung aufbewahrt. Das zweite Verhör bald nach dem ersten dauerte gegen 5 Stunden, von Nachmittag bald nach 2 Uhr bis gegen 7 Uhr Abends. Es wurde viel gefragt, unter andern bald anfangs, was denn ein Kirchendiener wäre? Antwort: „Der Gottes Wort verkündigt, die Sakramente spendet und, was weiter in der Kirche vonnöthen ist, verrichtet." Auf die Frage, ob auch in Isle ein solcher wäre, gab er eine dunkle Antwort. „Wen erkennst du für deine Oberherren?" Antwort: „Gott und die Obrigkeit." Sie zeigten ihm auch ein Papier, das der vorhin genannte Guy an Jakob geschrieben hatte, worin er von den Papisten sprach. Was denn ein Papist wäre. Antwort: „Der nach der Lehre und Regel das Pabstes glaubt und lebt." Was denn diese Lehre wäre? „Alles, was dem Wort Gottes zuwider ist." Frage: „So wird auch St. Petrus Gott zuwider gelehrt und gelebt haben, denn er ist Papst zu Rom gewesen?" Antwort: „Dies kann weder aus der Geschichte noch aus dem Wort Gottes bewiesen werden." Frage: „Warum gehst du nicht in die Kirche und hörst unsre Prediger?" Antwort: „Darum, weil sie das Volk lehren, die Seligkeit gründe sich auf die Werke, und nicht auf die Vergießung des Blutes Christi. Nicht daß ich die Werke verachte, denn sie sind von Gott geboten, sondern daß sie nicht das ewige Leben verdienen." Sie hielten ihm das jüngste Gericht entgegen, an dem (Matth. 25) Christus die Werke hervorhebe. „Siehst du", sagten sie, „wie die Werke zur Seligkeit nöthig sind?" Er wies aber in seiner Erwiederung nach, daß die Seligkeit nicht den Werken zugeschrieben werde, indem Christus sage: Ererbet das Reich. Rede er hier von Werken, so meine er solche, die aus dem Glauben hervorgehen. Es ließ sich schon zum Voraus denken, daß sie wieder auf die Ohrenbeichte kommen würden, denn daran hängt für die Priesterschaft so gar

viel. Sie beriefen sich auf die bekannte Stelle Joh. 20, aber Jakob erinnerte sie daran, daß vorher stehe, Jesus Christus habe seine Jünger angeblasen und gesagt: Nehmet hin den heiligen Geist! damit anzuzeigen, daß sie nicht aus eigner Macht, sondern aus Macht des Geistes, der in ihnen wohnte, die Sünden vergeben könnten. Darum habe auch jetzt Niemand die Macht, als wer den heil. Geist habe kraft der Predigt vom Namen Jesu. Nun wollten sie ihn namentlich durch den Punkt, woher er denn wisse, daß die Bibel Gottes wäre? in die Enge treiben. Berief er sich auf das innere Zeugniß, so verlachten sie ihn, denn dafür hatten diese Bauchmenschen keinen Sinn. Auch kamen sie wieder auf das Sakrament des Altars, und befragten ihn, ob er bei seinen Aussagen, die er beim ersten Examen gethan, verbleibe? Sie fragten aber nicht blos, sondern suchten ihn auch davon zu überzeugen, daß das Brod der Leib Christi wäre. Listiger Weise umgingen sie die Verwandlungslehre, er aber stund in der reformirten Auffassung und kämpfte gegen die fleischliche Auslegung der römischen Kirche. Auf die Frage nach der Zahl der Sakramente gab er die richtige Antwort: „Es giebt nur zwei Sakramente." Auch blieb er bei seinem ersten Bekenntniß vom Fegfeuer und von den Gebeten für die Verstorbenen stehen. „Ob es noch heutigen Tags Märtyrer gebe?" Darauf sagte er: „Ja, denn ich habe mit meinen eigenen Augen verbrennen sehen." Er meinte die Märtyrer Ognier, Vater und Sohn, die einige Jahre vorher in standhaftem Glauben bis zum Ende ausgehalten hatten.

Am 8. Februar — es war ein Freitag — ließen die Stadtherren den Gefangenen wieder vorfordern. „Wo und wie er in den Ehestand getreten wäre?" fragten sie ihn. Er erzählte alles, doch so, daß er Niemand in Verlegenheit damit bringen wollte. Seine Trauung war in Antwerpen von einem Prediger der Gläubigen vollzogen worden. Sie kamen wieder auf die Heiligen zu sprechen. Er aber blieb dabei, daß man Gott allein anrufen solle. Sie: Wenn man die Heiligen anrufe, so rufe man Gott den Herrn selbst an, weil sie für uns bäten und unsre Advokaten seien. Als Antwort hielt er ihnen den Spruch (1. Joh. 2, 1) entgegen: „So Jemand sündiget, so haben wir einen Fürsprecher beim Vater, Jesum Christum, der gerecht ist." „An diesen gewissen Fürsprecher", schloß er, „halte ich mich und lasse mir an ihm genügen." Sie gingen sogar so weit, zu behaupten, man müsse die Heiligen anbeten. Da führte Jakob mehrere Beispiele aus der Schrift an,

wo theure Männer Gottes, wie Paulus und Andre, eine solche Ehre auf's entschiedenste ablehnten. „Mich dünkt", sagte er, „die Heiligen würden genug geehrt, wenn man ihrem Glauben, ihrer Geduld und Liebe nachfolgt." Sie disputirten auch mit ihm wegen des Weihwassers, und um die Brodverwandlung zu beweisen, beriefen sie sich thörichter Weise auf die Verwandlung des Stabes Mosis in eine Schlange. Es war ihm ein Leichtes, das Ungereimte dieses Beispieles aufzudecken.

Er kam wieder in seinen Kerker zurück, unterließ es aber nicht, ernste Worte an die Gläubigen in Briefen zu richten. Er beginnt seinen Sendbrief: „Der Gott alles Trostes und Vater der Barmherzigkeit, der mich Unwürdigen erwählet hat, daß ich in diesen letzten Zeiten seiner Wahrheit Zeugniß geben soll, hat mir bisher die Gnade erzeigt, daß ich mitten in meiner geringen Trübsal triumphiren kann. Ich nenne sie gering, wenn ich sie mit dem vergleiche, um dessentwillen ich sie leide . . . Und damit ihr nicht meinet, daß ich euch mit allzu großer Kühnheit täuschen wolle, so sollt ihr wissen, daß mein Fleisch noch nicht so gar erstorben sei, daß ich nicht meine Anfechtungen haben und fühlen sollte. Was mich betrifft, sehe ich, daß ich meine Hütte bald ablegen werde; sage deßhalb mit St. Paulo: Ich halte mein Leben nicht selbst theuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden, und das Amt, das ich empfangen habe vom Herrn Jesu, zu bezeugen das Evangelium von der Gnade Gottes." Auch an Guy de Pres, den Hirten der Heerde, richtete er Worte der Ermahnung, woraus wir nur ein Stück hervorheben: „Gleich wie Jonas, der Diener und Prophet Gottes, sich dadurch schwer versündigte, daß er vor dem Angesicht des lebendigen Gottes fliehen wollte, also bekenne ich von Grund meines Herzens, daß ich meinen getreuen Gott oftmals erzürnet habe, sowohl mit Fahrlässigkeit, als auch mit vielfältiger Unwissenheit und dergleichen Dingen. Und gleichwie das Meer ist stille worden, nachdem Jonas aus dem Schiff geworfen war, also hoffe ich auch, es werde dieser Sturmwind, der sich erhoben hat, sich wieder legen, und das kleine Schifflein unsrer Versammlung seinen Lauf ungehindert und sicher haben. Darum, lieber Bruder, empfehle ich Euch dieselbe treulich, daß ihr sie regieren wollet."

Aus diesen und andern Zeugnissen sieht man, wie fest dieser liebe Märtyrer in der erkannten Wahrheit stand, aber auch wie gering er von sich hielt. Allen Angriffen, die auf ihn täglich von

den Stadtherren gemacht wurden, hat er treulich widerstanden. Als sie nichts ausrichteten, schickten sie ihm etliche Franziskaner. Diese stellten sich zuerst sehr freundlich und theilten ihm ein altes Buch mit, weil sie ihm sagten, daraus ihre Gründe gegen ihn nehmen zu wollen. Als es aber zum Treffen kam, hatten sie keine Gründe, sondern nur das Geschrei: „Er ist verdammt, er ist verdammt! Fort mit ihm zum Feuer, zum Feuer!" Da sie sahen, daß er nach ihrem Toben nichts fragte, wurden sie noch wüthender, sonderlich weil er sich mit ihnen nicht einließ, sondern alle seine Antworten in aller Bescheidenheit, Freundlichkeit und Standhaftigkeit an die Schöffen der Stadt Isle richtete. Die Mönche nannten dies Halsstarrigkeit, die aus purem Stolz und Ehrgeiz herkomme. Der Märtyrer antwortete, er sehe weder auf Stolz, noch einige Ehre der Menschen, sondern er habe vor seinen Augen vielmehr den Abgrund aller Schmach dieser Welt, dazu auch den gräulichen Anblick des Todes, dessen er alle Stund gewärtig sein müßte. „Ich sehe", sprach er, „auf keine andre Ehre, als auf die Ehre meines Gottes, zu deren Vertheidigung ich bis zum Tod bereit bin." Hierauf trug man alle seine Bücher in das Franziskanerkloster, um daselbst untersucht zu werden. Darunter fand sich auch eine in Genf gedruckte Bibel, welche als ketzerisch zum Feuer verdammt wurde. Aber damit waren diese Feinde Christi nicht zufrieden, Jakob von Loh sollte selber verbrennen. Als sie ihm das Urtheil gesprochen hatten, rief er mit lauter Stimme: „O Herr rechne ihnen diese Sünde nicht zu, denn sie wissen nicht, was sie thun!" Am 15. Februar 1561 Nachmittags 4 Uhr sah man durch die Straßen von Isle den Märtyrer Jakob führen, er ging standhaft seinen Weg auf den Richtplatz. Er betete viel, sein Gebet galt meist seinen Feinden. Als er, wie es bräuchlich war, an den Pfosten mit Ketten befestigt wurde, spottete einer seiner Richter über ihn: „Sehet, jetzt sitzt er an seiner Tafel mit hohen Ehren!" Jakob aber trug solche Schmach mit Geduld, und befahl in den Feuerflammen seinen Geist dem Herrn.

K. Fr. Ledderhose in Brombach, jetzt in Neckarau.

---

333. Christoph Schmidt.

12. October.[1])

Es war im Sommer 1564, daß eine Handelsfrau aus Antwerpen, von dem Volke nur die große Margreth genannt, zu dem evangelischen Prediger Christoph Schmidt daselbst kam. Sie gab vor, daß sie nicht mehr im Sinne habe, bei den Priestern zu beichten und das h. Sakrament zu nehmen. Sie war zu ihm von den evangelischen Leuten nicht gleich gewiesen worden, denn sie warteten eine Zeit lang, ob es ihr wirklich mit ihrem Vorhaben Ernst sei. Sie wünschte über die Menschwerdung Christi, über Taufe und Abendmahl Aufschluß. Mit der Darlegung der zwei ersten Punkte erklärte sie sich einverstanden, während die Lehre vom Abendmahl ihr nicht klar schien. Sie begehrte weiteren Unterricht darüber in ihrem Hause. Weil man sie für eine suchende Seele hielt, ließ man sie sogar zu der im Verborgenen gehaltenen Versammlung der Gläubigen. Diese wurde am 1. Juni, gerade am Frohnleichnamsfeste, gehalten. Das Abendmahl war der Gegenstand der Predigt. Gefragt, ob sie damit übereinstimme, erklärte sie, sie möchte noch einen andern Gelehrten darüber hören. Damals war gerade der gelehrte Professor Olivier Bock von Heidelberg, welchen der Kurfürst Friedrich III. nach Antwerpen gesandt hatte, bei Schmidt. Diese beiden Männer nun gingen zur großen Margreth. Sie muß an ihnen eine gewisse Aengstlichkeit gemerkt haben, denn sie sagte auf einmal: „Wenn ein Unfall durch mich entstände, wo könnte ich mich doch alsdann hinwenden?" Durch solche Betheurungen und ihre flehentlichen Bitten ließen sie sich bewegen, in Gegenwart des Mannes der Margreth und ihres Beichtvaters Simon ein Religionsgespräch zu führen. Es kam aber nichts dabei heraus, weil die beiden Männer sich auf die Bibel beriefen, während der Priester auf die Kirche pochte. Obwohl mehrere Mitglieder seiner verborgenen Gemeine warnten, ließ sich doch in seiner Arglosigkeit Schmidt bewegen, die Besprechung fortzusetzen. Sie versank in eine schwere Krankheit, aber diese Heimsuchung vermochte nicht ihr falsches Herz zu brechen. Kaum genesen, brachte sie eine zweite Unterredung zu Stande, natürlich wieder fruchtlos. Der Priester hatte einen Spruch aus Augustinus beigebracht, aber Schmidt zeigte bei dieser Gelegenheit,

[1]) Sein Todestag ist der 4. October.

daß er nicht blos in der h. Schrift, sondern auch in den Vätern der Kirche zu Hause war. Der Priester schmähte und lästerte, Herr Christoph aber entfernte sich. Des andern Tages ging ein Bruder aus der Gemeine zu der Handelsfrau, sie zu fragen, was für einen Eindruck das gestrige Gespräch auf sie gemacht habe? „Es ist mir hart an's Herz gedrungen, daß der Priester Herrn Christoph also geschmähet hat," antwortete sie in erheuchelter Entrüstung. Sie wolle mit dem Papstthum brechen und wünsche weitere Belehrung von Schmidt und Olivier. Die beiden Männer verstanden sich dazu. Nach Verabredung trafen sie am zweiten Juli auf der sogenannten Weingartsbrücke ein; dort nimmt sie Jemand in Empfang und führt sie in ein Haus. Freundlich reicht ihnen die große Margreth die Hand und heißt sie willkommen. Als das Gespräch auf die Abgötterei der Messe kam, stellt sich die Frau ganz betrübt. „Kann sich denn Gott," sagt sie, „auch meiner noch erbarmen?" Dabei sank sie wie in Ohnmacht, und die beiden Zeugen der Wahrheit gaben sich alle Mühe, sie mit den Verheißungen der Schrift zu trösten.

Während dies in dem Zimmer vorging, trat auf einmal der Markgraf mit dem Schultheiß und den Stadtknechten herein. „Ob er Klebitz heiße?" fragte der Markgraf Herrn Christoph. „Nein," antwortete dieser und gab seinen Namen an, sowie es auch Olivier that. „Und was machst du denn da?" fragte er die Margreth, und wie wenn sie von der eingefädelten Verrätherei nichts wüßte, erwiderte sie, „sie sei daher zum Unterricht und um ihrer Seligkeit willen gekommen." „Du wirst noch anders reden, ehe drei Tage herum sind," versetzte der Markgraf. Ihr Mann aber schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Ach, es ist das erste Mal, daß ich hieher gekommen bin." Er und noch ein Antwerpener Bürger, der zugegen war, wurden freigelassen. Die beiden Lehrer, um die es sich handelte, mußten mitgehen.

Um 7 Uhr Abends führte man sie in's Gefängniß. Auf dem Wege dahin entstand unter dem Volke eine große Aufregung: „Warum man solche Männer in den Kerker führe?" fragten die Leute. Die Stadtknechte sagten, es seien Uebelthäter; die Zeugen aber erklärten, daß man sie um der Gerechtigkeit willen einkerkere. In ein scharfes Verhör nahm man alsbald Herrn Christoph und spannte ihn über drei Stunden lang so unmenschlich auf die Folter, daß es den Anschein hatte, als verscheide er. Wie es einem Diener Christi geziemt, bekannte er offen die Wahrheit. Er sei

früher in der Stadt Brügge Karthäuser Mönch gewesen und nun durch Gottes Gnade ein Diener der Gemeine Christi, so wie er sich auch mit einem Weibe ehelich vertraut habe. Man fragte ihn auch über viele Leute, und namentlich um Mitgenossen im Dienste. Darauf antwortete er weislich, so daß Niemand in Gefahr kam. Als man ihm den Vorschlag machte, sich mit gelehrten und frommen Männern zu besprechen, willigte er ein. Warum auch nicht? Soll doch jeder Christ Rechenschaft geben von dem Grunde seiner Hoffnung. Da verbreiteten die Feinde das Gerücht, Christoph habe widerrufen, er werde in der Kutte wieder in's Kloster zurückkehren. Diese Lüge, welche wie ein Lauffeuer die Stadt und Umgegend durchflog, richtete überall großes Aergerniß an. Niemand betrübte dies mehr, als unsern lieben Gefangenen. Da entschloß er sich, ein ausführliches Bekenntniß zu schreiben und ausgehen zu lassen, das wir für eines der schönsten Zeugnisse der Märtyrer der christlichen Kirche halten. Von der Person Christi sagt er: „Ich bekenne, daß nur ein ewiges Leben ist, in welches man nicht eingehen kann, als nur allein durch einen Weg, wie denn auch nicht mehr als ein Versühnopfer und ein Mittler Jesus Christus ist. Derselbe ist wahrer Gott, aus dem Wesen seines himmlischen Vaters geboren vor allen Zeiten. Und da die Zeit erfüllt war, ist er geboren von einer reinen heiligen Jungfrau durch die Kraft und Wirkung des h. Geistes ohne Zuthun eines Mannes und ist den Menschen in allen Dingen gleich geworden, ausgenommen die Sünde... Durch den Glauben werden wir ihm eingeleibet und eingepfropfet. Die Früchte, die wir bringen, sind sein." In diesem Bekenntniß sprach er sich auch eingehender über Taufe und Abendmahl aus; er schloß es: „Da sehet ihr, lieben Brüder, was mein Glaube ist, darinnen ich leben und sterben will... Wachset und nehmet täglich je mehr und mehr zu im Glauben, welchen ich und meine Mitgehülfen euch gepredigt haben, und sehet allein auf Gott und sein Wort." Das Geschrei über seinen Rückfall ließ aber trotzdem nicht nach, so daß er sich für gebunden erachtete, sich sowohl der Obrigkeit als den Kirchenältesten gegenüber entschieden auszusprechen. Einer Gemeine versicherte er: „Ich sage euch, glaubet den Feinden des Herrn nicht, denn sie sind Lügner und Verführer. Die Gnade des Herrn hat mich nicht verlassen und der Geist des Herrn ist nicht von mir gewichen, ja er wird auch nimmermehr von mir weichen, wie ich zu meinem treuen Gott hoffe, der mich zu seiner heiligen Wahrheit berufen hat." Er schrieb

auch: „So lange ich mit ihnen ein Diener und Vertheidiger des päpstlichen Gräuels war, hatten sie mich lieb und werth. Nun ich aber ein treuer Diener Christi geworden bin, sperren sie den Rachen gegen mich auf, als wollten sie mich lebendig verschlingen. Sie streiten nicht wider mich, sondern wider das Lamm, das auf dem Throne sitzt, welches Zorn einmal wie ein Feuer entbrennen und sie sämmtlich verzehren wird." In diesem wahrhaft apostolischen Brief sagt er auch: „Bleibet allesammt beständig in dem Herrn und hütet euch vor dem Schein der Heiligkeit und vor den falschen Brüdern. Gedenket an mich in eurem Gebet. Ich bin getröstet, weil ich hoffe, in kurzem von hinnen abzuscheiden und zu Christo zu gehen in's ewige Leben. Gott beschere mir's und sehr bald!" Auch die große Margreth, seine Verrätherin, vergaß er nicht. Sein Brief an sie ist ein Meisterstück christlicher Liebe und hohen Ernstes. Er sagt unter anderm: „Von der Stunde an, da du diese schändliche That begangen hast, habe ich dir aus Grund meines Herzens verziehen, wie ich dir auch noch verzeihe. Damit wird aber deine Sünde vor Gott nicht geringer, ja sogar, wo du dich nicht zu rechter Zeit zum Herrn bekehrest, wird sein Zorn und Rache sehr bald über dich fallen und nicht lange verziehen. O du armes, elendes Weib, wohin bist du gerathen? Wie hast du können in deinen Sinn nehmen, den zu verrathen und auf die Würgebank zu liefern, der dir nur Gutes erzeigt hat? Die Wahrheit wird aber durch unsern Tod viel tiefer wurzeln und viel gewaltiger wachsen; denn das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche Gottes." Besonders liebreich trug der Märtyrer sein Weib und Waisenkind auf dem Herzen. Die Briefe an sie, die man noch besitzt, sind theure Kleinodien.

Täglich kamen Priester und Mönche, besonders Karmeliter, in sein Gefängniß und betrübten ihn durch ihre Reden mehr, als ihm die harten Bande wehe thaten. Namentlich drängten sie ihn mit der Lehre von der Brodverwandlung. Sie wollten ihn durch Schimpfen und Brüllen kleinmüthig machen, aber es gelang ihnen nicht. Weil die Priester durch Drohungen ihn nicht zum Wanken brachten, so kam einmal der Markgraf mit dem Schultheiß und Andern, den Gefangenen durch Schmeichelworte und Verheißungen zu gewinnen. Sie ersuchten ihn, sich an den Hof, um Gnade bittend, zu wenden. Wenn er auch nicht darauf eingehen wollte, so entschloß er sich doch endlich, an den Hof zu schreiben, aber nicht zu widerrufen, sondern ein Bekenntniß seines Glaubens abzulegen.

Alles dieses zusammen, die Gemüthsaufregung, die Nachwirkungen der Folter, das harte Gefängniß zogen ihm eine Krankheit zu. Er klagte seine Schmerzen und Leibesschwachheit seiner Frau, aber er konnte ihr auch schreiben: „Ich unterlasse nicht, mit der Gnade und Gütigkeit Gottes mich zu trösten, welcher alle Zeit bei mir ist und mich nimmermehr verlassen wird. Wenn ich den Trost nicht hätte, so verschmachtete mein Herz. Denn sonst bin ich jetzt sehr matt, schwach und voller Thränen worden." Endlich langte das Urtheil des königlichen Hofgerichtes an, es lautete auf Verbrennung. Als er davon gehört hatte, schrieb er einen überaus tröstlichen Brief an seine herzliebe Ehefrau, in dem es heißt: „Mein Tod ist nicht ein Tod, sondern eine Thüre und Eingang zum Leben. Verbrannt werden bringt mir keinen Schaden, weil ich nicht als ein Uebelthäter, sondern als ein Christ sterbe. Ich bitte Euch, meine Liebste, tröstet Euch im Herrn, er wird Euch nicht verlassen. Er bleibt bei Euch bis an's Ende. Will man Euch etwas Anderes lehren, so glaubet nicht. Das ist mein Testament und letzter Wille. Der Herr wolle Euch stärken!" Auch von seinem Mithelfer im Amte und von seiner Gemeine nahm er als ein treuer Hirte herzbeweglichen Abschied.

Dienstag den 3. October 1564 traten die Verordneten des Raths in's Gefängniß und sagten zu ihm: „Christoffel, Ihr müsset stracks mit uns gehen!" „Ich bin bereit, versetzte er, nicht blos mit euch zu gehen, sondern auch diesen Leib verbrennen zu lassen um der Wahrheit willen." Viel Volks hatte sich gesammelt. Auf der Straße wandte er sich an dasselbe und bezeugte: „Es soll sich Niemand verwundern, daß ich wie ein Dieb oder Mörder gebunden hingeführt werde. Es widerfährt mir dies um des Namens Christi willen. Also mußten von Anfang an alle Heiligen verfolgt werden und leiden." Aehnliches bezeugte er auch vor dem Gericht und wies die Richter auf den Richterstuhl Christi hin. Da fiel ihm der Schultheiß in die Rede. „Wir fragen dich nicht," sagte er, „nach deinem Glauben, sondern ob du heimlich geprediget habest." „Ja," antwortete er freimüthig, „es ist mir nur leid, daß ich es nicht öfter gethan habe." Der Schultheiß: „Wir verurtheilen dich nicht, sondern des Königs Gebot." Schmidt: „So sehet zu, daß euch des Königs Gebot an jenem schrecklichen Tage auch vertrete." Nach eröffnetem Todesurtheil wurde er wieder in das Gefängniß zurückgeführt. Unterwegs bezeugten ihm viele gutherzige Leute ihre Theilnahme, er tröstete sie. Kaum war er im Ge-

fängniß angekommen, so erschien ein Haufe von Mönchen und Priestern, die ihn verspotteten und beschimpften. Doch fehlte es ihm auch nicht an Trost. Namentlich gereichte ihm das Schreiben eines Gemeindegliedes zur Erquickung. „O wie ein seliger Mann seid Ihr," schrieb er unter anderm, „daß Ihr jetzt in die heilige Stadt Gottes, das neue Jerusalem eintreten werdet, da Gott alle Thränen von Euren Augen abwischen und Euch ewige Ruhe statt dieses zeitlichen Jammers verschaffen wird." Die Freudigkeit des Verurtheilten war so spürbar, daß sich Alle, die mit ihm noch in Berührung kamen, darob verwunderten. Auf die Bitte an die Besuchenden, ihn zu trösten, sagte eine Jungfrau: „Herr Christoffel, wer könnte Euch trösten? Ihr seid so freudig, daß Ihr mit Eurer christlichen Vermahnung und Eurem unerschrockenen Angesichte uns alle tröstet." Darauf sprach er: „Christus, der zur Rechten seines Vaters sitzt, welcher seine Arme ausstreckt, mich zu sich hinaufzurücken, überschüttet mich so reichlich mit dem Trost seines Geistes, daß ich's nicht genugsam aussprechen kann." Nachmittags um drei Uhr brachte man ihm das weiße Todtenhemd, wie es dort der Brauch war.

Schon des Nachts hatte sich viel Volks um das Gefängniß her gesammelt, weil man allgemein glaubte, daß man den Gefangenen des Nachts aus der Welt schaffen wolle. Das Volk sang Psalmen und geistliche Lieder. Am Morgen verabschiedete er sich von dem Kerkermeister, dessen Hausfrau und den Mitgefangenen und ermahnte sie zur Buße und Besserung des Lebens. Da erschien der Markgraf mit dem Schultheiß und den Dienern, alle zu Pferd. Auch der Scharfrichter kam in's Gefängniß, und nach der dortigen Sitte bat er auf den Knieen den Gefangenen um Verzeihung. Die Hände wurden ihm gefesselt, und so trat er seinen Todesgang an. Weil die Stadtdiener ihn fortrissen und auf das ihn umdrängende Volk hineinschlugen, sagte Herr Christoffel: „Ei, wie stellt ihr euch so unbescheiden? Ich folge euch doch wie ein Lamm, und ihr geht mit mir um, wie mit einem unvernünftigen Thier." So oft er konnte, ermahnte er das Volk, welches Aufruhr zu erheben im Sinne hatte. „Lieben Brüder," sagte er einmal, „ich bitte euch, meinetwegen nichts anzufangen. Ich bin gewiß, daß ich diesen Kelch trinken muß, wie ihn mir mein Vater beschieden hat." Als er Etliche aus der Gemeine sah, rief er ihnen zu: „Bleibet beständig bei der Lehre, die ihr durch meinen Dienst gelernt habt. Für das lautere Wort Gottes gebe ich jetzt meinen

Leib und Leben willig hin." Sie gingen darauf zu ihm tröstend: „Kämpfet tapfer, vielgeliebter Bruder, jetzt ist die rechte Zeit!" Der Markgraf, dies sehend, herrschte die Diener an: „Schlagt drauf, schlagt sie todt!" Endlich war der Zug auf dem Markt, dem Richtplatz, angekommen. Eben ließ sich der Märtyrer auf die Kniee, um zu beten, da stießen ihn die Stadtdiener und Hellebardiere mit Ungestüm auf den Holzstoß. Man band ihn mit einer Kette an die Pfosten und legte ihm einen Strang um den Hals, damit er nicht beten und das Volk anreden könnte. Kaum war das geschehen, so fing das Volk an, Psalmen zu singen. Die Henkersknechte hießen sie schweigen und schlugen auf sie ohne Ansehn der Person hinein. Das Volk, dadurch gereizt, warf mit Steinen nach den Dienern. Da wurde dem Markgrafen bange und begütigend sagte er: „Liebe Bürger, wir sind unschuldig an seinem Tode, des Königs Gebot thut's. Sehet zu, was ihr thut." Die Knechte flohen, bald auch der Markgraf mit dem Schultheiß. Die Leute aber liefen gegen den Holzstoß, rissen die Kette herunter, schnitten die Seile ab und wollten dem Blutzeugen helfen. Der Scharfrichter jedoch hatte ihm bereits mit einem eisernen Hammer den Kopf eingeschlagen, und ihm noch mit einem Dolche von hinten her einen Stich versetzt. Man sah ihn noch eine Zeit lang im Feuer die Hände zum Himmel emporheben, bis er endlich niedersank und, wie wir gewiß sind, seinen Geist selig in die Hände seines Heilandes gab.

Karl Friedrich Ledderhose in Neckarau bei Mannheim.

---

334. Wilhelm Hoseus.

11. März.

Das Jahr 1566 war eines der verhängnißvollsten für die Niederlande; denn in ihm erhob sich ein lange niedergedrücktes Volk für seine politische und religiöse Freiheit, die freilich erst nach einem schweren Kampfe errungen wurde. Grade in den Anfang des Jahres, mitten in die Gährung hinein, die mit einem Ausbruch drohte, fällt der Märtyrertod des Wilhelm Hoseus in Brüssel. Von seinen früheren Lebensverhältnissen wissen wir nichts; die Geschichte macht uns erst von dem Tage an mit ihm bekannt, an dem er gefangen gesetzt wurde. Dies hatte er sich dadurch zugezogen, daß er ein ihm damals geborenes Kind nicht

hatte taufen lassen. So glaubte man, gehöre er zu der wiedertäuferischen, wegen ihrer Excentricität damals am meisten gehaßten und verfolgten Secte, derjenigen, gegen welche auch Philipp die strengsten Maßnahmen geboten hatte. Vor den Inquisitor und den Ortsgeistlichen, Namens Adrian Smout geführt, wies er nun zwar nach, daß er kein Wiedertäufer, sondern ein Lutheraner sei, daß er einen Brief und Boten an einen Geistlichen in Honscot gesandt habe, um ihn zur Taufe seines Kindes kommen zu lassen. Er gewann aber durch diesen Nachweis nicht das Geringste; „ist er Lutheraner," meinte man, „ist's genug, ihn zu verbrennen, wenn er nicht widerrufen würde, was aber nach den schon gemachten Erfahrungen nicht zu fürchten sei." Die fanatische Geistlichkeit kannte, wie Philipp, kein besseres Mittel, die Ketzerei auszurotten, als Schwert und Scheiterhaufen.

Schon den folgenden Tag nach seiner Gefangennehmung ward er vor den genannten Adrian Smout und den Dekan de Renay zu einem genaueren Verhör geführt. Gefragt, was er von der Messe halte, erklärte er sich unumwunden dahin, daß er sie zugleich mit der katholischen Brodtverwandlungslehre verwerfe; sie sei nur eine „jüngere Erfindung der Kirche, die erst von dem Concil zu Constanz recht eindringlich empfohlen worden." Die in der Kirchengeschichte nicht sehr Bewanderten wußten darauf nichts zu antworten und nannten ihn nur einen halsstarrigen Ketzer, der das Tridentinum verachte, auf dem doch die gelehrtesten Männer der Christenheit versammelt gewesen seien. „Aber nicht die Deutschlands," war seine Antwort, „die von ihm wegblieben, weil sie auf diesem päpstlichen nicht durchzudringen und eine Abstellung der kirchlichen Mißbräuche durchzusetzen hoffen konnten." Das Gespräch ward hiebei abgebrochen; denn eben jetzt traten zwei Räthe ein, deren Sicheinmischen der Herr Dekan nicht gern sah. Denn diese gehörten zu der milden und freier gesinnten Volksparthei; statt über Glaubenssachen, unterhielten sie sich deshalb auch mit Hoseus nur über seine äußerlichen Lebens-Angelegenheiten, seine Frau, seine Kinder, wer sie getauft habe ꝛc., kurz sie zeigten eine wohlwollendere Gesinnung.

Um solche Einmischung zu beseitigen, ward er den 15. Februar zum Gerichtshofe der Kirche, der jedenfalls die inquisitorischen Verhöre fortsetzen sollte, und den 16. in ein Zimmer des Gefängnißlokales geführt, in welchem sich der Dekan, sein Rechtsbeistand und Johann Schenk, der Actuar des Gerichtshofes, befanden.

Unter der Zeit hatte aber Hoseus entschieden beschlossen, in keinem Artikel seinen Christum zu verleugnen und für ein kurzes Elend das ewige Heil zu verlieren. Noch nie war es ihm so um's Herz gewesen, den Herrn selbst durch seinen Tod zu verherrlichen, als grade jetzt. So trat er noch glaubensmuthiger als früher vor seine Richter. Der Dekan entfaltete eine große Anklageliste und warf ihm erstlich vor, daß er im Lande der Ketzer gewesen, mit Ketzern verkehrt und ihre Bücher gelesen habe, endlich selbst einer ihrer Anhänger geworden sei. Er fragte, ob dem nicht so sei? „Die, welche du Ketzer nennst, sind es nicht." „Die römische Kirche erklärt sie für solche, du also nicht?" „Keineswegs." „So ist dir die römische Kirche nicht die heilige." „Ich glaube das, was die alte Kirche geglaubt hat, die von den Aposteln durch die Predigt des h. Evangeliums begründete, die auch in ihrer Reinheit einige Zeit bestanden." „Ja, aber auch noch in ihr fortbesteht, denn der heilige Petrus hat sie begründet; ihm sind aber die Päpste gefolgt in ununterbrochener Reihenfolge bis auf den jetzigen, Pius V." „Es ist ein solcher Unterschied zwischen der alten und der heutigen Kirche, wie zwischen Tag und Nacht. Die Lectüre der Schrift, des Evangeliums und der Briefe der Apostel beweist das klar und deutlich." „Woher weißt du, welches die wahre Kirche ist?" „Das ist sie, in welcher das Evangelium rein gepredigt und die Sacramente recht nach dem Worte und Befehle des Herrn verwaltet werden, ohne davon hinzu oder hinweg zu thun." „Glaubst du denn, daß das jetzt anders geschieht?" „Allerdings, denn eure Lehre ist voll Aberglauben, Lügen, Falschheiten und Blasphemien gegen das Wort Gottes; eben so sind die Sacramente durch euch verfälscht und ohne Gottes Befehl mit beliebig eingeschmuggelten vermehrt worden." „Glaubst du denn nicht, daß Christus im Sacrament der Messe gegenwärtig ist, wenn das Brodt eingesegnet worden?" „Ich halte die Messe nicht für ein Sacrament, Sacramente ohne den Befehl des Herrn sind mir keine Sacramente. Wo man etwas hinzuthut oder hinwegnimmt vom Worte Gottes, da ist die Reinheit desselben dahin." In diesem Tone verlief das weitere Verhör, in welchem Hoseus zuletzt die meisten katholischen Lehren, wie die vom Fegefeuer, den Wallfahrten, den Todtenmessen, den Bildern, den Sacramenten, dem Weihwasser, dem Fasten, den Mönchsgelübden ꝛc. als offenbare Mißbräuche und Erfindungen des Satans zur großen Unehre und zum großen Verderben der Kirche erklärte. Solche Entschiedenheit erbitterte natürlich seine Gegner,

und dies zwar um so mehr, als sie sich durch seine klare Einsicht in die evangelische Wahrheit und die Lutherischen Glaubenssätze in große Verlegenheit gesetzt und nicht selten in ihrer Unwissenheit bloß gestellt sahen. So war jetzt nicht mehr an eine Freilassung desselben zu denken; der ergrimmte Dekan drohte ihn sofort dem weltlichen Arm zu übergeben. In der That sollte er schon den nächsten Sonnabend den Flammentod erleiden; man beschloß jedoch bei ruhigerem Blute, noch die Rückkehr des Inquisitors abzuwarten und die Offenheit des Mannes zu noch klarerer Offenbarung seiner Ketzereien auszubeuten, um ihn mit voller Berechtigung dem Scheiterhaufen übergeben zu können. So kamen nach acht Tagen Schenk der Aktuar, der Official, Jacob de Velde, Prior der Augustiner, und Anton Ganspoel, Kapellan des Bischofs, noch einmal zu ihm, angeblich um ihn zu belehren und wieder auf den rechten Weg zurückzuleiten, in der That aber, um ihn zu noch bestimmterer Erklärung seiner abweichenden Ansichten über die Messe, über alle Sacramente der katholischen Kirche zu veranlassen. „Eure Absolution," bemerkte Hoseus, „ist kein äußeres Zeichen, die Ehe hat keine Verheißung der Sündenvergebung, die Oelung war eine Gnadengabe, eine Gabe der Heilung zur Apostelzeit, eure Firmelung ist nur ein leeres unkräftiges Schaustück." Kurz er erwies sich so als einen überzeugungstreuen Lutheraner und unerschütterlichen Anhänger des wohlgekannten Schriftwortes, daß sie mit dem Worte: „Er hat den Teufel" von ihm schieden.

Schon nach drei Tagen kehrte der Dekan mit der Verdammungsakte zu ihm zurück. Der Form halber fragte er noch einmal bei ihm an, ob er nicht unterdeß seinen Sinn geändert habe und von der jungen, erst 50 Jahre alten Ketzerei abstehen wolle? „Wo ist eure Kirche," rief er, wie siegreich aus, „wo ist sie vor einem Luther und Zwingli 2c. und wo ist ihr Haupt? Wir haben die ununterbrochene Reihenfolge der Päpste seit Petrus für uns, wir haben ein wahres Kirchenoberhaupt, das sie leitet und regieret, das die Macht hat, ein Concil zu berufen, wenn es gilt, sie zu beruhigen und Irrlehren zu beseitigen, wie das Concil zu Trient." „Aber ich," antwortete Hoseus, „habe gelesen, daß Ein Concil verdammt hat, was das andere beschlossen; ich möchte deshalb um keinen Preis meinen Glauben darauf bauen, namentlich auf ein solches, wohin Rom seinen Geist in Pergamentrollen sendet. Christus ist unser einziges Oberhaupt, unser einziger Glaubensgrund und Seelenhirt." Auf die Anerkennung des Tridentinums

wurde aber damals so großes Gewicht gelegt; Hoseus machte sich also einer großen Ketzerei schuldig.

Es waren noch andere Ketzer zu verhören; so ward er erst den 2. März 1566 durch den Inquisitor am geistlichen Hof von Brüssel verdammt und als ein verstockter Ketzer von der römischen Kirche abgetrennt und ausgeschieden. Ruhig und freudig vernahm Hoseus sein Verdammungsurtheil und überließ die Strafe seiner ungerechten Richter dem starken und gerechten Gotte. Mit ihm zugleich wurde ein gewisser Baudouyn Dommissents aus dem Gefängniß zur Schlachtbank geschleppt. Seine Frau und seine Kinder, die auch mit in's Gefängniß geworfen worden waren, breiteten noch ihre mit Ketten geschlossenen Hände gegen ihn aus und trösteten den Gatten und Vater; es war ein herzzerreißender Anblick, der allen Umstehenden Thränen entlockte. Am Gerichtsplatz angekommen, ermahnten sie sich gegenseitig zur Standhaftigkeit und Treue, und standhaft und treu übergaben sie unter heißem Gebete ihre Seelen im Flammentode dem Herrn den 11. März 1566.

E. F. Gelpke in Bern †.

---

335. Wilhelm von Oranien.

10. Juli.

Eine Perle in der strahlenden Krone, welche auf dem Haupte Kaiser Karl's V. ruhte, waren die siebzehn niederländischen Provinzen, die seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts mit der habsburgischen Weltmonarchie vereinigt waren.

In den zahlreichen und wohlbefestigten Städten des Landes wohnte eine strebsame und fleißige Bevölkerung, die durch Geschicklichkeit in allerlei Gewerk, durch fleißige Handelschaft und durch den Besuch trefflich eingerichteter Schulen zu Reichthum und Bildung gekommen war.

Die reformatorischen Bestrebungen des funfzehnten Jahrhunderts hatten daher von Anfang an in den Niederlanden einen solchen Anklang gefunden, daß, als urplötzlich im sechszehnten Jahrhundert die reformatorische Bewegung wie mit Sturmesbrausen durch die Völker des Abendlandes hinfuhr, dem Evangelium in den Niederlanden bereits vieler Orten — und nicht blos in den Klöstern der Augustiner — die Thür aufgethan war. Luther's verdeutschte Bibel wurde alsbald in das Niederdeutsche übersetzt

und fleißig gelesen; und nicht lange nachher begannen sich hier und da, namentlich in den Städten, kleine evangelische Gemeinden zu sammeln. Dabei drang die reformatorische Strömung mit Calvinischem Gepräge vorzugsweise von Frankreich her in die Provinzen herein. Doch fehlte es auch nicht an Lutherischen Elementen, welche aus Deutschland herüberkamen.

Kaiser Karl V., zu Gent geboren, war seinen niederländischen Provinzen mit besonderer Gunst zugethan. Aber gerade darum glaubte er, was er in Deutschland vergebens anstrebte, — nemlich die Reinigung seines Reiches von dem Schmutze der Ketzerei — in den Niederlanden um jeden Preis erzielen zu müssen. Darum ließ Karl die Bekenner des Evangeliums in den Niederlanden zu Hunderten und Tausenden hinwürgen. Als schon zahllose Opfer gefallen waren, begann die Inquisition des Kaisers ihre bis dahin erfolglos gebliebene Blutarbeit im J. 1550 mit noch grausigerer Strenge auf's Neue. Nach dem Edikt vom 25. September d. J. sollten alle Ketzer am Leben bestraft, Wiedertäufer und Rückfällige lebendig verbrannt, ketzerische Weiber lebendig begraben, die Köpfe der Gemordeten auf Pfähle gesteckt, ihr Vermögen confiscirt werden u. s. w.

Zwei Jahre später erfolgte der Passauer und hernach der Augsburger Religionsfriede. Der Kaiser sah ein, daß sein Ringen nach Herstellung einer wahrhaft katholischen Weltmonarchie erfolglos sei. Er war müde geworden. Grade vier Wochen nach der Bestätigung des Religionsfriedens auf dem Reichstage zu Augsburg, nemlich am 28. October 1555, saß der Kaiser in der Hauptstadt Brabants auf seinem Thronsessel, umgeben von den Großen des Landes und legte die Regierung desselben in die Hand seines Sohnes Philipp nieder.

Die Geschichte fast aller Völker berichtet uns über einzelne Fürsten, welche als Tyrannen über dieselben geherrscht haben, und diesen Tyrannen zählt die Geschichte auch Philipp von Spanien zu. Aber unter der großen Zahl dieser Völkerquäler, wenigstens in der neueren Geschichte, hebt sich Philipp doch wieder als Erscheinung ganz besonderer Art hervor. Denn während die Geschichte von allen anderen Regenten, die sich durch erbarmungslosen Rigorismus und schrankenlose Willkür ihres Regimentes kennzeichneten, immer doch noch einzelne Charakterzüge zu berichten weiß, durch welche eine edlere Menschlichkeit hindurchschimmerte, läßt uns dieselbe an Philipp auch nicht den geringsten Zug erkennen, welcher

das Bild des grausigsten Tyrannen, den ein christliches Volk je gesehen, einigermaßen freundlicher zu gestalten vermöchte.

Noch im J. 1555 erneuerte Philipp das schreckliche Ketzeredikt Karl's V. von 1550. Es war der Wille des Tyrannen, die Ketzerei in den Niederlanden durch Vertilgung der Ketzer zu vertilgen.

Ueber die Schwierigkeiten, welche der Ausführung dieses Planes im Wege standen, täuschte sich Philipp allerdings nicht. Er sah ein, daß er hierzu vor Allem nach Außen hin Ruhe haben müsse, weshalb er einem Kriege mit Frankreich, in welchen er verwickelt war, so rasch als möglich ein Ende zu machen suchte. — Lamoral Graf von Egmont, Prinz von Gavern, hatte im August 1557 bei St. Quentin und bei Gravelingen die französischen Heere auf's Haupt geschlagen. Statt jedoch die hiermit gewonnenen Vortheile auszubeuten beschloß Philipp die Hand zum Frieden zu bieten. In seinem Namen stellte der berüchtigte Bischof von Arras, Granvella, ein kalter, schlauer, scharf blickender Diplomat, an dem kein Haar geistlich war, dem Cardinal von Lothringen bei einer Zusammenkunft zu Peronne vor, daß die Vertilgung der Ketzer eine pflichtmäßige, gemeinsame Angelegenheit der Monarchen von Spanien und Frankreich sein müsse, und leitete hiermit Verhandlungen ein, welche hernach von dem Herzog von Alba unmittelbar mit dem König Heinrich II. von Frankreich weitergeführt wurden. Infolge dessen kam mit einigen andern Großen des Landes, um für die pünktliche Vollziehung der vereinbarten Friedensbedingungen persönliche Bürgschaft zu übernehmen, auch Wilhelm von Oranien an den französischen Hof. — König Heinrich glaubte ihn als einen der vertrautesten Mitwisser der Gedanken und Pläne seines Königs ansehen zu dürfen und trug daher kein Bedenken, bei einem Zusammentreffen mit ihm auf der Jagd im Walde von Vincennes sich über einen von ihm mit dem Herzog von Alba entworfenen Plan auszusprechen. Wilhelm von Oranien erfuhr hier mit Schrecken, daß es sich um nichts Geringeres als um eine sicilianische Vesper handelte, durch welche die Häupter der Protestanten in beiden Reichen an Einem Tage vernichtet werden sollten. Die Ausführung des grausigen Planes wurde durch den Splitter vereitelt, der in einem Turniere zu Paris von der Lanze Montgomery's in das Auge Heinrich's II. fuhr und dem Leben desselben ein Ende machte; aber dennoch war dieser Plan von weltgeschichtlicher Bedeutung, indem zunächst durch ihn Wilhelm von Oranien angeregt wurde eine Bahn zu betreten, auf der er sich

allmählich dazu gedrängt sah den Kampf mit einer gleichzeitig den ganzen Westen Europas bedrohenden Reaction gegen das neuere Kulturleben der Völker zu wagen und ebenso der Retter des Protestantismus in den Niederlanden wie der Begründer des gegenwärtigen niederländischen Staates als eines Hortes religiöser und politischer Freiheit zu werden.

Im schönen Thale der Dill, welche sich bei Wetzlar in die Lahn ergießt, liegt das Städtchen Dillenburg mit den weitschauenden Trümmern seines längst verwüsteten Schlosses. Hier hat Wilhelm im April 1533 als ältester Sohn des Grafen Wilhelm des Aelteren von Nassau-Dillenburg und der zweiten Gemahlin desselben Juliane von Stollberg zuerst das Licht der Welt erblickt. Schon als Knabe erbte er (1544) von seinem Vetter Renatus das souveräne Fürstenthum Orange. Seine Erziehung wurde der Königin Maria von Ungarn, einer Schwester des Kaisers Karl, die als Statthalterin der Niederlande in Brüssel residirte, anvertraut. Sein eigentlicher Führer war hier ein Bruder Granvella's, des Bischofs von Arras. So geschah es, daß Wilhelm, der Sohn eines entschieden evangelischen Vaters, im katholischen Glauben erzogen ward.

Unter den zahlreichen jungen Cavalieren, welche am Hofe zu Brüssel lebten, machte sich der stattliche Oranier durch seine hervorragenden Talente und praktischen Fertigkeiten bald bemerklich. Der Kaiser wurde auf ihn aufmerksam und überhäufte ihn mit Gnaden und Beweisen des Vertrauens, welche er sowohl als kommandirender General wie als diplomatischer Agent zu rechtfertigen wußte. Nach Karl's Rücktritt sah sich Wilhelm — kaum zwanzig Jahre alt, — durch König Philipp zur Würde eines Statthalters von Holland, Seeland und Utrecht erhoben.

Schon damals war die Stellung des Prinzen zu Brüssel eine hervorragende; denn die Gaben, welche einen Menschen befähigen können, Gemüther zu beherrschen und sich zum Herrn der Situation zu machen, eigneten ihm in ungewöhnlichem Maße. Scharfen Verstandes sah er tief in die Gedanken und Bestrebungen seiner Umgebung hinein, in welcher er sich allezeit mit einer unverwüstlichen Heiterkeit und Bonhommie, aber auch mit einer Sicherheit und Reserve bewegte, welche ihm den Beinamen des „Schweigsamen" eintrug. Er war Cavalier und Hofmann im vollsten Sinne des Wortes. In den Salons des kaiserlichen Palastes zu Brüssel sah man ihn sich gern und in feinster höfischer Gesittung bewegen. Dabei gefiel es ihm in seinem Auftreten den reichbegüterten Fürsten

sehen zu lassen. Er umgab sich mit einem Hofstaat, in welchem deutsche Edelleute erschienen. Er liebte den Luxus und Glanz, der seinem Stande gebürte, und opferte für denselben mehr als seine Mittel ihm erlaubten, — nicht blos da, wo er als Botschafter seinen Herrn zu vertreten hatte, sondern auch in seinem Hause, wo man allezeit die leckerste Bewirthung fand. Geraume Zeit konnte er Schulden machen, ohne sich viel darum zu kümmern. — Religiöse Interessen waren ihm fremd. Man kann sagen, daß er bis zu einem gewissen Zeitpunkt seines Lebens religiös ganz indifferent war. Er kannte damals überhaupt keine anderen Interessen als die des gewandten und feinen Staatsmannes, der gerne an einflußreichster Stelle steht und zur Erreichung seiner Zwecke die Mittel gradeso gebraucht, wie sie sich ihm darbieten. — Einen neuen Inhalt gewann das innere Leben des Oraniers erst allmählich, seitdem derselbe im Verlaufe und Gedränge seines äußeren Lebens die Aufgabe erkannte, die er in demselben lösen sollte.

Die erste Ahnung dieser Aufgabe dämmerte dem jugendlichen Prinzen im Park zu Vincennes auf.

Als Wilhelm von da nach Brüssel zurückkam, war König Philipp bereits entschlossen die Niederlande zu verlassen. Auf einer Versammlung der Stände zu Gent stellte er die Forderung einer Nachsteuer von drei Millionen. Die Stände bewilligten die Forderung, jedoch unter der Bedingung, daß die willkürlich in den Niederlanden eingelagerten spanischen Truppen entfernt würden. Zur Unterstützung der von allen Provinzen ausgesprochenen Bitte wiesen die Großen des Landes — an ihrer Spitze Wilhelm von Oranien, Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, Graf Egmont, Statthalter in Flandern und Artois und Graf von Hoorn, Admiral in Flandern — auf die Widerrechtlichkeit der Einlagerung fremder Truppen in Holland und auf die unerhörten Gewaltthätigkeiten hin, welche sich dieselben an den Unterthanen erlaubten. — Der König sah sich genöthigt, scheinbar den Ständen nachzugeben, schiffte sich nach Spanien ein — um die Niederlande nie wieder zu sehen, und die von Ignatius Loyola beichtväterlich erzogene, und mit der machiavellistischen Politik des Königs wohlvertraute, übrigens nicht urtheilslose, zuweilen auch einer besseren Regung fähige Halbschwester Philipp's, Margaretha von Parma, übernahm das Regiment. Zu dem ihr beigegebenen Staats-, Privat- und Finanzrath gehörten allerdings auch Wilhelm von Oranien und dessen beiden Freunde, die Grafen Egmont und Hoorn; aber als

die eigentlichen Rathgeber der Margaretha hatte der König den eminenteſten Vertreter des abſolutiſtiſchen Regierungsſyſtems, den Biſchof Granvella (ſeit dem 24. Februar 1561 Cardinal), ſowie den Grafen Berlaymont und den gewandten Rechtsgelehrten Viglius Aytta von Zuichem (Präſident des Privatraths und Mitglied des Staatsraths) — beide dem Prälaten rückhaltlos ergeben, — autoriſirt. Zugleich hatte er Margaretha und Granvella im Geheimen angewieſen, — mit Nichtachtung der wohlverbrieften Freiheiten und Rechte der Provinzen — die ſpaniſchen Garniſonen aus den niederländiſchen Städten nicht zu entfernen, die allgemeine Ständeverſammlung ſo ſelten als möglich einzuberufen, die geforderten Summen den einzelnen Provinzen aufzuerlegen und gegen die Ketzer mit der ſchonungsloſeſten Strenge zu verfahren.

Dieſer letzte Punkt war es, auf deſſen Durchführung es dem König und dem Prälaten vor Allem ankam. Die Verwirklichung eines ſchon von Kaiſer Karl vorbereiteten Projekts ſchien hierzu überaus förderlich zu ſein. Längſt hatte man nemlich eingeſehen, daß die vier in den Niederlanden beſtehenden Diöceſen für die Wirkſamkeit des biſchöflichen Amtes zu groß ſeien. Eine Verkleinerung und Vermehrung der biſchöflichen Sprengel war allerdings Bedürfniß und im Einverſtändniß mit der römiſchen Curie, welche durch eine Bulle vom 12. Mai 1559 die Diöceſanverhältniſſe der Niederlande neu regulirte, wurden daher zu den beſtehenden noch vierzehn neue Biſchofsſitze hinzugefügt und mit den Einkünften mehrerer ſehr reicher Abteien dotirt. Die alsbald ernannten neuen Biſchöfe erhielten nun die Weiſung in ihren Sprengeln die Inquiſition durch beſondere Organe auf das Strengſte durchzuführen.

Auf die öffentliche Meinung wirkte dieſe Neuerung aber in der ſchlimmſten Weiſe ein, indem ſie in allen Ständen und Schichten des Volkes als eine nur im Intereſſe der Inquiſition angeordnete Gewaltmaßregel und als eine Revolution von Oben aufgefaßt wurde. Die alten Biſchöfe klagten darüber, daß man ihr Gebiet und Einkommen willkürlich geſchmälert habe; die Aebte zürnten über die unbefugte und ſtiftungswidrige Verwendung ihrer Stiftseinkünfte; die Edelleute äußerten ſich unwillig darüber, daß der Stand der Biſchöfe nun zu einer den Einfluß des Adels auf den Landtagen beeinträchtigenden Numeroſität gebracht ſei und das Volk wehklagte über die Ströme von Blut, welche die jetzt ſo vielköpfige Hyder der Inquiſition an allen Orten fließen laſſe. Der Staatsſtreich des Königs ſchien bereits eine allgemeine Auf-

lösung der alten Ordnung der Dinge eingeleitet zu haben. Schon jetzt erhob sich das Volk und wehrte in vielen Diöcesen den neuen Bischöfen den Einzug.

Inzwischen hatte der Lauf des Protestantismus im Lande trotz aller Schlächtereien der Inquisition seinen Fortgang. Von Genf her brachten viele junge Edelleute, welche dort studirt hatten, evangelische Erkenntniß mit; von Frankreich her wurden Prädicanten in das Niederland gesandt; in Antwerpen ließen sich 1562 nach der Schlacht bei Vassy zahlreiche flüchtige Hugenotten nieder. Die Calvinische Richtung verstärkte sich daher mehr und mehr. Ein von dem wallonischen Prediger Guido de Bres in Gemeinschaft mit Andern verfaßtes Bekenntniß wurde 1561 nach einem Gutachten der Genfer Prediger revidirt und dem König Philipp übersandt. Im Heldenkampfe des Märtyrerthums mit der spanischen Inquisition begann sich daher jetzt (während die gottesdienstlichen Versammlungen noch in Wäldern und anderen Schlupfwinkeln gehalten wurden), die Kirche der Evangelischen in den Niederlanden auf presbyterial-synodalet Grundlage nach dem Muster des Genfer Kirchenwesens zu organisiren. Die Artikel einer am 1. Mai 1564 zu Antwerpen versammelten Synode enthielten bereits eine vollständige Kirchenordnung im Sinne des Calvinismus.

Von dieser stillen, großentheils ganz geheim fortschreitenden evangelischen Bewegung, welche durch fast alle Städte des Landes hinging, war aber die überall laut und stürmisch hervortretende Erbitterung über die Inquisition und über Granvella, der als die Seele der spanischen Tyrannei galt, wohl zu unterscheiden. Unter den Spitzen der Landesvertretung ragte schon jetzt der Prinz von Oranien als das Haupt einer gegen die spanische Tyrannei sich energisch erhebenden Fraction des Adels hervor. Ihm zur Seite standen die Grafen Egmont und Hoorn. An dieses Triumvirat schlossen sich an die Grafen Hoogstraeten, Meghem, Arenberg, Ernst von Mansfeld, ferner der Marquis von Berghes, der Baron von Montigny, Heinrich von Brederode u. v. A. Dringend bat der Oranier mit den beiden Grafen den König in einem Gesuche vom 11. März 1563 um Entfernung Granvella's von seinem Posten, und hielt sich sogar, als der König das Gesuch nicht gewähren wollte, ein ganzes Jahr hindurch von dem Staatsrath fern, bis es endlich im März 1564 gelang die Abberufung Granvella's aus den Niederlanden zu erwirken.

Allein nach wie vor setzte die Inquisition ihre Blutarbeit fort;

die Tridentiner Concilbeschlüsse, welche die Verdammung und Verfolgung der Ketzer decretirten, wurden trotz des heftigsten Widerspruchs des Prinzen von Oranien und des Adels publizirt und die zunehmende Verwickelung und Verwirrung der Verhältnisse führte endlich zu einer solchen Gefährdung nicht blos der Wohlfahrt der Einzelnen sondern auch des Staates, daß eine große Anzahl von Edelleuten des Landes schließlich, um die äußerste Gefahr abzuwehren, zu einem Bündniß, Compromiß genannt, zusammentraten. Der eigentliche Stifter desselben war der ritterliche und geistig hochgebildete Philipp von Marnix, Herr von Aldegonde, der in Genf studirt und dort die Wege zum evangelischen Glauben gefunden hatte. In der Bundesakte wurde erklärt: da ein Haufe von Ausländern, die für ihre Herrschsucht und ihren Geiz die katholische Religion zum Vorwand gebrauchten, den König wider seinen Eid und wider die den Unterthanen gewährte Hoffnung beredet habe, die strengen Strafbefehle sogar zu schärfen und die Inquisition mit Gewalt einzuführen, so hätten sie, Lehnsleute des Königs und Edelleute des Landes ein heiliges Bündniß schließen müssen, durch welches sie sich mit einem Eide verbindlich gemacht, die Einführung der Inquisition nach ihrem Vermögen zu hindern. Zugleich wollten sie aber auch hoch und theuer bezeugen, daß sie nichts vorhätten, was wider Gottes Ehre, des Königs Dienst und des Landes Wohlfahrt sei.

Die Regentin erschrak, als sie die Verbündeten, etwa 400 an der Zahl, alle schwertumgürtet am 5. April 1566 in langem Zuge vor ihrem Pallast (wo Berlaymont sie als „Bettler", Geusen verspottete) erschienen und ihr vor Allem auf Beseitigung der Religionsedikte gerichtetes Begehren vortrugen.

Dieses imposante Auftreten des Adels mußte verhängnißvoll werden. Der Oranier hatte dieses vorausgesehen; er hatte vor dem für den 5. April beschlossenen Schritt gewarnt; er hatte auch den Compromiß nicht unterschrieben. Er wollte kein gewaltthätiges oder zu neuen Verwickelungen führendes Vorgehen. Als Haupt des Adelsbundes wollte er die Interessen desselben so vertreten, daß er seine Pflicht als Staatsbeamter in keiner Weise verletzte. Das war aber sehr schwer, und die Ereignisse drängten ihn weiter.

Auf einer Versammlung zu St. Trond im Juli 1566 kam eine förmliche und feierliche Verbrüderung des Adels mit den Protestanten zu Antwerpen (die seit etwa vier Wochen ihre Ver-

sammlungen öffentlich zu halten pflegten) zu Stande. Hierin aber erkannte der Prinz eine höchst bedenkliche Gefahr. Die Calviniſten waren ihm zu ſtürmiſch und radical. Mit den Anhängern der Augsburgiſchen Confeſſion glaubte er ſchon eher gehen zu können. — In dieſem Sinne ſprach ſich der Prinz noch in ſeinen Briefen an die Verbündeten, vor Ueberſtürzung warnend, aus, als der durch die Inquiſition erweckte, und durch die Predigt von der Abgötterei des Bilderdienſtes und vom Truge der Transſubſtantiation noch geſteigerte Groll des Volkes im Auguſt 1566 von Niederflandern her in einer wilden bilderſtürmeriſchen Erhebung der Maſſen hervortrat, welche die Kirchen verwüſteten, Altäre und Bilder zerſchlugen, Geld und Koſtbarkeiten raubten, die Meßbücher und Paramente verbrannten und an der Hierarchie ſelbſt ein ſchreckliches Strafgericht zu vollziehen drohten.

Auf's Neue hatte es der Prinz erkannt, daß der religiöſe Fanatismus der Ruin des Staates ſein werde, weshalb er jetzt nicht allein für Beſeitigung der Inquiſition, ſondern für Gleichberechtigung der Confeſſionen auftrat. Im November 1566 ließ er von Utrecht aus eine Denkſchrift an die Stände der Provinz Holland ergehen, in welcher er als das beſte Mittel zur Herſtellung der Ruhe, Freiheit der Religion oder doch Geſtattung der Augsburgiſchen Confeſſion, oder wenigſtens Freiheit des Privatexercitiums der Proteſtanten forderte. — Von da an war „Toleranz" ſein Loſungswort.

Die Regentin dagegen beſchloß jetzt in andrer Weiſe zu verfahren. Aus der Bilderſtürmerei, welche viele Mitglieder des Compromiſſes ſcheu gemacht hatte, glaubte ſie mit Recht politiſches Kapital ſchlagen zu können. Es ſollte jetzt mit der Bändigung des Adels und des Landes Ernſt gemacht werden. Alle proteſtantiſchen Gottesdienſte wurden unterſagt, und wo ſie dennoch vorkamen, geſprengt, in die Städte wurden ſpaniſche Garniſonen eingelagert, die Bethäuſer der Proteſtanten wurden niedergeriſſen, aus dem Gebälk derſelben wurden für die Proteſtanten Galgen gebaut, und alle Ritter vom Orden des goldenen Vließes wurden aufgefordert, eidlich zu erklären, daß ſie dem Könige gegen Jedermann treu dienen und daß ſie allen mit dieſem Eide im Widerſpruch ſtehenden Verbindungen entſagen würden. — Egmont leiſtete den Eid, und mit ihm die andern; aber der Oranier verweigerte denſelben.

Für den Prinzen, der durch ſeine geheimen Commiſſare am

Hofe des Königs über die Intentionen desselben allezeit auf das Genaueste unterrichtet war, war jetzt die Stunde der Entscheidung gekommen. Der Compromiß hatte schon vor dem Ablauf des Jahres 1566 seinen Halt verloren; Graf Egmont, der Eitle und Wankelmüthige, hatte sich für die spanischen Interessen gewinnen lassen. In seiner bisherigen Stellung isolirt sah sich der Prinz jetzt zu den protestantischen Gemeinden hingedrängt. Er erkannte die Solidarität seines bisherigen und des von diesen vertretenen Interesses, und sah ein, daß ihm die Aufgabe zugefallen war, die politische Freiheit der Niederlande in der religiösen Freiheit derselben zu verfechten. Erst späterhin leuchtete es ihm ein, daß ein solcher Kampf, siegreich durchgeführt, zur Begründung eines ganz neuen Staatswesens führen müsse. Einstweilen blieb seine Stellung zum Könige dieselbe, die sie bis dahin gewesen war. Aber außer Stande, der rohen Vergewaltigung des Landes sich entgegenstemmen zu können, legte er seine amtliche Stellung nieder und zog am 22. April 1567 nach Deutschland in die Heimath. An den König hatte er vorher ein Schreiben gerichtet, worin er denselben versicherte, daß er nie aufhören werde, im rechten Dienste für Seine Majestät Leib und Leben zu wagen.

Der Tyrann spottete solcher Kundgebungen einer sittlichen Loyalität; denn seine Zuversicht beruhte auf den 10,000 spanischen und italienischen Soldaten, welche der grimme Herzog von Alba im Sommer 1567 in die Niederlande führte.

Von Egmont an der Grenze empfangen und bewillkommnet traf Alba im August in Brüssel ein, wo er, alle Rechte und Freiheiten der Stände mit Füßen tretend, den „Rath der Unruhen", den vom Volke sogenannten „Blutrath" einsetzte, und die 18,600 Hinrichtungen, deren er sich später rühmte, beginnen ließ. — Die Häupter der beiden (tückischer Weise nach einem fröhlichen Gastmahle verhafteten) Grafen Egmont und Hoorn fielen im folgenden Jahre (5. Juni 1568) unter dem Beile des Scharfrichters auf dem Markte zu Brüssel.

Wilhelm von Oranien, auf welchen es Alba vorzugsweise abgesehen hatte, war schon unter dem 19. Januar 1568 durch ein Mandat des Blutraths aufgefordert worden, sich vor demselben zu sistiren. Für den Fall seines Nichterscheinens war ihm die Strafe ewiger Verbannung und der Confiscation seiner Güter angekündigt. Der Vorgeladene erschien natürlich nicht, indem er in der Lage war als souveräner Fürst und Ritter des Ordens vom gol-

denen Vließ die Competenz des „Rathes der Unruhen" bestreiten zu können. Dafür ließ Alba alle seine in den Provinzen gelegenen Besitzungen confisciren und seinen erstgeborenen Sohn, der in Löwen studirte, verhaften und nach Spanien abführen.

Ein Edikt vom 16. Februar 1568, welches der Blutrath publicirte, war so beschaffen, daß sich nach demselben fast alle Niederländer als des Hochverraths und der Ketzerei schuldig und dem Inquisitionsgericht verfallen ansehen mußten. Während daher in den Provinzen das grausigste Würgen begann, wanderte fast die ganze reformirte Bevölkerung des Landes aus. In den nördlichen Provinzen waren daher viele Städte ganz verödet. Gleichzeitig bewirkte es in den südlichen Provinzen sowohl die Abneigung der Wallonen gegen die eigentlichen Holländer als die Umtriebe des katholischen Adels, daß das protestantische Leben hier fast ganz erstarb.

Inzwischen war der Prinz von Oranien, nachdem er eingesehen hatte, daß nur die Gewalt der Waffen den Niederlanden helfen könnte, rastlos thätig, um den Kampf für die Befreiung der Provinzen vorzubereiten. Dabei dachte derselbe jedoch nicht im Entferntesten an eine Losreißung der Niederlande von der Monarchie Philipp's II.; nur der Befreiung derselben von der Inquisition und von der Willkürherrschaft der Regentin, also nur der Herstellung eines verfassungsmäßigen Regiments sollte sein Kampf gelten.

Mit zwei starken Heerhaufen, welche in Deutschland gesammelt waren, drangen nun Wilhelm und dessen Bruder Ludwig in die Niederlande ein. Auch schien das Kriegsglück anfangs den Waffen Oranien's günstig zu sein; aber schon nach wenigen Wochen war Alles verloren, — nur nicht Wilhelm's Vertrauen zu seiner Sache. Sein Bruder wurde geschlagen, und er selbst wurde auf die französische Grenze gedrängt.

Bald aber fand die Sache der Freiheit einen neuen Stützpunkt, auf den der Prinz neue Hoffnungen gründen konnte. Viele nach England ausgewanderte Niederländer setzten nemlich durch die Noth gedrängt, den Kampf gegen die Spanier zur See im Kleinen fort. Im Grunde war es nichts Anderes als Seeräuberei, was diese „Meergeusen" trieben. Aber der Prinz erkannte es alsbald, welche Erfolge grade zur See den Spaniern gegenüber erzielt werden könnten. Er sammelte die Schiffe der Meergeusen zu einer Flotte, stellte ihr Kaperbriefe aus und ernannte den

Grafen Wilhelm von der Mark zu ihrem Befehlshaber, der auch so glücklich war, am 1. April 1572 Briel, den Schlüssel von Holland, in seine Gewalt zu bringen.

Auf die Stimmung der niederländischen Bevölkerung machte dieses Ereigniß einen entscheidenden Eindruck. Fast alle nördlichen Provinzen erhoben sich jetzt, und stellten sich unter das Panier des Oraniers, den sie als Statthalter des Königs proklamirten. Wilhelm zog daher im Sommer 1572 mit einem Heere von 25,000 Mann über den Rhein und es begann nun ein Heldenkampf, in welchem der Prinz mehr als einmal an den Rand des Abgrundes gedrängt, aber immer, wie ihn die Denkmünzen darstellen, „saevis tranquillus in undis" erschien, und nach jedem schweren Schlag, der ihn traf, sich immer wieder in ungebrochener Heldenkraft aufrichtete, um den Feind die Wucht seines Armes auf's Neue fühlen zu lassen.

Indem in den ersten Jahren des Kampfes (bis 1575) immer noch die monarchische Autorität Philipp's über die Niederlande als selbstverständlich galt, so erschien derselbe recht eigentlich als ein Kampf um das Gut der Religionsfreiheit, — und zwar nicht blos zu Gunsten der reformirten Confession oder des Protestantismus, sondern der Religion überhaupt. Als persönliche Verkörperung dieser Idee christlicher Toleranz stand allerwege der Prinz von Oranien da, — namentlich zur Zeit, als er (1573) sich öffentlich vom Katholicismus lossagte und das reformirte Bekenntniß annahm.

Die glänzendsten Resultate schien der Prinz im Jahre 1576 zu erzielen, als der Nachfolger des Herzogs von Alba (seit 1573), der in den südlichen Provinzen kommandirende Statthalter Don Luis de Requesens gestorben war. Da den spanischen Soldaten kein Sold ausgezahlt wurde, suchten sich dieselben durch Plünderung des Landes bezahlt zu machen. Um sich nun gegen die Brutalität der spanischen Soldateska zu schützen, beschlossen die südlichen Provinzen sich mit den nördlichen zu vereinigen. So kam im Herbst 1576 die Genter Pacifikation zu Stande, in welcher die Aufrichtung eines alle 17 Provinzen umfassenden einheitlichen Staatsorganismus unter Wahrung der provinziellen Sonderrechte projectirt wurde. In religiöser Beziehung war der Grundsatz der Duldung, wenn auch nicht der Gleichberechtigung des römischen und des evangelischen Bekenntnisses in allen Provinzen aufgestellt. Die wirkliche Durchführung dieses Projekts schien um so mehr

gesichert zu sein, als der Prinz von Oranien nicht lange nachher durch ständische Wahl mit der fast dictatorischen Würde eines Ruward (Aufrechthalters der Ruhe) von Brabant bekleidet wurde. Leider wußte jedoch die spanische Intrigue in den zum Katholicismus vollständig zurückgeführten Landestheilen das Sonderinteresse so stark anzuregen und so geschickt zu benutzen, daß die Genter Pacifikation von den südlichen Provinzen wieder fallen gelassen wurde. Artois, Douai und Hennegau vereinigten sich am 5. Januar 1579 zu einem neuen Bündniß, wodurch sie sich verpflichteten, zwar für die Freiheit der Niederlande einzustehen, aber den protestantischen Kultus nicht zu gestatten. Die Folge davon war, daß sich nun die sieben protestantischen Provinzen Geldern, Zütphen, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland und Friesisch Ommellanden nach dem Rathe des Prinzen von Oranien am 23. Januar 1579 in der Utrechter Union — der Grundbasis des niederländischen Staatswesens bis auf diesen Tag — um so fester zu einem protestantischen Staatskörper zusammenschlossen, der sich im Jahre 1581 von der spanischen Oberherrschaft vollständig ablöste. Die Grundlagen, auf denen dieses Staatswesen beruhte, war die ständische Freiheit der einzelnen Provinzen, die Einigung derselben für die Zwecke des Ganzen und der Protestantismus, — und zwar dieser letztere so sehr, daß Wilhelm von Oranien (in seiner Apologie) mit Recht erklären konnte, die niederländische Republik könne ohne Festhalten an der Reformation keine drei Tage überdauern.

Indem nun das reformirte Bekenntniß in den vereinigten Provinzen thatsächlich das herrschende war, so hatte sich dasselbe hier selbstverständlich der freiesten Ausübung zu erfreuen. Leider gewann jedoch in der politischen Vertretung des Landes der Gedanke Raum, daß mit einem vollkommen selbstständigen Staate eine vom Staate unabhängige sich selbst regierende Kirche unverträglich sei. Eine Kirchenordnung, welche 1576 unter der Auctorität des Prinzen von Oranien erschien, gewährleistete zwar den Gemeinden das Recht presbyterialer Selbstregierung und freier Kirchenzucht, wollte aber der Kirche keine synodale Autonomie gestatten, weil es bedenklich sei, wenn in einer Gemeinde zweierlei Obrigkeiten vorhanden wären. Als daher auf der ersten niederländischen Nationalsynode zu Dortrecht (1578) der Versuch gemacht wurde der Kirche eine vollkommen freie presbyteriale Synodalverfassung zu verschaffen, nach welcher dieselbe in der (von drei zu

drei Jahren einzuberufenden) Nationalsynode ihre Spitze und das oberste Organ ihres Regiments haben sollte, fand dieser Plan bei den staatlichen Auctoritäten keinen Anklang. Auf einer Synode zu Middelburg (1581) wurde die Verfassungsfrage der Kirche in nochmalige Erwägung gezogen. Aber zur Aufstellung einer einheitlichen freien Kirchenverfassung kam es doch nicht. Man mußte sich daher auf die Einrichtung provinzieller Verfassungen beschränken, wobei auch die presbyteriale Organisation der Gemeinden in den einzelnen Theilen der Staatskirche mancherlei Abweichendes erhielt. — Die Unruhen, von denen die niederländische Kirche im Anfange des 17. Jahrhunderts heimgesucht wurde, hatten großentheils darin ihren Grund, daß die Staatsgewalt auch oberste Kirchengewalt war.

Vielleicht hätten die kirchlichen Verhältnisse der Niederlande eine glücklichere Gestaltung gewonnen, wenn der Prinz von Oranien länger am Leben geblieben wäre. Derselbe hatte nemlich 1581 eine Commission niedergesetzt, welche auf der Grundlage der Middelburger Synodalbeschlüsse einen Verfassungsentwurf ausarbeiten sollte. Der Entwurf kam auch zu Stande, allein noch ehe über denselben Beschluß gefaßt werden konnte, hatte (am 10. Juli 1584) die Hand eines Meuchelmörders seinem Leben ein Ende gemacht. Der Mörder, Balthasar Gerard, ein fanatischer Katholik, der unter der Maske eines hülfsbedürftigen Protestanten bei dem Prinzen sich eingeschlichen, auch Geld empfangen hatte, bekannte, daß er durch einen Franziskaner und einen Jesuiten zu seinem Verbrechen verleitet sei. — Ganz Niederland lag um den Gefallenen in tiefer Trauer, denn der „Vater des Vaterlandes" war ihm genommen.

Aber der Kampf, dessen großer Führer bis dahin Wilhelm von Oranien gewesen war, wurde mit unermüdlicher Beharrlichkeit fortgesetzt. An die Stelle des Vaters trat dessen erstgeborner Sohn Moritz von Oranien; und als Spanien auf's Aeußerste entkräftet, im Jahre 1609 den Niederlanden einen zwölfjährigen Waffenstillstand bewilligen mußte, konnte die niederländische Freiheit bereits als vollkommen gesichert angesehen werden. — Die Anerkennung der vereinigten sieben Provinzen als eines freien, selbstständigen Staates von Seiten Spaniens erfolgte im westphälischen Friedensschluß. — Von da an konnte sich das Staatswesen, welches Wilhelm's von Oranien Kraft und Klugheit geschaffen hatte, die ihm von demselben aufgeprägte Charaktereigen-

thümlichkeit nach Innen und nach Außen vollkommen frei und sicher entfalten. Die Niederlande waren der erste Staat der Gewissensfreiheit und Toleranz, in welchem zwischen Staatsbürgerpflicht und religiöser Ueberzeugung wohl unterschieden wurde. „Wer aus anderen Ländern der Religion wegen flüchten mußte, Juden aus Spanien und Portugal, wie Spinoza's Eltern, Socinianer aus Polen, wie Samuel Crell, Hugenotten und Jansenisten aus Frankreich, Presbyterianer, Quäker, Episcopale aus England, — alle begaben sich in den Schutz der Niederlande. Die vereinigten Staaten waren die Freistätte, wo ein Carteſius, Spinoza, Becker, Bayle, Leclerc schrieben. Ihnen verdankte die englische Nation die Rettung der protestantischen Freiheit durch Wilhelm III. und das Toleranzgesetz"[1]).

Heinrich Heppe in Marburg.

V. Das nördliche Europa.

Schweden.

336. Olaf Peterson, der Reformator Schwedens.

7. April.

Die deutsche Reformation war noch in ihrer ersten Entwickelung begriffen, als sie sich schon in Europa nach allen Seiten hin auszubreiten begann. So einleuchtend waren ihre Grundgedanken, so handgreiflich die Irrwege der bestehenden Kirche, so unwiderleglich die Gründe, auf welche sich der Angriff gegen die verderblichen Mißbräuche stützte, daß fast in einem Augenblick ein großer Theil der lateinischen Christenheit für das neue Licht gewonnen wurde. Aber sofort erhob sich auch überall der Kampf des Bestehenden gegen den Hauch des Geistes, der über die Welt hinwehete, und nichts ist interessanter, als das großartige Schauspiel, welches dadurch unter den verschiedenen Völkern und in den Staaten Europas zur Erscheinung kam. Von Luther und Melanchthon ging die Anregung aus: in ihrer Nähe nährten sich Unzählige an den Anschauungen, denen sie Ausdruck gaben: von

---

[1]) Lechler, Geschichte des englischen Deismus, S. 152.

Wittenberg aus eilten die Einzelnen in ihr Vaterland und begannen mit Begeisterung eine Arbeit, welche großer Kräfte bedurfte, um zur Vollendung zu gelangen. Jedes Land aber, welches in den Kampf hineingezogen wurde, zeigt dem Blicke des sorgfältigen Forschers eine ganz eigenthümliche, von allen übrigen Ländern sich unterscheidende Gestalt und Farbe. Die Reformatoren waren unter einander so verschieden, wie die Lebenskreise der Völker, aus deren Mitte sie hervorgingen. An vielen Aehnlichkeiten konnte es nicht fehlen, und doch war die individuelle Verschiedenheit der bewegenden Elemente bei weitem größer und hervorragender. Die handelnden Männer folgten zwar Luthers Rathe und Beispiel, wußten sich mit seinen Sätzen in Uebereinstimmung, und gehen doch im Vergleich mit Luther und mit einander auf sehr verschiedenen Bahnen.

Den größten Einfluß übte Deutschland auf Schweden. Wie das stammverwandte Scandinavien überhaupt, so nahm insbesondere Schweden die lutherische Fassung der Reformation in sich auf und hat sie bis auf den heutigen Tag energisch festgehalten, ja ist durch sie groß und welthistorisch bedeutend geworden: und doch wie ganz anders ist der Gang der Ereignisse, durch welche der evangelische Glaube den Sieg davontrug, dort als hier!

Sehr einfach ist der Anfang reformatorischer Thätigkeit in jenen Gegenden. Zu Oerebro in der Provinz Nerike lebte in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Schmiedemeister, Peter Olufsson, dem zwei Söhne geboren wurden, 1497 gleichzeitig mit Melanchthon Oluf, 1499 Lorenz Petersson, auch wohl Olaus Petri und Laurentius Petri genannt. Vater und Mutter (Karin Lorenz Tochter) waren einfache, im Sinne jener Zeit fromme, treue und tüchtige Menschen, denen das Wohl ihrer beiden Söhne außerordentlich am Herzen lag. Da diese heranwuchsen, wurden sie Mönchen des Carmeliterordens übergeben, der sich damals dort den Ruf besonderer Gelehrsamkeit erworben hatte. Rasch eigneten sie sich die Elemente des Unterrichts an, ragten weit über ihre Altersgenossen hinaus und wurden für den geistlichen Stand bestimmt. Die Eltern wünschten, daß sie zum Zweck ihrer theologischen Ausbildung nach Rom gingen und in einer von der schwedischen Heiligen Brigitte (gestorben zu Rom 1373 und 1391 heilig gesprochen) daselbst gestifteten, für schwedische Jünglinge eingerichteten Anstalt weiter erzogen würden. Dorthin oder nach Paris, wo ähnliche Institute zu Gunsten Schwedens bestanden, pflegte die

Jugend ihre Schritte zu lenken, um mit dem Glanz, den der Besuch dieser Städte gewährte, geschmückt, in die Heimath zurückzukehren und eine bedeutende Wirksamkeit zu erhalten. Die Brüder aber wurden auf einen Lebensweg von ganz entgegengesetzter Richtung geführt. Denn kaum hatten sie Schweden verlassen und die Grenzen Deutschlands überschritten, so hörten sie von Luther und begaben sich nach Wittenberg, wo sie Ostern 1515 ankamen und ohne Zögern ihre theologischen Studien begannen. Die jungen Männer waren äußerst willkommen und wurden auf das freundlichste aufgenommen: mit einem günstigen Zeugniß trug man nach einer Prüfung ihre Namen in die Matrikel ein. Luther war in seiner ersten Epoche, in welcher er sich von Jahr zu Jahr innerlich mehr zum Ergreifen seines großen, reformatorischen Berufes entfaltete. Oluf hörte mit seinem Bruder Luthers Vorlesungen über das alte und neue Testament, fand Aufnahme im Augustinerkloster, und stellte sich ganz unter die Aufsicht seines Meisters. Bald gewann er dessen volles Vertrauen. Als Luther im Jahr 1516 von J. Staupitz zum Verweser des Augustinerordens ernannt wurde, begleitete ihn Oluf bei seinem Besuche der Augustinerklöster in Meißen und Thüringen und nahm als Augenzeuge an der Thätigkeit Antheil, welche Luther bei dieser Gelegenheit zu übernehmen hatte. Hierdurch wurde er immer tiefer in Luthers Denk- und Lebensweise eingeführt, lernte die Mängel der Klöster aus eigner Anschauung kennen und sah, mit welchen Mitteln sie gehoben werden könnten. So ward es ihm leicht, sich ganz nach dem Muster seines verehrten Lehrers zu bilden. Zugleich nahm er Theil an Allem, was damals Luthers Seele beschäftigte und durchdrang sich mit voller Erkenntniß der christlichen Wahrheit. Er war gegenwärtig, als Luther im Jahr 1517 den muthigen Entschluß faßte, sich dem Ablaßhandel entgegenzusetzen, und zur Erklärung der Kraft des Ablasses seine Thesen anschlug, und an den Kämpfen, welche dies herbeiführte. Im Februar 1518 wurde er im 21., sein Bruder im 19. Lebensjahre zum Doctor der Philosophie promovirt. Im Sommer desselben Jahres (im August) erschien der nicht minder jugendliche Philipp Melanchthon als Professor in Wittenberg und gab der hier waltenden Richtung einen neuen Schwung; die Brüder waren unter seinen ersten Zuhörern, und ließen sich von ihm in die Kenntniß der griechischen Sprache und in die Philosophie einführen; und wenn Luther sagte: „an der Universität ist man fleißig, wie es die Ameisen

sind", so waren auch die jungen Schweden mit in dieses Lob eingeschlossen. Alles führte zuletzt zum tieferen Verständniß der heiligen Schrift: und darin lag der vornehmste Gewinn, den sie aus Wittenberg mit hinwegnahmen, als sie im Jahr 1519 nicht ohne Luthers Rath die Universität verließen und in die Heimath zurückeilten.

In Schweden hatten sich, während Oluf und sein Bruder sich in Wittenberg aufhielten, wichtige Ereignisse vollzogen. Christian der Zweite, bereits im Besitz von Dänemark und Norwegen, wollte die Union wieder aufrichten, forderte auch die Krone von Schweden, war aber am 22. Julius 1518 von dem Reichsverweser Sten Sture in einer großen Schlacht in der Nähe von Stockholm geschlagen worden und rüstete sich zu einem neuen Einfall. Das ganze Jahr 1519 ward mit den Vorbereitungen ausgefüllt. Zugleich hatte der Papst Bann und Interdict über Schweden verhängt und Christian beauftragt, beides mit den Waffen in der Hand in Vollzug zu bringen. Gerade während dieser Wirren eilte Oluf mit Lorenz nach Hause zurück. Von Lübeck aus ging er zur See, wurde aber durch einen Sturm verschlagen und wendete sich zunächst nach Wisby auf Gothland, wo er sofort Gelegenheit fand, in Luthers Sinne zu wirken. Eben war Antonellus Arcimboldus von seinem Bruder, dem päpstlichen Legaten Angelius Arcimboldus, dorthin geschickt worden, um Ablaßhandel zu treiben. Oluf belehrte sogleich das Volk und den Admiral Norby über das Verderbliche und Eigennützige dieses Handels und hatte den Erfolg, daß der Ablaßkrämer ausgewiesen wurde. Norby ließ ihm zugleich das gesammelte Geld wieder abnehmen, bewog aber eben dadurch Oluf, dem der Eigennutz zuwider war, sich von ihm loszumachen. Nun eilte er nach Strengnäs, wo der alte Bischof Matthias ihn mit großer Freude aufnahm und bald zum Canonicus und Archidiaconus seiner Stiftskirche ernannte. Damit war Olufs Bildungsepoche beendet; er hatte nun eine amtliche Wirksamkeit gewonnen, in welcher er, was in ihm sei, zeigen und seinen Ueberzeugungen Bahn brechen konnte. Mit jugendlichem Eifer und Hingabe aller seiner Kräfte schritt er unverweilt zur That und wendete sich zunächst an die jungen Präbendaten und Chorpriester, denen er Vorlesungen über die Bibel hielt, welche mit großem Beifall aufgenommen wurden und von allen Seiten Schüler um ihn sammelten. Eine öffentliche Zwistigkeit mit dem Dechanten der Stiftskirche ward ihm zu großem Gewinn. Der größte Vor-

theil, den er für sich und sein Vaterland hier erreichte, war die Freundschaft und innige Uebereinstimmung des Archidiaconus Anderson, eines Mannes von fast gleichem Alter, der sich der neuen Lehre und ihm unbedingt und für das ganze Leben anschloß und mit seinen Lebensanschauungen und ausgebreiteten Kenntnissen der guten Sache die kräftigste Stütze wurde. Anderson, Olaf und Lorenz Peterson, mit einander vereinigt, sind die Träger der Schwedischen Reformation geworden.

Zuerst wurde durch sie Strengnäs ein Sitz reformatorischen Geistes, der sich mit reißender Schnelligkeit über Stadt und Umgegend ausbreitete und auch in die weiter entfernten Provinzen vordrang. Um aber Olafs ganzes Talent für die kirchliche Bewegung in Thätigkeit zu setzen, ernannte ihn Matthias zugleich zum Rector der Stiftsschule, wobei er Andersons Rathe folgte. Nach allen Seiten hin ergab sich daraus eine außerordentliche Wirksamkeit: Olaf konnte nun mit der Jugend beginnen und allmählich einen immer tieferen Einfluß auf seine ganze Provinz und sein Vaterland üben.

Ehe dies aber geschah, kamen Olaf und sein Bruder und die ganze neue evangelische Richtung in eine sehr große Gefahr. Christian II. hatte indeß im Anfange des Jahres 1520 seinen Einfall in Schweden wiederholt, seine Gegner auseinander getrieben und die Hauptstadt eingenommen. Unter den friedlichsten und freundlichsten Zusagen lud er die Vornehmsten zur Krönung nach Stockholm, entschlossen eine blutige Rache zu nehmen, zu welcher der Erzbischof Gustav Trolle seinen Rath lieh. Am 8. November 1520 war es, am dritten Tage der Krönungsfeierlichkeiten, als gegen Mittag die Bürger auf den Marktplatz berufen wurden, wo 2 Bischöfe, 12 weltliche Herren und viele Bürger hingerichtet werden sollten. Auch Olaf, als er hörte, daß dem Bischof Matthias, obwohl er fast am entschiedensten für Christian in Schweden gewirkt hatte, der gewaltsame Tod dort bevorstehe, war nach dem Orte der Hinrichtung geeilt und brach bei dem Anblick der Leiche seines geliebten Gönners in die Worte aus: „o welch' eine tyrannische, unmenschliche That ist es doch, daß man einen frommen Bischof so behandelt." Sofort wurde auch er mit seinem Bruder ergriffen und wäre hingerichtet worden, wenn nicht Eduard Leuf, der mit beiden in Wittenberg umgegangen war, plötzlich ausgerufen hätte: „Schont doch dieser jungen Leute, welche nicht Schweden, sondern Deutsche sind; schont doch ihrer um Gottes willen."

So gerettet, kehrte er nach Strengnäs zurück, auch dadurch in dem Bewußtsein gestärkt, daß Gottes Obhut ihm sichtbar zu Theil geworden sei.

Der blutige Act zu Stockholm erwarb dem König Christian den Namen eines grausamen Tyrannen, dem Erzbischof G. Trolle unter allen Zeitgenossen den größten und verdientesten Haß seiner Nation, dem schwedischen Staate und Volke aber durch Gustav Erichsson, jenen „edlen, schönen, verständigen, hurtigen jungen Mann, den Gott das Vaterland zu retten erweckte," die Befreiung vom dänischen Joche. Denn nach vielen das Land furchtbar verwüstenden Kämpfen wurde Gustav Wasa „durch Gott und Schwedens Bauernschaft" am 7. Juni 1523 auf dem Reichstage zu Strengnäs zum König ausgerufen, und eine neue glücklichere Epoche fing mit ihm an, in welcher allmählich die alten Wunden geheilt und der Neubau der evangelischen Kirche freudig unternommen und fortgeführt wurde.

Zwar die Kämpfe hörten nicht auf, aber an die Stelle des äußern Kriegs traten die inneren Streitigkeiten, deren glückliche Lösung ächte Weisheit des neuen Regenten, des Erwählten des Volkes, erheischte. Luther hatte in Deutschland nichts so eifrig zu verhüten getrachtet, als die erhobene Opposition vom geistlichen Gebiete auf die politischen Verhältnisse hinübertragen zu lassen; in Schweden war es schon vom ersten Anfange an nicht möglich, das Religiöse nur aus eignen Antrieben zu entwickeln und von politischen Bestrebungen ganz fern zu halten. War es doch der König selbst, der sich in den Mittelpunkt aller Interessen, der politischen wie der religiösen stellte, und beide mit einander zum Wohle des Reiches zu heben und die verschiedenen Forderungen mit einander auszugleichen unternahm. Seine Erlasse und Reden an die Nation umfassen eben so häufig die Angelegenheiten der Religion, wie des Staates: durch das, was er als König erstrebte, hat er anfangs die katholischen, später die evangelischen geistlichen Würdenträger verletzt und zu Klagen veranlaßt, über welche er sich öffentlich rechtfertigen zu müssen glaubte.

Die Predigten Oluf Petersons in Strengnäs während des Reichstags, welcher ihm die Königswürde decretirte, erregten die allgemeine Aufmerksamkeit der Freunde und Gegner. Gustav schloß sich den Ersteren an und begann das, wofür Oluf und Lorenz nebst Anderson gestrebt hatten, jetzt zu öffentlicher, staatlicher Anerkennung zu bringen. Er ernannte Anderson zu seinem Kanzler,

zu Matthias' Nachfolger, und nachdem er auch Luthers Urtheil über sie gefordert hatte, Olaf zum Prediger in Stockholm, Lorenz zum Professor der Theologie zu Upsala. Alle drei arbeiteten mit rastlosem Eifer, jeder suchte seine Stellung für die großen Ziele der Nation so fruchtbar als möglich zu machen. Anderson gab eine Uebersetzung des neuen Testaments mit Benutzung des Lutherschen Vorganges heraus; sie erschien schon 1526 und förderte die Reformation Schwedens in ausgezeichneter Weise, weil nun die Leser sich von der Wahrheit der Predigten und Vorträge Olafs aus eigener Lectüre zu überzeugen vermochten. Erst später seit dem Jahre 1549 ließen Lorenz und sein Bruder das Buch Hiob und die andern alttestamentlichen Schriften folgen.

Mit großer Behutsamkeit mußten die Begründer der evangelischen Kirche zu Werke gehen, weil theils das Volk an die Gebräuche und Formen des katholischen Gottesdienstes gebunden war, theils die eifrigsten Geistlichen der Gegenpartei, welche zugleich zum Theil Häupter der Aristokratie blieben, ihre Aemter behielten und bei Priestern und Laien großen Einfluß behaupteten. Daher behielt Gustav persönlich einen großen Theil der katholischen Ceremonien bei, und verfuhr so, daß er alle Extravaganzen zu unterdrücken bemüht war. Er setzte sich jungen Predigern entgegen, welche im Staate hochmüthig und unvorsichtig verfuhren, und mahnte sie, überall die Grenzen der Wohlanständigkeit und sittlichen Haltung inne zu halten. Als aber 1524 Melchior Ring und Knipperdolling den Unfug der deutschen Wiedertäufer nach Schweden zu übertragen versuchten, wurden sie nicht nur aus dem Reiche verwiesen, sondern auch Olaf, der ihnen gegenüber geschwiegen hatte, deswegen ernstlich zur Rede gesetzt.

Deßungeachtet schritt Alles rasch vorwärts. Die drei Freunde, in der Nähe des Königs lebend und unter einander eng verbunden, erregten zwar den Neid und die Feindseligkeit ihrer Gegner nun um so mehr, aber der Schutz des Königs stand ihnen zur Seite, und ihr eigner Muth wuchs in hohem Grade; noch ein andrer Schüler der Universität Wittenberg, Michael Langerben wurde zum Prediger in Stockholm ernannt und arbeitete für die gute Sache. Ihr Vertrauen auf die Erfolge ihrer Arbeiten bekundeten sie auch durch ihr Siegel, auf welchem eine brennende Lampe das Licht der evangelischen Wahrheit sinnbildlich darstellte. Auch ließ der König selbst auf seinen Reisen durch das Land keine Gelegenheit vorübergehen, ohne mit Weisheit und Mäßigung seine

Geistlichen zur Sanftmuth zu ermahnen und den innern Frieden zu empfehlen. Ende des Jahres 1524 ging er nach Upsala, nahm Oluf mit sich, und veranlaßte ein feierliches Gespräch zwischen ihm und dem Vertreter der entgegengesetzten Richtung Dr. Galle, für welches Gustav die Fragen, welche besprochen werden sollten, selbst ausgewählt hatte. Die Redenden wurden zuletzt so heftig gegen einander, daß der König das Gespräch abbrechen ließ; aber Oluf bezeugte er seinen Beifall, weil er alle seine Ansichten durch die heilige Schrift begründete, während sein Gegner immer auf Tradition und Kirchenväter zurückkam. Schriftliche Verhandlungen über die wichtigsten Fragen jener Zeit traten nun an die Stelle der mündlichen Besprechungen und förderten das Werk der Reformation. Im Jahr 1525 wagte es Oluf, sich zu verheirathen um durch sein eignes Beispiel zur Aufhebung des Cölibats das Seine beizutragen. Der König selbst war bei der Trauung gegenwärtig, und vertheidigte den Schritt in einem Briefe an den Bischof Bräsch, der ihn deswegen getadelt hatte, indem er die Ehe eine göttliche Ordnung für Alle nannte und die Priesterehe als rechtmäßig erkannte. Ein Reichstag zu Westeräs im Sommer 1527 schien anfangs für die Reformation einen ungünstigen Verlauf zu nehmen; der König erklärte, abdanken zu wollen, und führte dadurch eine entschiedene Aenderung der Stimmung herbei. Ein Rezeß kam zu Stande, der alles in die Hände des Königs legte, und ihm die Kirchengüter völlig überließ. Die feindlichen Bischöfe und Geistlichen verließen das Land; Oluf und seine Freunde hatten den Haupttheil ihrer Wirksamkeit in Schweden erreicht. Ein neuernannter Erzbischof vollzog feierlich in der Domkirche zu Upsala die Krönung des Königs (11. Januar 1529); Oluf verrichtete dabei das Amt des Herolds und rief in der Kirche Gustav zum gesalbten König des schwedischen Reiches aus.

Die reformatorische Wirksamkeit Olufs nahm seitdem immer größere Dimensionen an; in vielen wichtigen Schriften kämpfte er für die großen Ziele, welche sein rastloser Eifer verfolgte, konnte aber auf dem Concil zu Oerebro, dessen Vorsitzender Lorenz war, nicht so viel erreichen, als er wünschte, und mußte geschehen lassen, daß ein Theil der alten Gebräuche der päpstlichen Kirche vorläufig festgehalten wurde, in einer Weise jedoch und mit andern Bestimmungen, welche das Bestehen der neuen Lehre für die Zukunft sicherten. Den Beifall des Königs erhielt er sich so weit, daß dieser ihm 1531 das Reichssiegel übergab und ihn zu den geheimsten

Staatsgeschäften zog, daß er ihm die Oberaufsicht über die Schule in Stockholm übertrug und ihn aufforderte, für die Bildung von Lehrern zu sorgen, während sein Bruder Lorenz die Stelle eines Erzbischofs in Upsala erhielt. Immer großartiger und erfolgreicher gestaltete sich dadurch seine Einwirkung auf die Jugend und die Studien: er übersetzte auch einen Theil der Bibel und schrieb sehr wichtige historische Werke.

Damit hatte er seine höchste Stufe erlangt: seine historischen Schriften entzogen ihm die Gunst seines Königs, dem er eigennützige Verwendung der Kirchengüter zum Vorwurf machte. Er fiel 1538 in Ungnade, verlor seinen Einfluß, beging immer größere Fehler, zog sich eine schwere Anklage zu, und ward, weil er höchst gefährliche, verrätherische Anschläge gegen den König gekannt und verschwiegen hatte, im Jahr 1539 von einem zu diesem Zweck niedergesetzten Gerichtshofe unter dem Vorsitz seines eignen Bruders Lorenz, sammt seinem Freunde Anderson zum Tode verurtheilt, vom König aber begnadigt. So weit kam er durch jene unselige Verflechtung in politische Händel, welche in Schweden in jener Zeit eingetreten war. Deutliche Zeichen großer Zuneigung, in welcher Olaf bei einem großen Theil der Nation stand, milderten für ihn die Schwere der Ereignisse. Doch kehrte er nicht wieder zu seiner vorigen Freudigkeit zurück. Sein geistliches Amt erhielt er im Jahr 1543 wieder und hielt am 7. April eine rührende und ergreifende Predigt über sein Mißgeschick. In diesem Amte wirkte er segensreich fort, bis er am 7. April 1552, „nach einer christlichen und erbaulichen Zubereitung und dem ausdrücklichen Bekenntniß des Glaubens an Jesum Christum," sein Leben beschloß. Auch der König war über diesen Todesfall sehr betrübt, die Gemeinde beweinte ihn und setzte ihm in der Nicolaikirche ein steinernes Grabmal. Der Kummer über die gerechte Mißstimmung des Königs hatte seinem Leben ein frühes Ende bereitet. Die Größe seiner Schuld kann nicht mit Sicherheit aus den vorhandenen Nachrichten entnommen werden.

Unter unsäglichen Mühen und Arbeiten hatte im neunten Jahrhundert der Franke Ansgar, der Apostel des Nordens, die christliche Kirche in Schweden gegründet: nicht mindere Gefahren hat im sechzehnten Jahrhundert der Schwede Olaf bestanden, um an die Stelle der völlig verwüsteten, in Unsittlichkeit und Hochmuth versunkenen römisch-katholischen Kirche in seinem Vaterlande die evangelische zu setzen und dadurch dem reinen Worte Gottes

eine Stätte zu bereiten. Beider Männer Heldenmuth und Gottes-kraft verdienen es, daß ihr Andenken immer von neuem unter uns belebt und angeregt werde. Olaf hat mit den reinsten Absichten und mit rastlosem Eifer sein Werk begonnen und durchgeführt: hat er zuletzt sich selbst wieder hierarchischen Zielen zugewendet, und durch Unvorsichtigkeit und Heftigkeit, wohl auch durch Selbst-überschätzung mannichfache Fehler begangen, so hat er dafür auch hart gebüßt. Schweden wird ihn für immer hoch und werth hal-ten, weil er als Patriot für seine Nation gearbeitet, durch seine Schriften Schwedens Sprache, durch seine Kirchenlieder Schwedens Poesie erfolgreich gefördert, die Kenntniß seiner Geschichte gemehrt, die Gesetzgebung und die gelehrten Studien gehoben, und weil er als Christ in Luthers Sinne dem Volke lange vorgeleuchtet und es in eine Bahn geleitet hat, welche ihm später durch Gustav Adolf welthistorische Bedeutung verschaffte.

F. Ranke in Berlin.

Polen.

337. Johannes Laski, der Reformator Polens.

15. Januar.

Unter den wenigen Männern höhern Standes, welche zur Zeit der Reformation Rang und hervorragende Stellung, glänzende Aussichten auf Ehre und Lebensglück ihrem evangelischen Glauben und Berufe zum Opfer brachten und welche darum auch verdienen, von der evangelischen Christenheit in treuem Andenken bewahrt zu werden, ist keiner der letzten Johannes Laski, gewöhnlich der Re-formator der Polen genannt, obschon er weit länger anderswo wirkte und nur den letzten Rest seines Lebens seinem Vaterlande widmen durfte.

Johannes Laski (a Lasco), geb. 1499, stammte aus einer sehr angesehenen polnischen Freiherrnfamilie, deren Glieder in Staat und Kirche hohe Würden bekleideten und im In- und Aus-lande bedeutende Rollen spielten. Von Jugend auf zur geistlichen Laufbahn bestimmt, genoß er nach der Gewohnheit des polnischen

Adels einer sehr sorgfältigen Erziehung in wissenschaftlicher — weniger aber, wie es scheint, in religiöser Hinsicht. Um seine Bildung zu vollenden bereiste er 1523—1525 die vorzüglichsten Länder Westeuropas. Zu Löwen entstand schon damals seine erste Bekanntschaft mit Alb. Hardenberg, nachherigem Prediger zu Bremen, welche sich später zum dauernden innigen Freundschaftsbunde befestigte. Zu Zürich ermunterte ihn Zwingli zum Studium der heiligen Schrift als der einzig sichern Quelle religiöser und christlicher Wahrheit, — ein Samenkorn, das, wenn auch nicht sogleich, doch nachher aufging und seine Frucht brachte. Am folgenreichsten für Laski wurde jedoch sein Aufenthalt zu Basel im Jahre 1525. Er sah und hörte daselbst die Männer der verschiedensten Richtungen, die Theologen Oekolampad und Pellikan auf der einen — die Humanisten Glarean und B. Rhenanus auf der andern Seite. Am meisten aber schloß er sich dem Erasmus an, dessen Hausgenosse er war und den er mit polnischer Freigebigkeit und bemerkenswerther Zartheit unterstützte. Besonders günstig wirkte dieser gerade auf seine religiöse Entwickelung. Während Erasmus bekennt, durch den Umgang mit diesem jungen Manne selbst besser geworden zu sein und als Greis von ihm die Tugenden gelernt zu haben, welche eigentlich der Jüngling vom Greise lernen sollte, — bezeugt Laski dagegen noch zu einer Zeit, in welcher Erasmus Name schon viel von seinem guten Klange verloren hatte, dieser sei es gewesen, der seinem Gemüthe zuerst eine religiöse Richtung gegeben, ja ihn im wahren Glauben unterrichtet habe. Zu früh für Alle erhielt Laski bereits 1525 von Hause den Befehl, Basel zu verlassen, um eine diplomatische Sendung nach Frankreich und Spanien zu übernehmen, von welcher er im folgenden Jahre nach Polen heimkehrte.

Es folgte nun eine Zeit von eilf Jahren in Laski's Leben, auf welche er späterhin stets nur mit Schmerz und Schaam zurückblickte. Aeußerlich sah er sich zwar mit Ehren und Einkünften überhäuft; durch den Einfluß seines Bruders Jaroslav wurde er 1529 Bischof von Vesprin in Ungarn; er war ferner Probst von Gnesen und sein Oheim Johann Laski Erzbischof daselbst und Primas des Reichs. Allein eben dadurch lief er auch Gefahr, unter beständigen Reisen und Staatsgeschäften, im Hof- und Kriegsleben sein besseres Selbst zu verlieren. „Ich war, so schrieb er nachmals an Bullinger, — ich war ein rechter Pharisäer, mit vielen Titeln geziert, mit vielen und fetten Pfründen von Kindheit an hübsch vollgestopft, bis Gottes Gnade mich dies Alles aufgeben ließ.“ In der That

blieb der bessere Kern seines Wesens unverdorben, er las nicht nur seines Lehrers Erasmus, sondern auch Luthers Schriften; er verlor die religiöse Frage der Zeit nicht aus den Augen; er kam endlich zu der klaren Ueberzeugung, daß er daheim unter diesen Verhältnissen, diesen Umgebungen niemals ein ächt christliches Leben führen und Gott mit Ernst werde dienen können. Eben hatte ihm der König auch noch das Bisthum Cujawien übertragen, als er 1537 den freiwilligen Entschluß faßte, allen diesen Stellen, Ehren und Vortheilen zu entsagen und sein Vaterland so lange zu verlassen, bis es ihm vergönnt sein würde, demselben seine Dienste in christlicher und evangelischer Weise zu widmen. Er theilte seinen Entschluß dem Könige Siegmund I. mit und dieser mißbilligte ihn so wenig, daß er ihn vielmehr mit ehrenvollen Empfehlungen und Aufträgen versah.

Laski richtete seine Pilgerfahrt zunächst nach Deutschland und den Niederlanden. In Mainz traf er auf's Neue seinen Hardenberg, damals noch Lektor in einem Kloster bei Gröningen, und ruhte fortan nicht, bis er den noch Unentschiedenen für den Dienst des Evangeliums gewonnen hatte. Zu Löwen verheirathete er sich mit einem Mädchen bürgerlichen Standes; allein in den kaiserlichen und streng katholischen Niederlanden konnte, besonders nach diesem Schritte, seines Bleibens nicht sein. Deßwegen begab er sich 1540 nach Emden in Ostfriesland, in dessen Nähe er sich ankaufte. Bald zog er hier die Augen des Grafen Enno II. und nachher die seiner Wittwe, der Regentin Anna von Oldenburg auf sich. Sie drangen in ihn, eine Predigerstelle zu Emden und zugleich das Ephorat über sämmtliche Geistliche des Landes zu übernehmen, eine Stelle, zu welcher er vermöge seines freundlichen und würdevollen Wesens, seiner Gewandtheit in Geschäften und im Umgange, so wie seiner Charakterfestigkeit vorzugsweise geeignet war. Nachdem der von ihm empfohlene Hardenberg abgelehnt, nahm Laski endlich 1548 den Ruf unter zwei Bedingungen an, erstlich daß er jedem Rufe seines Vaterlandes sofort folgen dürfe, wie es ihm sein Bruder Stanislaus noch auf dem Sterbebette zur Pflicht gemacht hatte, — und zweitens daß er nur so lange bleiben wollte, als es der Regentin und der Gemeinde mit dem Dienste Gottes nach seinem Worte ein rechter Ernst sei. Nach dieser Regel der Schrift und nach dem Muster der ersten Christengemeinden suchte er nun die ostfriesische Kirche einzurichten; er drang vor Allem auf apostolische Einfachheit des Gottesdienstes, auf Entfernung auch der letzten

Reste päbstlichen Aberglaubens und alter Mißbräuche, z. B. der Bilder, und auf strenge Kirchenzucht; die Geistlichen versammelte er häufig zur Besprechung und gegenseitiger Beaufsichtigung. In der Lehre schloß er sich aus innerer Verwandtschaft wesentlich den Schweizern an: so besonders in der Abendmahlslehre; in andern Stücken dagegen hegte er eigene Gedanken, die er ihnen jedoch freimüthig mittheilte, ohne sie zu veröffentlichen; denn nichts dünkte ihn eitler, kindischer, schädlicher für die evangelische Kirche, als daß jeder Theologe seine besondern Meinungen und Einfälle zu Markte bringen und behaupten wolle. Daneben bewies er sich in hohem Grade weitherzig; die Wiedertäufer und andere Sekten, die von allen Seiten, besonders aus den Niederlanden vertrieben, in Ostfriesland zusammenströmten, schützte er Anfangs gegen Verfolgung und suchte sie vielmehr durch Milde und Ueberzeugung zu gewinnen. So wurde der bekannte Menno Symons auf seine Fürsprache eine Zeit lang geduldet und selbst mit dem enthusiastischen Sektenhaupte David Joris wechselte er Briefe, ohne ihm jedoch seine stolzen Einbildungen ausreden zu können. — Laski's Name und Tüchtigkeit in kirchlichen Geschäften wurde bald auch in weitern Kreisen bekannt und verschaffte ihm manche ehrenvolle Einladung; der Churfürst Herrmann von Wied berief ihn 1545 nach Köln, um bei der Reformation des Erzstifts mit Melanchthon und Bucer behülflich zu sein; der Herzog Albrecht von Preußen suchte ihn nach Königsberg zu ziehen u. s. w. Obschon er diesen letztern Ruf zum Theil aus kirchlichem Unabhängigkeitssinn, zum Theil aus gewissenhafter Anhänglichkeit an seine ostfriesischen Gemeinden ablehnte, so hatte er doch zu Emden selbst manchen harten Kampf zu bestehen, manche Anfechtung zu erdulden. Der Hof von Brüssel verklagte ihn bei der Gräfin unausgesetzt als Ruhestörer und Begünstiger aller Sekten. Dadurch ermuthigt bildete sich auch zu Emden eine starke Partei wider ihn, bestehend aus den katholisch und lutherisch Gesinnten und aus vielen Vornehmen und Lebemenschen, denen seine ernste Kirchenzucht verhaßt und im Wege war. An sie schloß sich sogar der Schwager der Regentin, Graf Johann von Falkenberg, dessen Stimme natürlich bei der Regierung kein geringes Gewicht haben mußte. Mit starken Zügen schildert Laski dem Sekretär der Gräfin diese Lage der Dinge. „So viele Jahre schon, schreibt er, ist hier gepredigt worden und was für Frucht läßt sich davon aufweisen? Wir sehen den öffentlichen Götzendienst und Greuel der Mönche, ohne ihn nur berüh-

ren zu dürfen. Wir sehen alle kirchliche Zucht unterdrückt und aufgehoben. Wir sehen fast alles Gute, das zum Unterhalte des öffentlichen Kirchendienstes und zur Förderung der Jugendbildung gestiftet worden, verschleppt und verschleudert. Wir sehen bei uns einen Schlupfwinkel aller Sekten und zwar haben wir die Fliegen verjagt, während wir die Wespen und Hornissen füttern und den Raben Alles gestatten müssen. Ja es herrscht bei uns solche Duldung aller Laster, daß derjenige schon für einen Sektirer gilt, der ein wenig mäßiger und eingezogener als die Uebrigen leben will." — Allerdings blieb ihm die Gräfin, so wie ihr Bruder Christoph von Oldenburg fortwährend gewogen; sie unterstützte ihn bei manchen Einrichtungen, die er vornahm, z. B. bei der Bestellung eines Presbyteriums zu Emden mit der Gewalt zu bannen, bei der Errichtung des geistlichen Cötus, bei der Erlassung einer strengeren Gerichts- und Polizeiordnung; sie erklärte mehrmals sowohl ihm als Andern, die seine Entlassung forderten, daß sie seiner nicht entbehren könne. Gleichwohl machte sich auch hier die Schwäche eines Frauenregiments geltend; ihr guter Wille wurde öfter durch ihre Räthe und Umgebungen vereitelt; sie durfte gewisse Personen und Kreise nicht geradezu vor den Kopf stoßen und so ernst und unerschrocken auch Laski sie an seine und ihre Pflicht erinnerte, zu einem festen, durchgreifenden Handeln in seinem Sinne konnte er sie doch nicht bewegen. Er sah sich dadurch schon 1546 veranlaßt, das Ephorat niederzulegen, um nicht einen leeren Titel zu führen und Christum dem Gespötte preiszugeben; — nahm es indessen bald wieder auf, nachdem seinen Forderungen größerer Strenge gegen die Geistlichen in Betreff der Lehre entsprochen worden war. — So wenig übrigens Laski selbst seine hohen Begriffe von einer nach Gottes Wort gereinigten und hergestellten Kirche in der ostfriesischen für verwirklicht halten und sich mit dem Zustande derselben befriedigen konnte, so sehr müssen wir doch seine Leistungen in so kurzer Zeit bewundern. Er hat die reformirte Kirche Ostfrieslands recht eigentlich gegründet und in Bezug auf Lehre, Zucht, Freiheit der Verfassung und Reinheit des Gottesdienstes zu einer solchen Stufe erhoben, daß sie auch andern zum Muster diente und bis in neuere Zeiten als eine der blühendsten und bestgeordneten dastand.

Dieser zwar mühe- und dornenvollen, aber doch auch gesegneten Wirksamkeit Laski's machte der Sturm, der nach der gewaltsamen Auflösung des schmalkaldischen Bundes über Deutschland

erging, ein Ende. Die Gräfin Anna fühlte sich zu schwach, um die Annahme des vom Kaiser den protestantischen Ständen aufgedrungenen Interims zu verweigern, und unter diesem mehr als halbkatholischen Provisorium zu bleiben, war für Laski schon wegen seiner biblisch-kirchlichen Grundsätze und wegen seines reformirten Bekenntnisses rein unmöglich. Zudem erneuerte die kaiserliche Regierung, die längst einen Zahn auf ihn hatte, das Begehren seiner Entfernung, welches jetzt aber den Charakter eines mit Drohungen begleiteten Befehles annahm. Genöthigt einen andern Zufluchtsort zu suchen, wurde Laski eben zur rechten Zeit nach England eingeladen, wo er schon im Jahre 1548 mit Bucer und P. Martyr Vermili bei der Kirchenverbesserung thätig gewesen war. Jetzt sollte er an die Spitze der dortigen Fremdengemeinde treten, die hauptsächlich aus geflüchteten Wallonen und Niederdeutschen bestand. Nach einem Aufenthalte bei Hardenberg in Bremen und mehreren Reisen in Norddeutschland verreiste er im Frühjahr 1550 — nicht für immer, wie er hoffte; er betrachtete sich vielmehr stets noch als Vorsteher der ostfriesischen Kirche und auch diese wollte das Band durch die zeitweilige Entfernung keineswegs gelöst wissen. In dieser Hoffnung schrieb er noch von Hamburg an die Geistlichen zu Emden: „Glaubet indeß ja nicht, ich nehme Abschied von Euch und von Eurer Kirche; als würde ich Eurer und unserer Kirche fortan nicht mehr gedenken. Die kirchliche Sorge um Euch, theure Brüder, und um unsere Gemeinde kann und will ich nicht lassen, so lange ich lebe. Beharret, ich bitte Euch, in der Pflicht Eures Amtes und der wohlthätigen Ausübung desselben; erhaltet unsere Gemeinde auf dem Wege des Gehorsams, ermahnet sie zur Bekenntnißtreue und aller Geduld mit Gelindigkeit und Dankſagung. Gebe der Herr, wenn es zu seiner Ehre dienet, daß wir dereinst bei Euch wieder vereinigt sein können, denn daß es möglich sei, glaube ich auch jetzt noch. Der eingetretene Wechsel wird nicht lange andauern und bald wird Gott diese Verbesserer in ihren eigenen Anschlägen zu Schanden machen."

In London angekommen fand Laski überall, besonders auch bei dem Erzbischofe Cranmer von Canterbury die zuvorkommendste Aufnahme. Der Boden, auf welchem er hier bauen sollte, schien für die Durchführung seines kirchlichen Ideals durchaus geeignet. Er hatte es mit lauter evangelisch gesinnten Fremdlingen zu thun, deren Glaube bereits in der Verfolgung geprüft und gestärkt worden war und deren Zahl bis auf 4000 anstieg. Von diesen durfte

er keine allzu starke Anhänglichkeit an alte Formen, keinen Widerstand gegen seine apostolischen Einrichtungen besorgen. Seiner Festigkeit gelang es auch, ein königliches Patent zu erwirken, wodurch ihnen große Rechte und Freiheiten in Bezug auf Selbstregierung und Anordnung ihres Gottesdienstes gewährt wurden; mit dem anglikanischen Prunk der Gewänder namentlich konnte sich Laski durchaus nicht befreunden und so wußte er auch für sich und die Seinen die Einführung der sitzenden Communion zu erlangen, auf die er nach dem Vorbilde Christi und der Apostel viel — und wohl nur allzuviel Gewicht legte. Die Gemeinde bestand eigentlich aus dreien, einer französisch-wallonischen, einer deutsch-niederländischen und einer italienischen mit ihren besondern Predigern. Auf ihre merkwürdige Verfassung mit ihrer weisen Mischung des demokratischen, aristokratischen und monarchischen Elements, mit ihren drei Kirchenämtern, den Diakonen oder Armenpflegern, den lehrenden und „andern" Aeltesten, welchen die Regierung und Kirchenzucht oblag, und den Doktoren, welche die christliche Wissenschaft vertraten, ist hier nicht der Ort näher einzutreten, so große Aufmerksamkeit sie auch verdient und neuerdings erregt hat. Laski selbst führte als Superintendent die Oberaufsicht über das Ganze und besorgte die allgemeinen Interessen desselben, während er zugleich als Doktor nicht anstand, lateinische Vorlesungen über das Neue Testament zu halten. Zwar fehlte es auch hier nicht an unerfreulichen Erfahrungen, sittlichen Vergehen selbst von Geistlichen, theologischen Irrungen und Zwistigkeiten; allein dessenungeachtet ist diese in so kurzer Zeit zu Stande gebrachte, wohlgeordnete Schöpfung ein glänzendes Denkmal und Zeugniß, in welch' hohem Grade Laski christliche Einsicht und praktisches Geschick vereinigte und wie sehr er zu dem schwierigen Geschäfte der Kirchenleitung befähigt und berufen war.

Der frühzeitige Tod Eduards VI. rief indessen schon 1553 seine ungleich geartete Schwester und mit ihr den Katholicismus in seiner finstersten, verfolgungssüchtigsten Gestalt auf den Thron. Auch der Fremdengemeinde wurden ihre Privilegien genommen; sie sollte sich der allgemeinen Kirchenordnung und damit auch allen den Maaßregeln, welche auf vollständige Wiederherstellung des Pabstthums hinzielten, unterziehen. Die Meisten wählten die Auswanderung, wozu ihnen Laski die Erlaubniß auswirkte. In rauher, stürmischer Jahreszeit, zu Anfang des Winters verließ er mit seiner Familie — er hatte sich in London nach dem Tode seiner Gattin

wiederverheirathet — und einem Theil der deutschen Gemeinde das „treulose" England. In dem protestantischen Dänemark glaubten sie wenigstens überwintern zu können. Wie bitter sahen sie sich getäuscht, als man sie hier aus blindem lutherischem Parteieifer abwies. Laski eilte daher nach Kolding, um eine freundlichere Behandlung vom Könige zu erbitten. Umsonst! Erst mußte er in der Kirche eine Strafpredigt wider „Sakramentirer" mit anhören, dann wurde er zwar vom Könige gnädig empfangen, seinen Söhnen Schutz und Aufenthalt gestattet, die Andern jedoch davon ausgeschlossen. Aehnlich erging es ihnen zu Hamburg, Lübeck, Rostock, Wismar; überall trat ihnen der Einfluß der lutherischen Geistlichkeit feindselig entgegen. Doch fanden sie zum Theil endlich, besonders in Wismar Aufnahme und hier war es, wo wenigstens der Wiedertäufer Menno Symons den einst auf Laski's Fürsprache genossenen Schutz an dessen Unglücksgefährten zuerst durch theilnehmende und hülfreiche Liebe vergalt, bis auch er durch seinen Bekehrungseifer mit ihnen in Mishelligkeiten gerieth. Bereits vor seiner umhergetriebenen Heerde in Emden angelangt, beeilte sich Laski, dem Könige Christian III. von Dänemark die an den vertriebenen Christen begangene Sünde in einer sehr ernsten und würdevollen Zuschrift vorzuhalten; er forderte ihn unter Anderm auf, „zu bedenken, wie schmählich er die Gemeinde unverdienter Weise, gegen die Lehre des Evangeliums und das Gebot der christlichen Liebe behandelt, und auf sein Gewissen zu achten, ob er es wohl, nicht bloß vor der Welt, auch nicht vor seinen Beichtvätern, — sondern vor seinem Herrn und Gott selbst im tiefsten Herzensgrunde rechtfertigen möge."

Mit um so größerer Liebe kam man Laski und seinen Leidensgenossen in Emden entgegen — nicht ohne Grund; hatte er sich doch auch in der Entfernung seiner alten Gemeinde in jeder Beziehung treulich angenommen. Indessen bemerkte er bald, daß er in Emden ziemlich überflüssig sei. Seine mitgebrachte Heerde besaß an Mart. Mikronius einen Hirten, der ihn ersetzen konnte; seine Stellung in der Landeskirche war äußerlich dieselbe, aber die anfängliche Gunst und der religiöse Eifer der Gräfin erkaltete immer mehr; die Insinuationen des Hofes von Brabant erneuerten sich und die maaßlosen Angriffe und Schmähungen von lutherischer Seite, worin besonders der Hamburger Eiferer Joach. Westphal sich auszeichnete, blieben, weil Laski Anfangs dagegen schwieg, nicht ohne Wirkung. Auch durfte er laut der Nachrichten aus

Polen hoffen, bald zurückkehren und dem Evangelium daselbst wesentliche Dienste leisten zu können. Er verließ daher Emden schon im April 1555 zur Betrübniß und unter Segenswünschen der Gemeinde und begab sich zunächst nach Frankfurt am Main, wo er sich bemühte, eine Abtheilung der Londoner Fremdengemeinde, an die sich auch wallonische, englische und schottische Flüchtlinge, letztere unter John Knox, anschlossen, zu sammeln und ihre Verhältnisse zu ordnen. Anfangs gewährte ihnen der Rath Glaubensfreiheit, Schutz und eigene Kirchen; bald aber trug der reichlich ausgestreute Same der Verdächtigung und der Unduldsamkeit auch hier seine Früchte, und besonders nach dem Religionsfrieden von 1555, der nur die Augsburgischen Confessionsverwandten im Reiche anerkannte, forderte man auch von den Fremden Anschluß an dieses Bekenntniß als unerläßliche Bedingung fernern Schutzes. Laski war um so weniger abgeneigt, derselben zu genügen, als er stets die Trennung der beiden evangelischen Kirchen beklagt und sie auch durch die Lehrdifferenz, besonders über das heilige Abendmahl, nicht für gerechtfertigt gehalten hatte. Von jeher hatte er sich auch bestrebt, den Eifer seiner Schweizerfreunde im Streite mit Luther zu mäßigen, ja sie nach dessen Tode zu einer öffentlichen Anerkennung seiner Verdienste zu bewegen; was am Ersten, wie er hoffte, zu einer Verständigung den Weg bahnen würde. Auch jetzt nahm er daher keinen Anstand, eine Erklärung über das heilige Abendmahl abzugeben, die sich ziemlich wörtlich an die (veränderte) Augsburgische Confession anschloß und die auch von dem, damals in Frankfurt anwesenden Calvin mit geringer Aenderung gebilligt wurde. Gleichwohl erhoben sich Zweifel, ob denn auch der Sinn übereinstimme, und theils um dieselben zu heben, zumal ihm aus Polen geschrieben wurde, der König verlange, daß er sich über seine Zustimmung zur Augsburgischen Confession genügend ausweise, bevor er zurückkehre, — theils um eine Zusammenkunft lutherischer und reformirter Theologen zum Zwecke der Vereinigung zu Stande zu bringen, bereiste Laski im Sommer 1556 die Pfalz und Würtemberg. Seine Bemühungen scheiterten jedoch, wie seine Freunde vorhergesehen, soviel als gänzlich, indem Joh. Brenz, dem es hauptsächlich galt, alle Versuche einer Annäherung und Verständigung zurückwies.

Stets dringender lauteten indessen die Einladungen nach Polen; mehr als vierzig Briefe der angesehensten Männer forderten ihn auf zu kommen, weil wichtige Dinge für das Evangelium be-

vorständen. Laski wollte zwar erst den Ruf des Königs abwarten, allein zuletzt siegte doch das Zureden seiner Freunde, besonders der Schweizer. Um aber auch noch auf der Reise für seine Zwecke thätig zu sein, nahm er seinen Weg über Kassel und Wittenberg; dort wurde er vom Landgrafen überaus gnädig und günstig, hier von der Universität auf das Ehrenvollste aufgenommen. Melanchthon empfing ihn wie einen alten lieben Hausfreund und gab seine volle Zustimmung zu Laski's Schrift vom Abendmahle, so wie zu der vorgeschlagenen Zusammenkunft; nur müsse sie nicht von den Fürsten, sondern von den gemäßigten Theologen beider Theile ausgehen und der Schreier wegen in aller Stille betrieben werden. Die Reise zum Churfürsten nach Dresden widerrieth er ihm gänzlich. Mit Zeugnissen und Briefen von Melanchthon an den König und den vielvermögenden Fürsten Radziwill versehen, eilte nun Laski nach Polen und langte, nachdem er während eines Krankheitsanfalls in Breslau den Schweizern vom Erfolg seiner Reise Nachricht gegeben und ihnen das Friedenswerk noch an's Herz gelegt hatte, den 3. December 1556 mit seinem treuen Gefährten Joh. Utenhove in Krakau an.

Seit 1548 saß Siegmund II. August, der Letzte der Jagellonen auf dem polnischen Throne. Schwach von Charakter, sah er die Fortschritte der Reformation in seinem Reiche persönlich nicht ungern, durfte sich aber nie öffentlich für sie entscheiden. Dagegen begünstigte ein großer Theil des mächtigen Adels die evangelische Predigt offen und ungescheut, manchmal mehr aus Eifersucht wider den Clerus als aus eigener Ueberzeugung, und Viele unterhielten evangelische Prediger auf ihren sehr ausgedehnten Gütern. Von dieser Adelspartei, an deren Spitze der besonders in Lithauen hoch angesehene und mächtige Fürst Nik. Radziwill Czerny und andere der ersten Magnaten standen, war Laski's Berufung ausgegangen; er hatte auch schon früher jede Gelegenheit benutzt, um die Sache des Evangeliums in Polen zu fördern, hatte z. B. den Prediger des Königs, Laur. Prasnicki, zum Bleiben und Ausharren am Hofe ermuntert, dem Könige seine Schrift über die Verfassung der Fremdengemeinde in London zugeeignet, ihn so wie den Reichsrath und die weltlichen Mitglieder des Reichstages zum Achten auf die Fingerzeige und Heimsuchungen Gottes, zur ungesäumten Vornahme einer geregelten Kirchenverbesserung aufgefordert. Kein Wunder also, daß seine Ankunft die katholische Partei und besonders die Bischöfe, deren Einer ihn geradezu ihren künftigen Henker

nannte, in Furcht und Bewegung versetzte. Vereint mit dem päbstlichen Legaten Lipomani drangen sie mit der Forderung in den König, dem Ketzer und Aufruhrstifter keinen Aufenthalt im Reiche zu gestatten. Der König ließ sich jedoch eines Bessern berichten und Laski wußte sich schriftlich so gut zu rechtfertigen und seine Ankläger in's gehörige Licht zu stellen, daß er unangefochten und wenigstens stillschweigend geduldet blieb. Bald übernahm er als Superintendent die Leitung der evangelischen Kirche von Kleinpolen. In dieser Stellung suchte er, den Verhältnissen Rechnung tragend, nicht sofort seine kirchlichen Ideen in ihrer Strenge durchzuführen; sein Bestreben war vielmehr auch hier, theils die zerstreuten Glieder und Gemeinden in ein Ganzes zu sammeln, zu ordnen und zu organisiren, theils die verschiedenen protestantischen Parteien und Richtungen zu vereinbaren, wie es so eben erst (1555) zwischen den Reformirten und den Böhmischen Brüdern in Großpolen geschehen war. Leider war ihm die Zeit des Wirkens daheim nur noch kurz zugemessen; er sollte es eben bis zuletzt erfahren, daß der Christ auf Erden kein bleibendes Vaterland habe; schon der 8. nach Andern der 13. Januar 1560 rief ihn zu seiner Ruhe; nur 3 Monate später folgte ihm Melanchthon. Sein Tod raubte der evangelischen Kirche Polens den einzigen Mann, welcher durch seinen Charakter, sein Ansehen, seine durch Erfahrung gereifte Weisheit die auseinanderstrebenden Richtungen hätte zusammenhalten, dem polnischen Erbübel, der Zwietracht hätte wehren können, welche späterhin ihre Unterdrückung herbeiführte.

Laski erscheint uns als ein von Hause aus kräftiger, gediegener, ächt adelicher Charakter, durch das Evangelium noch geläutert und veredelt, durch schwere Lebenserfahrungen geprüft und durchgebildet. In seinem Privatleben sehen wir ihn schlicht, einfach, genügsam, über jeden Eigennutz und jede Gemeinheit hoch erhaben. Beim Verluste eines großen Theiles seines Vermögens entschlüpft ihm nicht die leiseste Klage; seinem Freunde Hardenberg stellt er wiederholt seine ganze Kasse zu unbedingter Verfügung und schreibt ihm scherzhaft: „Wirst Du einmal reich, so kannst Du mir's wiedergeben.“ Wie er Allen, auch den Geringsten und Fremdesten, nach Kräften diente, so schämte er sich hinwiederum keineswegs, im Nothfalle von seiner Gemeinde Unterstützung anzunehmen; wohl aber verweigerte er die Annahme eines Geschenkes von unbekannter Hand, weil er muthmaßte, es komme von der Gräfin Anna, die sich dadurch mit ihrem Gewissen abfinden wolle.

Seine Frömmigkeit war weniger gefühlig und beschaulich, als vielmehr klar, praktisch, in's Leben ein- und durchgreifend: Gottes Wort über Alles, galt ihm als Grundsatz; dem beugte er sich unbedingt, dem sollte sich aber auch, so weit sein Wirken reichte, Alles beugen. Seine Friedensbestrebungen hatten daher auch nicht in dogmatischem Indifferentismus ihre Quelle, — er wußte vielmehr seine Ueberzeugung, wo es noth that, sehr wohl, obschon mit Mäßigung und Würde zu vertreten, — sondern in der Milde seines Charakters, in der praktischen Richtung seines Geistes, in dem großartigen, durch die Schule der Staatsgeschäfte gewonnenen Ueberblick über die Verhältnisse, der ihn lehrte, daß, so lange vorerst noch die Existenz, die Consolidirung, die Fortdauer der evangelischen Gesammtkirche auf dem Spiele ständen, Alle die im Glaubensgrunde eins wären, auch vereinigt dastehen sollten. Am ehrwürdigsten aber erscheint uns Laski in der heroischen Treue, womit er seiner Ueberzeugung als freiwillig Verbannter, als flüchtig von Land zu Land, unter allem Wechsel widriger Geschicke unwandelbar anhing, — die glaubensfrohe Ausdauer, womit er sein Werk, war es auch an Einem Orte dem Scheine nach zertrümmert, stets wieder an einem andern zu bauen begann. Welch' großen, eben so imponirenden als herzgewinnenden Eindruck Laski's Persönlichkeit auf seine Zeitgenossen hervorbrachte, erkennt oder fühlt man vielmehr am Schönsten aus der an ihn gerichteten Anrede eines edeln Polen: „Mann Gottes! ich reiche Dir die Hand!"

Fr. Trechsel in Bechingen, jetzt in Bern.

Zweiter Abſchnitt. Von der zweiten Hälfte des ſechzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

I. Deutſchland.

a. Bis zum Weſtphäliſchen Frieden.

1. Kirchenlehrer und Prediger.

338. Johann Arndt.

11. Mai.

Welcher wahrhaft evangeliſche Chriſt im deutſchen Lande kennte nicht den berühmten Verfaſſer des „Wahren Chriſtenthums" und des „Paradiesgärtleins", den Celliſchen General-Superintendenten, Johann Arndt, am Anfange des 17. Jahrhunderts? Geboren am Tage Johannis des Evangeliſten, den 27. December 1555 zu Ballenſtädt im Anhaltſchen, erhielt er von ſeinem Vater, Jacobus Arndt (d. h. Adler), welcher daſelbſt als Pfarrer ſtand, den Vornamen Johannes. Früh ſchon wurde er in der Leidensſchule geprüft, indem er im zehnten Jahre bereits ſeinen Vater durch den Tod verlor; indeß nahmen wohlwollende Freunde ſich ſeiner an, und ſorgten für ſeine fernere Erziehung und Ausbildung auf den Schulen zu Aſchersleben, Halberſtadt und Magdeburg. Mit entſchiedener Vorliebe neigte er ſich zum Studium der Medicin und der Naturwiſſenſchaften; eine heftige, lebensgefährliche Krankheit aber änderte plötzlich ſeine Lebensrichtung. Auf dem Krankenlager nehmlich gingen ihm ganz neue Blicke auf über das menſchliche Herz und Leben, und er that das Gelübde, daß wenn ihn Gott wieder geſund machen würde, er fortan alle ſeine Gaben und Kräfte dem Studium der Theologie und dem Dienſte der Kirche widmen wollte. Er genas und ward Theologe. Die Schriften des heiligen Bernhard, Tauler, Kempis und die deutſche Theologie gewährten ihm Troſt, Erbauung und Geiſtesnahrung, wie bei Luther; in ihnen ging ihm, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, das Licht der Beſſerung, der Andacht, der Heiligkeit und der geiſtlichen Weisheit auf. Vom 21. Jahre ab ſtudirte er auf den Uni-

versitäten zu Helmstädt, Wittenberg, Straßburg und Basel, wo er zugleich seine früher eingesammelten medicinischen Kenntnisse bei dem berühmten Naturkundigen, Theodor Zwinger, noch zu erweitern suchte, auch schon mehrere Privatvorlesungen über Naturlehre, Sittenlehre und Rednerkunst hielt und mit großem Fleiß und Beifall den Brief an die Römer erklärte. Hier hätte er unfehlbar schon seinen Tod in den Fluthen des Rheins gefunden, wenn er, der des Schwimmens unkundig war, nicht von seinem Zögling, einem polnischen Baron, bei den Haaren herausgezogen und gerettet worden wäre. Im Jahre 1582, 27 Jahre alt, kehrte er nach seiner Heimath, Ballenstädt, zurück.

Nachdem er daselbst ein Jahr hindurch das Amt eines Schullehrers versehen und Erfahrungen mancherlei Art im Schulfach eingesammelt hatte, erhielt er seine erste Predigerstelle in dem nur wenige Stunden von dort entfernten Dorfe Badeborn 1583. Sieben Jahre verwaltete er treu und gewissenhaft sein Amt bei dieser seiner ersten Gemeinde, und wäre unstreitig noch länger dort geblieben, wenn nicht der Fürst Johann Georg mit Gewalt den Exorcismus in den Anhaltschen Kirchen hätte abschaffen und den reformirten Glauben einführen wollen. Arndt protestirte Gewissenshalber gegen diesen Eingriff des weltlichen Armes in die Heiligthümer der Kirche, ward am 21. September 1590 abgesetzt und Landes verwiesen. In demselben Augenblick aber erhielt er auch, durch Gottes wunderbare Vorsehung, zugleich zwei Vocationen, die eine nach Mannsfeld, die andere nach Quedlinburg. Er entschied sich für letztere, und wirkte hier volle neun Jahre in großem Segen, besonders 1598 (wo die Pest in der Stadt furchtbar wüthete, in dem einen Jahre gegen 3000 Menschen hinwegraffte), ward fleißig gehört, häufig von seinen dankbaren, ehemaligen Gemeindegliedern aus Ballenstädt und Badeborn besucht, setzte sich jeder Lebensgefahr aus, tröstete, ermunterte, belehrte, ermahnte, wo und wie er wußte und konnte, und hatte, namentlich im Pestjahre, manchmal mit Studiren, Leichenpredigten und Beichtesitzen bis in die Nacht hinein zu thun. Dennoch fand er für alle diese Bemühungen und Anstrengungen nicht die wohlverdiente Anerkennung, ward im Gegentheil hart verläumdet, und dankte Gott, als er 1599 den Ruf nach Braunschweig erhielt und annehmen konnte.

Hier wirkte er wieder neun Jahre und hatte schwere Zeiten bürgerlicher Unruhen und wiederholter Belagerungen der Stadt

durch den Herzog Heinrich Julius durchzumachen. Im Jahre 1605, in Arndt's funfzigstem Lebensjahr, erschien sein erstes Buch vom wahren Christenthum, aus von ihm gehaltenen Wochenpredigten zusammengestellt, gewissermaßen das erste Erbauungsbuch der evangelischen Kirche. Theils aus Neid über Arndt's gesegnete Wirksamkeit, theils weil in dem Buche mehrere Ausdrücke der früheren Mystiker vorkamen, griffen ihn seine Amtsbrüder, namentlich sein eigner College, als Schwärmer und Ketzer, auf und unter der Kanzel an, und verbitterten ihm dermaßen das Leben, daß die folgenden Jahre ihm rechte Kreuz- und Kampfjahre waren, und er schon daran dachte, sich in's Privatleben zurückzuziehen und sein Amt niederzulegen, um nur Ruhe zu finden. Glücklicherweise war das nicht nöthig. Der Ruf nach Eisleben 1608 machte diesen Streitigkeiten vorläufig ein Ende. Inzwischen hatte das erste Buch vom wahren Christenthum außerhalb Braunschweigs bereits so viel Absatz, Anerkennung und Lob gefunden, daß der Wunsch nach Fortsetzung des herrlichen Werkes immer lauter und allgemeiner sich aussprach, und 1609 Arndt sich bewegen ließ, noch drei Bücher herauszugeben, jedes unter einem besondern Titel; das erste hieß das Buch der heiligen Schrift, das zweite das Buch des Lebens, das dritte das Buch des Gewissens, das vierte das Buch der Natur. Das Grundthema aller Bücher war: Christus in uns, fußend auf dem Christus für uns. Auch in Eisleben hatte Arndt 1610 eine schwere Pestzeit durchzuleben und schon sein Testament gemacht; Gott aber bewahrte ihn vor der ansteckenden Krankheit, denn Er hatte noch Größeres mit ihm im Sinn; im Jahre 1611 berief ihn der Herzog Christian zum General-Superintendenten des Fürstenthums Lüneburg nach Celle.

Hier begann Arndt's letzte und umfassendste Wirksamkeit. Wichtig ist diese Zeit namentlich durch die General-Kirchenvisitation, welche er 1615 in sämmtlichen Kirchen des Fürstenthums veranstaltete; eine völlig neue, aber erfolgreiche Erscheinung: die von Arndt entworfenen Protocolle und Berichte nahm der Herzog selbst zur Hand, und traf danach die nöthigen Verbesserungen zum Besten der Kirche. Hier gab Arndt seine Predigten heraus über die Evangelien, über den ganzen Psalter und über Luther's Katechismus. Hier feierte er 1617 das Reformationsjubiläum der evangelischen Kirche. Hier ließ er die deutsche Theologie und eine Uebersetzung des Thomas v. Kempis erscheinen. Sein bloßer Name reichte hin, um alle diese Bücher zu empfehlen und ihnen großen Eingang zu

bahnen. Hier entwarf er 1619 eine neue Kirchenordnung, viel vollständiger und umfassender, als die frühere. Hier hielt er am 3. Mai 1621 seine letzte Predigt über die Worte: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden erndten, sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben." (Ps. 126, 5. 6.) Als er erschöpft nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau: „Ich habe jetzt meine Leichpredigt gethan." Ein hitziges Fieber warf ihn auf's Krankenlager, von welchem er nicht wieder aufstehen sollte; von Tag zu Tag schwanden seine Kräfte immer mehr: am 9. Mai genoß er nochmals das heilige Abendmahl, und am 11. Mai ging er Nachts um halb 12 Uhr ein zu seines Herrn Freuden, im 66sten Jahre seines Alters, nachdem er vorher noch aus dem 143sten Psalm gebetet: „Herr, gehe nicht in's Gericht mit Deinem Knecht ꝛc."; bald darauf in die Worte ausgebrochen: „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit, als die des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit; jetzt habe ich sie gesehen; ei, welch' eine Herrlichkeit ist das! Die Herrlichkeit ist es, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz kommen ist; diese Herrlichkeit habe ich gesehen;" und um 9 Uhr zuletzt noch gesagt: „Nun habe ich überwunden!" —

Seine Lebenslosung war: „Christus hat viele Diener, aber wenig Nachfolger." Seine Gemeinden und Zeitgenossen rühmen seine Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, seine Demuth und Wohlthätigkeit, seine Geduld und Nachgiebigkeit, wo er eines Bessern überzeugt wurde, und vor allem seinen Gebetsgeist, der im Paradiesgärtlein Worte gewinnt und den er unter seinen vielen bittern Leiden und Angriffen gelernt und geübt hatte. Sein Hauptwerk aber, das ihn allein schon unsterblich gemacht hat, ist und bleibt sein wahres Christenthum. Fast in alle Sprachen der Welt ist es übersetzt worden, und nicht zu zählen sind die verschiedenen Ausgaben und Auflagen, welche es erlebt hat. Spener hat über dasselbe gepredigt, Dr. Beyer in Jena hat darüber Vorlesungen gehalten. M. Justus Siber nannte Joh. Arndt den heiligsten Theologen (theologum sanctissimum) und sagt: „der heilige Geist hat selbst durch diesen göttlichen Mann gebetet und geschrieben," und Bengel erklärt ihn für den Engel, der nach Offenbar. 14, 6 durch die Mitte des Himmels flog und das ewige Evangelium verkündete. Zwei Jahrhunderte haben bereits sein Lob geredet in dem alten Verse:

Er soll, er soll Johannes heißen!
Denn seine Seel' ist gnadenvoll.
Die Welt mag ihn mit Schmähen schmeißen
Und auf ihn schütten Gall' und Groll:
So bleibt er doch ohn' allen Streit
Der größte Adler seiner Zeit.

Fr. Arndt in Berlin.

---

339. Johann Gerhard.

17. August.

Wer die großen kirchenhistorischen Werke von Gottfried Arnold und Weismann studirt, dem ist es auffällig, nicht die leiseste Notiz über Paul Gerhard zu finden. Selbst da, wo man seinen Namen zuerst suchen sollte, in der zweibändigen Kirchengeschichte des siebzehnten Jahrhunderts vom Würtemberger Prälaten Andreas Carolus, wird er nicht einmal erwähnt. Er ist damals ganz verschwunden hinter seinem großen Namensverwandten Johann Gerhard, von welchem in den genannten Werken überall und überall mit Auszeichnung die Rede ist. In unsrer Zeit hat sich das Verhältniß ziemlich umgekehrt. Während Paul Gerhard selbst in der Kinder Munde lebt, die populärste Gestalt aus der evangelischen Kirche des siebzehnten Jahrhunderts, ist Johann Gerhard's Gedächtniß für die Mehrheit der evangelischen Christen erloschen — Hagenbach in der zehntheiligen populären Kirchengeschichte hat seiner anmerkungsweise in zwei Zeilen gedacht — und lebt fast nur noch fort in der theologischen Wissenschaft, welcher er seine Spuren tief eingedrückt hat. Freilich ist's naturgemäß, wenn der Mann der Wissenschaft, der in der Sprache der Gelehrten meist für Gelehrte schrieb, nicht der Popularität sich erfreut, wie der gefeierte Liederdichter. Und doch darf vor dem protestantischen Kirchendichter nicht ganz vergessen werden der protestantische Kirchenvater, er, den die Zeitgenossen nur dann nach Gebühr zu ehren meinten, wenn sie ihn neben Luther und Chemnitz, als den dritten im Dreigestirn, stellten, den sie den Architheologen seines Jahrhunderts nannten.

Johann Gerhard ist am 17. October 1582 geboren zu Quedlinburg, wo sein Vater Bartholomäus Gerhard Senator war. Trübe Gedanken bemächtigten sich des 15jährigen Jünglings, als er in eine schwere, langwierige Krankheit fiel. Damals in der

geistlichen Anfechtung hat er ein Gebetbüchlein geschrieben, reichlich benetzt mit seinen Thränen; der sechste Psalm, dem er die Aufschrift gab „Geistliche Anfechtung vom Zorne Gottes um der Sünden willen," ist damals sein Lieblingslied, Johann Arndt sein geistlicher Vater geworden. Im Jahre 1599 bezog er die Universität Wittenberg, studirte Philosophie und unter Leonhard Hutter und Salomo Gesner Theologie, aber nach dem Willen seines Verwandten, des sächsischen Prokanzlers Andreas Rauchbar vorzugsweise Medicin, setzte selbst zu öffentlicher Disputation medicinische Thesen auf und hat nachmals als hoher Kirchenbeamter auch gern und freigebig ärztlichen Rath ertheilt. Aber nach des Prokanzlers Tod sich selbst überlassen und eines Jugendgelübdes eingedenk versenkt er sich in Jena unter Ambrosius Raudenius und dem als Kalendermärtyrer bekannten Georg Mylius[1]) ganz in die Theologie. Arndt hat ihm den Studienplan gemacht. Er vertieft sich vor Allem in die heil. Schrift, der er nur nahet betend, daß Gott ihm die Pforte der himmlischen Weisheit öffne, und mit geistgesalbten Exegeten, auf welche Arndt ihn verwiesen. Seine Freude an der Schrift und deren Auslegung ist nachmals übergegangen auf seinen Lieblingsschüler und Amtsnachfolger Salomo Glassius, welcher auf Gerhard's Rath und Ermahnung eine heilige Philologie begründete, die für das ganze Zeitalter lutherischer Orthodoxie ausreichend erfunden wurde. 1603 erwarb sich Gerhard den philosophischen Doctorgrad und schon nach 3 Tagen beginnt er auf Bitten einiger Studenten ein Collegium über Logik, Politik und, als der Erste in Jena, über Metaphysik nach dem Compendium des Helmstädter Aristotelikers C. Martini, in der Weise jener Zeit, wo die jungen Docenten gern ihre academische Laufbahn mit philosophischen Vorträgen begannen, um später in die höhere (theologische) Facultät einzutreten. Damals wogte auf den deutschen Universitäten der Kampf zwischen den exclusiven Aristotelikern und den Anhängern des Pariser Popular- und Utilitätsphilosophen Petrus Ramus, welcher die Herrschaft des Aristoteles zu zertrümmern suchte. Weil er so das Orakel der Menschheit angetastet, zerfleischten wüthende Aristoteliker seinen Körper in der Bartholomäusnacht, und für den

[1]) Mylius gab lieber sein Augsburger Pfarramt auf, als daß er in die Annahme des neuen Gregorianischen Kalenders gewilligt hätte, in dessen Einführung die Protestanten nur des Papstes Schlangenverstand und Fuchslist sahen, womit er oblique seine Macht wieder in die evangelische Kirche einschwärzen wolle.

Stagiriten begeisterte Studenten nannten nach Ramus' Namen ihre Hunde. Gerhard hat in diesem Streite um philosophische Autoritäten aus inneren und polemischen Gründen die Partei des Aristoteles (mit den Erklärungen von Zarabella, Scaliger und Sagittarius) genommen, ohne doch eine Vergleichung mit Ramus um der Methode willen auszuschließen. Mitten in einer gesegneten Lehrthätigkeit wirft ihn zum zweiten Male eine gefährliche Krankheit danieder, welche das Aeußerste befürchten ließ. Damals setzte er sein Testament auf, ein merkwürdiges Actenstück, in welchem die Stimme der Frömmigkeit in uns fremd gewordener Weise zusammenklingt mit der Rechtgläubigkeit. Er dankt zuerst seinem lieben Herrn und Seligmacher Jesu Christo, daß er ihn durch sein rosinfarbnes Blut von Sünde, Tod und ewiger Verdammniß erlöst hat, bekennt seine Sünden und Schwachheiten und bittet Gott um des theuern Verdienstes Christi willen gnädiglich um Verzeihung. Dann folgt sein Glaubensbekenntniß, daß Gott der Herr einfältig im Wesen und dreifach in Personen, daß in Christo zwei unterschiedliche Naturen, aber eine einige Person, welche aus und in den zwei Naturen bestehet, ja nichts anders ist, denn die zwei Naturen, göttliche und menschliche, unvermischbar und untrennbar, persönlich verbunden, daher denn die Communicationen der Idiome entspringet. Und nachdem er so das Bekenntniß durch alle Glaubens-Artikel und -Geheimnisse, welche die Christen, weil sie nur die Erstlinge des Geistes haben, anerkennen müssen, hindurchgeführt, bittet er seine lieben Herrn Collegas um Verzeihung, da er etwa zu viel speculationibus philosophicis indulgirt oder eine falsche Lehre (welches ich doch nicht hoffen will) approbirt. Wider alles Erwarten genesen bezieht er mit einem seiner Aufsicht anvertrauten Zögling, Michael Rauchbar, das durch Balthasar Mentzer und Johann Winkelmann theologisch hochberühmte Marburg. Er hat beide gehört, unter ihnen disputirt und auch selbst philosophische Vorträge gehalten. Mentzer erwählte ihn zu seinem Gefährten auf einer Gesundheits- und Gelehrtenreise (1605). Bei ihrer Zurückkunft nach Marburg hatte Landgraf Moritz der Gelehrte die gänzliche Umformung der Universität zum Calvinismus unter gewaltigen Volksaufständen begonnen. Da zog sich Gerhard mit seinem Schutzbefohlenen auf das Rauchbarsche Landgut Hemsendorf zurück, um nach kurzer Frist wieder in sein geliebtes Jena zu eilen, womit er zugleich einen Lieblingswunsch seiner Mutter erfüllte. Hier studirt er weiter unter Petrus Piscator und eröffnet

selbst theologische Vorlesungen, nicht ohne Belästigung von Seiten der theologischen Facultät. Seine Aufnahme unter die Adjuncten der philosophischen Facultät (gegen Ende des Jahres 1606) bezeichnet seine Abhandlung „Ueber die Wahrheit", worin er sein Urtheil abgab über den Streit, den Daniel Hoffmann damals in Helmstädt entzündet hatte, indem er die alte nominalistische These von der doppelten Wahrheit (es könne etwas in der Philosophie wahr sein, was in der Theologie falsch sei) dahin steigerte, daß er nächst dem Teufel keinen gefährlicheren Feind für die Kirche sah, als die Philosophie, welche nothwendig zum Atheismus und Pelagianismus führe. Noch in demselben Jahre trifft ihn, den Vierundzwanzigjährigen, der Ruf zur Superintendentur in Heldburg. Als er zur Abwehr seine Jugend vorschützt, lautet der Bescheid: nicht seine Person, sondern die Sache stehe in Frage. Mit dem theologischen Doctorate geziert trat er sein hohes Kirchenamt in Heldburg an, mit welchem die Verpflichtung verbunden war, in allen schwierigern Fällen den Sitzungen des Coburger Consistoriums beizuwohnen und als Inspector des Gymnasium Casimirianum monatliche Disputationen über theologische Gegenstände abzuhalten. Wiederholt war er in dieser Zeit der theologische Reisebegleiter des Herzogs Johann Casimir, auch 1612 bei der Kaiserkrönung in Frankfurt. Derselbe, um seinen Gerhard noch näher bei sich zu haben, ernannte ihn 1615 zum Generalsuperintendenten von Coburg. Dennoch schwermüthig sind Gerhard's Briefe aus dieser Zeit. „Du lebst nicht glücklich, schrieb ihm Mentzer, so du nicht an einer Universität lebst." Sein Kummer war die Sehnsucht nach dem akademischen Catheder, welches er der beneideten bischöflichen Hoheit, die er inne hatte, vorzog. „Außer der Akademie giebt's kein Leben, wie außer der Kirche kein Heil." Prag, Gießen, Altorf, Wittenberg (wohin er einen fünfmaligen Ruf hatte und gleich zur ersten Facultätsstelle), Helmstädt hatten ihn zum Professor, die bedeutendsten Städte Deutschlands zu ihren obersten Kirchenämtern begehrt. Beharrlich verweigerte sein Landesherr die Entlassung, indem er für unrecht erklärte, den einen Altar zu schmücken mit des andern Beraubung. Endlich als 1615 ein wiederholter Ruf von Jena aus an ihn ergeht und der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg, sich vermittelnd dazwischen legt, darf Gerhard ziehen, jedoch so daß sein Herzog immer noch ein gewisses Eigenthumsrecht an ihn sich vorbehält. Seine Bescheidenheit begnügt sich mit der letzten Facultätsstelle. Johann Gerhard im

Vereine mit dem etwas starren, auf seine Seniorätswürde eifersüchtigen Johann Major und dem frommen Eiferer Johann Himmel bilden die „preiswürdige Johanneische Trias", durch welche Jena nicht blos zu einer Wittenberg ebenbürtigen Stellung hinaufgehoben wurde, nein alle Universitäten strichen, so lange Gerhard lebte, vor Jena die Segel und mitten im Elende des dreißigjährigen Krieges blühte es wie eine Rose zwischen Dornen. Seiner Verwendung verdankt die Universität, deren steter Repräsentant (z. B. bei der Leichenfeier Gustav Adolph's) der dienstwillige Gerhard war, den botanischen Garten und ihre Güter, die Herrschaften Remda und Apolda. Und so treu hat er an Jena gehangen, daß er 24 Berufungen um seinetwillen von sich wies. „Lieber will ich hier, schreibt er einmal an den Eisfelder Superintendenten Andreas Kesler, im Schatten dunkeln, als zu Wittenberg im Lichte leben." Von den Fürsten hoch angesehn ist er von ihnen zu wichtigen politischen und finanziellen Geschäften, gelegentlich auch als Brautwerber verwendet worden. Denn die damalige Diplomatie pflegte mehr nach christlichen Grundsätzen, als nach Interessen ihre Actionen zu regeln. Um einen Einblick in Gerhard's unermeßliche Thätigkeit zu erhalten, betrachten wir zuerst seine Antheilnahme an den theologischen Regungen und Kämpfen, die seine Zeit bewegten.

Von Helmstädt war seit dem zweiten Jahrzehende des 17. Jahrhunderts eine moderate, versöhnende Theologie ausgegangen, die Gegner nannten sie Synkretismus. Als der sächsische Oberhofprediger Hoe von Hoenegg seinen ersten Theologenconvent 1621 auf dem Schloß zu Jena hielt, kamen auch die Neuerungen der Helmstädter Georg Calixt und Cornelius Martini zur Sprache und die Mittel zu ihrer Beseitigung. Damals erklärte Gerhard die Helmstädter für unverbesserlich. Aber bei einem persönlichen Besuch in Jena hat Calixt ihm das Herz abgewonnen und damit erhielt die Jenaische Theologie durch das ganze 17. Jahrhundert jenen milden Accent, der sie so vortheilhaft vor dem streitbaren Wittenberg auszeichnete. Seit 1616 war die subtile Controverse ausgebrochen der Kryptiker und der Kenotiker oder der Theologen zu Tübingen und Gießen. Die Tübinger behaupteten, daß Christus seiner menschlichen Natur nach auch im Stande der Erniedrigung den Creaturen stets allgegenwärtig gewesen und das Universum auch mitten im Tode, jedoch auf heimliche Weise, regiert habe. Weil dadurch ein magisches und doketisches Element in das Leben Jesu zu kommen schien, lehrten die Gießener, daß der Gottmensch

seiner menschlichen Natur nach im Stande der Erniedrigung göttliche Majestät zwar immer wahrhaft und real besessen, aber auf ihren durchgehenden Gebrauch verzichtet habe. Das hochärgerliche Gezänk, von den Dillinger Jesuiten lutherischer Katzenkrieg genannt, zu schlichten, ward 1624 ein Theologenconvent zu Leipzig gehalten, dem auch Gerhard anwohnte. Er aber hat sein Urtheil in dieser Sache suspendirt und geseufzt über die Ilias von Jammer, die aus solchen Zwisten komme, ganz im Einklang mit jener ungenannten Friedensstimme, die im Nothwendigen zur Eintracht, im Zweifelhaften zur Freiheit, in allen Dingen zur Liebe diejenigen ermahnte, welche über die Allgegenwart Christi disputirten, ohne ihn gegenwärtig zu haben im eigenen, gläubigen Herzen.

Weiter hatte um dieselbe Zeit der Danziger Diaconus Hermann Rathmann einen Streit begonnen über das Verhältniß der Wirksamkeit des h. Geistes zur Wirksamkeit des göttlichen Wortes. Während die lutherische Orthodoxie die Erleuchtungs- und Bekehrungskraft dem göttlichen Worte immanent sein läßt, nicht zwar aus physischer Nothwendigkeit wie bei einem Heilmittel, sondern nach göttlicher Institution, erklärte Rathmann das Wort Gottes für ein an und für sich unwirksames Werkzeug. Soll dieses an sich passive Instrument zu einem activen werden, so muß, wie zur Art die Kraft des Holzhauers, der h. Geist von Außen wirkend hinzutreten. Die Bekehrungskraft ist dem Worte Gottes nicht immanent, sondern coexistent — derselbe Streit, den im Mittelalter die Thomisten mit den Scotisten führten rücksichtlich der Wirksamkeit der Sacramente. In Jena kam eine harte Censur der Rathmann'schen Ketzerei durch Johann Major zu Stande, von Gerhard als mehr oratorisch, denn logisch und theologisch bezeichnet. Er selbst aber hatte Antheil an dem auf dem Theologenconvent zu Leipzig 1628 beschlossenen Gutachten, worin Rathmann als ein Verächter des göttlichen Wortes erscheint. Auf demselben Convente wurde über gewisse katholische Angriffe auf den Protestantismus verhandelt. Die Jesuiten zu Dillingen fingen nämlich nach Beginn des dreißigjährigen Krieges an, die Gültigkeit des Passauer Vertrages und des Religionsfriedens, als dem Kaiser abgezwungen, vom Papste nicht bestätigt, durch das Tridentinum aufgehoben, in Frage zu stellen, zumal die Lutheraner von der ungeänderten Confession, welche doch der Religionsfriede voraussetze, abgewichen wären, und Einige wollten Lutheraner wie Calvinisten, als im Glauben Abgefallene, in die heißen Mohrenländer verbannt wissen.

Dadurch ſahen ſich nun die in Leipzig verſammelten Theologen genöthigt, unter hervorragender Betheiligung Johann Gerhard's, die neuabgedruckte Augsburgiſche Confeſſion zu ſchützen als des heiligen, römiſchen Reichs evangeliſcher Kurfürſten und Stände Augapfel. Worauf katholiſche Polemiker, welche dieſen Augapfel einen ſchädlichen, gewachſenen Wurm und die große Leipziger Wurſt, die, man mache mit ihr was man wolle, nichts als ein leerer Balg iſt, nannten, die Confutation als die Brille auf dieſen Augapfel drucken ließen. Als darnach die Proteſtanten die Apologie der Augsburgiſchen Confeſſion, als des evangeliſchen Augapfels Brillenbutzer, an's Licht ſtellten, erſchien in Dillingen ein Ausbutzer des evangeliſchen Brillenbutzers und andere „giftige, lärmbläſeriſche Scarteken und Läſterſchriften", welchen auf dem Convente zu Leipzig 1630, wiederum unter Gerhard's vorzüglicher Mitwirkung, eine nochmalige, unvermeidliche und gründliche Hauptvertheidigung des hochwertheſten Augapfels entgegengeſetzt wurde.

Aber Gerhard iſt außer dieſer vereinten Polemik auch auf eigene Hand dem Katholicismus entgegengetreten. So in einem dreitheiligen Werke gegen Robert Bellarmin, dieſen Atlas und Goliath des Papſtthums, den er widerwilliges Zeugniß für die lutheriſche Rechtgläubigkeit ablegen läßt, worüber die Katholiken, wie Veit Erbermann, außerordentlich aufgebracht waren. Der Bellarminus orthodoxiae testis war aber nur der Vorläufer zu dem noch bedeutenderen Werke „Confessio catholica"[1]), worin Gerhard, wie vor ihm Flacius, die Stimmen katholiſcher Schriftſteller zur Beſtätigung der evangeliſchen Lehre ſammelte. So wahrheitsmächtig war dieſes Werk, daß es noch hundert Jahre nach ſeinem Erſcheinen Convertiten machte, für welche in Darmſtadt ein Proſelyteninſtitut errichtet wurde (1738). Aber gewiſſermaßen zur Amtspflicht eines gutlutheriſchen Theologen gehörte auch, eine Lanze zu brechen mit Calviniſten und Socinianern. Johann Gerhard hat dieſer Ritterpflicht genug gethan. Durch ſeine Bekämpfung des Calvinismus hat er die Polemik Markus Friedrich Wendelin's (Rectors am Gymnaſium zu Zerbſt), des Bellarmin der Reformirten, gegen ſich hervorgerufen. Der Socinianismus oder neue Photinianismus, welcher der geſammten proteſtantiſchen Orthodoxie als ein unter Zweideutigkeiten verſteckter Umſturz des Chriſten-

[1]) Confessio catholica, in qua doctrina catholica et evangelica, quam ecclesiae Augustanae Confessio addictae profitentur, ex Romano-Catholicorum scriptorum suffragiis confirmatur. 4 T. Jenae 1633—37.

thums erschien, hat auch unsern sonst so milden Gerhard zu ungewohnter Härte fortgerissen. Er will den Faustus Socinus lieber infaustus Scotinus (unglückseligen Finsterling) heißen und ruft einmal aus: „erhebe dich, Herr, und strafe mit himmlischem Blitze oder vielmehr mit hölliſchem Feuer die Blasphemien dieser Ketzer!" Die Grundlagen des in den Symbolen als jüdische Träumerei verworfenen Chiliasmus, den in mehrern Schriften der Reußische Kanzler Heinrich Gebhard in Gera unter dem Namen M. Gottlieb Heiland vorgetragen hatte, zerstörte Gerhard in einem besondern Tractate.

Von den polemischen wenden wir uns zu seinen friedlichen Werken, die seinen Ruhm in der theologischen Welt vorzüglich begründeten. Martin Chemnitz in Braunschweig hatte eine große Evangelienharmonie begonnen, der Dresdener Hofprediger Polykarp Leyser, eine Zeit lang Chemnitz' Amtsnachfolger, hatte sie fortgesetzt. Der Jenaer Theologenconvent vom Jahre 1621 wünschte Vollendung des „goldenen Werkes." Gerhard übernahm die Arbeit und hat sie in dreijährigem Fleiße zu glänzendem Abschluß gebracht. Wir übergehen seine großentheils nach seinem Tode veröffentlichten Commentare über fast alle Bücher der heiligen Schrift, verfaßt nach dem Grundsatze, daß der wahre Sinn der Schrift aus der Schrift hergeleitet werden und buchstäblich sein müsse, um noch seinen Antheil an dem großen Weimarischen Bibelwerk (vom Druckorte Nürnberger Bibel, von seinem fürstlichen Begünstiger Ernst dem Frommen Ernestinische Bibel, von den beigefügten Porträts Kurfürstenbibel genannt) zu erwähnen. Auf den Rath des Evenius, ehedem Rectors in Magdeburg, dann im Kirchendienste Ernst des Frommen, ward dieses Bibelwerk, die deutsche Uebersetzung Luther's mit orthodox-lutherischer Interlinearerklärung, unternommen, zuerst unter Direction Johann Gerhard's, nach dessen Tode unter der von Salomo Glassius. Gerhard hat für dieses Bibelwerk die Genesis, den Propheten Daniel und die Apokalypse bearbeitet. Unmittelbar akademischen Zwecken diente seine im Geiste Melanchthon's geschriebene „theologische Methodologie" (1620). Das Studium der Theologie, durch Abwaschungen aus Helikonischem Quell (d. h. durch Sprachkenntniß und Philosophie) vorbereitet, durch Beten geweiht, hat im fortlaufenden Schriftstudium seine Grundlage, in Dogmatik und Polemik seine Spitze. Im vierten und fünften Studienjahr soll Predigtübung eintreten und quellenmäßiges Studium der Kirchengeschichte. Nur im Vorübergehn gedenken wir seiner eigentlich nur für seinen

Privatgebrauch zuſammengeſtellten Patrologie und ſeiner zahlreichen Disputationsſchriften. Denn die Theologen des 17. Jahrhunderts wirkten auf ihre akademiſchen Zuhörer am meiſten durch Disputirübungen, von deren entſchiedenem Werthe ſie ſo überzeugt waren, daß die Rede aufkam, eine Disputation, wenn ſie gut eingerichtet, könne mehr nützen, als zwanzig Lectionen. Das Reformationszeitalter freilich hatte geurtheilt, die chriſtliche Wahrheit werde ſchneller durch Beten gefunden, als durch Disputiren. Das Werk aber, welches vor Allem Gerhard's Namen unſterblich gemacht hat, das ſind ſeine loci theologici (d. i. theologiſche Hauptſtücke). Um ihretwillen beſonders hat man ihn den zweiten Origenes genannt und geſagt, daß er meraritiſchen Schweiß d. h. (mit Hinblick auf das Levitengeſchlecht der Merariten, denen es nach 4. Moſ. 4, 29 ff. oblag, das heilige Geräth der Stiftshütte im Schweiße ihres Angeſichts durch die arabiſche Wüſte zu tragen) großen Schweiß vergoſſen habe im Dienſte des Heiligen. Als 27jähriger Jüngling hat er ſie 1610 zu Heldburg begonnen und 1625 in Jena beendigt. Sie wurden zuerſt in Jena gedruckt (1610—25), dann kam eine Genfer (1639), dann eine Hamburger (1657) Folioausgabe; hierauf folgte die ſchöne Tübinger Ausgabe, beſorgt von Johann Friedrich Cotta in 20 Quartanten und 2 Bänden Regiſter (1762—88), endlich die neueſte Ausgabe (Berlin 1863 ff.), beſorgt von Ed. Preuß. Dieſes nur vom Neid bemängelte[1]) Werk, der Stolz der lutheriſchen Kirche, ſtellt den orthodoxen Lehrbegriff in ſeiner ganzen damaligen Vollſtändigkeit auf und erweitert ſich zu einer wahren Fundgrube theologiſcher Gelehrſamkeit. Die Kirchen- und Ketzergeſchichte, Alterthümer, ſcholaſtiſche Philoſophie, Kirchenrecht und Kirchenzucht werden herangezogen bis zur caſuiſtiſchen Frage über die theologiſche Berechtigung des Tanzens.

---

[1]) Nur der ſtreitſüchtige Albert Grawer, ein Schüler von Aegidius Hunnius, erſt Schulmeiſter, dann Profeſſor der Theologie in Jena (1611—16), zuletzt Generalſuperintendent in Weimar († 1617), ſuchte eiferſüchtig an Gerhard's dogmatiſchem Ruhm zu mäkeln. „Dr. Graweri Sinn, ſchreibt einmal Gerhard, benimmt mir alle Luſt weiter auf Academien zu leben, denn ich höre, daß er meine locos theologicos mit recht ſchändlichen Gloſſen ſchwarz machet und den Studenten vorleget, auch überall ſolche emblemata dazu geſchrieben hat: absurdum est, falsum est, sibi ipsi contradicit, nescit quid loquatur, non satisfacit argumentum etc. Doch wird er's nimmermehr von mir erhalten, daß ich mich mit ihm in Streit einließe. Wollte Gott, wir ſorgten mehr für die Gottſeligkeit, für das Gewiſſen und die Ruhe der Kirchen. Ich werde aber durch dieſe Liſt von meinem vorgeſetzten Zweck gar ſehr abgehalten."

Das lutherische Dogma hält nach Gerhard's Ansicht die rechte Mitte zwischen den Extremen. Er hat es vertheidigt mit Gründen der Schrift und der Vernunft, zuweilen auch verschärft wie durch Behauptung der Aechtheit der Dreizeugenstelle 1. Joh. 5, 7, der ehemaligen biblischen Hauptbeweisstelle für die Trinität, und der Gleichaltrigkeit der hebräischen Vocale und Accente mit dem Texte. Aber die Fülle des Stoffes, wie er hier aufgespeichert liegt aus der gesammten Literatur der Kirche, hat doch nicht vermocht, des Verfassers Geist und Wärme zu begraben. Ueberhaupt darin ist das Eigenthümliche Johann Gerhard's, wodurch er zu einer so edlen Erscheinung wird, zu setzen, daß die orthodoxe Formel ihm nicht ein Objectiv-Starres, eine unlebendige Größe, mit welcher der Verstand rechnet, während das Herz kalt bleibt, war, sondern daß bei ihm das Dogma in lebendige Verkettung tritt mit tiefinnerlicher Frömmigkeit, daß in ihm Arndt's Mystik und lutherische Rechtgläubigkeit ihre Ausgleichung und Durchdringung vollziehen, daß er ebensosehr in der Geschichte der Gelehrten als in der Historie der Wiedergeborenen seine Stelle hat. Diese praktische Seite seiner Natur offenbart sich schon in seiner Ansicht von der Theologie. Diese ist ihm allerdings zunächst eine durch das Wort Gottes gewonnene Einsicht in die göttlichen Geheimnisse, aber sie ist nicht blos Erkenntniß und subtile Theorie, sondern auch der Wegweiser zum Heile. Was frommt es, sagt er mit Erasmus, zu streiten über die Formen der Sünde, ob bloße Privation sie sei, oder ein der Seele inhärirender Makel? das vielmehr erstrebe der Theologe, daß die Sünde Alle verabscheuen und hassen. Statt nach den immanenten Unterschieden der Trinität zu forschen, suche man ihrer Majestät rechte Verehrung. Sie zeigt sich ferner darin, daß er in seiner Dogmatik nie verfehlt, am Schlusse eines abgehandelten Lehrsatzes den usus practicus und consolatorius anzumerken. So nachdem er die Lehre von der h. Schrift abgehandelt hat, setzt er eine doppelte Nutzanwendung, einmal, weil die Schrift die von Gott an uns geschickte Epistel ist, um das göttliche Wesen und Wollen kund zu thun, sollen wir täglich sie lesen und durchdenken, und sodann die Güte Gottes daran erkennen, daß er die h. Schrift uns zum Troste gegeben hat. Auch der in der lutherischen Dogmatik künstlichen und scheinbar unfruchtbaren Lehre vom doppelten Stande Christi weiß er zwei praktische Momente zu entlocken: 1) Christus erniedrigte sich, also daß derjenige beinahe nichts zu sein schien, ohne welchen nichts

geworden iſt, und du, o Menſch, rühmeſt dich ungemeſſen und glaubſt etwas zu ſein, da du doch nichts biſt. Wie ungereimt und verkehrt iſt's, daß, während die höchſte Hoheit ſich erniedrigt, die höchſte Niedrigkeit ſich erheben will? 2) Chriſtus hat ſich erniedrigt, darum hat ihn Gott erhöht: auf gleiche Weiſe wirſt du nicht zur Höhe gelangen, es ſei denn auf dem Wege der Erniedrigung (ἀρίστη ὁδὸς ὑψώσεως ἡ ταπείνωσις). Chriſtus, da er vermöge ſeiner göttlichen Natur nicht hatte, wie er zunehmen konnte, fand durch ſein Herniederkommen eine Weiſe, wie er zunähme: auf gleiche Weiſe wird auch dir nur durch Erniedrigung der Weg ſich öffnen zum Hohen. Endlich hat ſein praktiſch-frommer Sinn einen vorzüglichen Ausdruck gefunden in verſchiedenen aſcetiſchen Büchern, vor Allem in ſeinen „Heiligen Betrachtungen"[1]), dem geiſtreichen Erbauungsbuche in der Weiſe von Auguſtin, Tauler und Bernhard, welches ſeiner alten und kalten Zeit dienen ſollte zur Erwärmung. Darin finden ſich Ermahnungen folgender Art: „In deinem Umgang ſei Allen angenehm, Niemandem beſchwerlich, Wenigen vertraulich, Gott lebe fromm, dir züchtig, dem Nächſten gerecht, mit dem Freunde pflege die Liebe, mit dem Feinde die Geduld, mit Allen das Wohlwollen, und Wohlthun übe an wem du nur kannſt." Gerhard denkt die Wirkſamkeit des göttlichen Wortes zwar unabhängig von der Beſchaffenheit des Dieners am Worte, wie es keinen Unterſchied macht, ob das Waſſer durch ſteinerne oder ſilberne Röhren fließt, aber doch muß aus dem Herzen kommen was zu Andrer Herzen dringen ſoll und nur dem erglänzt das Licht geiſtlicher Erkenntniß, der in der Finſterniß der Sünde nicht wandelt. Solche Ausſprüche, zumal auch Gerhard den Stein der Weiſen gelegentlich mit dem Eckſtein der Kirche paralleliſirt hatte, ſtempelten damals zum Roſenkreuzer und Weigelianer. Eiferer, ſchreibt er an Arndt, ſchonen auch meiner nicht, ſondern geben mir in öffentlichen Predigten ſolche Irrthümer ſchuld, die mir niemals in den Sinn gekommen ſind, und er hat ſeinen Sykophanten folgende Verſe entgegengeſtellt:

Welchen der Eifer anitzt zur Frömmigkeit ſonderlich hintreibt,
Wer ſich nach beiderlei Seit' heiliger Weisheit befleißt,
Roſenkreuzer ſofort heißt der und Weigelianer,
Schimpfliches Ketzermaal drückt auf die Stirne man ihm.

---

[1]) Erſte Ausg. Jenae 1606, neueſte von Mayer (Nördlingen 1864). Deutſch von H. A. Schmidt (Berlin 1837). Außerdem giebt es franzöſiſche, engliſche, polniſche, ſchwediſche und holländiſche Ueberſetzungen.

Derlei redet auch mir dreist nach ein giftiger Leumund,
Fodert auch ungescheut Glauben dem losen Geschwätz.
O verblendeter Sinn der Menschen, verblendete Herzen!
O wie urtheilslos schwächliche Denker ihr seid!
Lernt doch zuvor, wer wirklich ein Weigelianischer Ketzer,
Rosenkreuzer wer sei, lernt es, ich bitt' euch, zuvor.
Strahlende Sonne verscheuche die düsteren Nebel am Himmel,
Dämmerndes Wahrheitslicht herrlicher glänze herauf!

Doch ist Gerhard durch solche Angriffe ängstlich und um den Ruf seiner Rechtgläubigkeit besorgt worden. Zwar jenes heftige Gutachten, welches Lucas Osiander gegen Arndt's Bücher vom wahren Christenthum, als ein Werk der Hölle schleuderte, er hat es eine Schandsäule genannt, aber er selbst ist doch nur als ein gemäßigter Vertheidiger seines väterlichen Freundes Arndt aufgetreten, als dessen theologisches Urtheil, weil er hauptsächlich Medicin studirt habe, durch Disputationen weniger gebildet gewesen, und seine kalte „Schola pietatis das ist christliche und heilsame Unterrichtung, was für Ursachen einen jeden wahren Christen zur Gottseligkeit bewegen sollen" (1622) hat die Bestimmung, gegen Arndt zu zeigen, daß man die Menschen in rechter Frömmigkeit unterweisen könne ohne Paracelsus und Weigel[1]).

Zum Schlusse fügen wir einige Notizen aus Gerhard's Privatleben bei. Seine erste Gattin, eine Tochter des Weimarischen Bürgermeisters Johann Georg Neumeyer, führte er 1608 heim, sie ward ihm aber schon im dritten Jahre seiner Ehe durch den Tod entrissen. Nach dreijährigem Wittwerstand feierte er seine zweite Vermählung mit der Tochter des Gothaischen Arztes Johann Mattenberg, aus welcher Ehe ihm ein Sohn, Johann Ernst, geboren wurde, der nachmals in Jena eine theologische Professur bekleidete. Gerhard hatte durch das Heirathsgut seiner Frauen und durch fürstliche Freigebigkeit ein schönes Vermögen sich gesammelt, aber so wenig hing sein Herz daran, daß er über seiner Güter Verlust im Kriege sich tröstend ausruft: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!" Als die Kriegsknechte seinen Landsitz Rosla niederbrannten, sprach er: „Gott schenke den Brandstiftern Reue, mir aber Geduld." Und seine Geduld in der Hoffnung wurde nicht zu Schan-

[1]) Andere ascetische Schriften Gerhard's: Exercitium pietatis quotidianum quadripartitum, peccatorum confessiones, gratiarum actiones, precationes et observationes complectens. Coburg. 1622. Frommer Herzen geistliches Kleinod. Lüneburg 1634 und öfter.

den, er hat nachgehends mit heiterer Stirne seinem Collegen Major erzählt, daß er jetzt gesegneter noch sei an irdischem Gut, als früher. Er hat auch, ein seltenes Beispiel, was er an Gehalt mehr hatte, als seine Collegen, mit diesen getheilt und es ausgesprochen: lieber Weinberge und Gärten wolle er verkaufen, als einen Armen mit rauhem Worte oder ohne Almosen von sich lassen. Auch wird ihm nachgerühmt, daß er die Kirche nicht blos eifrig besucht, sondern der Predigt auch aufmerksam zugehört habe, so daß der Schlaf ihn niemals übermannte. Erst 55 Jahre alt entschlief er in Gegenwart seiner Collegen Major und Himmel, in den Armen seines Beichtvaters, des Archidiaconus Adrian Beier, am 17. August 1637 mit den Worten: „Komm, Herr, komme. Amen." Noch kurz vor seinem sanften Hintritt gedachte er ein Buch zu schreiben von den Mängeln und Gebrechen der Kirche und von dero aufhelflichen Mitteln — eine Weissagung auf Jacob Spener's Pia Desideria. An ihm, der als der Adler der Theologen, dessen Haus als das Museum des christlichen Erdkreises bezeichnet wurde, schien, wie Einer der Leichenredner es aussprach — und es ist auf drei Universitäten ihm parentirt worden — die Universität nicht Einen ihrer Lehrer, sondern die Lehrer eine Universität verloren zu haben. Sein lebensgroßes Bildniß ist aufgestellt in der Stadtkirche zu St. Michaelis in Jena, wo auch seine sterblichen Ueberreste ruhen. Gustav Frank in Wien.

---

340. Valerius Herberger.

20. Mai.

Daß unsere evangelische Kirche nach langem Siechthum zu neuem Leben erwachte, erhellt schon aus der regen Theilnahme, mit der sie sich ihrer längst vom Schauplatz abgetretenen Väter, Vorkämpfer und Fahnenträger wieder erinnert. Männer Gottes, die für immer dem Grabe der Vergessenheit anheimgefallen zu sein schienen, feiern den Tag ihrer geistigen Auferstehung, und treten in Biographien oder in neuen Ausgaben ihrer Schriften freudigst willkommen geheißen, zeugend und tröstend unter die Lebendigen zurück. Zu diesen vom Rufe liebender Verehrer aus grauer Vergangenheit neu Heraufbeschworenen gehört in erster Reihe nächst den Reformatoren auch der gesalbte Pastor des Fraustädter „Kripp-leins Christi", Valerius Herberger, der Mann, dessen in reicher

Zahl hinterlassenen Werken allen der Titel, den eins derselben trägt: „die evangelische Herzpostille", als Gesammttitel eignen würde, indem nicht viele Prediger so mächtig zum Herzen ihrer Zuhörer zu reden, und so tief und gewaltig die Gemüther zu ergreifen gewußt haben mögen, wie jener.

Die Zeit des Valerius war nicht mehr diejenige, von welcher Luther singen durfte:

Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür.

Ueber das Blumenfeld, welches Luther so lieblich und verheißungsreich sprießen sah, tobte verheerend der Gluthwind des confessionellen Haders und jener „Theologenwuth", von der der treffliche Melanchthon sagte, daß schon die Aussicht auf Erlösung von ihr nicht wenig dazu beitrage, ihm den Gedanken an den Tod zu versüßen. Eine unerquickliche trübe Zeit war's, welche nur dem Widerpart des Evangeliums zur Rechten und zur Linken zur Ergötzung gereichte und heimlichen Triumph bereitete; den „Stillen im Lande", den Herzensfrommen dagegen gar manchen tief ausgeholten Seufzer entpreßte. Hin und wieder jedoch ließ sich auch damals, den wenigen gesund gebliebenen unter den Christen zur Aufrichtung und zum Troste, unter allem scholastischen Gebelfer und Rabengekrächz eine liebe und ersehnte Nachtigall vernehmen. Von den Gelehrten nenne ich als solche nur neben dem weltbekannten Johann Gerhard, den Johannes Matthäus Meyfart, den Verfasser des herzerhebenden Liedes: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt"; und von den Pastoren neben dem unvergleichlichen, aber schmählich verkannten und hart verfolgten Johann Arndt den Valentin Andreä. Eine Nachtigall von sonderlich süßem und herzigem Schlage war aber auch der Mann, der uns das allbekannte tapfere Glaubenslied gesungen:

Valet will ich dir geben
Du arge falsche Welt!

und mit ihm gedenken wir uns jetzt etwas näher zu befreunden.

In dem damals polnischen, jetzt preußischen Städtchen Fraustadt erblickte jener theuerwerthe Zeuge am Dienstag nach Jubilate 1562, ein Jahrzehend nach dem Uebertritt des Orts zur Reformation, in bescheidener Handwerkerhütte das Licht der Welt. Sein Vater, Martin Herberger, seines Gewerbes ein Kürschner, und nebenher, wie sein Sohn uns meldet, „gefreiter (d. i. zum

Meister gesprochener) Fechter, Sänger und deutscher Poet," der Meistersänger-Zunft angehörig, war, was mehr als jenes Alles bedeuten will, ein von Herzen frommer gottesfürchtiger Mann, der, bevor noch die Frauenstädter zur Fahne des Augsburgischen Bekenntnisses geschworen hatten, oftmals mit einigen gleichgesinnten Freunden heimlich über Land zog, um da und dort einen Prediger des neuen von den römischen Satzungen gereinigten Evangeliums zu hören. Die Mutter, Anna geborene Hoffmann, eine treue, rührige Hausfrau, theilte ganz ihres Eheherrn christliche Gesinnung, und lehrte später ihren kleinen Valerius, wie das Söhnlein nach dem Namen des Pastors, der es getauft, genannt worden war, seine ersten Gebetlein stammeln. Als der Vater wiederholt bemerkt hatte, daß der Säugling in seiner Wiege beim Aufwindeln drei Fingerlein seiner rechten Hand in die Höhe zu recken pflegte, glaubte er darin mit großer Freude und Zuversicht eine gute Vorbedeutung zu erblicken, und sprach: „Ihr werdet sehn, der wird einmal ein Prediger werden, und wie weiland Johannes der Täufer mit Fingern auf den Herrn Jesum weisen!" Und daß dies wahr werde, dazu that der Vater schon frühe Alles, was in seinen Kräften stand, indem er dem heranwachsenden Knäblein nicht allein von Gott und dem Herrn Jesu sagte und es zum Gebete anhielt, sondern es auch lesen und schreiben, ja sogar, soweit er selbst dessen kundig war, lateinisch dekliniren und conjugiren lehrte. Als aber der kleine Valerius in sein fünftes Lebensjahr eingetreten war, übergab er ihn der städtischen Schule. Das war ein feierlicher Tag für das Herbergersche Haus. Zuerst führte der Vater ihn in die Kirche, wo er in seinem Kirchstuhl ihn auf den Knieen der Gnade und Obhut seines Gottes befahl, und den Herrn anrief, daß Er den Knaben doch zu einem Gefäße der Barmherzigkeit und zu einem Segenswerkzeug für seine Kirche machen wolle. Dann geleitete er ihn zu seinen künftigen Lehrern, band ihn denselben dringendst auf's Herz, und hatte fortan keine größere Freude, als wenn er letztere bezeugen hörte, daß sie den Valerius zu ihren gehorsamsten, hoffnungsvollsten und liebsten Schülern zählten.

Neun Jahre war der Knabe alt, als sein Vater im Frieden Gottes entschlief, und mit ihm dem Anscheine nach zugleich sein süßer Lebenstraum von des Söhnleins zukünftigem Berufe zu Grabe ging. Bestand doch seine ganze Nachlassenschaft für die Seinen kaum in etwas mehr, als in einer Anweisung an die Barm-

herzigkeit Gottes, und die Mutter hatte fortan ihre Mühe, sich und ihre Kinder nothdürftig mit der Grützmühle zu ernähren. Nichtsdestoweniger wurde der väterliche Creditbrief im Himmel anerkannt, was sich zunächst darin kundgab, daß der Mutter Schwester, die Ehefrau eines ehrsamen Fleischhauermeisters, sich bewogen fand, mit völliger Zustimmung ihres Mannes den Valerius zu sich zu nehmen, und ihn in Allem ihren leiblichen Kindern gleich zu halten. So konnte er denn die Schule fort besuchen, bis er in seinem siebenzehnten Lebensjahre als erster der obersten Klasse mit den besten Zeugnissen entlassen wurde. Seine Mutter war mittlerweile eine neue Ehe mit einem Schuhmachermeister eingegangen, welcher den Stiefsohn für sein Handwerk bestimmte. Valerius widersprach nicht, und der Tag seiner Aufnahme in die Werkstatt war bereits festgesetzt. Als aber des Valerius Pathe, der Fraustädter Pastor Arnold, dies vernahm, beschied er den Jüngling zu sich, und sprach zu ihm: „Höre, mein Pathsohn, Du willst ein Handwerk lernen; aber wisse, daß dort oben ein Anderes über Dich beschlossen ist. Dein Vater pflegte von Dir zu sagen: „„der Knabe muß mir studiren und wenn ich's erbetteln sollte. Er wird auf den Herrn Jesum mit Fingern weisen, wie einst Johannes that!"" Nun hat Dein Vater auf seinem Todesbette mich gebeten, daß ich dazu thun sollte, was ich vermöchte. Weil er im Propheten Daniel gelesen, die Lehrer würden leuchten wie des Himmels Glanz, so werde er sich am jüngsten Tage alsobald umsehn, wo er denn seinen Sohn als solch' ein glänzend Licht erschaue. Da wirst Du denn, ich weiß nicht, in welchem dunkeln Winkel stecken, und des Vaters Hoffnung wird zerronnen sein. Also, mein lieber Pathe, bedenke Dich!" Als hierauf Valerius heim zu seiner lieben Mutter kommt, spricht er mit einem frommen Unmuth: „Nun lerne ein Handwerk dieser und jener; ich aber nun und nimmermehr. Mein Vater will mich einmal anders vor sich stehen sehn." So ward Valerius beim Studium erhalten. Nachdem er, von seinen Pflegeeltern und dem Pastor Arnold unterstützt, noch drei Jahre zur Vollendung seiner Vorbildung in der höheren Lehranstalt zu Freistadt in Schlesien zugebracht, bezog er zuerst zu Frankfurt a. O. und dann zu Leipzig die Hochschule. Durch Ertheilung von Privatunterricht und vermittelst einiger kleinen Stipendien schlug er sich an beiden Orten tapfer durch und lag mit großem Fleiße seinen Studien ob. Er hatte aber das akademische Triennium noch nicht vollendet, als der Magistrat

einer Vaterstadt ihn in eine Lehrerstelle an einer der unteren Classen der dortigen Schule berief. Valerius, wissenschaftlich wohl ausgerüstet, erkannte in diesem Rufe einen Befehl seines Gottes und verwaltete sein Schulamt sechs Jahre hindurch mit Ruhm und den glücklichsten Erfolgen. Im Jahre 1590 aber wurde ihm nach wohlbestandener theologischer Prüfung das eben erledigte Amt eines Diakonus oder zweiten Predigers an der Pfarrkirche seiner Vaterstadt übertragen, und nun erst war ihm Raum geschafft, die ganze Fülle der ihm verliehenen göttlichen Gnadengaben in gegnetster Weise zu entfalten. Schon seine Antrittspredigt über Lukas 4, 16—22 ließ die zu freudigster Begeisterung hingerissene Gemeine nicht mehr darüber in Zweifel, wie Großes sie von diesem Manne zu erwarten habe. So wahr, warm, innig und gemüthreich glaubte sie nie noch das lautere Evangelium verkündigen gehört zu haben, wie es als der reine volle Ausdruck einer tiefgewurzelten lebendigen Ueberzeugung von seinen gesalbten Lippen floß, und Manche gingen in ihrer lobenden Anerkennung des jugendlichen Evangelisten so weit, daß sie ihn mit dem Namen eines zweiten „Martin Luther" beehrten. In jeder Woche hatte er alternirend mit seinem Amtsgenossen, dem Oberprediger Veranus, fünf Predigten zu halten, fand aber, so oft er auftrat, die geräumige Marienkirche bis in den äußersten Winkel hinein von einer andächtig horchenden Versammlung angefüllt. Mit seinem Predigteifer hielt seine Seelsorgerthätigkeit gleichen Schritt. Es war bald kein Glied der Gemeine mehr, das er nicht persönlich kannte und auf fürbittendem Herzen trug. Wie hätte diese pastorale Wirksamkeit, die sich Jedem auf den ersten Blick nur als die Manifestation und natürliche Lebensbethätigung einer ganz vom Evangelium durchdrungenen und erfüllten Persönlichkeit zu erkennen gab, ohne Frucht bleiben können, zumal da sie das glänzendste Siegel durch das private und häusliche Leben erhielt, das er mit seiner ihm völlig gleichgesinnten Gattin, der Anna, einer gebornen Rüdiger, führte, dieser „gottseligen Hanna, allezeit reinlichen und fleißigen Susanna, demüthigen Rahel, gutthätigen Thabita und im Kreuz beständigen Maria", wie sie auf ihrem Grabstein genannt wird? Binnen kurzem sah er sich von einer großen Schaar gründlich bekehrter Seelen umgeben, von deren heilsbegieriger Andacht und stillen Gebeten er, so oft er die Kanzel betrat, sich wunderbar gehoben und getragen fühlte.

Der Segen in der Gemeine wuchs, als ihm 1595 an Stelle

des nach Freistadt abberufenen Oberpredigers Bernavus der bisherige Superintendent zu Liegnitz, Pastor Kreutzheim, als College zugesellt wurde. Dieser treffliche Mann war bei Gelegenheit einer Kirchenvisitation, an der neben Andern auch der sächsische Theologe Hunnius Theil nahm, als „Philippist" d. i. als ein Freund und Anhänger Melanchthons erfunden, und, da er sich weigerte, die Concordienformel als den adäquaten Ausdruck der Schriftlehre anzuerkennen, seines Amtes entsetzt worden. Unser Valerius war, nicht etwa aus blinder Unterthänigkeit unter die Satzungen seiner Kirche, deren manche, z. B. den Exorcismus, er entschieden verwarf, sondern aus innigster im Wege freier biblischer Forschung erlangter Ueberzeugung, von Herzen Lutheraner, weßhalb er auch an der Kirchenversammlung zu Thorn, welche die Befestigung des im Jahre 1570 zu Sendomir zwischen lutherischen, schweizerischen und böhmischen Brüdern zu Stande gebrachten confessionellen Vergleichs bezweckte, sich persönlich nicht zu betheiligen vermochte. Zuerst aber und vor allem Andern war er Jünger Jesu und evangelischer Christ, und weil dies sein neuer Amtsgenosse gleichfalls war, hieß er denselben nicht allein mit unbefangenster Herzlichkeit willkommen, sondern trat auch bald in ein so inniges Verhältniß zu ihm ein, daß dieser als der viel ältere Mann ihn zärtlich seinen „lieben Sohn" und er jenen mit eben so aufrichtiger Liebe seinen „Vater" zu nennen pflegte. Beide trieben nun das Werk des Herrn an der Gemeine mit gleichem Eifer und in einem Geiste, und die Ueberlegenheit des Diakonus an amtlicher Begabung vermochte so wenig den Neid des Collegen zu erregen, daß dieser vielmehr nicht ruhte, bis er dem Magistrate die Versicherung abgedrungen, Valerius solle einst nach seinem Tode als Oberprediger sein Nachfolger werden, was denn allerdings schon nach Verlauf von dreien Jahren sich verwirklichte.

Was den Predigten Herbergers die ungewöhnliche Macht und Gewalt über die Gemüther verlieh, war neben der Einfalt und Klarheit, die überströmende Innigkeit, Salbung und Begeistrung, womit er zu reden pflegte. Jesus der Sünderfreund erfüllte seine ganze Seele, und mit Recht hieß man ihn schon früh mit Nachdruck den „Jesusprediger." Ueberall in Schrift und Geschichte entdeckte er seinen Heiland. „Besser", dachte er, „Jesum auch da zu finden glauben, wo Er nicht ist, als Ihn einmal übersehen, wo Er sich wirklich befindet!" So hören wir ihn z. B. einmal predigen: „Wie schlecht und albern klingt's, wenn wir 1 Könige 17,

10 lesen, daß die arme Witwe von Zarpath ein Holz oder zwei aufgelesen, um für sich und ihr Söhnlein zu guter Letzt noch vor ihrem Ende ein niedliches Bißlein zuzurichten. Hält man aber stille und denkt bei diesen zweien Hölzlein oder Spähnen an die zwei Querhölzer des Kreuzes Jesu Christi, und an das, was unser Seligmacher daran erworben hat, so kommt Trost und Freude die Fülle in das Herz." Ein andres Mal spricht er: „Wenn wir lesen von dem Messen des Propheten Elia, über dem Söhnlein der Witwe, oder von den seltsamen Gebehrden des Propheten Elisa bei der Erweckung des Söhnleins der reichen Sunamitin 2 Kön. 4, 34. 35., so scheint's wohl schlecht Ding zu sein; nehmen wir aber in Acht, daß sie beide mit ausgestreckten Armen, eben wie der Herr Christus am Kreuze that, beten und flehen, so finden sich bald die holdseligen Gedanken, daß wir im Namen des gekreuzigten Herrn Jesu beten müssen, wofern wir dem ewigen Tode entlaufen wollen." Allegorische Deutungen dieser Art begegnen uns zahlreich fast in allen seinen Vorträgen. Dies berechtigt aber keineswegs zu dem Schlusse, daß er nicht auch auf dem Gebiete des alten sowohl wie des neuen Testamentes ein gründlicher, sprachkundiger und gelehrter Exeget gewesen sei. Er war ein solcher sogar in ungewöhnlichem Grade. Zugleich gebot er vermöge seiner ausgedehnten Bekanntschaft mit der Weltgeschichte über eine unerschöpfliche Fundgrube von Thatsachen und Exempeln zur Veranschaulichung und Besiegelung der Wahrheiten, die er vortrug. Und flossen auch seine Reden „meist süßer denn Honig und Honigseim" von seinen Lippen, so verstand er's doch auch, wo es galt, wie Wenige, seine Stimme zu erheben wie eine Posaune. Seine Bußpredigten brauseten über die Gemeine dahin wie ein Sturm, vor dem Alles sich beugen oder brechen mußte, und nicht selten geschah es, daß unter dem Donner seines mächtigen vom göttlichen Feuergeist getragenen Wortes die ganze Versammlung in ein lautes Weinen und Schluchzen ausbrach.

Solch' ein gewaltiger Prediger war Valerius, weil er ein Mann des Gebetes war. Wenige mögen das apostolische „Betet ohne Unterlaß" so durchhaltend und treu geübt haben, wie er, dessen Wandel wahrhaft „im Himmel war", und der z. B. in sein Tagebuch nichts, auch nicht das Unbedeutendste, verzeichnete, ohne irgend einen Seufzer zu seinem Herrn hinzuzufügen. Seine kirchlichen Gebete waren das Rührendste, Ergreifendste und Herzerhebendste, was man hören konnte, und oft hat die Gemeine dieselben

mit der wunderbarsten, unzweideutigsten Erhörung gekrönt gesehn. Im Jahre 1621 schrieb man allgemein den bei Choczin wider alles Erwarten von den Polen über die Türken und Tartaren erfochtenen glänzenden Sieg dem inbrunstvollen und zuversichtlichen Gebete zu, mit welchem Valerius kurz vorher vor versammelter Gemeine den Himmel bestürmt hatte. Jedem war dabei sogleich der Eindruck geworden, dieses Gebet dringe durch die Wolken, und ehe man sich's versah, erfand sich's, daß man sich darin nicht geirrt habe. Kein Wunder, daß Valerius in Folge solcher Erfahrungen allmälig ein fast prophetisches Ansehn gewann, und wirklich scheint ihm eine starke divinatorische Gabe eigen gewesen zu sein. So geschah es einmal, daß er, als er in einer erschütternden Predigt über die letzten Dinge der am Fraustädter Rathhausthurme hangenden Sturm- und Feuerglocke als eines Bildes sich bediente, urplötzlich, und, wie er später selbst bekannte, ganz unwillkührlich, in den dreimaligen Ruf: „Feuer, Feuer, Feuer!" ausbrach und darauf die Worte folgen ließ: „Ihr Fraustädter, wo ist's Feuer? Wann wird es kommen? — Um Mitternacht! — Wer hat's gesagt? — Der Herr Jesus sagt's Matth. 25, 6.: Zu Mitternacht kommt der Bräutigam!" — Die Gemeine gerieth über diesen wunderbaren Worten in eine nicht geringe Bestürzung. Wie sollte sie sich diese auffallende Rede ihres Pastors deuten? Nun, die Deutung fand sich binnen Kurzem. Schon in der nächstfolgenden Nacht, und zwar grade um die Mitternachtstunde, schlug plötzlich jene Glocke am Rathhausthurme an. Ein furchtbares Feuer war ausgebrochen, das in kurzer Zeit nicht weniger als drei ganze Viertel in Asche legte. Als während des Brandes Valerius selbst betend und helfend unter den Löschenden erschien, wurde er von Vielen mit der Frage bestürmt, wer ihm doch dieses Unglück zuvor geoffenbart habe, worauf er antwortete: „Kinder, es hat Gott der Herr meinen Mund gezwungen, so seltsam zu reden, wie ich in der Kirche geredet habe. Nimmer, nimmermehr lasse Er mich einen Propheten sein, der euch Unglück verkünde. Nur Gottes Gnade und seinen Segen wünsche ich euch von ganzem Herzen. Aber ihr — o thuet Buße, daß euch nicht einst das ewige höllische Feuer ergreife!" —

Noch nicht gar lange hatte sich die Stadt aus ihren Trümmern wieder erhoben, als sie von einer neuen Heimsuchung und zwar von einer noch empfindlicheren und schwereren betroffen wurde. Die Pest brach in Fraustadt aus, und zwar in so ver-

heerender Weise, daß in kurzer Frist nicht weniger als 2000 Menschen hingerafft wurden. Da feierte denn die Hirtentreue des Valerius den Tag ihrer höchsten und schönsten Verklärung. Während Alle, denen irgend Mittel dazu zu Gebote standen, eilends entflohen, hielt er nicht allein fest und unerschütterlich bei seiner Heerde Stand, sondern war auch Tag und Nacht in Bewegung, um den Kranken und Sterbenden in ihren verpesteten Räumen den Trost des Evangeliums und das Labsal des Sakramentes zuzutragen. Furcht kannte er nicht. Sein Glaube war der Sieg, der, wie den Tod, so Alles, was Apprehension, Ekel und natürliches Grauen heißt, weit überwunden hatte. Oft sah man ihn auf den menschenleeren Straßen der Stadt ganz allein, ein Sterbelied singend, vor dem Karren hergehn, auf welchem der Todtengräber wieder eine oder mehre Leichen zum Friedhof führte. Wer dann ihm etwa begegnete, wich erschrocken aus, aber nicht, ohne den Muth des Mannes zu bewundern, der „auch sein Leben nicht theuer achtete, auf daß er das Amt vollendete, das er von dem Herrn empfangen hatte." In welchem Maaße dies sein pastorales Verhalten die Liebe und das Vertrauen seiner Pfarrkinder zu ihm steigern mußte, ist leicht zu ermessen. Wie ein Enkel Gottes wurde er, wo er erschien, willkommen geheißen, und sonderlich waren es die Kinder, die dem freundlichen Pastor, wo sie ihn erblickten, wie einem Vater fröhlich entgegensprangen, und ihm traulich ihre Händchen reichten.

Freilich konnte es einem Manne der Wahrheit, wie er war, auch an erbitterten Widersachern nicht fehlen. Den Gottlosen in der Gemeine mußte er schon als deren anderes Gewissen und als ernster und freimüthiger Wächter über das sittliche Leben seiner Pfarrkinder ein Dorn im Auge sein. Zu mehren Malen ist ihm sogar von Libertinern, die sein strafendes Wort getroffen hatte, nach dem Leben getrachtet worden, und es wäre den Bösewichtern ihr schlau eingefädelter Mordplan gelungen, hätte nicht Gott der Herr in wunderbarster Weise seine schirmende Hand über dem Haupte seines treuen Knechts gehalten. Viel tiefer jedoch, als die Wuth seiner Gegner, betrübten ihn so manche Rückfälle scheinbar Bekehrter in ihr früheres Welt- und Sündenleben, so wie das Offenbarwerden Anderer als solcher, die ihr ganzes Christenthum nur erheuchelt hatten. Außerdem erwuchsen ihm aus den damals noch häufig vorkommenden Hexenprozessen, zu denen er als geistlicher Richter hinzugezogen wurde, nicht geringe Sorgen und Küm-

merniſſe. Kaum aber hatte ihm etwas einen größeren Schmerz verurſacht, als der urplötzlich ſchon im Jahre 1604 vom Polenkönige Sigismund III. erlaſſene Befehl, laut welchem die ſchöne geräumige Marienkirche, die Pfarrkirche der Stadt, an das winzige Häuflein theils übriggebliebener, theils erſt ſeit Kurzem neu angeſiedelter Katholiken wieder abgetreten werden ſollte. Alles Bitten und Flehen der Evangeliſchen um Zurücknahme dieſer ebenſo harten als ungerechten Forderung blieb fruchtlos, und ſo wurde denn das der Gemeine ſo theuer gewordene Gotteshaus unter vielen Thränen geräumt, und zunächſt mit einer Nothkirche vertauſcht, zu der man zwei aneinanderſtoßende Bürgerwohnungen nach Durchbrechung ihrer Zwiſchenwände herzurichten wußte. Doch gelang es dem raſtloſen Eifer Herbergers, durch Anfeuerung der Gemeine zu fröhlicher Opferwilligkeit, und durch veranſtaltete Collekten in der Nähe und Ferne den dürftigen Raum allmählich zu einer recht freundlichen Kirche umzugeſtalten, die er unter begeiſterter Zuſtimmung der ganzen Gemeine mit dem lieblichen und ſinnigen Namen des „Krippleins Chriſti“ ſchmückte.

Herbergers letzte Lebensjahre fielen in das erſte Drittel des unheilvollen dreißigjährigen Krieges, von deſſen vielgeſtaltigen Schrecken auch ſeine Gemeine keineswegs unberührt blieb. Er begann recht innig nach der himmliſchen Ruhe ſich zu ſehnen, und zu nicht geringem Troſte gereichte es ihm, ſeinen geliebten ihm völlig gleichgeſinnten Sohn Zacharias, der ihm ſchon im Jahre 1614 als Diakonus zugeſellt worden war, als einen treuen Gehülfen zu ſeiner Seite zu erblicken. Uebrigens aber blieb nach wie vor das „Wirket ſo lange es Tag iſt!“ ſein Wahlſpruch, den er ſo lange ein Odem in ihm war unausgeſetzt mit der That beſiegelte. Die Gemeine, die ſich mit ihren geiſtlichen Bedürfniſſen an ihn und ſeinen beichtväterlichen Rath und Zuſpruch gewieſen fühlte, erſtreckte ſich ſchon frühe nach allen Seiten hin über die Grenzen derjenigen, die ſeiner Seelſorgerpflege zunächſt und amtlich anvertraut war, weit hinaus. Das Verlangen nach erbaulichen Schriften aus ſeiner Feder ſteigerte ſich von Jahr zu Jahr. Seine „Herzpoſtillen“, enthaltend Predigten über ſämmtliche Perikopen des Kirchenjahrs, ſeine „Magnalia Dei“, ſeine geiſtlichen „Trauerbinden“, eine Sammlung von Grabreden und Leichenpredigten, ſeine 95 Predigten über den Jeſus Sirach, ſowie ſein „Paſſionsanzeiger“, und eine große Menge anderer Traktate geringeren Umfangs, wie der vom „himmliſchen Jeruſalem“, boten, immer

wieder neu aufgelegt, Tausenden eine reiche Herzensweide. Wurden mehrere dieser Schriften in neuester Zeit aus der Vergessenheit wieder an das Licht gezogen, so waren sie dessen vollkommen würdig. Sie werden auch heute noch allen denen zur wahren Erbauung gereichen, welche an manchen freilich allzu kühnen und mitunter fast spielenden Allegorien sich nicht stoßen, sondern auch aus ihnen die kindliche Glaubenseinfalt und die innige Jesusliebe herauszuschmecken vermögen, wovon sie beseelt und durchdrungen sind. —

Nach einer 37jährigen überaus gesegneten Wirksamkeit, während welcher er mehr als einen ehrenvollen Beruf in andre Kirchsprengel aus zärtlicher Anhänglichkeit an sein liebes Fraustadt abgelehnt hatte, starb der Mann, der in der evangelischen Kirche seiner Zeit als eine der allertröstlichsten und wohlthuendsten Erscheinungen uns begegnet, und welcher für alle Zeiten ein Predigerspiegel und ein pastorales Musterbild bleiben wird. Es war am 18. Mai des Jahres 1627, als er mit dem Namen „Jesus" auf der erblassenden Lippe in die Wolke jener Zeugen aufgenommen wurde, deren die Welt nicht werth war. Mit ganz besonderem Nachdruck darf auch auf ihn bezogen werden, was von dem frommen Abel geschrieben steht: „Er redet noch, wiewohl er gestorben ist." Eine Ehrenstelle, und eine hervorragende, auch in diesen Actis Sanctorum gebührt ihm vollkommen. Sein Angedenken bleibe in der Kirche Jesu Christi im Segen! —

Fr. W. Krummacher in Potsdam †.

---

341. Johann Heermann.

30. März.

Schon frühe öffnete das reich gesegnete Schlesien der Reformation seine Thore, aber nicht leicht hat ein deutsches Land um des Evangeliums willen mehr leiden müssen, als gerade Schlesien. Da blühten aber auch die Gärten Gottes am lieblichsten. Wenn man damals, als das Licht des Evangeliums leuchtete, in Städte und Dörfer Schlesiens kam, vernahm man allenthalben die Stimme Christi in der Kirche. Auch in dem Städtlein Raudten war dies der Fall. Und ein gar liebes, christliches Ehepaar lebte dort, der Kürschner Johann Heermann mit seiner Frau Anna Krämer. Der Herr hatte sie zwar mit fünf Kindern erfreut, aber sie mußten

dieſelben auch alle wieder zu Grabe geleiten. Nur ein feiner Knabe blieb ihnen, Johannes, welcher am 11. October 1585 des Kürſchners Haus mit Freude erfüllte. Als es zeitig getauft worden, und die Eltern mit Wohlgefallen dieſen ihren lieben Sprößling betrachteten, ſiehe da wird das Kind auch krank. Es muß eine ſchwere Krankheit geweſen ſein. Die Mutter Anna rang im Gebet mit Gott dem Herrn, ihr doch das damals einzige Kind zu laſſen, und that das Gelübde, „ihn zum Studiren zu halten, und wenn ſie das Geld darob erbieten ſollte.“ Johannes genas wieder, und die Mutter ſammt ihrem Manne hielt feſt an ihrem Gelübde, obwohl ſieben theure Jahre einfielen. Da gab es manchmal ſchmale Biſſen. Seine erſte Bildung erhielt Johann bei einem Präzeptor Baumann, der viel und „herzlich zu Gott im Himmel geſchrieen hat“, wie Heermann ſagt. Doch genügte der Unterricht nicht auf die Länge, deßhalb thaten ihn die Eltern nach Wohlau. Hier war er im Hauſe eines Apothekers und mußte ſich durch Verſehung der leichteren Hausdienſte ſein Brod ſelbſt verdienen. Aber es befiel ihn das viertägige Fieber, ſo daß er „durch ſolch' Fieber ganz abgezehrt“ wieder nach Hauſe zurückkehrte. Die Schule von Raudten ſtand jetzt unter einem tüchtigen Manne, dem Gregorius Fiebing, in deſſen Hauſe Johann drei Jahre viele Wohlthaten genoß, und der in dem Knaben die Liebe zur Dichtkunſt weckte. Doch auch hier konnte nicht ſeines Bleibens ſein, er mußte ſeiner Ausbildung wegen weiter ziehen. Da lenkte es der Herr, daß ein gewiſſer Cantor Thilo den ſtrebſamen Jüngling nach Frauſtadt in Polen zog. Frauſtadts Schule ſtand unter einem chriſtlichen und wiſſenſchaftlich tüchtigen Manne und genoß eines berühmten Namens. 500 Schüler beſuchten damals die Lektionen. Heermann rühmt mehrmals dieſen Direktor Johann Brachmann. Mit reichen Talenten, namentlich mit einer Ader der Dichtkunſt begabt, ſuchte er auch in ſeinem Schüler Heermann dieſe Gabe hervorzulocken. Dieſer rühmt von ihm, daß er „die liebe Jugend in Gottesfurcht, Tugend und Ehrbarkeit, wie auch in guten Künſten und Sprachen treulich unterwieſen und viele ſtattliche Leute auferzogen habe.“ Heermann war einer ſeiner beſten und geſegnetſten Schüler. Was ihm aber ſeinen Aufenthalt zu einer unvergeßlichen Segensſtätte machte, war dies, daß er in dem Hauſe des großen Gottesgelehrten Valerius Herberger, Predigers am Kripplein Chriſti, ſeine Unterkunft gefunden hatte. Er war der Lehrer des einzigen Sohnes Herbergers und diente zugleich dem Vater als Schreiber. Her-

berger liebte ihn „als sein Kind." Man sieht es den Schriften Heermanns an, daß die ächt evangelische, geistreiche Persönlichkeit Herbergers einen tiefen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht hat. Und doch ergriff er schon nach einem Jahre seinen Pilgerstab und besuchte das Gymnasium zu St. Elisabeth in Breslau. Doch auch hier hielt er nur anderthalb Jahre aus und begab sich nach Brieg, wo sich das Gymnasium damals eines weltberühmten Namens erfreute. Er fand dort einen väterlich gesinnten Mann, den Rektor Schickfuß, der sich des armen, aber begabten und strebsamen Jünglings treulich annahm. Er verschaffte ihm Privatlektionen bei den beiden jungen Herren von Rothkirch und einem Baron von Kottwitz. Das hatte einen zweifachen Nutzen, es vermehrte sein Stücklein Brod und befestigte ihn in den Wissenschaften, die er zu lehren hatte. Weil er ein talentvoller Jüngling war, so durfte er bei verschiedenen Gelegenheiten öffentliche Reden halten. Schon damals erschienen lateinische Gedichte von ihm im Drucke, die davon Zeugniß ablegten, daß er ein geborner Dichter war. Sein Name wurde dadurch in und außerhalb Schlesiens bekannt. In jener Zeit war es Brauch, daß begabte Dichter gekrönt wurden. Auch dem jungen Heermann widerfuhr diese Ehre am 6. October 1608 unter entsprechender Feierlichkeit. Heermann ließ aber in den silbernen Reif der Krone den Vers eingraben:

Mit der Gerechtigkeit Krone im Himmel schmücke mich Jesus,
Chimarrhäus Gunst zierte mit dieser mein Haupt.

Dieser Chimarrhäus war Propst und kaiserlicher Großalmosenier und scheint an dem Jünglinge und seinen Liedern Freude gehabt zu haben. Doch vergaß Heermann die Hauptsache nicht, daß nämlich alles darauf ankommt, dereinst die Krone des Lebens zu empfahen. Das sieht man an dem köstlichen Gebetbuch und einer andern Erbauungsschrift, die er noch in Brieg herausgegeben hat.

Jetzt rückte auch die Zeit heran, daß er die Universität beziehen sollte. Es wäre schon früher geschehen, aber der Herr von Rothkirch drang in ihn, bei seinen Zöglingen so lange auszuharren, bis sie ihre Gymnasial-Studien vollendet hätten, dann könne er mit ihnen die Hochschule beziehen. So ging er im Jahre 1609 nach Straßburg. Da waren zwei tüchtige Theologen Dr. Pappe und Dr. Marbach. Außerdem hatte er fürstliche Empfehlungsbriefe an die Professoren Meier und Florus, die auch Dichter waren und ihn ihres Umgangs würdigten. Für das Aeußerliche hatte der arme Kürschnerssohn nicht zu sorgen, denn er war der

Gast seiner Zöglinge. In solch' günstiger Lage hätte er gern seine Studien längere Zeit betrieben, aber der Herr suchte ihn „mit steter Augenbeschwerung" heim, so daß ihm die Aerzte den Rath ertheilten, den Ort zu verändern. Mit schwerem Herzen verließ er Straßburg, aber es ging ja der Heimath, dem lieben Raudten zu, wo seine theuern Eltern ihn mit Freude empfingen und sein alter Lehrer Baumann Pfarrer war, der mit herzlicher Liebe an seinem ehemaligen Schüler hing.

Obwohl seine Universitätsstudien nur den Zeitraum eines Jahres umfaßten, so hatte er sich doch schon in Brieg und noch mehr in Straßburg solche Kenntnisse erworben und war ein solcher ernster Gottesgelehrter geworden, daß er jeder Pfarrei mit Segen vorstehen konnte. Da wurde der Baron von Kottwitz in Köben auf ihn aufmerksam gemacht und berief ihn im Jahr 1611 als Diakonus dorthin. Das Städtlein Köben liegt an dem linken Ufer der Oder in Schlesien und nahm bald zur Reformationszeit das neue Evangelium an. Waren doch seine Grundherren entschiedene Anhänger der Reformation. Besonders zeichnete sich in dieser Hinsicht der Baron Georg von Kottwitz aus, der alles, was in seinen Kräften stand, für die Kirche Christi that. Am Himmelfahrtstage 1611 hielt der 26jährige Diakonus seine Antrittspredigt; er war bald genöthigt, eine zweite zu halten, und zwar in Köben selber, denn der alte Pastor der Gemeinde war schon die Woche nachher gestorben: Heermann rückte vor, und wahrlich er genügte; hatte er doch vom Herrn solche Gaben empfangen, daß ihm auch eine solche Amtslast nicht zu schwer wurde, wenigstens in der ersten Zeit nicht.

Er hielt am Mittelpunkte der Schrift fest, worüber er selber sagt: „Meine höchste Kunst und Weisheit ist, Jesum und seine Kreuzigung recht zu kennen und zu wissen. Denn in ihm finde ich vollkommene Weisheit und Gerechtigkeit, ja den Reichthum der Seligkeit!" Und anderwärts äußert er: „Ich habe diesen gekreuzigten Jesum meinen vielgeliebten Zuhörern jährlich in meinem Predigtamt treulich vorgetragen und sie solcher hohen Wohlthat fleißig erinnert." Er fand aber auch mit seinen geistreichen, eindringlichen Predigten rechten Eingang. Ein Beweis waren die volkreichen, andächtigen Versammlungen in der Kirche von Köben. Sein Grundherr, der Baron Leonhard von Kottwitz war ihm in Allem eine rechte Stütze. Bei ihm kam zum äußerlichen Adel der innere, welchen man von der Gotteskindschaft hat. Die Kirche

und ihre Diener standen seinem Herzen sehr nahe. Als einst Heermann in großer Noth war, tröstete ihn der Baron mit den Worten: „Seid nur getrost, und wenn ich nur ein solch' Räumlein hätte in der Welt, als dieser Tisch groß ist, so sollet Ihr sammt den Eurigen Eure Stelle dabei haben. Wir wollen beisammen leben und sterben." Aber nicht blos der Patron von Köben, sondern Köben selbst stand fest zu seinem Pastor. Diese Liebe seiner Pflegbefohlenen tröstete ihn in der schweren Zeit des dreißigjährigen Krieges, den er mit seinen Schrecken durchmachte. Ueberhaupt war sein Gang durch das Jammerthal der Welt ein sehr thränenreicher. Er selbst mußte sich durch Armuth frühe hindurch arbeiten und hatte viel mit Krankheit zu kämpfen. Er fand eigentlich keine recht gesunde Stunde in seinem Leben. Dazu kam der Jammer des Krieges. Und noch ehe dieser ausbrach, im Jahr 1617, traf ihn ein bittrer Schmerz: er verlor sein treues Eheweib, Dorothea, eine Tochter des Bürgermeisters Feige von Raudten. Da ergoß sich sein Mannesherz in einem seiner süßesten Lieder, das mit den Worten beginnt: „Ach Gott, ich muß in Traurigkeit mein Leben nun beschließen," und in dem der köstliche, wahre Spruch vorkommt: „Ich glaub und red es ohne Scheu, die best ist doch getraute Treu." Seine Gestalt verfiel, und er glaubte, daß er bald an der Seite der Vorangegangenen ruhen werde. Aber der Herr der Kirche brauchte noch diesen seinen reich begabten und durch tiefe Erfahrungen hindurchgegangenen Knecht auf eine solche Weise, daß nicht blos die Mitwelt danken konnte, sondern auch die Nachwelt davon großen Segen genießt. Ich meine damit seine innigen Lieder, die zu den besten in unsern Gesangbüchern zählen.

Soviel Jammer und Elend auch der dreißigjährige Krieg über Deutschland und namentlich unsre evangelische Kirche brachte, so blieben doch die friedsamen Früchte der Gerechtigkeit nicht aus, welche die recht erduldete Trübsal hervortreibt. Die faulen Blüthen fielen ab, die vom himmlischen Vater gesetzten Pflanzen aber blieben in Gnaden stehen. Dahin gehören die herrlichen Predigt- und Gebetbücher, und namentlich die den Stempel der Ewigkeit an der Stirn tragenden Lieder aus jener Zeit. Heermann ist ein auserwählter Liedersänger, der mitten in dem Kriege seine Lieder als Tauben mit dem Oelzweig des Friedens in das evangelische Deutschland hinaussandte. Wir wollen nicht von allen seinen Liedern sprechen, denn unter mehreren hundert, die er verfaßt hat, ist auch etliches Mittelgut, obwohl es immer Herzens-

ergüsse sind. Seine besten hat das Jahr 1630 gebracht in dem kleinen Buch: „Devoti cordis musica, Haus- und Herz-Musika, das ist, allerlei geistliche Lieder, aus den heiligen Kirchenlehrern und selbsteigener Andacht auf bekannte und in unsern Kirchen übliche Weisen verfasset.“ Lassen wir einige dieser singenden Beter oder betenden Sänger an uns vorübergehen, sie sind uns schon längst bekannt und haben unsre Herzen erquickt, wie Heermann selber von ihnen in Bezug auf sich sagt: „Und oft in Traurigkeit mein Herz damit ergötzet.“ Wie trostreich ist das Lied: „So wahr ich lebe, spricht Dein Gott, mir ist nicht lieb des Sünders Tod.“ Ein anderes „Trostgesänglein“, wie es Heermann nennt, ist das Lied: „Wo soll ich fliehen hin, weil ich beschweret bin“, und der von alten Predigern und von Ludwig Hofacker so oft gebrauchte Vers darin: „Dein Blut, der edle Saft, hat solche Stärk und Kraft, daß auch ein Tröpflein kleine, die ganze Welt kann reine, ja gar aus Teufels Rachen frei, los und selig machen.“ Das Leiden Christi hat er mehrfach besungen, aber wohl nicht leicht in einem schönern Liede, als in dem: „Jesu, deine tiefe Wunden“, welches der Graf von Zinzendorf „die Krone aller alten Lieder“ nennt. Dieses, so wie das andre Passionslied: „Herzliebster Jesu, was hast Du verbrochen?“ steht wohl in jedem evangelischen Gesangbuche, das noch Anspruch auf ein evangelisches macht. Ueber seinen Wahlspruch: „Mein Alles ist Jesus“ hat er das tiefinnige Lied gedichtet: „O Jesu, Jesu, Gottes Sohn, mein Bruder und mein Gnadenthron.“ „Ein täglich Gebet“, wie er es nennt, ist sein allbekanntes Lied: „O Gott, Du frommer Gott, Du Brunnquell guter Gaben“, das Jemand ein Lied nennt, so man in Lehr und Leben nicht entbehren könne. Seine Sterbelieder durchweht eine besonders süße Innigkeit. Doch die Diamanten in der Dichterkrone Heermanns sind die Lieder, welchen er den Titel: „Thränenlieder zur Zeit der Verfolgung und Drangseligkeit frommer Christen“ gegeben hat. Ich führe nur zwei an, das eine: „Treuer Wächter Israel“, und das andere: „Rett, o Herr Jesu, rett dein Ehr“, die wohl zu dem Erhabendsten gehören, was unsre evangelische Kirche in dieser Gattung anstimmt. Da hebt sich das Herz über das Kreuz hinüber zu den Bergen, woher die Hülfe kommt.

Doch wir brechen mit Anführung einzelner Lieder des Pastors von Köben ab, denn alle besseren Gesangbücher unserer Kirche haben in ihrer Schatzkammer eine hübsche Anzahl derselben. Der Unglaube hat manche ausgemerzt, und wo er sie hat stehen lassen,

sie so verbessert, daß es jammerschade ist. Denn das muß man sagen, daß sie neben dem köstlichen Inhalte auch eine feine, untadelige Form an sich tragen. Da finden sich keinerlei Härten, wie in den Liedern Luthers und überhaupt der Reformations-Sänger. Freilich tragen sie auch nicht den erhabenen Kirchencharakter der ersten Lieder, sie gehen vielmehr schon mehr ins Haus der Christen ein, besonders ins Haus derer, die, wie Heermann, schweres Kreuz tragen müssen. Den Leidenszug spürt man seinen Liedern ab, ebenso auch seinen übrigen Schriften, denn dieser Mann hat gar viel geschrieben. Da giebt's Folianten und Quartanten von Predigtbüchern. Eine solche unvergleichliche, das Herz erfreuende Ursprünglichkeit haben sie jedoch nicht, wie die Herbergers, aber dafür ist auch Heermann ein reich gesegneter Liedersänger, ohne Zweifel der erste, welchen Schlesien hervorgebracht hat.

Wir haben schon ein und das andere Mal von dem Kreuze Heermanns gesprochen, man kann von ihm sagen, es verließ ihn gar nicht, ich möchte ihn einen Märtyrer des Kreuzes nennen. Er hatte den Schmerz, daß fast ganz Köben eine Beute der Flammen wurde, und daß Pestilenz auch seine Gemeinde heimsuchte. Doch diese Leiden waren nicht mit dem Jammer und den Schrecken des dreißigjährigen Krieges zu vergleichen. Am 31. October 1634 drangen die kaiserlichen Soldaten in Köben ein und plünderten und mißhandelten die Bewohner. Besonders hatte er als ihr Seelsorger aus dem Kreuzkelche zu trinken. Oefters wurden kroatische Säbel nach ihm gezückt. Einmal floh er mit Leuten aus seiner Gemeinde über die Oder. Weil das Schiff zu voll war, wollte es sinken, aber das Aergste war, daß zwei Kugeln über seinem Haupte dahinsausten. Doch der Herr bewahrte ihn. In seiner Gemeinde hatte er auch Feinde, was nicht zu verwundern ist, da er den Namen Christi bekannte. Aber auch der Herr suchte ihn, wie schon angedeutet, mit körperlichen Leiden, besonders in der letzten Zeit seiner Arbeit in Köben heim. Sechzehn Jahre hielten diese Leiden an; er pflegte sich nicht, sondern arbeitete unermüdet fort, bis er nicht mehr konnte. Neben andern Leiden war es besonders die Krankheit vieler theuren Prediger, die Heiserkeit, so daß er oft in einer Predigt nicht einen einzigen Satz laut reden konnte. Da versuchte er es denn mit fremder Hülfe, und er fand liebe, christliche Candidaten, die ihm beistanden. Aber seine Kränklichkeit wollte sich trotzdem nicht bessern, darum konnte es mit dem Pastorat in Köben auf die Länge nicht mehr gehen. Auch riethen

ihm die Aerzte entschieden zu einer Ortsveränderung. Mit schwerem Herzen, das läßt sich denken, schied er von seinem lieben Köben, dem er nicht einmal eine Abschiedsrede halten konnte, so schwach war er. Er wollte auch nicht Abschied machen, denn er sah sich immer noch als den Hirten seiner theuern Gemeinde an; doch die Gedanken und Wege des Herrn der Kirche sind gar oft andere, als die seiner Diener, und wer wollte und könnte sagen, nicht bessere?

Die Wege Gottes wiesen ihn nach der Stadt Lissa in Polen, allwo der Graf Boguslaus ihm einen Bauplatz schenkte. In welchem Zustande er dort ankam, sagt er selbst: „Wohin ich auch so krank kommen, daß mir mein Gedächtniß ganz entfallen, der Verstand sehr geschwächt und ich in die acht oder neun Wochen lang Tag und Nacht gleichsam in stetem Schlafe gelegen, auch vor großer Schwachheit keine Apotheker-Arzeneien gebrauchen können." Im October 1638 konnte er sein neuerbautes Haus in Lissa beziehen. Fast ein Jahr lang mußte er auf dem Siechbette liegen, bis er endlich sich etwas erholte und zu seinen lieben Büchern gehen konnte. Indem er das erzählt, ruft er lobend aus: „Dem Höchsten sei Dank für solche seine Gnade und Gütigkeit!" Aber er dankte auch dafür, daß er ein liebes Eheweib besaß, die ihn unermüdlich pflegte. Denn im Jahr 1618 war er mit einer verwaisten Jungfrau von Gurau, einer Anna Teichmann, in den Ehestand getreten. Sie führten „eine fried- und liebreiche, fruchtbare Ehe." Während ihm seine erste Frau keine Kinder gebar, erfreute ihn die zweite mit drei Söhnen und einer Tochter. Was war das für eine Freude im Pastorate zu Köben, als ihm das erste Kind geboren wurde! Sein Samuel, wie er das Kind nannte, hat ihm viel Freude, aber auch viel Schmerz bereitet. Es war ein Sohn guter Art, das Exempel seines Vaters und sein Unterricht gereichten ihm zum Nutzen. Dazu war er mit schönen Talenten begabt, auch fing bald die Ader der Dichtkunst an, in ihm zu fließen. Mit sechzehn Jahren sandte ihn der Vater in die treffliche Schule nach Fraustadt, im Sommer 1638 nach dem weitberühmten Gymnasium zu St. Maria Magdalena in Breslau. Es ging anfangs sehr gut, aber die damals in Breslau vielvermögenden Jesuiten faßten den begabten, trefflichen Jüngling ins Auge und wandten alle Mittel an, ihn in den Schooß der römischen Kirche zu ziehen. Er unterlag den Lockungen derselben. Kaum hatte der Vater die schmerzliche Kunde erhalten, so schrieb er einen

herzbeweglichen Brief an seinen Samuel. „Ich nebst deiner Mutter," sagt er darin, „ermahnen und bitten dich um der Wunden Jesu willen, betrübe uns nicht! Komm, komm, mein Sohn!" Wenige Tage nachher ließ der alte kranke Vater ein ausführliches Schreiben an ihn ergehen, das zu dem Schönsten gehört, was er in Prosa geschrieben hat. Die überzeugende Herzenssprache, die er darin führt, hätte einen Stein erweichen müssen. Er sagt unter anderm: „In allen deinen Briefen ist die Unterschrift: des Herrn Vaters gehorsamster Sohn bis in den Tod. Sollteſt du diese Zusage brechen, wollte ich deine Faust vor den Richterstuhl Christi mitnehmen, sie allda aufweisen und um Rache bitten. Hierzu wirst du es nicht kommen lassen, mein Sohn, so noch ein einziges Fünklein kindlicher Liebe gegen deine Eltern, so noch ein einziger Blutstropfen in deinem Leibe ist, der da begehret, selig zu werden." Er unterzeichnete sich: „Johann Heermann, dessen Seele betrübt ist bis in den Tod." Das Schreiben wirkte durch Gottes Gnade auf das Herz Samuels, es kam ein köstlicher Brief von ihm, der die Signatur der göttlichen Traurigkeit an sich trägt, die zur Seligkeit wirket. Und was den Herzen seiner Eltern am liebsten war', er kehrte noch Ende März 1640 nach Lissa ins liebe Vaterhaus zurück. Der Vater schickte ihn nach Frankfurt an der Oder zu seinen weiteren Studien, und wollte ihn dann nach Wittenberg auf die Universität thun, aber Samuel fing an zu kränkeln: es war eine Auszehrung, die bei ihm angesetzt hatte. Da lagen nun zwei Kranke im Hause zu Lissa, man weiß nicht, welches Krankenlager lieblicher ist. Da hörte man öfters den Seufzer aus dem Munde des seinem Ende zueilenden Samuel: „Komm, Herr Jesu, dein Knecht ist bereit! Eile, Herr Jesu!" Ins Grab konnte der Vater dem lieben Sohne nicht sehen, denn als die Leiche hinausgetragen wurde, lag er selbst todesmatt in seinem Siechbette; aber er widmete ihm einen Nachruf in drei Predigten, die gedruckt sind.

Wir stehen jetzt am Sterbelager Heermanns. „Sein ganzes Leben," sagt ein alter Bericht von ihm, „ist ein stetes Siechen und Kranken gewesen, also daß er von Kind an bis an sein Ende nicht eines recht gesunden einzigen Tages sich zu rühmen gehabt." Schon längst hatte er mit säuberlichen, deutlichen Buchstaben neben seinem Siechbette die Worte hingeschrieben: „Herr, siehe, den Du lieb hast, der liegt krank." Oft hörte man von ihm den Gebetsseufzer: „Ach mein Herr Jesu, komm!" Ein anderes Mal: „Ach Herr, spanne aus, o liebster Herr, spann aus, Dein Knecht ist be-

reitl" Sein Beichtvater, dem wir das Meiste, was wir vom Leben Heermanns wissen, verdanken, der Pastor Holfeld, besuchte sehr oft den Kranken in seinem stillen Häuslein. Das geschah auch einmal; da ergriff der der Heimath Zueilende das Wort und sprach von seinem Begräbnisse. Der Leichentext, den er behandelt wünschte, steht 1 Petr. 5, 2—4, aber er bat zugleich, von seinem Leben „schlecht, einfältig und ohne alle ruhmräthige, unnöthige Umschweife und Weitläufigkeiten" zu sprechen. Es war an einem Freitag vor Septuagesimä, da nahm der Vater von seiner lieben Familie Abschied auf eine herzbewegliche Weise. Er erhob seine rechte Hand und legte sie auf das Haupt seines älteren Sohnes Johann, segnete ihn, Kinder und Kindeskinder. Auf den Sonntag Septuagesimä stellte sich ein Stickfluß ein. Man sah deutlich, daß der Herr eben im Begriffe stehe, die morsche Hütte des Liedersängers unserer Kirche abzubrechen. Man tröstete ihn und betete für ihn; er hörte alles, und betete selber um selige Ausspannung. Es war nach drei Uhr Nachmittags, den 17. Februar 1647, da schlief er sanft und stille ein. Das Sonntags-Evangelium handelte von den Arbeitern im Weinberge, wo es heißt: „Rufe den Arbeitern und gieb ihnen den Lohn." Sein Leichenredner Holfeld sagt sinnreich: „Also hat nun der himmlische Hausvater eben am Weinbergs-Sonntage diesem seinem getreuen Arbeiter einen seligen Feierabend gegeben und zum Gnadenlohn des ewigen Lebens zu sich aus aller Angst, Mühe, Gefahr und Elend heimgeholet, als er seinen zeitlichen Lebenslauf auf 61 Jahre, 19 Wochen, 2 Tage gebracht."

Karl Friedrich Ledderhose in Neckarau bei Mannheim.

---

342. Johann Valentin Andreä.

26. Juni.

Andreä — der Name hat einen guten Klang. Nicht in dem Bereich der Schwäbischen Lande allein wird er mit Stolz und Verehrung genannt, sondern weit über diese Grenze hinaus hat er sich Ansehn und Geltung zu erwerben gewußt. Und nicht innerhalb einer beschränkten Periode ist er von Mund zu Mund gegangen, sondern die Geschichte hat ihm eine Statt auf ihren Blättern aufgethan; und so lange die evangelische Kirche ihren Bestand in der Welt behalten wird, so lange wird sein Gedächtniß in der

Christenheit nicht minder erkenntlich wie lebendig seyn. Zwei Männer insonderheit haben diesem Namen durch ihre Gaben wie durch ihre Thätigkeit den Glanz verschafft, welchen die prophetische Stimme den Lehrern im Sinne des Lohnes in Aussicht stellt. Im Großen und Ganzen von einem und demselben Interesse beseelt und mit demselben brennenden Eifer auf das Gedeihen und die Wohlfahrt der Kirche bedacht, aber anders organisirt und in differente geschichtliche Verhältnisse gesetzt, haben sie auf abweichenden Bahnen das gleiche Ziel zu erreichen gestrebt und mit Mitteln verschiedener Art die Schäden zu heilen, den drohenden Gefahren zu wehren gesucht. Das Gemeinsame hat man übersehen, an dem Scheidenden blieb man haften. So ist es geschehen, daß Zeitgenossen wie Spätere ihre Sympathie unter Beide sehr ungleich vertheilt, und daß auch das Urtheil über sie in erheblichem Grade auseinandertrat. Eng und innig ist das Leben von Jakob Andreä in die Geschichte jener Bekenntnißschrift verwebt, die dem lutherischen Lehrbegriff seinen Abschluß gegeben hat.[1]) Alle Kräfte Leibes und der Seele hat dieser Theologe der Vollendung derselben zu Diensten gestellt; und fast beispiellos ist die Ausdauer und Opferwilligkeit, die er durch Mißerfolg und Hindernisse unbeirrt sein Ziel im Auge entfaltet hat. Er erhoffte von diesem Werke das Heil, er rechnete auf die Fülle des Segens, welchen die Einigkeit im Geist über die Gemeinschaft verbreiten kann. Nicht Alle haben diese Erwartung mit ihm getheilt. Was ihm als die Krone des Baumes oder als der Schlußstein des Gebäudes erschienen war, darin haben Andre die Wurzel der Verbitterung, den Samen der Zwietracht und Zertrennung, einen Stein des Anstoßes zu erkennen geglaubt. Und der Mißmuth über das Werk schlug in den Unmuth über dessen hervorragendsten Begründer und Beförderer um. So blieb ihm die Schmach nicht erspart und böse Gerüchte wurden sein Theil, Gerüchte, die bis in die Gegenwart herab noch nicht zur Ruhe gekommen sind. Ein günstigeres Loos fiel seinem Enkel Johann Valentin in den Schooß. Allerdings auch an ihm wurde es wahr, daß Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, die müssen Verfolgungen leiden: aber schon während er noch war in dieser Welt, hat sich ein Urtheil über ihn zu bilden vermocht, das im Verlaufe der Zeit immer mehr an Festigkeit gewonnen hat. Von seinen Landesherren geehrt, bei allen Schichten des

[1]) Vergl. das Lebensbild des Martin Chemnitz, oben Bd. III. S. 646.

Volks populär, von den edelsten Geistern des Jahrhunderts anerkannt, von Neidern und Widersachern gefürchtet, mit den besten deutschen Fürsten, mit August von Braunschweig und Ernst dem Frommen, durch Bande der Freundschaft verbunden, war er eine unbestrittene Autorität seiner Zeit. Und diejenigen Männer der Nachwelt, die man als urtheilsfähig gelten läßt, haben diesen Ruhm nicht beschränkt, sondern ihn mit Ueberzeugung und geflissentlich erhöht. Spener brach einmal in die Worte aus: könnte ich Jemand zum Besten der Kirche von den Todten erwecken, es würde Valentin Andreä seyn. Gottfried Arnold (Kirchen- und Ketzergeschichte Th. 2. S. 928 ff.) und Johann Caspar Wetzel (Hymnopöographie Th. 4. S. 7 ff.) haben ihm Beide ein leuchtendes Denkmal gesetzt; und noch in diesem Jahrhundert trat eine Biographie des Mannes an das Licht, in welcher keine bloße Achtung und Anerkennung, sondern eine ausgesprochene Begeisterung den Griffel des Schreibers geleitet hat. Andreä selbst hat das nachfolgende Geschlecht mit der Geschichte seines Lebens vertraut gemacht. Erst seit Kurzem ist uns diese umfangreiche, allerdings schon früher nicht ganz unbekannte Schrift durch Rheinwalds sorgfältige Ausgabe (Berlin 1849) zugänglich geworden.

Johann Valentin Andreä wurde am 17. August 1586 zu Herrenberg, einem schwäbischen Städtchen, geboren. Seines Vaters, welcher zur Zeit seiner Geburt daselbst als Pfarrer, später als Prälat in Königsbronn gestanden hat, in noch jugendlichem Alter beraubt, wuchs er unter der Sorgfalt seiner Mutter, die ihm viele Jahre erhalten blieb und später hochbetagt in seinem Hause starb (s. das folgende Lebensbild), zu einem Hoffnung erweckenden Jüngling heran. Die reichen und glänzenden Gaben, die schon das Kind und vollends der Knabe blicken ließ, erweckten allgemeines Erstaunen und erwarben ihm theilnehmende Gönner. Sie waren so mannichfach, diese Gaben, und sie entwickelten sich zudem nach so verschiedenen Seiten hin, daß es schwer zu entscheiden erschien, in welcher besonderen Sphäre sie ihre ergiebigste Verwerthung gewinnen dürften. Er entschied sich endlich für die geistliche Laufbahn. Vielleicht hätte er, in eine andere Lebensstellung gesetzt, noch eingreifender und mit bleibenderem Erfolg auf seine Zeitgenossen wirken können. Zwar als an den heranwachsenden Mann einmal der verlockende Antrag trat, seinen Lauf im Dienste des Staats zu vollenden: da wies er die Versuchung zurück und legte das Geständniß ab, daß er ganz andere Wünsche und Entwürfe in

seinem Gemüthe bewege: aber wir zweifeln daran, daß dieser Entschluß aus tiefruhenden Wurzeln hervorgegangen sey. Der Faden eines längst empfundenen und zu steigender Klarheit gelangenden inneren Berufs zieht sich in der That durch seine Jugendjahre nicht hindurch; daher vermissen wir bei ihm auch durchaus jene Einfalt und jene Stetigkeit des Strebens, welche die Sicherheit in dem vorgesteckten Ziel zu begleiten pflegt. Nie hätte er freilich eine so ausgebreitete literarische Thätigkeit ausüben können ohne diese umfassenden Studien, die sich auf alle Zweige des Wissens erstreckt und sich sogar in den Bereich der Künste begiebt; und nie hätte er die großartige praktische Wirksamkeit zu entfalten vermocht, der weder die Mitwelt noch die Nachwelt ihre Bewunderung versagt, ohne die weit ausgedehnten Reisen, die er unternommen, ohne die Verbindungen, die er auf denselben angeknüpft, ohne die Anschauungen, die er dadurch gewonnen, und die Erfahrungen, die er gesammelt hat: aber der Gewinn nach der einen schlug zur Gefahr nach andren Seiten aus. Als er dem dreißigsten Lebensjahre nahe zu seinem ersten Amte, dem Diakonat in Vaihingen, befördert ward: da empfing seine Gemeinde in ihm einen Mann, hoch und vielseitig gebildet, auch erwärmt für die Sache des Herrn: nur einen Hirten, dessen Ziel und Freude die Pflege der Heerde ist, gewann sie durch seine Berufung nicht. Die gegenseitige Stimmung blieb lau, und das vereinigende Band war mehr äußerlich und lose als innerlich und eng. Sehr bald gab die Freude, mit welcher Andreä das überkommene Amt übernahm, einem tiefen und unverholenen Mißmuth Raum. Die Verhältnisse waren ihm zu klein, der Wirkungskreis zu beschränkt; Ideale, die er in Haupt und Herzen bewegte, ließen sich hierorts nicht verwirklichen. Ohne gerade untreu und lässig in seinen Pflichten oder säumig in deren Erfüllung zu seyn, entfremdete er sich dem Beruf und wandte ein fast ungetheiltes Interesse der schriftstellerischen Arbeit zu. Hier in Vaihingen hat er die Mehrzahl seiner Werke theils verfaßt theils doch entworfen, und hier hat er den Grund zu seinem bedeutenden literarischen Ruhme gelegt. Es wird wohl verschieden ausfallen, das Urtheil über diesen Ruhm, je nachdem man mit allgemeinem Maßstabe mißt oder die Erwägung eintreten läßt, daß ein christlicher Theologe, daß ein practischer Geistlicher der Verfasser dieser Schriften gewesen ist. Geistvoll und treffend, fesselnd und spannend, belehrend und unterhaltend ist freilich Alles, was der Feder des Andreä entflossen ist: aber dieß an und für sich begründet noch

kein Verdienst. Characteristisch ist der Umstand, daß ein Theil der von Vaihingen aus veröffentlichten Schriften, namentlich die unter dem Namen der Rosenkreuzerischen bekannt gewordenen, unter dem Schutze der Anonymität hervorgetreten sind. Nur Eine von den letzteren, nemlich die schon von dem Jüngling entworfene „chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz" trägt den Namen des Verfassers an der Stirn, nicht die 1614 erschienene Fama fraternitatis („Brüderschaft des hochlöblichen Ordens der Rosenkreuzer an die Häupter, Stände und Gelehrten Europas") und die im nachfolgenden Jahre hinzugefügte „Confession." Man hat vergeblich die Abfassung dieser Schriften durch Valentin Andreä in Abrede gestellt. Schon Arnold hatte es höchst wahrscheinlich gemacht, daß Niemand anders als Er ihr wirklicher Urheber sey; und neuere Forscher haben die Thatsache zur vollen Evidenz zu bringen gewußt. Hat doch ihm selbst das offene Geständniß mitunter fast auf den Lippen geschwebt, zumal wenn er vernahm, mit welcher Begierde die Welt diese Kinder seiner Laune verschlang. Noch weniger hat es sich bewährt, wenn Andre ein tiefernstes ethisches Interesse als das Motiv zu denselben vermutheten. Immerhin mögen ihm die Portraits, die er zeichnet, im Leben wirklich begegnet seyn, und irgendwie hat er vielleicht auch die Absicht gehabt, über Aberglauben und Thorheit die Geißel des Spottes zu schwingen: sonst hatten diese Romane, denn das und nichts andres sind sie gewesen, mit der Religion und Moral gar wenig zu thun. Sie füllten die Mußestunden aus, die der Verfasser hatte oder die er sich nahm, und die Kurzweil der Leser war ihre wesentliche Tendenz. Allerdings hat sich nicht Alles, was in den Vaihinger Jahren entstanden ist, auf diesem untergeordneten Niveau bewegt. Namentlich Ein Werk verdankt seinen Ursprung dieser Zeit, welches wenn nicht in der kirchenhistorischen, so doch in der culturgeschichtlichen Literatur allezeit einen hervorragenden Rang behaupten und welchem Niemand ein Verdienst bestreiten wird, wir meinen den Menippus. In diesen Gesprächen — es war dieß die Form, welche Andreä besonders geliebt und die er in der Mehrzahl seiner Schriften als Darstellungsmittel verwendet hat — drückt der Verfasser seinen Schmerz und Unmuth über die Richtung aus, die seine Zeit immer mehr und entschiedener zu nehmen schien, eine Richtung, die er für Kirche und Staaten, für Wissenschaft und Moral als gleich verderblich erachtet und in welcher er einen Abfall von den Grundsätzen der Reformation, eine Verleugnung der Tendenzen des

Christenthums zu erkennen geglaubt. Ueber die Zustimmung, die er unmittelbar gefunden hat, reichte der Beifall der Späteren bis auf die Gegenwart herab noch hinaus. Und derselbe war ja verdient. Gleichwohl drängt sich die Frage auf, ob Witz und Sarkasmus, ob Spott und Hohn die geeignete Waffe sey, welche Schäden dieser Art mit Aussicht auf Erfolg begegnen mag. Neuerlich hat man den Andreä als den „christlichen Lucian" zu bezeichnen gewagt, ohne zu bedenken, daß Subjekt und Prädikat nicht wohl mit einander vereinbar sind. Was den Schriftsteller betrifft, so nennen wir ihn lieber den Erasmus seiner Zeit; dadurch wird Licht und Schatten wohl richtig vertheilt. Er selbst freute sich seines Ruhmes, denn von Eitelkeit war er nicht frei; aber befriedigen konnte er ihn nicht, denn er war erworben auf Kosten des Berufs. Dieser stille innere Vorwurf hat in dem gewissenhaften Mann den Wunsch eines Wechsels des Amts zur Reife gebracht. Und in der That war es hohe Zeit, daß sein Leben eine durchgreifend neue Richtung empfing. Sein Sehnen wurde erfüllt: er überkam das Pfarramt in Calw, das er neunzehn Jahre hindurch verwaltet hat.

Auf diese Jahre in Calw hat Andreä immer mit Dank und mit Freude zurückgeblickt; er hat sie den Glanzpunkt seines Lebens und dessen glücklichste, gesegnetste Periode genannt. Und so durfte er dieselben nennen, obwohl eine Kette von Mühe und Arbeit, von Noth und Drangsal aller Art sie fast lückenlos durchzogen hat. Hier endlich hatte er ein Arbeitsfeld gefunden, wie es seinem inneren Triebe entsprach. Jetzt endlich durfte ein Strom, der Jahre lang widerwillig gehemmt und eingeengt worden war, ungehindert die Schleuse durchbrechen und frisch und frei das Gefilde durchgehen. Nun war ihm der factische Nachweis vergönnt, daß nicht Trägheit und Unlust, sondern die Ungunst der Verhältnisse seine Kraft bislang gebunden und seinen Eifer darniedergehalten hatte. Nicht eigentlich verwahrlost erschien die Gemeinde zu Calw, als der neue Hirt den Stab über dieselbe übernahm. An der Predigt des göttlichen Worts hatte es daselbst nicht gefehlt. Aber diejenigen Mittel und Wege, von denen Andreä sich Heil und Segen versprach, hatte man freilich noch nicht versucht. Und er fand ein Verständniß für seine Anschauungen, ein Entgegenkommen für seine Entwürfe; Hirt und Heerde wirkten in gegenseitigem Einvernehmen zusammen und verfolgten ein gemeinsames Ziel. Dieß Ziel war die Herstellung eines practischen Christenthums in der Gemeinde, ihre Blüthe in christlicher Sitte und Zucht, ihr Reich-

thum an Früchten der Gerechtigkeit und an Werken einer ungefärbten Liebe. Mehr oder minder unmittelbar war hierauf Alles berechnet, was Andreä unternommen und was er in rastloser aufopfernder Thätigkeit zu Stand und Wesen gebracht hat. Ein Sittengericht sollte der Roheit und Verwilderung, Stiftungen verschiedener Art der Verarmung und deren Gefahren begegnen; auch sollten sie zugleich einen Gemeinsinn befördern, in welchem der weitblickende Mann die sicherste Quelle des Segens sah. Es war ihm vergönnt, diese und ähnliche Gedanken zu verwirklichen, ehe noch Land und Stadt durch die Drangsale des Krieges verwüstet ward. Und irgendwie haben seine Anstalten in der That zu einer Widerstandskraft gegen die Schrecken, die im Anzuge waren, gereicht. Schwer und tief hat auch die Gemeinde zu Calw unter der Landesnoth zu leiden gehabt. Wiederholt von räuberischen Horden überschwemmt, durch Plünderung und Brandschatzung ihres Wohlstandes beraubt, halb entvölkert theils durch das Schwerdt theils durch Seuchen und Pest, rechtfertigte der Anblick ihrer Trümmer das klagende Lied, welches die Threni Calvenses in rührenden Weisen angestimmt. Gleichwohl in aller dieser Noth glich sie der Stadt auf dem Berge, gesegnet und zum Segen für Andre gesetzt. Ihr Muth blieb ungebrochen, ihr Vertrauen warf sie nicht hinweg; ja gastfrei öffnete sie die Thür ihrer verfallenen Hütten dem noch hülfsbedürftigeren Fremdling. Hier wurden Verschmachtende gespeist und Obdachlose beherbergt, hier wurden Waisen versorgt und die werkthätige Liebe hielt ihren Triumph. Und die Seele von dem Allen war Andreä. Mitunter vertrieben und sich bergend vor den Verfolgern in Wäldern und Klüften kehrte er immer alsbald auf den Platz, den sein Gott ihm gewiesen, zurück. Körperlich gebrochen und oft schier erliegend ging er glaubensfroh und mit tröstenden Worten unter Kranken und Sterbenden, Verwaisten und Verlassenen umher. Er wußte noch Rath, wo Alles verzagte, er entdeckte noch Mittel, wo Keiner sonst Hülfe sah. Als die Zeit der Drangsal vorüber war, als die Stadt sich wieder aus ihren Trümmern erhob und auffallend schnell zur früheren Blüthe zu gelangen begann: da wurde es einmüthig anerkannt, daß *ihm* der Erfolg zu danken sey; und die Geschichte hatte ein neues leuchtendes Beispiel zu verzeichnen, wie Großes ein einzelner Mann zu leisten vermag, wenn sein Glaube in der Liebe wirksam wird.

Eine zwiefache Erscheinung in der kirchlichen Gegenwart, über welche die Meinungen auseinandergehen, hat an dem Andreä einen

orläufer ja Vorkämpfer gehabt; wir meinen die Union und die
nere Mission. Allerdings hat er nie dem streng lutherischen
:hrbegriff abgesagt; seine Verehrung gegen Luther, seine Pietät
:gen seinen Vorfahren Jakob, hielt ihn davon zurück. Den Ersteren
ıt er immer den Megalander genannt und dem Letzteren das bekannte
ographische Denkmal gesetzt; zu der Eintrachts-Formel hat er sich
ieberholt ausdrücklich und feierlichst bekannt. Aber das tiefere
erständniß für das Wesen des Lutherthums ging ihm ohne Wider-
rechen ab. Eingehende Studien in dieser Richtung hat er weder
seiner Jugend noch in späteren Jahren gemacht, und die Sym-
ıthie seines Herzens war einer andren Seite zugeneigt. Von den
ıständen in Genf hat er fast denselben starken Eindruck empfan-
n, dessen Knox früher geständig gewesen war, und sein ganzes
ben lang hat dieses Ideal ihn begleitet und oft erneuerte Ver-
che hervorgebracht, das reizende Bild an heimischer Stätte zu
rwirklichen. Immer auf das Praktische gerichtet wies er das
n der Hand, was ihm als unfruchtbare Scholastik, als indifferent
r das Gedeihen der Kirche und der Gemeinden erschienen war.

Es ist aus aufrichtiger Verehrung gegen den berühmt gewor-
nen Mann geschehen, wenn ihn Herzog Eberhard im Jahre 1639
ch Stuttgart berief und ihm einen bedeutenden Antheil an dem
:giment über die Schwäbische Landeskirche verlieh. Er nahm
n Ruf an nach längerem Widerstreben. Aber die Ahnung hat
ı nicht getäuscht, daß er in dieser neuen Stellung weder eine
ıene Befriedigung gewinnen, noch auch das in derselben leisten
irde, was seine Freunde und Gönner erwarteten. Wohl besaß
das Charisma des Regierens in einem auffallend hohen Grade:
er er war vielleicht zu herrisch und zu schroff und verletzte nicht
ten durch die Aeußerung seines Selbstgefühls. Genug er traf
f widerwillige Männer, die seine Pläne durchkreuzten und seine
ıtwürfe hinderten, die eine Genugthuung darin fanden, den über-
ıenen Geist zu beschränken. Mannhaft vertrat er die Rechte der
rche gegen die Uebergriffe von Seiten des Staats: aber seine
:otests hatten geringen Erfolg. Energisch drang er auf strenge
ıcht in dem geistlichen Stande: aber seine scharfen Verordnungen
ırden in der Ausführung gelähmt. „Freunde, ich habe ein Jahr
:loren": so klagte er bereits nach kurzer Wirksamkeit, und die
ıuren eines Mißmuths brachen schon hervor, welcher in einer
lligen Zerfallenheit sein trauriges Ende finden sollte. Jahre
:gingen, aber die Spannung nahm zu. Mehr und mehr zog

sich der noch so rüstige und geistesfrische Mann von dem thätigen Leben zurück, und dringend ging er den Fürsten um die Entlassung von seinen Aemtern an. Andere mochten erwarten, daß ihm die Gnade des Herzogs, der ihn zum Abt in Bebenhausen und später in Adelberg berief, zu einem neuen Aufschwung gedeihen und ihm einen heitereren Lebensabend bereiten würde: er selbst hat diese Hoffnung nicht getheilt. Sein Gemüth war unheilbar verwundet und um seine Lebensfreudigkeit war es unwiederbringlich geschehen. „Es ist genug, o Herr, so nimm nun meine Seele von mir": in diesen Seufzer gingen alle seine Wünsche auf; und mit Freuden schied er von hinnen, als der Herr ihn am 27. Juni 1654 kommen hieß.

Die schmerzliche Theilnahme für diesen trüben Ausgang eines so thatenreichen, fast allgemein bewunderten Laufes hält die Frage nicht zurück, welch' ein Schlüssel das befremdende Räthsel etwa lösen hilft. Viele andre Diener der Kirche haben gleich ihm mit widerstrebenden Mächten zu kämpfen und über Mißerfolge zu klagen gehabt. Was andres war Speners Leben, namentlich die ganze zweite Hälfte hindurch, als eine ununterbrochene Elegie. Aber wie fern war derselbe von dem Mißmuth, über welchen der alternde Andreä nicht Herr geworden und der den Harfenklängen nicht gewichen ist, die manche freundliche Hand aus der Nähe und aus der Ferne zu seinen Ohren gelangen ließ! Wie läßt es sich verstehen, daß ein Mann, der seines persönlichen Heils unerschütterlich versichert, der fest davon durchdrungen war, daß sein Name im Himmel geschrieben sey, so ganz auf seinen Antheil an dem Apostelwort verzichtet hat, „ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn", daß er ohne den Symeonsfrieden und ohne Beruhigung über die Zukunft der Kirche hinüberging? Sollte doch vielleicht der Verdacht begründet seyn, daß er seinen Lebensberuf nicht richtig getroffen hat? Herzensfrömmigkeit und Lauterkeit der Gesinnung, Gaben und Fähigkeiten, Eifer und Unverdrossenheit erschöpfen die Voraussetzungen zur geistlichen Amtsführung doch nicht; es treten noch Bedingungen hinzu, an welchen es bei diesem Mann vielleicht gebrochen hat. So viel ist Thatsache: überall ist es ihm gelungen und glänzend gelungen, wo ein allgemein menschliches Interesse in Frage stand; viel weniger da, wo es unmittelbar das Wohl oder Wehe der Kirche galt. Die Frage haben wir uns erlaubt; ihre Entscheidung verstatten wir uns nicht. „Richtet nicht vor der Zeit", so gebietet der Apostel,

„bis der Herr komme; alsdann wird einem Jeden sein Lob von Gott widerfahren." F. L. Steinmeyer in Berlin.

---

343. Maria Andreä.

8. Februar.

Maria, Tochter des Vogts Valentin Moser zu Herrenberg, aus einem Geschlechte, das im 18. Jahrhundert den Patrioten Johann Jacob Moser und seinen geistreichen Sohn Friedrich Carl von Moser hervorbrachte, sie selbst Schwiegertochter und Mutter zweier Säulen der evangelischen Kirche in Württemberg, Jakobs und Joh. Valentins Andreä, ward zu Herrenberg den 23. October 1550 geboren. Im neunten Jahre verlor sie die Mutter, und wurde von ihrer Großmutter, Catharina Currer, welche unter den Anfängen der Reformation herangewachsen war, in der Ehrfurcht vor Gottes Wort, der Liebe zu Gottes Hause, der Uebung christlichen Erbarmens groß gezogen und ihrem starken, männlichen Geiste ward mit Hülfe des göttlichen Geistes ein Keim der Demuth, der Seelenruhe, die über ein heftiges Temperament Meister ward, der Zucht und Dienstbarkeit, der milden Sitte, der thätigen Liebe zur Wissenschaft und Kunst, zur Armuth und den Armen, der äußersten Mäßigkeit eingepflanzt, der im engsten Verbande mit angebornen Anlagen sich in ihrem Lebensgeschick und durch dasselbe herrlich entwickelte. Unermüdet im Fleiß, einfach in den Sitten, besonders geschickt im Sammeln der Kräuter und in Bereitung von Arzneien, fest und streng im Glauben, eifrig im Gebet, lebte sie nach und von Gottes Wort, las alljährlich die Bibel und monatlich ihr Psalmbuch zu Ende, und war in der erbaulichen Literatur ihrer Zeit sehr bewandert. Die Sorge für die Armen und Kranken, deren (da es damals noch keine öffentlichen Armen- und Waisenhäuser gab) schon in ihres Vaters Hause stets ein eignes Zimmer und ein gedeckter Tisch wartete, war ihr so zur andern Natur geworden, daß sie selbst zu sagen pflegte, wenn es Gottes Wille gewesen wäre, so würde sie am liebsten die Krankenmutter in einem Hospitale geworden sein. Als Jungfrau pflegte sie den früher lebenslustigen, musikalischen und geselligen, jetzt kränklichen Vater bis zu seinem Tode, ward im 26. Jahre an Johann Andreä, den Sohn Jakobs, von Goßingen, damals Pfarrer zu Hagenloch bei Tübingen, verheirathet und lebte, nachdem sie den Gatten ver-

loren, der als Abt zu Königsbronn im J. 1601 starb, seit ihrem ein und funfzigsten Jahre noch 30 Jahre lang im Wittwenstande. Groß, schlank und kräftig von Gestalt, fein von Antlitz, im Hause Herr wie ein Mann, und dienstbar wie eine Magd, mild und freigebig gegen andere, selbst mit wenig und fast nichts zufrieden, körperlich trocken und durch Arbeit abgehärtet, reinlich, aber allem Schmucke abhold, lebte sie überall anständig, überall Allen willkommen, sorgte für das Ihrige, ertrug das Fremde, schätzte das Oeffentliche, schadete Niemand, bewies die Freude wohlzuthun gegen Jedermann.

Von ihrem männlichen Geiste legte sie herrliche Proben ab. Als der große Theolog Hafenreffer neben ihrem Gatten zu Herrenberg als Diaconus lebte, wollte diesen seine Heirath mit einer Wittwe, der Tochter des berühmten Brenz, da man ihm von Schöneren und Reicheren vorsprach, reuen. Maria aber, die er hoch hielt und nur seine Heldin nannte, züchtigte ihn mit Worten und sprach: „Wie? du ein Gelehrter, ein Geistlicher, bist so unwissend, daß du dein eigen Glück nicht kennst? Eine Frau von rechtschaffener Herkunft, wohl erzogen, vorher glücklich verheirathet, die kennst du nicht? die schätzest du nicht? du schämst dich nicht, daß du ihre Verdienste, ihr Haushaltungsgeschick nicht zu würdigen weißt? Du besitzest den Segen ihrer ersten Ehe und den großen Namen deines Schwiegervaters, und du dankst Gott nicht für dein Glück?" Der Theolog ging in sich auf das Wort einer Frau, und die Ehe wurde eine glückliche.

Ihre reichliche Mitgift war über der Ernährung und Erziehung ihrer zahlreichen Familie aufgebraucht worden und als sie nach dem Tode ihres sanften und geliebten Gatten, dessen weicheres Gemüth im Umgang ihr strengeres gemildert, und über dessen Hintritt sie erst zu weinen sich erlaubte, nachdem sie ihm die Augen zu und den letzten Kuß aufgedrückt und ihn in das Sterbelinnen gekleidet — mit ihren sieben Kindern nach Tübingen zog, nährte sie sich und die Ihrigen spärlich durch einen Kosttisch. Ihre Kinder erzog sie gründlich wie eine Schullehrerin, sorglich wie ein Arzt, in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Als ihr aber ein Freund zur Erleichterung ihres Hausstandes rieth, einen oder den andern Sohn ein Handwerk lernen zu lassen, zog sie, als er fort war, ihren Schleier vom Haupte, warf ihn vor den Söhnen auf den Tisch, zerfloß (ein seltnes Schauspiel für diese) in Thränen und sprach: „wenn ihr brav bleibet, so will ich Alles und

selbst diesen Schleier dran wenden, euch eurem Stande und der Wissenschaft zu erhalten, und der Wunsch eures Vaters soll nicht vergeblich gewesen sein." Indeß wurden die Kinder zerstreut: die Töchter lebten mit den Männern, welche sie heimgeführt, die Söhne kamen in öffentliche Anstalten oder in Privatkost.

Der Mutter aber zeigte die Vorsehung einen neuen Lebensweg, an frühere bedeutende Begegnung anknüpfend. Als nämlich der regierende Herzog Friedrich I. von Württemberg, der Alchymist und Patron der Goldmacher, mit seiner Gemahlin Sibylla, einer gebornen Prinzessin von Anhalt, und den beiden älteren Töchtern im J. 1598 einige Wochen zu Königsbronn verweilte, so wurde der Herzogin Sibylla, welche Arzneikunst als Liebhaberei trieb, durch ihre Gesellschafterin, Frau von Stockheim, eine Freundin des Moser'schen Hauses von Herrenberg her, Maria Andreä als eine Liebhaberin gleicher Studien vorgestellt, und fand Gnade vor ihr. Diese fürstliche Freundschaft ward durch einen Briefwechsel mit der Mutter und einer der Töchter unterhalten.

Die Fürstin gedachte ihrer Freundin bei günstiger Gelegenheit und kurz vor dem Tode Friedrichs I. wurde Maria im J. 1607 als Vorsteherin der herzoglichen Hofapotheke nach Stuttgart berufen. Auf diesem Posten gewann ihr ein musterhafter Lebenswandel, alterthümliche Sitte, ein Gemüth ohne Falsch und eine Zunge ohne Kriecherei bald aller Herzen am Hof und in der Stadt, und sie hieß bei allen Kunden nur die Mutter Andreä. Sie sorgte dafür, daß die berühmte Apotheke ihrer Bestimmung streng erhalten ward und war entrüstet, wenn sie inne wurde, daß dieses Institut dem Luxus des Hofes und der Reichen dienstbar werden sollte. Als die Herzogin Sibylla ihren Wittwensitz in Leonberg aufschlug, folgte sie der Herrin auch dorthin und wurde jetzt ihre Vertraute und die Spenderin ihrer Wohlthaten, ohne je für sich oder ihre Kinder einen Heller zu begehren, aber strahlend vor Freude, wenn sie einem Bedürftigen ein Gnadengeschenk erwirkt hatte. Nach dem Tode Sibyllens (1614) rief Herzog Johann Friedrich die bewährte Matrone, deren Hülfe seine Gemahlin in verschiedenen Wochenbetten zu Urach und Stuttgart erprobt hatte, wieder an den Hof, aber sie zog einen Ruhegehalt und die Gastfreundschaft der Leonberger vor. Bald darauf siedelte sie (unter abwechselnden Besuchen bei ihren Kindern) zu einem Tochtermann über, nach dessen Tode sie im J. 1622 „ihr Gosen, das Aegyptens Plagen (der dreißigjährige Krieg) verschonten", bei ihrem Sohne

Johann Valentin zu Calw fand. Auch hier wurde sie als „die Mutter der Stadt" von jedermänniglich verehrt, und erlaubte sich nur einmal einen Ausflug nach Tübingen zu den alten Freunden. In Calw lebte sie bis über das achtzigste Jahr hinaus, ohne fühlbares Schwinden ihrer Kräfte, ohne Abnahme auch nur Eines Sinnes, im vollen Gebrauch der Zähne und aller Glieder, ohne Schwäche des Magens, und auch die Gebrechen des Alters schamhaft verbergend, meist zu Hause, ohne Gang als in die Kirche; nur wenn es galt, Freunden zu helfen, oder Armen beizuspringen, da beflügelte die christliche Liebe ihren Schritt und es kostete sie keine Mühe auch einen meilenweiten Gang zu machen. Am 19. Januar 1631 überraschte sie nach langer, ununterbrochener Gesundheit die vierte oder fünfte, letzte Krankheit ihres Lebens, die nur sieben Tage dauerte, und sie am 25. Januar 8 Uhr Abends, gestärkt durch das Mahl des Herrn, bei vollen Sinnen, nachdem sie den Ihrigen Eintracht und Sorge für die Armen anempfohlen, in das himmlische Jerusalem hinüber führte. Ihr Leichengeleite bildeten der Sohn, drei Töchter, von mehr als 40 Enkelkindern einige Enkelinnen und die ganze Stadt. Geistliche trugen den Sarg. Kummer hatte ihr nur Einer ihrer Söhne durch eine unglückliche Heirath bereitet. Sie freute sich über seine Erlösung durch den Tod, und ahnte nicht, daß derselbe die That eines Meuchelmörders war, den ihm die ehebrecherische Gattin zugesendet.

Mariens Sohn, Valentin Andreä, feierte ihr Gedächtniß durch eine lateinische Biographie, in welcher er ihrer Frömmigkeit, ihrer Seelenstärke, ihrer Freigebigkeit, Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, und ihrem Seelenfrieden ein beredtes Denkmal gestiftet hat. „So bist du endlich doch, schließt er, ferne von uns und zugegen bei den himmlischen Chören, geliebte Mutter! du freilich wareſt schon lange lebenssatt, aber uns wird die Sehnsucht nach deinem Umgange nie verlassen! und ich, dein Sohn, den du unter dem Herzen getragen und unter Schmerzen geboren, reichlich genährt, zärtlich geliebt, in heilsamer Lehre unterrichtet, durch dein Beispiel gebildet, mit deinem Gebet unterstützt, mit deiner Strenge gezüchtigt, durch deine Tugend empfohlen, mit deinem Segen bereichert, durch deine Gegenwart und dein Zusammenleben gelehrt — ich bringe als dein größter Schuldner, diesen Dank deiner heiligen Asche dar!"

G. Schwab in Stuttgart †.

344. Georg Calixt.

30. April.

Dem Judenthum katholischer Gesetzlichkeit und dem Heidenthum römischen Prunks im Gottesdienste gegenüber war der Glaube durch die Reformation in seine hohe Stellung wieder eingesetzt worden, als Grundbedingung und Anker des christlichen Heils. Die nächste Aufgabe war, die auf den Glauben begründete Gemeine zum klaren Bewußtsein dessen zu führen, was sie als Heilsgrund festhielt. Das geschah vermittelst einer sehr durchgebildeten Lehre, in einer Reihe von Schriften von hoher Geltung, den symbolischen Büchern, und in ausführlichen Systemen der Glaubenslehre, die im 16. und 17. Jahrhunderte nach vielen erbitterten Streitigkeiten die Hauptsumma zusammenfaßten. Selbst über untergeordnete Punkte ward dabei mit einer Leidenschaft gekämpft, als gälte es die Bewahrung des ganzen theuer erworbenen Schatzes. Die Streitigkeiten gegen die reformirte Kirche, welche sich in allerdings nicht unwichtigen Punkten, der Auffassung der Abendmahlslehre, der Vorherbestimmung des Menschen zur Seligkeit, der Lehre von der Person Christi, von der Kirche u. s. w., von der lutherischen unterschied, wurden mit fast noch größerem Ungestüm geführt, als die gegen „die Papisten und ihr Antichristenthum." Es galt die Gemüther von der einseitigen Ueberschätzung der Lehre wieder auf das Leben im Glauben zurückzuführen, auf die Einheit, die auch in der Verschiedenheit noch blieb. Dazu mußte vornehmlich auf den gemeinsamen Grund dabei hingewiesen, die Erstarrung des Buchstabens gelöst, der streitbare Geist gedämpft und so der Anerkennung des Christenthums in verschiedenen Gestalten der Weg gebahnt werden. Einer der ersten und bedeutendsten unter den Propheten der Toleranz, welche dafür wirkten, war Georg Calixt oder Kallison in Helmstädt, „nach Luther der muthigste, nach Melanchthon der billigste und nach Chemnitz der gelehrteste Theologe der evangelischen Kirche."

Er war am 14. December 1586 zu Medelbye, zwei Meilen von Flensburg im Herzogthum Schleswig geboren, wo sein Vater, in den alten Sprachen und der Poesie wohlgeübt, einst in Wittenberg Melanchthons begeisterter Schüler, ein frommer und hochgeachteter Prediger war. Durch denselben trefflich vorbereitet, bildete er sich auf dem Flensburger Gymnasium für die Universität vor;

schon vor vollendetem 17. Lebensjahre konnte er vollkommen reif die Braunschweigische Landes-Universität Helmstädt beziehen. Wir wissen wenig von seiner Jugend; aber schon die Wahl der Universität, welcher er volle sechs Jahre angehörte, zeigt, daß er mehr im Geiste der milden melanchthonischen, als der streitfertigen lutherischen Schule gebildet wurde. Helmstädt war nämlich damals, in einer Zeit, da fast überall in den Bildungsanstalten der lutherischen Kirche ein ungestümer polemischer Eifer und rohe Verachtung alles dessen vorherrschte, was das Leben zu verschönern geeignet ist, durch Sinn für humane und classische Bildung, wie durch Mäßigung und edle Sitte ausgezeichnet, recht eigentlich die Universität der vornehmen Welt. Unter den Lehrern derselben ragten der Philolog Caselius und der Philosoph und Theolog Martini hervor, denen der aller Bildung offne, zugleich fromme und poetische Jüngling sich mit der ganzen Kraft einer empfänglichen Seele hingab. Man muß aber den wahrheitsliebenden, ehrenfesten, stillfrommen Sinn kennen, welcher schon damals — wie jetzt — in den Gemeinden Nordschleswigs herrschte, um zu begreifen, mit welchem Ernst tiefer Frömmigkeit ausgerüstet der junge Calixt seine Studien begann.

Bereits nach zwei Jahren konnte er Philosophie lehren, deren Magister er nach damaligem Gebrauche wurde; doch erst 1607 ergriff er, nachdem er anfangs das Studium der Arzneiwissenschaft hatte wählen wollen, mit großem Ernst das Studium der Theologie, nachdem er die Vorbereitungswissenschaften länger und gründlicher betrieben, als zu geschehen pflegte. Gemäß der dadurch angenommenen Gewohnheit, aber nicht gemäß der Sitte der Zeit wandte er sich vorzugsweise zum Studium der Quellen, zuerst der heiligen Schrift, deren Sprachen er mit besonderer Sicherheit handhabte, dann der Kirchenväter, später auch der Scholastiker und anderer alter Theologen. Schon nach zwei Jahren gewann er das Recht theologische Vorlesungen zu halten. Für den akademischen Beruf bereitete er sich nun aber weiter durch Reisen in Deutschland, Holland, England und Frankreich vor, auf denen er hauptsächlich Universitäten und Bibliotheken aufsuchte. War sein Geist schon ein freierer, so mußte der Verkehr mit edlen und bedeutenden Gliedern fremder Religionsparteien, — zählte er doch unter seinen Freunden treffliche Glieder nicht nur der reformirten und arminianischen, sondern auch der katholischen Kirchengemeinschaft — die Vergleichung fremder Sitten und Einrichtungen mit

den einheimischen ihn von vielen Vorurtheilen seiner Zeit heilen, Herz und Auge ihm für unbefangene Betrachtung aufschließen.

Eine solche geistige Freiheit war aber in jener Zeit, da man sich um der kleinsten Glaubensunterschiede willen hart befeindete, da man katholische und selbst reformirte Religionsbestimmungen nicht erwähnen durfte, ohne über sie zu schimpfen, da gegen die Andersdenkenden selbst die Grundgesetze christlicher Menschenliebe aus den Augen gesetzt wurden, etwas Seltenes, wer sie besaß, wurde des Indifferentismus, der Gleichgültigkeit gegen seine Religion angeklagt. So geschah es bald auch Calixt, so entschieden derselbe auch bei aller Billigkeit gegen Andersdenkende, die Irrthümer und Mißbräuche, namentlich der Papisten, in gründlichen und sehr wirksamen Schriften bekämpfte; ja eine öffentliche Disputation, in welcher er einen Jesuiten von großem Ruf besiegte, verschaffte ihm zuerst in weiteren Kreisen Ruhm und eine Professur der Theologie in Helmstädt, wo er schon wiederholt mit großem Beifalle gelehrt hatte. Hier wirkte er dann — ohne sich durch wiederholte glänzende Rufe abwenden zu lassen — bis zu seinem im 70. Jahre am 19. März 1656 erfolgten Tode als Lehrer, indem er später zugleich als Abt von Königslutter und geistliches Mitglied des Kirchenraths und der Braunschweigischen Stände sich praktisch an der Leitung der Kirche betheiligte. Sein Wirken athmete den Geist melanchthonischer Milde, aber auch lutherischer Frömmigkeit, indem er Luthers Wort entschieden festhielt, daß nur Gebet, Bewährung in Versuchung und Studium zusammen den ächten Theologen ausmachen.

Unter den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs, während viele andre Lehrer sich den Leiden und Bedrängnissen desselben durch die Flucht zu entziehen suchten, harrte er im Vertrauen auf seinem ihm von dem Herrn angewiesenen Posten standhaft aus, behielt auch immer einen Zuhörerkreis um sich und arbeitete unermüdlich, einer eignen Presse, die er in seinem Hause eingerichtet hatte, für den Druck seiner zahlreichen Werke sich bedienend. Aber nicht die Menge und Gelehrsamkeit seiner Schriften war es vorzugsweise, was ihm für die Entwicklung der lutherischen Kirche so große Bedeutung gab, sondern der versöhnliche, befreiende, zur Wahrheit zurückführende Geist derselben. Gegen diesen waren denn auch die Angriffe, welche er in immer steigendem Maaße zu erdulden hatte, gerichtet.

Parteigeist und Neid hatten ihn gleich beim Antritt seines

Amts der Hinneigung zum Calvinismus angeklagt, seine Reisen ihm als Weltliebe und Indifferentismus auslegend, wogegen er sich aber siegreich vertheidigte. Dennoch wiederholten sich diese Klagen später oft, vornehmlich aber seit er sich von einem reformirten Fürsten zum Thorner Friedensgespräche 1645 hatte zuziehen lassen, welches Duldung, ja selbst Einigung unter den christlichen Religionsparteien herbeizuführen bezweckte. Merkwürdig, daß der gemäßigte, durch Reisen gebildete Mann sein Amt doch mit einer polemischen Rede antrat, in welcher er trefflich ausführte, daß mit der päpstlichen oder jesuitischen Religion Staaten und Reiche nicht bestehen könnten. Aber, wie ein mit ihm befreundeter Zeitgenosse sagt, er war gegen die über den ganzen Erdkreis zerstreute (also die unsichtbare) Kirche von einer solchen durch den Geist Christi entzündeten Liebe entflammt, daß er nicht bloß für ihre Erhaltung und ihr Wachsthum täglich betete, sondern auch vornehmlich für ihren Frieden und die Einigung aller Gläubigen, so innig und mit aller Spannung seines Gemüths, daß er um deßwillen Nachtwachen, Studien, die größten Arbeiten auf sich nahm, die giftigen Pfeile der Scheelsucht, des Neides, der Verleumdung, die ihn in Menge trafen, ertrug, ja bereit war, mit seinem Blut und Leben, wenn es möglich gewesen wäre, den Christen den Frieden zu erkaufen.

Eben diese thätige Friedensliebe und der unbestechliche Wahrheitssinn, welcher seine Studien leitete, verwickelte ihn in jene Kämpfe, in denen die Wuth der Gegner freilich sein Leben vielfach verbitterte, aber auch seine Bedeutung für Mit- und Nachwelt sich erst ganz geltend machte. Es waren das die Synkretistischen Streitigkeiten, welche so weit führten, daß die Wittenberger, wenn auch vergeblich, versuchten, seinen Irrthümern ein neues symbolisches Buch entgegen zu stellen. Man beschuldigte Calixt der Gleichgültigkeit gegen die Religion, d. h. gegen die Confessions- und Lehrunterschiede, der Religionsmengerei, des Synkretismus, der Zusammenkreterei, wie man es nach einer Sitte der Kreter nannte, sich in ihren Bürgerkriegen, welcher Partei sie auch angehörten, zu verbinden, sobald ein gemeinsamer Feind drohte. Da er neben den Unterschieden, welche die lutherische und reformirte Confession trennten, auch das Gemeinsame als das überwiegende hervorhob, wodurch sie sich dem Papismus gegenüber verbunden wissen sollten, ward ihm Gleichgültigkeit gegen die seelenverderblichen Irrthümer der Calvinisten und ein Vereinigenwollen dessen

Schuld gegeben, was innerlich nicht zusammengehöre, ja feindselig sich gegenüberstehe, was nur geschehen könne, wenn der Wahrheit von allen Seiten etwas vergeben werde. Dabei ward ihm auch noch geheime Anhänglichkeit an den Papismus Schuld gegeben, weil er die christliche Grundlage auch noch in der römischen Kirche anerkannte und dafür die Uebereinstimmung der protestantischen Kirche im Wesentlichen mit der Ueberlieferung der fünf ersten christlichen Jahrhunderte geltend machte und zwar als eine zweite Erkenntnißquelle der christlichen Lehre neben der heiligen Schrift. Auch faßte er manche Dogmen milder, als damals üblich war, z. B. die Stellung der menschlichen Werke gegen die göttliche Gnade, oder unterschied die Perioden der Offenbarung schärfer, wie er z. B. leugnete, daß das Dogma der Dreieinigkeit im alten Testament schon so deutlich offenbart sei, als im neuen. Wissenschaftliche Rohheit und Leidenschaft mißverstand und entstellte seine Behauptungen vielfach und im „Calixtinischen Gewissenswurm", einer ausführlichen Streitschrift gegen ihn, waren ihm fast alle älteren und neueren Ketzereien Schuld gegeben, während sein furchtbarster Gegner, Abraham Calov, besonnener verfährt, aber doch noch immer ein langes Verzeichniß von Irrthümern der Synkretisten — aus denen das durch die Theologen aufgestachelte Volk „Sündenchristen" machte, — zusammenstellt. Die Churfächsische Regierung warf gar der Braunschweigischen vor, sie ziehe Unkraut in Blumentöpfen. Calixt führte mit Ruhe und Verstand den Kampf nicht ohne Erfolg bis zu seinem Tode fort; nach demselben seine Schüler, unter ihnen sein Sohn Ulrich, schon neben ihm Professor der Theologie in Helmstädt; gemäßigte Männer legten sich inzwischen in's Mittel, die ärgsten Gegner starben. Der Streit verlor sich im Geräusch noch heftigerer, der pietistischen Kämpfe; er hatte aber einen Trieb des Forschens und einen Geist der Freisinnigkeit geweckt, welche in der lutherischen Kirche nicht verloren gingen, aber erst viel später zur vollen Entwicklung kamen. Calixt's Wahlspruch: „Selig sind die Friedfertigen", findet auf ihn selbst die vollständigste Anwendung. Er lebte in diesen Kämpfen und starb in innerm Frieden. Erst in der letzten Zeit seines Lebens fing er an zu kränkeln, arbeitete aber dabei unermüdet fort. Nachdem er mit Schwierigkeit zum letzten Mal die Kirche besucht und an der Communion Antheil genommen hatte, sanken seine Kräfte schnell. Unter vielen erbaulichen Gesprächen mit seinen Umgebungen bereitete er sich auf das letzte Scheiden vor.

Den Tag vor demselben sprach er mit Paulus: „der Tag meiner Auflösung ist nahe" und versicherte, daß er allen seinen Feinden vergäbe, wie Gott ihm vergeben möge. Dann: „Ich hoffe in Einheit mit dem Haupte Christo zu sterben und im Glauben der wahrhaft katholischen (allgemeinen) Kirche, wie in der Liebe Aller, die Gott Vater, Sohn und heiligen Geist aufrichtig verehren und lieben. Ich will den nicht verurtheilen, der in unwesentlichen Fragen irrt, und vertraue, daß Gott auch mir vergeben wird, wenn ich, wie es wohl möglich ist, in solchen sollte geirrt haben. Ich erkenne keinen andern Urheber meines Heils, kein anderes Haupt als Gott Vater, Sohn und h. Geist, in dessen Namen ich getauft bin; kein anderes Verdienst, als das des Eingebornen Sohnes Gottes, unsers Herrn und Heilands Jesu Christi."

In zahlreichen gehaltvollen Schriften hat er Zeugnisse dieses Glaubens der Kirche hinterlassen: außer kurzen „wortgetreuen" Bibelerklärungen und polemischen Werken hat er treffliche kirchengeschichtliche Untersuchungen, auch Abrisse der Glaubens- und Sittenlehre gegeben, welche letztere er besonders in der lutherischen Kirche dadurch förderte, daß er ihre abgesonderte Behandlung zur Herrschaft brachte.

L. Pelt in Kiel, später in Kemnitz bei Greifswald †.

---

2. Liederdichter und Tonsetzer.

345. Johannes Eccard.

14. April.

Als Palestrina 29, und Orlando di Lasso 33 Jahre zählte, wurde zu Mühlhausen in Thüringen, etwa gleichzeitig mit Johannes Gabrieli, im Jahre 1553 ein Knabe geboren, dessen Geburtstag und dessen Eltern wir nicht kennen, der aber in seinen Liedern und Gesängen noch heut der evangelischen Christenheit predigt, nicht minder köstlich und herrlich, als die Gesänge jener großen drei Meister der römischen Kirche von der wahrhaft bewunderungswürdigen Kraft und Weihe der Musik des 16ten Jahrhunderts Zeugniß geben.

Dieser Knabe war Johannes Eccard; eingeweiht in die

Lehren der heiligen Tonkunst zu München durch Orlando, wahrscheinlich in den Jahren 1571—74, gab er sein erstes Werk, odae sacrae, 1574 zu Mühlhausen heraus; das zweite in Gemeinschaft mit dem Cantor der dortigen Blasienkirche, Joachim von Burgk, verfaßte erschien 1577, und 1578 das dritte, 24 deutsche Lieder zu 4 und 5 Stimmen enthaltend, dessen Vorwort den Meister als im Dienst der Fugger zu Augsburg stehend meldet. Der Ruf, den ihm diese Werke als dem größten Schüler des großen Orlando erwarben, veranlaßte den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Anspach, den Verwalter des Herzogthums Preußen, ihn im Jahre 1579 nach Königsberg zu ziehen. Durch seine Tüchtigkeit und sein freundliches Wesen überwand Eccard hier bald das preußische Vorurtheil gegen die vielen in das Land gerufenen „Franken." Erst Vice-Kapellmeister, seit 1599 Kapellmeister des Herzogs, trat er mit den vorzüglichsten Geistern Königsbergs in ein nahes und vertrautes Verhältniß; 1585 und 1589 erschienen seine weiteren Arbeiten, namentlich 25 theils geistliche, theils weltliche Gesänge, unter ihnen ein Satz zu seinem Wahlspruch: „Schlecht und recht behüte mich!", dem er sein Leben lang treu und hingebend folgte, nicht seine Ehre, sondern die Ehre dessen suchend, von dem er die Gabe des Gesanges empfangen hatte. Im Jahre 1596 erschienen 20 lateinische Oden und 18 deutsche Lieder des Mühlhauser Diakonus Helmbold, seines alten Freundes, deren letzteren eines das, Eccard's Sinn und Wesen so bezeichnende Sprüchlein mit sich führt: „Sing wie Gott will, oder schweig still." Endlich erschienen, veranlaßt durch den ausdrücklichen Auftrag des Markgrafen Georg Friedrich, über die Weisen der in Preußen gebräuchlichsten Kirchengesänge fünfstimmige Tonsätze anzufertigen, 1597 seine Choräle, und 1598 seine Festlieder, welche seine Kunst zur vollen Entfaltung brachten. Nachdem der Kurfürst Joachim Friedrich im Jahre 1605 die vormundschaftliche Verwaltung des Herzogthums Preußen erworben, berief er zur Taufe seiner am 22. März 1607 gebornen Tochter, Marie Eleonore, „in ungeseumbter Eyl" Johann Eccard „mit seinen besten Knaben und Discantisten" nach Berlin. Er sollte „einrathen helfen, wie unser Capelewesen alhier wiederumb etwas in Ordnung zu bringen." Eccard wurde 1608 definitiv in Berlin als Kapellmeister gegen 200 Thaler Besoldung und etliche Naturalien angestellt, und wirkte hier bis zu seinem 1611 erfolgten Tode.

Wie wenig wir nun auch von seinem äußeren Leben wissen,

so tief können wir doch in sein inneres, sein kirchlich-musicalisches hineinschauen. Hiebei dienen uns hauptsächlich die beiden letztgenannten Werke zum Anhalt. Die ausgesprochene Absicht des Choralwerks, welches 55 Melodieen behandelt, war die, „zu Lob und Ehren der göttlichen Majestät" die Choräle dergestalt durch die Kunst auszubauen, daß der Gesang in der Oberstimme deutlich zu erkennen und die Gemeine im Stande sei, mit herzlicher Andacht und vollem Verständniß dem Chor zu folgen. Dieser Zweck, welcher bei allen Kirchengesängen unseres Meisters klar heraustritt, ist denn auch, wie wir gleich hier bemerken wollen, sein eigentlich evangelisches, vor den Meistern der römischen Kirche ihn auszeichnendes Verdienst. Wenn Luther's Bestrebungen für den evangelischen Kirchengesang vor Allem darauf gerichtet waren, daß das unverständliche und unverstandene Singen, das „Lören und Tönen", wie er sagt, ein Ende nehme und Alles im Gottesdienste Leben und Wahrheit werde, auf daß der Gesang nur dazu mithelfe, daß das Wort Gottes im Schwunge gehe in der Christenheit und durch die Macht der Töne sich festsetze in den Herzen des Volks: so hat Eccard auf das Treuste diesem höchsten Zweck mit seiner Kunst gedient, nicht unbewußt durch die Kraft und innere Richtung seiner Begabung, sondern mit dem vollsten, ausgesprochenen Bewußtsein. Selbst bei der über den Vortrag der Gesänge ertheilten Anweisung ist sein Zweck der, „daß der gemeine Mann die Melodie desto eigentlicher hören könne." Eben so ist die innere Gliederung und Gestaltung des Eccard'schen Tonsatzes nicht, wie es bis zu seiner Zeit hergebracht war, eine Ueberbauung und Ueberschüttung der Melodie mit einer Fülle von Tönen, deren Verhältniß zu dieser ein zufälliges, loses genannt werden muß, sondern ein der Melodie, ja dem Wort in ihr, geleisteter Dienst. Nicht nur Anlaß, sondern Princip der Gestaltung ist ihm die Melodie für den harmonischen Satz; nicht darf die Harmonie eine selbstständige Bedeutung gewinnen, sondern die Melodie, das Wort, der Geist, ist durch die Harmonie zu heben, zu verdeutschen, zu verklären. Hieraus ergiebt sich der Accent, den Eccard überall auf die Führung der unteren Stimmen im Verhältniß zur Oberstimme legt. Dies ist seine Meisterschaft. Die kunstvollste, sinnigste Verwebung der Stimmen, und doch Alles im Dienst dessen, was die Oberstimme vorträgt, vorbereitend bald, bald nachhallend, oder bei den bedeutendsten Tönen der Melodie, bei den Worten des Liedes, welche besonders in das Gemüth hineinzielen, Alles

zusammenfassend zu gemeinsamer, gleichzeitiger Wirkung. Es kann nicht unsere Absicht sein, dies im Einzelnen darzulegen und auszuführen zu wollen. Dazu bedarf es der Vorführung der Gesänge selbst, von denen wir reden. Wir müssen uns hier begnügen, darauf hinzuweisen, daß hier in der That in vollendeter Meisterschaft geleistet ist, was die evangelische Kirche von den Meistern des Gesanges für das Kirchenlied im evangelischen Geiste fordern und erwarten mußte. Unter diesen Choralgesängen Eccard's zeichnen sich besonders aus die Sätze zu den Liedern: „Nun lob' mein Seel den Herren", „Nun freut euch lieben Christengemein", „Nun kommt der Heiden Heiland", „O Lamm Gottes unschuldig", „Ein' feste Burg ist unser Gott", „Es ist das Heil uns kommen her" u. s. w. Diese Gesänge prägen überall die Melodie, in ihrer rhythmischen Beschaffenheit sowohl wie in Betreff der Tonfolge, nach ihrem innersten Wesen aus und bringen sie zu der ihr entsprechenden harmonischen Gestaltung. Deshalb bleiben sie Lieder ihrem ganzen Charakter nach, obwohl alle Kunst der größeren Gesangeswerke (Motetten u. s. w.) ihnen dienstbar geworden ist. „Für jede der Melodieen", sagt C. von Winterfeld,[1]) dessen mühsamen und glücklichen Forschungen wir den Wiederbesitz der vergrabenen Schätze Eccard'scher Gesänge verdanken, „für jede der Melodieen, die ihm als Aufgabe gestellt war, hat er die ihr verwandten Geister der Töne aufgerufen, und sie haben ihm gehorcht." Diese Kunst des Entfaltens der Melodie durch den harmonischen Satz, des Offenbarens ihrer ganzen Herrlichkeit und der in ihr gleichsam noch unentwickelt, ungeboren, ruhenden Schätze, diese Kunst ging bei Eccard überall hervor, wie v. Winterfeld weiter bezeugt, „aus dem Durchdrungensein von dem Geiste der Lieder und Melodieen", von ihrer, nicht etwa durch die Worte des ersten Verses, sondern durch den Charakter des ganzen Liedes bedingten innersten Natur und Bedeutung.

War es die Absicht dieses Choralwerks, den Gesang der Gemeine durch die Kunst des Chorgesangs zu schmücken, ihm zu dienen, also nur die Kunst des Tonsetzers zu üben; so war es die Absicht des zweiten Werkes, der Preußischen Festlieder, eine selbstständige kirchliche Kunst des Chorgesanges im Geist des Evangeliums für die evangelische Kirche zu schaffen, und hiebei auch die Kunst des Sängers (neuer Melodieen) zu offenbaren. Dieses

[1]) Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes. I. S. 476.

Werk, zu welchem sich Eccard durch zahlreiche Familienfestlieder (unter anderen zur Hochzeit einer Jungfrau, Namens Bäthoven) vorbereitet hatte, enthält 27 Gesänge auf alle Feste des Kirchenjahres, theilweise sich der Liedform anschließend, theilweise aus reich ausgestatteten Motetten bestehend, auch wohl beide Formen absichtlich verschmelzend. So sind rein als Lieder gesetzt: „Freu' dich du werthe Christenheit" zum Fest der Verkündigung, „Ueber's Gebirg Maria geht" auf das Fest der Heimsuchung, (v. Winterfeld nennt dieses Lied einen Gesang heiliger Liebe), „Der Zacharias ganz verstummt" auf das Fest Johannis des T., (ein echtes Glaubenslied nach v. Winterfeld's Charakteristik.) Als Motetten erscheinen dagegen der köstliche Weihnachtsgesang: „O Freude über Freude" mit zwei vierstimmigen Chören, der sechsstimmige Passionsgesang „Im Garten leidet Christus Noth", vielleicht der großartigste und innigste von allen, und andere mehr. Die meisten Festgesänge vermitteln und verbinden beide Formen, so jedoch, daß der Charakter des Liedes das Bestimmende und Ueberwiegende bleibt. Die Gemeine sollte eben etwas behalten und lernen können, auch der Gesang des selbstständig und allein vortragenden Chores sollte ihr Gewinn und Segen bringen. Hier steht Eccard, wie v. Winterfeld bezeugt, auf der Höhe der Kunst, und nicht seiner Zeit allein. „Denn er hat zwar fortübende Nachfolger gehabt in der von ihm gegründeten Preußischen Tonschule, aber keinen weiterbildenden Schüler; in seinem Sinne konnte er von keinem späteren übertroffen werden — — Deshalb ist er von höchster Bedeutung für die Geschichte der Ausbildung des geistlichen Liedes in der evangelischen Kirche als Aufgabe für höhere Tonkunst."

Und eben deshalb gebührt ihm denn auch eine Stelle unter den Namen des evangelischen Kalenders. Denn sein Leben und Wirken, wenn auch lange verschüttet durch die Noth, ihre Ursachen und Folgen, in der der Gesang der evangelischen Kirche schmachtet, wird, seitdem wir von ihm wissen und zeugen können, der Leitstern sein, der uns aus dieser Noth herausführt. Das Ziel, das Eccard vor Augen hatte, die Treue, Demuth und Hingebung, mit der er es verfolgte, die evangelische Gesinnung, die ihn beseelte, und der aus allen seinen Gesängen und Liedern uns entgegentönende, Friede und Freude verbreitende, tief innige Liebesdrang, Gott zu loben und zu preisen, und den Brüdern zu dienen, — das Alles thut uns eben heute Noth!

Die Gefangesnoth unserer Kirche ist groß. Soll es besser werden, so müssen wir dem Meister folgen; vor Allem aber mit ihm das lutherische Wort nie vergessen, daß Alles darauf ankommt, daß das Wort im Schwange gehe in der Christenheit. Ach, daß die Hülfe nahe wäre, und die helfenden und arbeitenden Hände schon sich zahlreich regten! Doch es gilt auch hier das Wort des Sängers: „Es will erbeten sein!"

(Geschrieben 1853.) C. H. Schede in Berlin.

---

346. Martin Rinkart.

8. December.

Martin Rinkart ist geboren 23. April 1586 zu Eilenburg in Sachsen, gestorben 8. December 1649 in seiner Vaterstadt. Sein Vater war ein Küster, der seinem Wahlspruch „Schlecht und Recht" lebenslang treu blieb. Martin ging im 15. Lebensjahr, 1601, mit guten Schulkenntnissen gerüstet nach Leipzig um Theologie zu studiren. Seinen Unterhalt erwarb er sich durch die Musikfertigkeit, die er von Haus mitgebracht. 1610 ward er Cantor zu Eisleben, ein Jahr später Diaconus daselbst, 1613 Pfarrer zu Erdeborn im Mansfeldischen, 1617 Archidiaconus in seiner Vaterstadt. Dieses letztere Amt bekleidete er bis an seinen Tod mit Treue und Segen, mitten unter den Drangsalen des 30jährigen Krieges mit unermüdlichem Eifer wirkend, und dazu mit seltener Gesundheit gesegnet. Während des gräulichen Pestjahrs 1637 half er 4480 Menschen beerdigen. Das folgende Jahr 1638 brachte neue Noth: der Hunger fiel über das arme Volk im verwüsteten Lande, daß sich die Elenden um ein Aas rissen um nicht zu verschmachten. Rinkart und einige seiner frommen Beichtkinder thaten, selbst darbend, das Mögliche zur Linderung des jammervollen Leides: sie ließen wöchentlich mehrmal unter viel hundert Hungerige Brot vertheilen, und Gott half endlich, daß die Noth verging. — Ein Jahr später erschien der Schwede Dörfling, von den Eilenburgern 30,000 Thlr. zu erpressen. Rinkart fleht ihn um Erlaß, vergeblich. Da kehrte er wieder zu den Seinen und sprach: „Kinder, haben wir bei den Menschen kein Gehör noch Gnade, so wollen wir mit Gott reden." Da ward zum Beten geläutet, die Gemeinde fiel auf die Knie und sang: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein" — und die Schweden wurden bewegt und erließen

ihre Forderung bis auf 2000 Gulden. — Seine Beichtkinder haben ihm oft mit Undank gelohnt; aber viele Herbigkeit des Lebens trug der fromme Priester gleichmüthig, da ihn Gott gesegnet hatte mit gesundem Leibe und glücklichem Hausstand. Endlich da er „den edlen Frieden schmecken" durfte, stimmte er aus Herzensgrund sein schönes Lied an „Nun danket alle Gott", und ging ein Jahr später heim zu seinen Vätern.

Die unabläßige Treue in der Amtsführung mag dem wackeren Manne wenig Raum gelassen haben zu anderweiter Thätigkeit. Und doch nahm er sehr fleißig Theil an dem Wirken der schlesischen Dichterschule, nicht nur als Liederdichter, sondern auch in wissenschaftlicher Weise. Den schlesischen Dichtern gebührt Lob, daß sie in tiefer Noth nicht am Vaterlande verzweifelten und in rechter deutschvaterländischer Weise das Evangelium hoch hielten, liebten und sangen; dieß ist die beste Seite ihrer Wirksamkeit, womit manche Schwäche und Sünde ihres dichterischen Gebahrens zugedeckt wird. Mitten in der verdrehten welsch gewordenen Poesie voll eitlen Zierrathes und rednerischer Heuchelei, welche jene Dichter zum großen Theil mit verschulden, leuchtet hell das evangelische Kirchenlied wie ein unvergänglicher Strom Lebenswassers, daran sich das gebrochene Volk erlabte; ja es geschah, daß mancher Dichter, der im weltlichen Liede kalt geziert und mit verlogener Gelehrsamkeit daher fuhr, im geistlichen eine liebliche Stimme der Wahrheit hören ließ.

Rinkart hat an diesen Schwächen und Größen sein bescheiden Theil, nicht als hervorragender Chorführer, aber als achtungswerther Mitarbeiter. Mehrere Schriftwerke von ihm, die rasch nach einander entstanden, waren ihrer Zeit in Ansehen; ein größerer Theil, — er nennt in der Vorrede des Summarischen Discurses 19 — ist verloren, vielleicht nie veröffentlicht. Wahrscheinlich ist auch sein „Mathematischer Gedenk-Rink" (1644), ein astrologisches Wunderbuch, ungedruckt geblieben.

Von veröffentlichten Werken sind uns zwei bekannt: 1. „Summarischer Discurs von deutschen Versen" (Leipzig 1645), ein Abriß der Reim- und Verskunst nach den Grundsätzen Martin Opitzens, den man wohl den Vater der neu deutschen Dichtung genannt hat. Die „Vor- und Zuschrift denen Ehrenvesten &c. Herrn Buchführern zu Leipzig Wittenberg Jena und Eisenberg", welche dieses Buch eröffnet, führt die Namen aller redlichen und unredlichen, theils recht lehrhaften und allegorisch dar-

matischen theils geistlich erbaulichen Schriften an, die er vordem angefertigt; mehrere darunter heißen — wohl auf seinen Namen anspielend — Gesang-Rinck, Gedenk-Rinck u. a. 2. Das andere Buch „Catechismus-Wohlthaten" trägt auf der Titel-Rückseite die Inschrift: M. Martin Rinckarts und seiner Eilfertigen Eilenberger, Heilwertigen Heilberger und anjetzo elenden Heulenberger zwar äußerlich land- und welt-trauriges, aber innerlich geist- und hertz-fröliches Kirchen-Jubel-Jahr: Wolthaten-Gedenk-Rinck und Catechismus-Frewde, darinnen Ihrer und aller Auserwehlten gleichmäßig genothpresseten Kinder Gottes Wahre Christen-Hohheit, köstliche Glaubens-Kleinodien, und mitten im allertiefsten Elende fort und fort wachsender und immer und ewig bleibender Reichthumb. Das Buch zerfällt in 4 Theile oder einen 4fachen Land-, Stadt- und Kirchen-Gedenk-Ring (circulus quadratus), nämlich: 1. Politicus, historisch von der Stadt Wappen, Namen und Schicksalen; 2. Ecclesiasticus, Dankaltar für die in 125 Jahren seit 1520 dort thätig gewesenen gut lutherischen Prediger; 3. Bellicus, Sanct Reginen der Evangelischen Kirch-Mutter Gedenk-Ring; 4. Catecheticus musicalis.

Dieser vierte Theil geht uns besonders an; er enthält „Gesetz- und Glaubens-Kleinodien der Auserwehlten Kinder Gottes", oder „Christen-Hoheiten" der Auserwählten, jede in einem Liede dargestellt, zusammen 50 Lieder. Darunter sind heute noch bekannt oder in Gesangbüchern bewahrt die folgenden:

Ach Vater unser Gott.
Hilf uns Herr in allen Dingen.
Nun danket alle Gott.

Das überall bekannte „Nun danket alle Gott" mit J. Crügers Melodie ist und bleibt das beste von Rinkarts geistlichen Liedern; es ist auch das einzige, welches eigentlich Kirchenlied geworden. Auffallend ist, daß sich dieses Lied unter den 50 Liedern des Catecheticus musicalis nicht befindet. Es soll 1645 gedichtet sein; den ältesten Druck kennen wir nicht; vielleicht erschien es als fliegendes Blatt, Vorbote des ersehnten Friedens zu sein. Die einfach gesunde Tonweise hat wohl vorzüglich zu seiner Verbreitung beigetragen, indem sie das sonst unvolksthümliche Versmaaß, den schlesischen Alexandriner[1]), in lauter gehälftete Zeilen

[1]) Dieses Versmaaß, aus 6 vollständigen oder übervollständigen Jamben ⏑ — ⏑ — ⏑ — | ⏑ — ⏑ — ⏑ — (⏑) gebaut, die sich unmittelbar reimen, ist für die epische Beschreibung nicht unpassend, auch nicht überall so reizlos.

zerfällt, als 3füßige Jamben volksthümlich genießbar macht. Rinkart hat aber diese den Schlesiern mustergültige Form nur in 10 von jenen 50 Liedern festgehalten, außerdem mehrere Lieder in dactylisch anapästischem Maaße, und auch eine nicht geringe Zahl nach kirchlich beliebten Tonweisen gedichtet. Diese letzteren sind die schönsten, ein ächtes Zeugniß des Zeitalters und Dichters.

Das vorhin zuerst genannte Lied: „Ach Vater unser Gott," trägt im Original die Ueberschrift: „Die 19te Christen-Hoheit, das große Pater Noster und grösseste Gebet-Cleinod." Wie die berühmtesten Umdichtungen von Luther bis auf Klopstock und Witschel hinab zeigen, so läßt sich zum Gebete des Herrn nichts zu und abthun, es sind einmal ewige Worte, und alle Veränderungen beweisen die Ohnmacht des Menschenworts daneben. Auch die psalmodische Recitation ist beim Vaterunser niemals so erbaulich, wie das stille oder laute Wort einfältiger Redeweise; nur Chorgesang, wie von Prätorius, mag eine festliche Erhöhung bringen. — Die Rinkartsche Umschreibung leidet an großer Breite; ihre 20 vierzeiligen Alexandrinerstrophen sind im Berliner Lieder-Schatz [1]) auf 18 reducirt; es sind nämlich die 2. und 10. des Originals weggelassen, außerdem die 4 letzten gänzlich umgedichtet, und übrigens sehr viele Einzelstellen verändert, wo der Ausdruck zu fremdartig schien: „Gnade, Teufel, Kindlein, mein Mäßlein Brot, feuriger Wagen Gottes, Jesu Brüderlein" und ähnliche, fanden Anstoß in dem aufgeklärten Zeitalter. Man merkt auch hier, wie schwierig die rechte Liedbesserung ist. Rinkarts Lied hat trotz seiner Breite doch den einheitlichen Ton der Treuherzigkeit, der innigen Glaubensfülle, und selbst die pietistisch rhetorischen oder didactischen Ueberflüsse werden den Freund der Liederdichtung minder verletzen, als die moderne Verwässerung die nicht kalt nicht warm ist. — Ob aber das Lied je in rechtem Kirchengebrauch gestanden, darf man bezweifeln.

Ein drittes Lied, „Hilf uns Herr in allen Dingen" mit der Ueberschrift „die 24. Christen-Hoheit: König Davids und des christl. Biedermanns und Jedermanns täglicher und behäglicher Hertzwunsch aus dem 118. Psalm, im Thon der Wasserquelle" — ist von größerem poetischen Werthe als das vorige; diese 8zeiligen

wie man wohl behauptet. Doch entspricht es mehr dem französischen als dem deutschen Geiste, und ist für eigentlich Lyrisches ganz unpassend.

[1]) Ausgabe von 1846, Nr. 926. Die erste Ausgabe von 1832 hat das Lied nicht, auch A. Knapp im Liederschatz nicht.

4füßigen Jamben in einem der lieblichsten Töne unserer Kirche[1]) gesungen, verdienten der Vergessenheit eher entrissen zu werden als manche veraltete Lieder, die unsere Hymnologen ämsig aufzulesen lieben. Weder in A. Knapps viertehalbtausend Liedern noch im Berliner Lieder-Schatz hat es Aufnahme gefunden; auch nicht in dem sonst die schlesische Dichtung viel ausbeutenden alt ostfriesischen Gesangbuch. Von Neueren scheint es nur das im Hermannsburger Missionshause gedruckte „Singende und betende Zion" (1866) in seinem Werthe erkannt zu haben, doch bringt es statt der ursprünglichen 11 Strophen nur deren 5, nämlich die 1. 2. 3. 7. und 11. aber meist unverkümmert nach der Urschrift. Die erste und letzte Strophe mögen hier stehen:

1. Hilff vns HERR in allen Dingen,
Daß wir unser Amt und Werck
Wol anfahen und volbringen;
Gieb uns Weisheit, Kraft und Stärck!
Ohne deine Segens-Hand
Ist verloren Stand und Land.
Hilff uns Herr in allen Dingen
Vnd laß alles wol gelingen!

11. Hilff uns HERR in letzten Zügen
Aus der letzten Höllen-Angst,
Laß uns Ritterlich obsiegen
Wie du obgesieget langst.
O Herr Jesu, deine Hand
Leist uns Beystand und Bestand!
(:,: Die zwei Schlußzeilen von 1.)

Die Aenderungen (solcher sind nur drei) und Verkürzungen der Hermannsburger Ausgabe sind löblich, ein seltenes Muster vernünftiger Liedbesserung; in den gewählten 5 Strophen kann es wieder Kirchenlied werden, ist leicht auswendig zu lernen und gar herzlich erbaulich; gesungen wirds auch lieblich klingen „Im thon der claren Wasserquelle."

Je näher wir den Dichter Rinkart kennen lernen, desto bedeutsamer erscheint sein bescheidenes inniges Wirken; es hält die grade Mitte zwischen den hohen Dichtern unserer Kirche und den ehrlichmeinenden trocken lehrhaften Reim-Meistern. Die hohe Kraft Luthers, Heermanns, Gerhards ist ihm nicht gegeben, aber was er singt ist warm, wahrhaft und so weit ihn nicht der Alexandri-

[1]) Der Melodie des 42. calvinischen Psalmliedes entlehnt: Ainsi qu'on oyt le cerf bruire, aus einer alt französischen Volksweise.

ner in Fesseln schlägt, poetisch abgerundet. Ein rechtes Zeugniß unserer „singenden Kirche" ist, daß ihm die in kirchlichen Weisen gedichteten Lieder am besten gelangen. Seine musikalische Begabung blickt mehrmal hindurch; nicht in den eigenen Melodien, deren zweie — zu der 44. und 50. „Christenhoheit" beigegeben, — matt und unsingbar sind, aber wohl in der sonst durchgehenden Tonfreude und mystischen Haltung seiner Lieder, insbesondere aber in einem 5stimmigen Tonsatze, der am Schlusse zu Nr. 49 beigegeben ist.

Nach den Versmaaßen und Tonweisen stellen sich uns folgende Gruppen seiner Lieder vor. Dem Inhalte nach scheiden sich die drei ersten als „Gesetz-Cleinodien", alttestamentlichen Grundes, von den übrigen; die nachfolgenden 47 gehen in der Ordnung des Catechismus bis zur Haustafel ihren Gang, zuletzt weltlich ausmündend. Den Tonweisen nach sind die Alexandriner unmelodisch geblieben, wie sich gebührt.

Kirchlichen Tönen nachgesungen sind 31 Lieder, und zwar:

Mel.	1	Lied	1 nach: Nu freut euch liebe Christen gmein.
„	2	„	2. 3 nach: Dis sind die heilgen 10 Gebot.
„	3	„	4. 50 nach: Allein Gott in der Höh.
„	4	„	5 nach: Wir glauben all an Einen Gott.
„	5	„	7 nach: Von Himel hoch.
„	6	„	8. 9. 44. 49 nach: Wie schön leuchtet (im thon des hellen Morgensternen).
„	7	„	10 nach: Warum betrübst du dich.
„	8	„	12. 13 nach: Auf meinen lieben Gott.
„	9	„	16. 41 nach: Durch Adams Fall (auch zu singen nach „Was Gott thut" welche Melodie aber wahrscheinlich später entstanden).
„	10	„	18. 22. 24 nach: Wie nach einer Wasserquelle.
„	11	„	21 nach: An Wasserflüssen Babylon.
„	12	„	26. 27 nach: Christ unser Herr zum Jordan kam.
„	13	„	28. 29 nach: Wenn wir in höchsten Nöthen sein.
„	14	„	31 nach: Aus tiefer Noth.
„	15	„	32 nach: Es woll uns Gott genädig sein.
„	16	„	34 nach: Singen wir aus Herzen Grund.
„	17	„	36 nach: Gott der Vater wohn uns bei S. 197 im thon des uhralten Janko-Trocheischen).
„	18	„	39 nach: Ein feste Burg.[1]

[1]) Zweie sind hier weggelassen, weil die dazu gehörigen Melodien wenigstens heute unbekannt sind, nämlich:

45 im thon: Daß noch viel Menschen werden; und
49 „ „ Hilf Gott daß mir gelinge.

Von diesen 18 Melodien sind unserer heutigen Kirchenübung fremd, meist unsingbar Mel. 2. 4. 8. 15. 16, die wir daher außer Acht lassen. Von den übrigen sind Mel. 3. 6. 10 die sang- und gangbarsten, und die Lieder ihnen wohl angemessen. Eigenthümlich ist, daß einige der Tonweisen „dactylisch oder anapästisch erweitert" sollen gesungen werden, z. B. Nr. 27. 44. 49, wozu Rinkart selbst Anweisung in Notenschrift giebt, zu redendem Beispiel nicht blos seiner Tonbegabung, sondern der wunderbaren (melodischen, rhythmischen und harmonischen) Vieldeutigkeit alter Volksweisen, welche auch Seb. Bach in seinen Choralfigurationen oft tiefsinnig ausbeutet, ohne damit dem Verständniß oder der Wahrheit zu schaden.

Es ist Martin Rinkart widerfahren was manchem Größeren vor ihm. Seine Zeit- und Schulgenossen, z. B. Rivinus in Leipzig, Buläus in Wurzen ꝛc. übergossen ihn mit solchem Lobe, als wäre er der erste Dichter seines Volkes; dafür rächte sich die Nachwelt, indem sie ihn nicht minder ungerecht vergaß. Seien wir dankbar für die Gaben, die dem frommen und wackeren Manne gewährt waren und die auch uns zu Gute kommen. [1])

[1]) Wer sich über ihn näher unterrichten will, findet Ausführliches in: „M. Rinkarts Leben und Wirken" von L. Plato. Leipzig 1830. Bei Koch, „Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesanges" Stuttgart 1847. Th. 2, S. 8 findet sich auch eine ältere Gestalt des Liedes: „Nun danket alle Gott", 7zeilig, mit Melodie von Luca Marenzio († 1598), welche nie in kirchlicher Uebung gewesen und bei Winterfeld nicht erwähnt ist; vgl. C. F. Becker Hausmusik, Leipzig 1840, S. 12.

E. Krüger in Göttingen.

347. Simon Dach.

15. April.

Je weniger die evangelische Kirche, auch nur die deutsche, eine äußerlich geeinigte ist, was sie zum Theil auch nicht sein kann und will, um so mehr Aufforderung hat sie, alles das, was zu geistigen Einheitsbändern geeignet ist, sorgfältigst zu pflegen. Vor Anderem wichtig, namentlich viel bedeutsamer als Gleichmäßigkeit der gottesdienstlichen Formen, wird wohl hiefür sein: Uebereinstimmung in den Quellen der Erbauung für die Gemeinde. Unter diesen nicht die erste Stelle, welche ewig dem theuren Bibel-

worte gebührt, aber wohl die zweite nimmt das Lied ein. Und es ist ja wahrlich etwas Großes, daß die evangelischen Gemeinden Deutschlands wie mit einem Munde Luthers, Gerhardts, Heermanns, Neanders Lieder singen. Mit ihnen ist es Gottlob dahin gediehen, daß ihr sächsischer, schlesischer, bremischer, ihr lutherischer oder reformirter Ursprung vergessen ist, und sie deutsche evangelische Gemeindekleinodien geworden sind.

Aber es giebt auch treffliche evangelische Liederdichter, welche provinziell geblieben sind. So ist Phil. Friedr. Hiller (s. Nr. 367), welchen G. Schwab den größten Kirchendichter des 18. Jahrhunderts nennt, über Würtemberg hinaus den Gemeinden wenig bekannt. Und mit Tersteegens (s. Nr. 368) innigen Liedern, mit Lampes schwunghaften Hymnen ist wohl auch außerhalb der reformirten Kirche mancher fromme Christ vertraut, aber schwerlich sind sie irgendwo im östlichen und nördlichen Deutschland bei Nichtreformirten im Gemeindegebrauch. Auch Simon Dach, der preußische Sänger, ist einer von denen, deren Lieder viel zu sehr ihrem Heimathlande überlassen worden sind. Es entspricht dem Werthe, den sie haben, nicht, daß aus der Zahl von 150 nur ein und das andere Gemeingut des evangelischen Deutschlands geworden; immerhin mag eine landsmannschaftliche Vorliebe für den liebenswürdigen Dichter einer Auswahl von 40 seiner Lieder in den preußischen Gesangbüchern bis heute eine Stelle eingeräumt haben, aber nicht wenige derselben werden den außerpreußischen Gemeinden mit Unrecht vorenthalten. An diesem Urtheil wenigstens hat landsmannschaftliches Interesse hoffentlich keinen Theil.

Simon Dach ist ein Kind der Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges, die unerfreulich und verderblich nach allen Seiten, dennoch eine Blüthe hervorgetrieben hat, und zwar diejenige, in welcher das Beste auch seines Lebens und Wirkens eingeschlossen ist, die Blüthe des evangelischen Kirchenliedes. Dreizehn Kinderjahre vor, und eilf reifere Mannesjahre nach dem Kriege waren ihm zugemessen. Er wurde 1605 am 29. Juli in Memel geboren, und starb am 15. April 1659 in Königsberg. Sein Leben ist durch Wechsel des Geschickes keineswegs ausgezeichnet, bewegt sich vielmehr in einfachen, sich gleichbleibenden Verhältnissen. Die Jugendjahre verlebte er in seiner Geburtsstadt, wo der Vater gerichtlicher Dolmetscher der lithauischen Sprache war. Hervorstechendes Talent zeigte der Knabe für Musik. In seinem vierzehnten Lebensjahre wurde er auf die Domschule nach Königs-

berg gebracht, die er mit einer durch eine Pestseuche im J. 1620 veranlaßten Unterbrechung ein paar Jahre besuchte. Seine weitere Bildung empfing er auf der Stadtschule zu Wittenberg, wohin er einen jungen Prediger als Famulus begleitete. Nach dreijährigem Aufenthalt in Wittenberg macht er den Schluß seiner Schülerlaufbahn in Magdeburg. Aber Pest und Krieg vertreiben den Jüngling von dort; im Jahre 1626 finden wir ihn als Studiosus der Theologie in Königsberg wieder. Seitdem hat er diesen Ort nicht mehr verlassen, sondern daselbst seit 1633 als Lehrer an derselben Domschule, deren Zögling er ehedem gewesen, und seit 1639 als Professor der Dichtkunst an der Universität bis an seinen Tod gewirkt.

Aber es ist nicht die aus seiner amtlichen Stellung hervorgehende Wirksamkeit, wie treu und gewissenhaft er auch in derselben war, welche uns seinen Namen ehrwürdig und theuer macht; nicht der akademische Lehrer der Dichtkunst, sondern der Dichter Dach ist es, dem ein dankbares Gedächtniß gebührt. Der Dichter ist aber von dem Menschen und Christen nicht zu trennen. Ihn schildern wir in kurzen Zügen. Simon Dach war, wie wir theils aus schriftlichen Mittheilungen, theils aus einem in Königsberg erhaltenen Portrait erkennen, ein hagerer Mann von mittlerer Größe; die Gesichtszüge verriethen Milde und Gelassenheit; das Auge war brennend; dünnes Haar bedeckte seinen Scheitel; die ganze Erscheinung machte einen wohlthuend wehmüthigen Eindruck; er scheint auch äußerlich das Gegenbild seines Freundes und Studiengenossen, des breitschultrigen Abraham Calov gewesen zu sein. Brustbeschwerde, Kurzathmigkeit hat ihm schon in jüngeren Jahren, als er noch Collaborator an der Domschule war, verbunden mit äußerster Kärglichkeit des Einkommens seinen Lebensweg sauer gemacht; und ganz ist dieser doppelte Druck nie von ihm gewichen; nach mehrmaligen bedrohlichen Anfällen erlag der vierundfunfzigjährige Mann der Lungenschwindsucht, und seine Vermögensverhältnisse waren, wie sehr sie sich auch seit der Professur gebessert hatten, doch bei einem Hausstande von sieben Kindern der Art, daß er nicht viele Jahre vor seinem Tode seinen gnädigen Kurfürsten, der ihm allezeit hold gewesen ist, da er „mit berühmter Zungen seinem Hauf' und ihm gesungen, was kein Rost der Zeit verzehrt," in einem allerdings launig gehaltenen Gedichte so anfingt:

Held, zu welches Herrschaft Füßen
Länder liegen, Ströme fließen

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Laß auch mich nur Futter kriegen
Bis der Tod mich heißt erliegen.

Und er kann wirklich an dem fürstlichen Geburtstage (6. Februar) 1658 seinem Landesherrn danken:

Der aus sonderlicher Güte
Mit dem Felde mich begabt
So mein Alter hat begehrt
Nun mich Krankheit oft beschwert.

Aber es lastete auf ihm nicht bloß dieses persönliche und häusliche Kreuz; trotz desselben war dem Magister Dach sein Haus doch eine süße Friedensstätte; das drückendere Leid trat ihm entgegen, wenn er die Schwelle seines in der Magisterstraße gelegenen Hauses überschritt. Er war eine weiche, friedliebende, der Freundschaft tief bedürftige, auf unbefangene Geselligkeit angelegte, allem Menschlichen geöffnete Natur, die sich unter anderm zu erkennen giebt in dem bekannten Gedichte:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann u. s. w.

und in dem reizenden, ursprünglich plattdeutschen Hochzeitsliede „Aennchen von Tharau“[1]), von welchem Herder eine das Original keineswegs erreichende unvollständige Uebersetzung gegeben hat. Aber sein Leben fiel in eine Zeit, die mehr als andere eine Zeit des Krieges, des Haders, der Untreue und der Herzlosigkeit war. Das war noch nicht Alles, daß die Furie des Religions- und Bürgerkrieges über ganz Deutschland losgelassen war, wovon doch auch das entlegene Preußen nicht unberührt blieb, welches überdieß bei dem schwedisch-polnischen Kriege auch unmittelbar betheiligt war; erlebte doch Königsberg im J. 1626 nicht eben freundliche Durchmärsche schwedischer Truppen, so daß die Stadt sich veranlaßt sah, damals zuerst ernstlich auf ihre Befestigung bedacht zu werden; war doch der Hafen von Königsberg, Pillau, damals zehn Jahre lang durch die Schweden besetzt, und sowohl dadurch

[1]) Die an dieses zum deutschen Volksliede gewordene „Aennchen von Tharau“ sich knüpfende Sage von der unglücklichen Liebe des Dichters zu der *schönen Pfarrerstochter* Anna Neander in Tharau ist erweislich eine Fabel.

als durch ein Handelsverbot des preußischen Lehnsherrn, des Königs von Polen, der Handel aufs Aeußerste beeinträchtigt; erneuerte sich doch, als für Deutschland durch den Westphälischen Frieden längst der Kriegslärm zum Schweigen gebracht war, die Kriegsnoth für Preußen wiederum in den funfziger Jahren, da zwischen Polen und Schweden abermals der Kampf entbrannte, wobei das erst aufstrebende Preußen bald auf der einen, bald auf der anderen Seite eine Stellung einzunehmen genöthigt war, und obenein durch einbrechende Tartarenhorden schreckliche Verwüstungen erlitt. Hand in Hand mit diesen Kriegsnöthen und Handelsstockungen gingen dann Verarmung, Hungersnoth und Seuchen. Die Pest suchte Königsberg in der ersten Hälfte des Jahrhunderts mehrfach gräßlich heim. Durch einzelne dieser Pestepidemieen wurden über 10,000 Menschen hingerafft, die Seuche des Jahres 1649 räumte namentlich unter Universitätslehrern und Studenten entsetzlich auf. Auch die inneren bürgerlichen Verhältnisse jener Zeit waren durch andauernde Zwistigkeiten zwischen den Ständen, sowohl dem Adel als den Städten, und dem Churfürsten vielfach unerfreulich. Die Bürger Königsbergs, aufgereizt durch unruhige Führer und durch Abgaben und Einquartirung gedrückt, harmonirten mit dem Landesherrn so wenig, daß sie, für ihre Privilegien besorgt, seinen Bemühungen um die Souveränität unpatriotisch genug widerstrebten; die Feste Friedrichsburg scheint mehr zu ihrer Einschüchterung als zur Abwehr feindlicher Angriffe im J. 1657 angelegt zu sein. Da gab es Tage, in welchen Viele den Untergang des Vaterlandes nahe glaubten. Aber am unerfreulichsten sah es auf dem Gebiete aus, von welchem in solcher wirren Zeit am meisten hätte Frieden und Erhebung der Gemüther ausgehen sollen, auf dem kirchlichen; und man mag sich leicht vorstellen, daß ein Mann wie Dach daran besonders schwer zu tragen gehabt hat. Widerwärtiger, bitterer, tödtlicher ist der theologische Parteihader in jenem Blüthezeitalter protestantischer Kirchenfehden schwerlich irgendwo zu Tage getreten, als in Königsberg; hier haßten Lutheraner nicht bloß Calvinisten also, daß sie sich davor entsetzten, einen solchen „Bruder in Christo" zu nennen, und der professor primarius der theologischen Facultät dem ersten reformirten Gottesdienste, welchen Churfürst Sigismund in seinem Privatgemach auf dem Schlosse hielt, mit einer Predigt über Amos 8, 10. antwortete: „ich will eure Feiertage in Trauer und alle eure Lieder in Wehklagen verwandeln"; sondern hier verfolgten auch Lutheraner die Genossen

der eigenen Kirche wegen abweichender Meinungen, welche die eigentlichen Heilsartikel kaum streiften, nicht bloß im Leben, sondern auch im Tode, wie denn der theologische Professor Myslenta, einer der vornehmsten akademischen Lehrer Dach's, seinem Collegen dem Professor Mich. Behm, wegen „Verraths an der Religion" zuerst beim Wechsel des Decanats das Facultätssiegel und bald darauf bei seinem Tode das christliche Begräbniß in der Domkirche verweigerte. Es ist eine Zeit, in welcher Dach in einem Liede auf den Tod eines 29jährigen Docenten der medizinischen Facultät singt:

Sünd und Schand ist ausgelassen,
Und steht ihm kein Ziel gesetzt;
Mündlich lieben, herzlich hassen,
Wird für große Kunst geschätzt.
Glaube findet nirgend statt.
Treu und Liebe sind erfroren,
Daß Betrug die Herrschaft hat,
Und für Tugend wird erkohren.

In solcher politischen und kirchlichen Stickluft zu athmen, wurde der Brust Dach's nicht eben leicht; er entzog sich ihr, so gut er konnte; er suchte und fand einen harmonischen Freundeskreis. Seit den Tagen des trefflichen Joh. Eccard, der dreißig Jahre hindurch, am Schluß des vorigen bis in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Königsberg als herzoglicher Capellmeister gelebt hatte, dessen Lebensbild hier (Nr. 345) voran steht, war ein reges Interesse für edle, namentlich heilige Musik und für die damit schwesterlich verbundene Poesie in Königsberg nicht ausgegangen. Eccard's Schüler, Joh. Stobäus, erhielt es wach, und es konnte an Vorhandenes ohne Schwierigkeit angeknüpft werden, als in den dreißiger Jahren besonders durch die Bemühungen des kurfürstlichen Raths Robert Roberthin, eines Mannes von feiner Bildung, eines Gönners und Freundes des jungen Dach, welchem dieser seine Beförderung aus dem kärglichen Schulamt zur Professur vorzüglich verdankte, ein Sängerbund gestiftet wurde, dessen Seele Simon Dach wurde. Neben den Genannten, Roberthin und Stobäus, waren die vornehmsten Glieder: Heinrich Albert, der Organist an der Domkirche (s. das folgende Lebensbild), dessen Lieder „Gott des Himmels und der Erde" und „Einen guten Kampf hab ich auf der Welt gekämpfet" der evangelischen Gemeinde Deutschlands wohl bekannt sind, und Val. Thilo, Professor der Beredsamkeit, von dessen Adventsgesängen „Mit Ernst ihr Menschen-

kinder"[1]) und „Such wer da will ein ander Ziel"[2]) Gleiches gilt. Dieser Freundeskreis, und besonders Dach in ihm, hat manches Lied der Freundschaft, des Scherzes, der Liebe, des frommen Christenglaubens, vorzüglich aber der Sehnsucht aus der Welt hinaus in das ewige Leben ausgehen lassen. Es ist wahr, die Zahl der Dach'schen Lieder, welche nach hergebrachter Rubricirung in die Rubrik „vom Tode" hineingehören, ist außerordentlich groß. Man hat darauf hin die Anklage der Grämlichkeit, der Hypochondrie erhoben. Die Anklage ist in aller Weise ungerecht. In Sterbenszeiten Sterbelieder zu dichten, meistens von betrübten Eltern, Gatten, Freunden bei dem Dichter erbeten, sollte wohl für natürlich gelten. Und eine Sterbenszeit war die damalige Kriegs- und Pestzeit. Man vergleiche die Lebensjahre damaliger namhafter Leute, etwa aus den zunächst sich darbietenden akademischen Kreisen: es ist auffallend wie spärlich die Zahl der Jubilare, wie groß die Menge der „in der Hälfte der Tage" Hinweggenommenen ist. Und abgesehn von der Sterblichkeit jener Zeit in Königsberg, soll das Gebet Mosis, des Mannes Gottes, „lehre uns unsere Tage richtig zählen, daß wir ein weises Herz erlangen," nicht ewig Geltung haben? Oder hat denn der Königsberger Sänger des Todes schlecht, glaubenslos, traurig wie die, die keine Hoffnung haben, vom Tode gesungen? — Er weiß vom Tode nicht anders als:

Wer, o Jesu, deine Wunden
Stets für seine Ruhstatt hält,
Hat den größten Schatz gefunden.
Er verachtet diese Welt,
Ihm ist Sterben eine Lust,
Weil ihm Himmelsfreud bewußt.

In dem Liede „Was willst du armes Leben dich trotziglich erheben" ist der Himmel ihm ein Ort, darinnen Jesus „uns tausend Stellen aufgeräumt", und er weiß es, daß auch er wird

mit der Schaar der Frommen
aus Sturm und Wellen kommen
zu dem gewünschten Ort.

Ein „schöner Himmelssaal" ist's, auf den er hofft; und die Freude in demselben wird vor Allem in der Gemeinschaft mit Gott bestehen:

---

[1]) Vielleicht rührt es von dem Vater, Val. Thilo, her.

[2]) Wird auch dem Prediger Georg Weissel in Königsberg, einem ältern Zeitgenossen Dach's zugeschrieben.

O wie werd' ich mich
Dort an dir erquicken.
Du wirst mich, und ich
Werde dich anblicken,
Ewig, herrlich, reich,
Und den Engeln gleich.

Eine besondere Lust gewährt es ihm, dem Dichter und Musikliebhaber, sich den Himmel voll Liederklang zu denken. Häufig kehrt die Vorstellung wieder. So in dem Liede: „Wenn Gott von allem Bösen und dieser Lebensnoth wird meine Seel' erlösen":

Mein Mund wird nichts als lachen,
Und meiner Zunge Klang
Wird nichts als Lieder machen,
Gott, unserm Heil, zum Dank;
Ihm werd' ich Ehre bringen,
Von seiner Werke Zahl
Wird heilig wiederklingen
Der ganze Himmelssaal.

Und in dem Liede: „Was haben wir zu sorgen:"

Da wollen wir, vom Leben
Und Lust berauscht, erheben,
Der Stimm' und Saiten Klang,
Und singen: Ihm gehöre
Macht, Weisheit, Herrschaft, Ehre,
Und aller Liebe Dank.

Auch in dem bekanntesten unter allen seinen Liedern „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen" preist er die Seligen darüber selig, daß ihnen

wird gesungen,
Was in Keines Ohr allhier gedrungen.

In der „sel'gen Ewigkeit" zählt er unter den Gegenständen der himmlischen Freude nach dem

Gott von Angesicht, wie er ist, erkennen
Durch das große Licht seiner Liebe brennen,

und nach dem

Aller Väter Schaar und die lieben Seinen
Sprechen immerdar

auch dies auf:

Seine Stimm' empor
Mit den Engeln schwingen,
Und in vollem Chor
Unsrem Schöpfer singen:
Heilig bist du, Gott,
O Herr Zebaoth.

Aber er weiß auch, daß dieſe Dinge würdig auszuſprechen ihm „Witz und Hand, Zung und Mund" gebrechen. Er macht deshalb ſehr häufig Anwendung von dem apoſtoliſchen Wort: „Was kein Auge geſehn hat und kein Ohr gehöret hat" u. ſ. w.

Wenn ihm im Lichtglanze der Ewigkeit dieſes Leben auch mitunter ſehr dunkel zu ſein ſcheint, in welcher Art vielleicht das Schroffſte bei einem ſeiner Freunde ſich findet:

Die Welt iſt nur ein Hospital
Darin wir kranken müſſen
An Leibes- und der Seelen-Qual,
Und unſre Sünde büßen;

wenn er auch in einem Krankheitsliede einmal ſeufzt:

Ach deine Hand iſt mir zu ſchwer,
Zermalmſt du mich doch, wie ein Bär
Dem Schäflein, ſeinem Raube,
Des Löwen Muth
Der Hindin thut,
Der Habicht einer Taube.

ſo löſt ſich alle Klage doch in völlige Ergebung auf; er iſt von der Nothwendigkeit der Leiden zur chriſtlichen Lebenszucht überzeugt, und ſpricht ſolche Ueberzeugung unter andern in dem ſchönen, merkwürdiger Weiſe in keines der gangbaren Preußiſchen Geſangbücher, wohl aber in das Freylinghauſen'ſche, Porſt'ſche u. a. aufgenommenen Liede „Kein Chriſt ſoll ihm die Rechnung machen" im Bilde ſo aus:

Der Wein muß erſt gekeltert werden
Eh' als ſein ſüßer Saft
Das Trauern von uns rafft.
Der Waizen, ſo uns ſtärkt auf Erden,
Kommt durch das Mahlen und durch Hitze
Uns erſt zu nütze.

So gelingen ihm denn auch Lieder jener Gattung, in welcher P. Gerhardt der Meiſter iſt, die im Tone des kindlichſten Vertrauens die vorſehungsvolle Güte Gottes preiſen; dieſer wohlthuende, die geängſtete Seele mit den Widerwärtigkeiten des Leidens ausſöhnende Ton durchzieht z. B. das auf einen durch erſchütternden Meuchelmord umgekommenen Jüngling gedichtete Lied: „Was ſoll ein Chriſt ſich freſſen", und das andere auf den Tod einer früh Vollendeten: „Was ſtehn und weinen wir zu Hauf." Hier rühmt er:

Gott thut, wie ein getreuer Hirt,
Der eines Wetters inne wird

Und treibt sein Vieh zusammen
Den Ställen zu
In sichre Ruh
Für Hagel, Sturm und Flammen.

Mit eben so viel, oder eben so wenig Recht wie der Dichter von „Valet will ich dir geben" Val. Herberger, oder der Sänger des Liedes „Ich bin ein Gast auf Erden", P. Gerhardt grämlich und melancholisch genannt werden würden, trifft solcher Vorwurf den Dichter der Lieder: „Ich bin ja Herr in deiner Macht" und „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen", unseren Simon Dach. Es verhält sich auch durchaus nicht so, daß erst spätere schmerzliche Erfahrungen ihm, dem früher Heiteren, eine andere Richtung gegeben hätten; es sind sehr fröhliche und tief ernste Lieder aus allen Lebensperioden Dach's vorhanden; sehnsuchtsvolle Sterbegesänge gehen Liedern voll launigen Humors voran, und letzterer ist ihm auch in der Nähe seines Lebenszieles noch nicht ausgegangen: er war allezeit ein Mensch des Heimwehs, auf dessen Wanderschaft die Gewißheit, daß er der Heimath sich nähere, einen die Mühen der Reise mildernden und erheiternden Einfluß ausübte. Ein todesbanges, kreuzesscheues, zur Schwermuth geneigtes Gemüth wird ohne Bedenken auf Dach'sche Lieder hinzuweisen, und nicht Nahrung für dergleichen krankhaftes Wesen, sondern Erleichterung und Befreiung davon zu erwarten sein. Der Gedanken, welcher sie voll sind, ledig sein oder ihnen aus dem Wege gehen, kann nicht für einen dem Evangelium entsprechenden Gemüthszustand gelten; vielmehr mit solchem Saitenspiel der Traurigkeit, dem Tode und dem Gericht begegnen und ihrer mächtig werden, ist das Zeichen einer Seele, welche rühmen mag: Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum. Daß die Technik des Dach'schen Saitenspiels nach Verhältniß der Zeit, in welcher Opitz eben aufgetreten war, vorzüglich leicht, rein und correct ist, und wenn hier verglichen werden soll, von keinem andern jenes Jahrhunderts übertroffen wird, sei nur kurz angemerkt. Doch wird, außer der örtlichen Abgelegenheit der Pregelstadt, besonders sie es veranlaßt haben, namentlich die Neuheit der Versmaaße und die dadurch geforderte Neuheit der übrigens trefflichen Melodien, daß Dach's Lieder, mit Ausnahme weniger, provinziell geblieben sind, und selbst in ihrem Heimathlande wohl im Kämmerlein und auf dem Krankenbette, wie auf dem Sterbelager andächtig gelesen, inbrünstig gebetet, aber von den

Gemeinden nicht sehr häufig gesungen werden. Dazu kommt, daß sie ihrem Inhalte nach in der Mehrheit wirklich weniger gemeindemäßig sind. Wenn aber Gesangbücher auch der Privaterbauung dienen sollen, so ist ihnen ein viel reicherer Antheil an den Liedern unseres Dichters zu wünschen, und immerhin würden sich auch mehrere finden, und nicht bloß Todtenfestlieder, welche für evangelische Gemeinden zu einem würdigen Ausdruck ihres Glaubens und ihrer Hoffnung sich eignen würden.

C. J. Cosack in Königsberg †.

---

348. Heinrich Albert.

6. October.

In der Reihe derer, die sich um die feiernde Christengemeinde verdient gemacht haben, nehmen diejenigen nicht die letzte Stelle ein, welche ihr den Ton, in dem ihre Andacht laut wird, geliehen haben. Aber wer kennt die Sänger unserer schönen Melodieen? Wer kümmert sich außerhalb des Kreises der Fachmänner um die Erfinder „der süßen Himmelsweisen?" Die gläubige Gemeinde nennt mit Dank die vorzüglichsten Meister, die am christlichen Lehrgebäude gearbeitet haben, sie feiert die großen und besonders gesegneten Prediger des Evangeliums, sie verehrt die Verfasser der gesalbten Andachtsbücher, sie ist einigermaaßen vertraut mit den Dichtern ihrer liebsten Lieder; aber meistens unbekannt sind ihr die, durch deren Kunst die Lieder erst klang- und sangbar geworden. Das liegt oft genug daran, daß die Melodieen dem Volksgesange entsprungen sind, und Niemand den Namen der Erfinder anzugeben im Stande ist. Aber nicht selten kennen wir doch auch die kunstgeübten Hände, welche den Liedern die Schwingen der Melodie anhefteten, kraft deren nun Lob und Bitte der Gemeinde emporsteigen. In der Regel sind die Sänger den Dichtern innig verwandt und befreundet, es bildet sich um den Dichter ein Sängerkreis, dem er seiner Muse Kinder zur Erziehung für die Gemeine übergiebt, oder auch um den Sänger sammeln sich die Dichter, welche seine Tonweisen der Gemeine im Worte verdeutlichen. Und zuweilen geschieht es, wie bei Luther, daß „Musika und Poeterey, als zwo gleichgezierte Schwestern" zusammen auftreten, Lied und Melodie derselben Seele entströmen.

Heinrich Albert war eine so doppelt begabte Seele; die „zwo gleich gezierte Schwestern", wie er sie nennt, hat er beide geliebt und gepflegt. Die Früchte dieser Liebe und Pflege werden in der deutschen evangelischen Christenheit noch heute täglich genossen. Seit 200 Jahren mag wohl schwerlich auch nur ein einziger Tag die Erde gegrüßt haben, dem nicht hin und her in deutschen Landen mit seinem Liede „Gott des Himmels und der Erden", seinem Liede nach Wort und Sangweise, von frommen Seelen begegnet worden. Schwerlich hält, was Verbreitung, und auch was Werth betrifft, wenn Einfachheit und Innigkeit, Glaubensreinheit und Angemessenheit für jede Lebenslage hier den Werth bestimmen, ein anderes Morgenlied mit diesem die Vergleichung aus. Ohne Untersuchung darf man wohl versichern, daß es in keinem evangelischen Gesangbuch seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts fehlt. Von der Segenskraft dieses Liedes weiß schon Scriver in seinem Siech- und Siegsbette (II. S. 87) Außerordentliches zu erzählen. Für Unzählige wird der Vers:

Führe mich, o Herr, und leite
Meinen Gang nach Deinem Wort,
Sei und bleibe Du auch heute
Mein Beschützer und mein Hort!
Nirgends als bei (von) Dir allein
Kann ich recht bewahret sein.

ihr erstes Morgengebetlein sein, noch aus der Kinderstube stammend, und festgehalten bis in die Mannesjahre und ins höchste Alter. Die Melodie des Liedes ist gleicherweise eine der bekanntesten und beliebtesten, der überall eine große Menge anderer Liedertexte untergelegt wird. Ein Mann, welcher die evangelische Kirche mit dieser Doppelgabe beschenkt hat, von der sie einen reichlichen Gebrauch macht, ist dadurch allein schon ein Gegenstand ihres Interesses, und die Zeichnung seines Bildes mehr als gerechtfertigt.

Heinrich Albert, oder wie er eigentlich, den Kirchenbüchern und anderen urkundlichen Zeugnissen zufolge, heißt, Alberti, (wiewohl er sich in seinen noch zu erwähnenden „Arien" selber Albert nennt) ist am 28. Juni 1604 zu Lobenstein im Vogtlande geboren. Sein Vater war der „Amtsschösser" Johann Albert. Noch heute blüht die Alberti'sche Familie in den fürstl. Reußischen Landen zu Lobenstein, Schleiz und Hohenlauben theils im Beamtentheils im geistlichen Stande, und für arme Knaben der Bürgerschule zu Lobenstein werden noch jetzt jährlich aus einem Alberti'-

schen Legat Schulbücher angeschafft. Aus seiner Jugendzeit ist nichts bekannt, als daß er in Leipzig die Rechte studirte, dann aber in Dresden der Musik oblag, die er nun zu seinem Lebensberuf erwählte. Ohne Zweifel hat ihn dazu das Verhältniß zu seinem Oheim, dem berühmten Tonkünstler Heinrich Schütz, einem Schüler des großen Venetianischen Meisters Joh. Gabrieli, bestimmt, der seit 1615 am Hofe des Churfürsten Joh. Georg I. Capellmeister war, und in den Jahren 1620—1630 in der Blüthe seines Wirkens stand. Er sagt selbst, daß er nicht von Jugend auf in dieser Kunst erzogen, noch einige Gedanken gehabt, hievon Profession zu machen, wie solches seinem geliebten Oheim, dem hochberühmten Capellmeister Schütz, vor Anderen gar wohl bewußt sei. In seinem 22. Jahre kam er nach Königsberg, wo seit Jahrzehenden, angeregt von Joh. Eccard, und unterhalten von Joh. Stobäus, eine Tonschule blühte, welche ihm durch die in ihr heimische prächtige Harmonieenfülle, durch die namentlich für das Festlied passende kunstreiche Stimmverwebung Bewunderung einflößte, welcher er wiederum ein neues tonkünstlerisches Element zuführte durch seine vermittelst Gabrieli und Schütz aus Italien stammende Richtung des Gesanges auf redemäßigen Ausdruck, auf Zierlichkeit der Melodie und auf Ausbildung der Kehlfertigkeit und Vervollkommnung des Einzelgesanges. Innig verbunden mit dieser Tonschule war ein Dichterkreis, in dessen Mitte in früheren Jahren G. Weissel und P. Hagen, später Simon Dach, Roberthin, Val. Thilo standen. Diesen Kreisen schloß sich Albert an, und wurde von ihnen mit Liebe aufgenommen. Eine herzliche Vertraulichkeit, frohes Scherzen in den Grenzen der Ehrbarkeit, einfache edle Sitte, Liebe zum Dichten und Musiciren, evangelische Gottesfurcht ohne dogmatische Engherzigkeit, aber auch frei von jedem Anflug neuerlich auftauchender Richtungen, waren in diesen Kreisen heimisch. Fünf Jahre hatte Albert in Königsberg gelebt, als ihm die Stelle eines Organisten an der Domkirche daselbst übergeben wurde. Diese Anstellung kann als Zeichen seiner lutherischen Rechtgläubigkeit oder doch des Rufes derselben gelten, denn sein Vorgänger Michael Weida, ein unruhiger Geist, mit welchem Stobäus, als Cantor an demselben Dom, schon allerlei Händel gehabt hatte, war wegen Parteinahme für die Rathmann'sche Richtung, die er in einem kleinen musikalischen Tractat und in aufgefangenen Briefen kundgegeben, als ein Mensch, mit dem die Geistlichen am Dom nicht zusammen beten und singen könnten, seines Amtes entsetzt worden. Sein

Organistendienst gab ihm keine amtliche Verpflichtung zu musikalischen Productionen; dies war die Aufgabe der höher stehenden Cantoren, besonders für die kirchlichen Festtage. Aber aus freiem Triebe war er im Componiren ungemein fleißig. Bei den verschiedensten Gelegenheiten, Familienfesten heiterer und trauriger Art, bei akademischen und vaterländischen Feiern tritt er, am häufigsten in Verbindung mit Dach als Dichter, mit seinen Compositionen hervor. Wie in früheren Jahren die herzoglichen Capellmeister und Stobäus ist er seiner Zeit in Preußen der gesuchteste Musiker. Seine Kunst, um derentwillen er einst die ehrenreichere Bahn des juristischen Studiums verlassen, ist ihm unter den Gaben göttlicher Güte eine der größesten,

drum auch Ihm allein zu Ehren
sich sein Spiel soll lassen hören.

Mit Dichten und Singen weiht und würzt er vor Allen seinen Verkehr mit gleichgesinnten Freunden; an einem engen Platze legt er sich ein Gärtchen an, und versammelt dort in einer Laube, an der Kürbisse hinaufranken, seine Genossen, ihre Namen schreibt er, begleitet von kurzen Reimen, an diese Früchte; das vergängliche Denkmal erinnert ihn an die Kürze des Menschenlebens, die Früchte mahnen ihn an die Schuldigkeit des Menschen, auch Frucht zu bringen. Dergleichen Gedanken drückt er in den Reimen aus, versieht diese mit mehrstimmigen Tonsätzen, und mit den Freunden sie singend, hat er seine Lust daran und feiert mit ihnen zugleich die Gnade und Langmuth Gottes. In dieser bescheidenen Stellung eines Domorganisten verblieb Albert zwanzig Jahre lang bis an sein Ende, den 6. Oct. 1651. (Dies ist nachweislich sein Todesjahr; die häufige Angabe des Jahres 1668 ist unrichtig.)

Seine äußere Lage war und blieb lebenslang eine dürftige; dennoch entging er nicht, wohl wegen des Beifalls, den seine musikalischen Arbeiten fanden, dem Neide und der Mißgunst. Spuren davon finden sich häufig theils in seinen Liedern, besonders in der Bearbeitung des 9. Psalms: „Mein Dankopfer, Herr, ich bringe", theils in den Vorreden zu seinen „Arien." Diesem seinem Hauptwerke, einer Sammlung von 74 geistlichen und 118 weltlichen Gesängen, die er von 1638—1648 in acht Theilen in wiederholten Auflagen (einzelne Theile drei- und viermal) herausgab, hat er eine Vignette vorausgesetzt, Minerva in wilden Streitgeberden darstellend, die einen Schild mit dem Medusenhaupte in der Hand hält und darunter die Worte: — — Mißgunst kann

durch Kunst besieget werden. Einzelne Theile der Arien haben andre Vignetten mit verwandten Emblemen: eine Blume, der auf einer Seite eine Biene zufliegt, auf der anderen Seite von einer Spinne umsponnen, oder: eine Schlange im Feuer, der eine Hand aus den Wolken die Zunge berührt, an der Hand ein Armband mit der Inschrift: Neque mors neque venenum. In früheren Jahren scheint er dem Gedanken, von Königsberg weg und in seine Heimath zurück zu gehn, Raum gegeben zu haben; aber seit 1638 halten ihn häusliche Bande hier fest. Seine Freunde, Georg Mylius und Simon Dach begrüßen ihn zum 9. Februar 1638, seinem hochzeitlichen Ehrentage mit Jungfrau Elisabeth Starke, in zwei Liedern, davon das Dach'sche das Motto trägt: Sola tibi patrios dat Philosetta lares. Es beginnt:

Damon[1]), wo hinfort dich Preußen
Und voraus des Pregels Rand
Weg läßt in dein Vaterland,
Will ich nicht Chasmindo[2]) heißen.
Was dich hie gefangen hält
Ist dir mehr denn alle Welt.

— — — — — — — —

Stimm nur deine Saiten wieder,
Du bist hier und bleibst auch schon;
Und verschaffe, daß dein Ton
Mag beseelen unsre Lieder,
Die ohn dich, o Phöbus-Kind,
Warlich sonder Seele sind.

Die rasch anwachsende Kinderzahl und die harte Kriegszeit erschweren seine Lage; er möchte gerne mehr von seinen Compositionen publiciren, aber sein „Beutel hat es nicht zugelassen, und eines Anderen Freigebigkeit hat ihn auch nicht angereizet. Es sei wohl nöthig, bei jetziger Gelegenheit (1641), da man wegen des leidigen Krieges das Seine mit dem Rücken ansehn müsse, einen Nebenpfennig zu suchen, sich und sein Haus desto besser zu versorgen, aber zur Zeit habe es noch schlechte Schätze getragen." Später macht er weitere Mittheilung musikalischer Bearbeitung von Liedern Dach's („unseres Poeten dieses Orts") davon abhängig, ob Gott ihm sein Leben friste und bessere Mittel an die Hand gebe. Im Jahre 1645 bedauert er gegen den churf. Oberkammer-

[1]) Albert's Name in dem Königsberger Dichterbunde.
[2]) Anagramm für Simon Dach; sein Name in dem Dichterbunde.

herrn, Conrad v. Burgsdorf, eine das Jahr zuvor bei dem Königsberger akademischen Jubelfest gehaltene Comödien-Musik diesem seinem Gönner nicht offeriren zu können, weil sein Beutel so viel nicht hat darstrecken wollen, das Werklein drucken zu lassen, und erinnert denselben unterthänigst an eine frühere Erklärung seiner gnädigen Fürsorge. Drei Jahre hernach beklagt er sich mit herzlicher Entrüstung über das Unrecht des verfluchten Nachdrucks, der ihm seine Lieder obenein verderbe, daß er in seiner Meinung, an der Herausgabe seiner Arien einen Zuschub seines nothdürftigen Aufenthaltes haben werde, getäuscht worden. Noch einmal, etwas später, spricht er es aus, daß es ihm fast wehe gethan, diese seine Arbeit, so zu sagen mit Nathan, sein einiges Schäflein, das ihm Milch und Wolle geben könnte, von etlichen Geizigen, deren doch Jeder sehr viele Schafe und Rinder habe, sich wegnehmen zu lassen.

Die Treuherzigkeit und Bescheidenheit, die sich in solchen Aeußerungen erkennen läßt, durchzieht Albert's ganzes Wesen. Er bittet, so oft er Compositionen veröffentlicht, man möge doch ja nicht dafür halten, daß er mit seinen Melodieen große Kunst an den Tag zu geben gedächte, sintemal ihm damit Unrecht geschehen würde, denn sich mit seinen Arbeiten in großen Ruhm zu bringen, die Narrheit sei ihm Gottlob nimmer in den Sinn gekommen, werde ihm auch, ob Gott will, nie in den Sinn kommen; um der Worte willen, die ihm zu Handen gekommen, und die ihm wohlgefallen, habe er es gethan, seine Arbeit sei meistentheils gering und schlecht, aber die Würde der viel schönen Texte ziere sie nicht wenig und mache sie groß, an den Texten sei am meisten gelegen. Größtentheils sind es ja Dach'sche Lieder, und es dünke ihm Schade, daß solche schönen Texte könnten abhanden kommen; bei ihm, dem Poeten, seinem liebsten Freunde, seien dieselben nicht sicher genug verwahret und aufgehoben. Unser Herr S. Dach, sagt er noch in späteren Jahren, da er selbst schon eines wohlbegründeten Rufs sich freute (in Beziehung auf eine Musik zu Ehren eines hochgeachteten Jubilars, Dr. Michael Friese, des berühmten Calov Schwiegervaters, die in weiteren Kreisen ein rühmliches Aufsehn machte), hat mich mit seinen lieben Versen zu dem Liedchen angefrischt. Wenn er die Arbeiten Gabrieli's und auch die seines Oheims Schütz, deren viele dieser ihm anvertrauet habe, ansehe, so werde er unterweilen so bestürzt und zaghaft, daß er sich fast nicht mehr unterwinden mag, ein einiges Lied oder Melodey aufzusetzen. Und mit solcher wahren Bescheidenheit verbindet er auf eine durch-

aus gesunde Weise ein erlaubtes edles Selbstgefühl, daß er sich zwar nicht die Thorheit einbilde, seine Lieder seien so köstlich, um nach uns zu bleiben, doch aber auch nicht sagen könne, sie würden so bald vergehen, denn sie seien allbereit hin und wieder, vielleicht über Verdienst angenommen und beliebt. Neben dieser bescheidenen Selbstbeurtheilung erfreut es das gerade um 200 Jahre spätere Urtheil eines unbezweifelt Sachkundigen (v. Winterfeld) zu hören: „Albert bleibt immer eine ehrenwerthe und merkwürdige Erscheinung und als kirchlicher Sänger auch eine bedeutende", und dazu das thatsächliche Urtheil der evangelischen Christengemeinde, welche an seinem Morgenliede und an seinem in Lied und Melodie vortrefflichen rührenden Sterbeliede: „Einen guten Kampf hab' ich auf der Welt gekämpfet" (nur dieser beiden sei gedacht), wie an seiner Weise zu dem Dach'schen Liede: „Ich bin ja Herr in deiner Macht" (um anderer zu geschweigen) sich fort und fort erbaut.

Wie Heinrich Albert durch seine tiefe Bescheidenheit die Preußische Ton- und Dichterschule, für welche der Wahlspruch ihres Hauptes und Beschützers, des liebenswürdigen Roberthin, „modestia victrix" bezeichnend ist, würdig repräsentirt, so thut er es auch durch die innige Verschmelzung von Ernst und Heiterkeit, von Christenandacht und reinem unbefangenen Lebensgenuß. Er fand es für seine Zeit nöthig, vielleicht ist es noch nöthiger für unsere Zeit, seine Arien als eine Sammlung „etlicher, theils geistlicher, theils weltlicher, zur Andacht, guter Sitten, keuscher Liebe und Ehrenlust dienender Lieder" zu rechtfertigen, und eine Erklärung darüber abzugeben, daß der Dichter von: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht", nicht bloß: „Der Mensch hat nichts so eigen u. s. w." sondern auch Mailiedchen, wie: „Komm Dorinde laß uns eilen", dichtet, und daß er, Albert, der: „Gott des Himmels und der Erden" gesungen, nicht bloß ein Lied, wie:

Eure Pracht und stolzes Prangen
Ihr Jungfrauen, so ihr führt
In den rosenrothen Wangen,
In dem Haar mit Gold geziert,
Würdigt keines Lobes nicht,
Wo euch Frömmigkeit gebricht.

sondern auch:

Junges Volk, man rufet euch
Zu dem Tanz hervor,
Auf! es spielet schon zugleich
Unser ganzes Chor.

anſtimmt. Wir laſſen ihn ſich ſelbſt rechtfertigen: „Wundert euch etwa dies, daß ich Geiſt- und Weltliche Lieder in ein Buch zuſammengeſetzet, ſo gedenket, wie es mit eurem eigenen Leben beſchaffen, die ihr oft an einem Tage des Morgens andächtig, des Mittags in einem Garten oder luſtigen Ort, und des Abends bei einer ehrlichen Geſellſchaft, auch wol gar bei der Liebſten fröhlich ſeid.“ Und ein ander Mal tritt er etwaniger Beſchuldigung ſo entgegen: „Wie bei allem unſeren Thun billig eine Geiſtlichkeit ſein ſoll, daß ein Jedweder, wenn er luſtig wird, ſein fröhliches Stündlein allein der Güte Gottes zuſchreiben, und wer etwas Liebes ſucht, ingleichen ſolches mit Gott anfangen, auch im Lob der innerlichen und äußerlichen Schönheit ſeiner Liebſten überall den Urſprung aller Gaben (es wäre denn ſeine Liebe viehiſch) vor Augen ſtellen ſoll und muß, alſo hoffe ich, daß auch dieſelbigen Lieder, ſo von Fröhlichkeit, Luſt oder Liebe reden, weil ſie nimmer aus den Schranken der Ehrbarkeit laufen, auch oftermals mit vielen Lehren und Ermahnungen zu guten Tugenden gezieret ſeien, mit allem Recht haben beigefügt werden können.“

Uns mag es immerhin fremd ſein, den geiſtlichen Sänger auch ſcherzen und tändeln zu hören, und den, der die Orgel mit heiliger Kunſt bewegt, auch unter den Lautenſchlägern zu ſehen, wie denn auch Albert's weltliche Lieder uns fremd geworden, ſeine geiſtlichen aber geblieben ſind, doch — nichts von dem, was Albert gedichtet, geſungen und geſetzt hat, darf uns, ſo wir nicht „ſelbſterwählter Geiſtlichkeit“ ſchuldig werden wollen, den ehrenwerthen Sänger des Gottes Himmels und der Erden verdächtigen und verkleinern. C. J. Coſack in Königsberg †.

Oeſterreich.

349. Johann Kepler.

15. November.

Als ein Stern erſter Größe leuchtet unter den Geiſteshelden aller Zeiten der Name Johann Keplers neben dem ſeines großen Vorgängers, Nikolaus Kopernikus. Denn er führte den unum-

stößlichen Beweis für die von diesem ans Licht gebrachte Wahrheit von der Bewegung der Erde und der übrigen Planeten um die Sonne durch die Entdeckung der wahren Gestalt und der Gesetze dieser Bewegung, und begründete dadurch die Reform der gesammten astronomischen Wissenschaft. Aber in dem Glanz dieses unvergänglichen Ruhmes zeigt uns sein Lebensbild auch die Gestalt eines demüthigen gläubigen Christen. Von der Wiege bis zum Grabe dunkele Wege geführt, bewährt er sich unter den schwersten Prüfungen als ein treuer Zeuge der Wahrheit des Evangeliums und als ein standhafter Bekenner des evangelischen Glaubens.

Einer altadligen heruntergekommenen Familie entsprossen, ward er am 27. December 1571 in der kleinen schwäbischen Reichsstadt Weil geboren, wo sein Großvater Bürgermeister war. Seine früheste Kindheit schon entbehrt der treuen Vater- und Mutterliebe. Sein Vater, ein leichtfertiger, abenteuerlicher Mann, kämpft in den Niederlanden wider seine Glaubensgenossen, die Mutter folgt ihm nach auf den Kriegsschauplatz; das verlassene Kind erkrankt während dessen im großelterlichen Hause lebensgefährlich an den Blattern und behält davon zeitlebens eine „Blödigkeit des Gesichts", die später des Astronomen Arbeit ungemein erschwerte. Die Eltern verlieren nachher in Leonberg den größten Theil ihres Besitzes durch Schuld des Vaters, der später als Pächter eines Wirthshauses vergeblich seine Familie zu ernähren sucht. Der reichbegabte kränkliche Knabe muß harte Feldarbeit thun und um niedriger Dienstleistungen in der Wirthschaft willen oft die Schule versäumen. Endlich wegen seiner Schwächlichkeit 1583 zum Studium der Theologie bestimmt, besucht er die Klosterschulen zu Adelberg und Maulbronn und bezieht 1589 die Universität Tübingen, wo er als Zögling des berühmten theologischen Stifts in den beiden ersten Jahren den philosophischen und klassischen Studien mit großem Eifer und glänzendem Erfolge sich widmet.

Hier bewahrt er sein kindlich gläubiges Herz, das er trotz der Gefahren der Verwilderung aus dem zerrütteten Familienleben sich gerettet, unter der väterlichen Zucht seiner Lehrer, unter denen besonders Mästlin, der Lehrer der Mathematik und Astronomie, sich seiner liebevoll annimmt. Dieser fromme Mann, der ihm zeitlebens ein treuer väterlicher Freund blieb, führte ihn mit anderen lernbegierigen Jünglingen in die Lehre des Kopernikus durch Privatunterricht ein, während er aus Rücksicht auf die jener Lehre feindselige Orthodoxie, die an der Universität herrschte und die

Wahrheit von der Bewegung der Erde um die Sonne als schriftwidrige Ketzerei verwarf, in seinen öffentlichen Vorlesungen das entgegengesetzte alte ptolemäische System vortragen mußte. Unter seiner Leitung setzte Johann Kepler auch in den folgenden ausschließlich dem theologischen Studium gewidmeten Jahren seine mathematischen und astronomischen Studien fort. Während er sich als Theolog durch seine Leistungen das höchste Lob erwirbt, macht er sich in Aufsätzen und Disputationen mit seinen Studiengenossen als eifrigen Vertreter der kopernikanischen Lehre bekannt.

Da empfängt er plötzlich und unerwartet noch vor Ablauf seiner Studienzeit den Ruf in das Lehramt der Mathematik und Moral an dem ständischen evangelischen Gymnasium zu Graz in Steiermark. Er folgte diesem Ruf auf den Rath seiner Vorgesetzten, die ihn wegen seiner kopernikanischen Ansichten lieber in diese Laufbahn als in die kirchliche eintreten sahn. Er folgte ihm freilich, wie er selbst sagt, ohne eine übermäßige Neigung für dieses Lehramt und ohne speziellen Eifer für die Astronomie, mehr mit Anlagen als mit Kenntnissen dazu ausgerüstet, „durch das Ansehn seiner Lehrer gleichsam dahineingestoßen". Aber er sah zugleich darin Gottes Fügung. „Ein verborgenes Schicksal, sagt er, treibt den einen zu diesem, den andern zu jenem Beruf, damit sie überzeugt werden, daß sie unter der Leitung der göttlichen Vorsehung stehn." „Ich wollte, schreibt er an Mästlin in demselben Jahr 1595, in welchem er im März arm und mittellos mit geborgtem Gelde nach Graz gegangen war, ich wollte Theolog sein; lange trieb es mich um; aber siehe da, Gott wird durch meine Arbeit in der Astronomie auch verherrlicht."

Mit solch' einem frommen Sinn vertiefte er sich in seine Forschungen. Als er nach langen vergeblichen Anstrengungen plötzlich im Sommer 1595 durch einen unbedeutenden Zufall die Grundlinien seines „Geheimnisses des Weltbaus" oder „Prodromus" (Vorhalle), seines ersten großen Werks, gefunden hatte,—in welchem er „das Geheimniß von dem wunderbaren Verhältniß der himmlischen Bahnen und den wahren Ursachen ihrer Anzahl sowie der periodischen Bewegungen" darzulegen suchte; konnte er in jenem scheinbaren Zufall um so freudiger eine Schickung Gottes erblicken, als er nach seinem Zeugniß „unaufhörlich zu Gott gebetet hatte, er möge, wenn Kopernikus die Wahrheit verkündigt habe, seine Bemühungen gelingen lassen". Darum bricht er auch am Schluß des Werks in das Dankgebet aus: „Großer Künstler der Welt,

ich schaue bewundernd die Werke Deiner Hände, in der Mitte die Sonne, die Ausspendrin des Lichts und Lebens, die nach heiligem Gesetz zügelt die Erde und sie lenkt in verschiedenem Lauf. Ich sehe die Mühen des Mondes und dort die Sterne zerstreut auf unermessener Flur. Vater der Welt, was bewegte Dich, ein armes, schwaches kleines Erdengeschöpf so zu erheben, so hoch, daß es im Glanze dasteht, ein weithin herrschender König, fast ein Gott; denn er denkt Deine Gedanken Dir nach."

Seine Frömmigkeit ging nicht neben seiner Wissenschaft her, sondern war die Seele seines Forschens. Die Lehre von der Ewigkeit der Welt verwerfend steht er fest in dem ersten Glaubensartikel, daß der allmächtige Gott nach dem ewigen Plan seiner Weisheit die Welt geschaffen habe. Er sieht die Welt „von dem weisesten Schöpfer in vollkommenster Harmonie auferbaut" und bezeugt es als seine Lebensaufgabe, „diese Herrlichkeit der Werke Gottes den Menschen zu verkünden." „Wir Astronomen, sagt er, sind Priester des höchsten Gottes für das Buch der Natur; daher geziemt es uns nicht, das Lob unseres eigenen Geistes, sondern nur die Ehre des Schöpfers im Auge zu haben." Die astronomische Arbeit ist ihm ein Nachdenken der Gedanken Gottes in den Gesetzen der Natur; die Sternkunde ist ihm die Ausübung eines erhabenen Priesterthums in dem unermeßlichen Tempel des Weltalls. Er weiß sich dabei im unmittelbaren Verkehr „mit dem weisen Schöpfer und Meister der Welt, dessen göttliches Walten in der Natur die Sternkunde gleichsam mit Händen fasset." Er weiß sich bei seinen Forschungen „begleitet von einem Genius, der ihm die Wahrheiten von Ferne zulispelt"; er erkennt, „daß der Weltbau durch einfache, zusammenstimmende Kräfte im Gange erhalten wird"; er lauscht der Harmonie der Sphären, die zwar nur der Unendliche in ihrem ganzen Umfange erkenne, von der aber auch der Erdball ein Nachgefühl habe. Unter dem Druck der vielen Drangsale, die ihn so oft die Worte ausrufen lassen, welche er in manches Stammbuch schrieb: „O wie sorgen die Leute und doch wie nichtig ist Alles", bezeugt er wiederholt die Erhebung, Tröstung und Erquickung, die seine Seele in dem Umgang mit dem ewigen Gott durch die Anschauung seiner Herrlichkeit in der himmlischen Welt empfange. In schwerer Zeit ruft er einmal aus: „die Astronomie ist die edelste Beschäftigung, weil sie den weisesten Schöpfer verherrlicht; ist daher etwas, das den Menschen in diesem niederbeugenden Exil aufrichten kann, so ist es diese Wissenschaft."

Als sein Lehrer Mästlin, dessen „dankbarsten Schüler" er sich stets nennt, und auf dessen Lob er bescheiden antwortet: „bester Lehrer, du bist die Quelle des Stromes, der meine Felder befruchtet", die Veröffentlichung des genannten Werks durch den Druck 1596 besorgt hatte, würde von Seiten des akademischen Senats in Tübingen eine öffentliche Anklage gegen ihn wegen Verletzung der Auctorität der heiligen Schrift, deren er sich durch die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne schuldig gemacht, erhoben worden sein, wenn seiner Arbeit nicht schon die lobende Anerkennung seitens des Herzogs Friedrich zu Theil geworden wäre. Aber die ihm privatim ertheilte Verwarnung veranlaßt ihn, klar und deutlich in ächt evangelischem Geiste seine Stellung zur Bibel als dem Buch der Offenbarung der Gnade Gottes neben dem Buch der Offenbarung Gottes in der Natur, auszusprechen. „Die Bibel, sagt er, redet von den Dingen des menschlichen Lebens mit den Menschen, wie Menschen davon zu sprechen gewohnt sind; sie ist kein Lehrbuch der Optik und Astronomie, sie will einen höheren Zweck erreichen; es ist ein tadelnswerther Mißbrauch, wenn man die Bearbeitung von Fragen über weltliche Dinge in ihr sucht. Josua wünschte die Verlängerung des Tags. Gott erhörte seinen Wunsch. Wie? Das war hier nicht zu untersuchen."

Ebenso mußte er bei der pflichtmäßigen Anfertigung des jährlichen Kalenders nach zwei Seiten hin als Zeuge der Wahrheit gegen seine eigenen Glaubensgenossen auftreten. Gegenüber der Verwerfung der durch den Gregorianischen Kalender (seit 1582) verbesserten Zeitrechnung seitens der Protestanten, „die lieber nicht mit der Sonne als mit dem Pabst übereinstimmen wollten", weil sie auf diesem Wege „den aus der Kirche glücklich ausgetriebenen Satan durch den Statthalter Christi sich wieder einschleichen" sahn, legte er diese Zeitrechnung seinen Kalendern zu Grunde. Ebenso trat er gegen den in diesen Kalendern nach der Sitte der Zeit getriebenen astrologischen Aberglauben auf. Zwar mußte er sich bei seinem geringen Gehalt der Forderung, aus dem Stand der Gestirne nicht blos die Witterung, sondern auch die „Praktika" des neuen Jahres in Staat und Kirche vorher anzuzeigen, noch möglichst accommodiren, da ja „die Mutter Astronomie bei ihrer buhlerischen Tochter Astrologie Unterstützung zu suchen genöthigt sei." Aber er that es nicht ohne sarkastische Verspottung der astrologischen Regeln und ohne ausdrückliche Betonung der völligen

Unsicherheit selbst der nach erkennbaren natürlichen Ursachen angestellten Vermuthungen. Er beklagt es schmerzlich, daß man die schöne Gottesgabe und edle Kunst von des Himmels Lauf und Wirkung durch unziemliches abergläubisches Anrühmen in Verachtung gebracht habe. „Aber, ruft er aus, der Tag wird bald anbrechen, wo die fromme Einfalt sich ihres blinden Aberglaubens schämen, wo man die Wahrheit sowohl im Buch der Natur, als in der heiligen Schrift erkennen und sich über beide Offenbarungen freuen wird."

Als sich Kepler 1597 mit einer wohlhabenden Erbin der verwittweten Barbara Müller, geb. von Mühleck, verheirathete, bat er Mästlin, ihn mit seiner Fürbitte zu begleiten, und freute sich mit kindlichem Dank gegen Gott, daß er ihm jetzt Alles, klein und groß, so nach Wunsch gehen lasse; er wage nicht mehr von Gott zu erbitten, als was er ihm jetzt gewährt habe.

Aber die zugleich ausgesprochene Vorahnung des nur kurzen Bestandes dieses Glückes erfüllte sich bald. Die jesuitische Gegenreformation führte auch in Steiermark zu einer allgemeinen Protestantenverfolgung. Johann Kepler wankte nicht einen Augenblick und bewährte sich als treuer Bekenner. Alle evangelischen Prediger und Lehrer wurden durch ein Edikt von 1598 des Landes verwiesen. Mit vielen Glaubensgenossen flüchtete er nach Ungarn. Zwar ließ man ihn wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste bald zurückkehren, jedoch mit der Weisung, „sich allenthalben gebührlicher Bescheidenheit zu gebrauchen, widrigenfalls er diese Gnade wieder verlieren würde." Der wissenschaftliche Verkehr, in welchem er mit gelehrten, die Astronomie betreibenden Jesuiten stand, wurde von diesen zu fortdauernden Bekehrungsversuchen ausgebeutet. Man bedrohte ihn, man machte ihm glänzende Versprechungen. Da stärkte ihn Luthers Glaubensmuth und Luthers Vorbild im tapferen Widerstande wider solche Versuchungen. Er wies sie ab mit dem guten Bekenntniß: „Ich bin Christ, ich habe das Augsburgische Glaubensbekenntniß aus dem väterlichen Unterricht, aus oftmals wiederholter genauer Prüfung, aus täglichen Uebungen und Versuchungen geschöpft. Ich hange ihm an, heucheln habe ich nicht gelernt, Glaubenssachen behandle ich mit Ernst, nicht wie ein Spiel; darum bekümmere ich mich auch ernstlich um die Ausübung der Religion, um den Gebrauch der Sacramente."

In seinen 1598 und 1599 an Mästlin gerichteten Briefen schildert er in ergreifenden Zügen die Verfolgungen, die nun auch

die evangelischen Bürger zu erdulden hatten: Geldbußen, Kerkerhaft, Güterconfiskation, Verbannung, das Alles die Strafe für die Majestätsbeleidigung, die darin gefunden wurde, daß man von evangelischen Geistlichen an der Grenze oder in Privathäusern Taufe und Abendmahl verrichten ließ, die lutherische Bibel und Postille las, evangelische Versammlungen besuchte und ein evangelisches Lied anstimmte, während dieser Bedrängniß starben ihm hintereinander seine kleinen Kinder; bevor er sein Töchterchen Susanna nach evangelischem Ritus begraben durfte, mußte er nun harte Geldbuße zahlen. Vergebens klagt er dem Freunde in Tübingen seine Noth und bittet unter Verzicht auf die früher vorbehaltene Anstellung im geistlichen Amt um die Berufung in eine philosophische Professur. Mästlin kann ihm nicht helfen. Man will den Ketzer nicht haben. Er aber steht fest in der evangelischen Wahrheit und Freiheit und will auch ferner das Aeußerste für sie erdulden. „Ich hatte nicht geglaubt, schreibt er an Mästlin, daß in eben dem Maaße, in welchem die Verfolgung steigt, auch die Freudigkeit zunehmen könne; jetzt begreife ich, wie es so leicht sein müsse, für die Religion zu sterben.“ Aber auch seine Arbeitskraft wächst unter dem Druck der Leiden; in dem Trübsalsjahr 1599 legt er den Grund zu seinem großen Werk: „Harmonie der Welt.“ Endlich muß er mit den Seinen unter Preisgebung der Güter seiner Frau als Exulant davonziehn.

Er findet eine Zuflucht bei dem berühmten Astronomen Tycho de Brahe, der, aus Dänemark geflüchtet, vom Kaiser Rudolf II. an der kaiserlichen Sternwarte auf Schloß Benatek bei Prag berufen war. Seine Einladung an Kepler und dessen Reise dorthin kreuzten sich. Fieberkrank kommt er Anfangs 1600 dort an. Froh, als Gehülfe bei Tycho einen solchen Wirkungskreis gefunden zu haben, geräth er mit demselben wegen wissenschaftlicher Fragen, wegen seines hochfahrenden, leidenschaftlichen Wesens und wegen der unpünktlichen Zahlung der kärglichen Raten seines Gehalts in tiefgehende Differenzen. Da stirbt Tycho 1601 und Kepler wird in seine Stelle als kaiserlicher Hofastronom berufen. Trotz der erfahrenen Kränkungen und Aergernisse nimmt er sich der Hinterbliebenen seines Vorgängers liebreich an und vertheidigt edelmüthig dessen Ehre und Andenken gegen seine Feinde. Aber seine eigene Noth und Drangsal nimmt kein Ende. Während er von einer großen Entdeckung zu der anderen schreitet und die nach ihm benannten Gesetze der Bewegungen der Himmelskörper auf-

findet und feststellt, hungert er mit den Seinen; sein Gehalt wird ihm nicht gezahlt; Monate lang muß er die beste Zeit mit vergeblichem Betteln um seinen Lohn bei der Hofkammer zubringen.

Als unter den politischen Wirren, zwischen Kaiser Rudolf und seinem Bruder Matthias 1609 seine persönlichen und amtlichen Verhältnisse immer drückender wurden, bewirbt er sich von Neuem um eine Anstellung in Würtemberg, nachdem er dort zuvor seine „neue Astronomie" mit der großen Entdeckung der elliptischen Bahn der Planetenbewegung vorgelegt hatte. Aber er wird abgewiesen, weil er ehrlich und offen erklärte, daß er wegen der ihm nicht schriftgemäß erscheinenden Lehre von der Allgegenwart des Leibes Christi und wegen der Verdammung der Reformirten die Concordienformel nicht unbedingt, sondern nur mit dem Vorbehalt der Forderung des kirchlichen Friedens unterschreiben könne, „da er nun schon viele Jahre in der Hoffnung stehe, daß der Kirche Gottes dermaleins von dieser Zwietracht geholfen werden möchte."

Als Calvinist verketzert erfährt er im J. 1611 viel neues Unglück. Seine Gattin verfällt aus Schwermuth in Wahnsinn und stirbt am Typhus; die Kinder sind lebensgefährlich an den Blattern krank; der älteste Knabe stirbt. Köstliche Trostbriefe von Freunden und wissenschaftlichen Mitarbeitern gehen ein. Sein Gönner, der Kaiser, sitzt, während Matthias sich auch noch die Böhmische Krone aufs Haupt setzt, in seinem Schloß gefangen und läßt ihn nicht von sich. Erst nach dessen Tode 1612 kann er nach völliger Verödung der kaiserlichen Sternwarte, in seinem Amt als Hofastronom verbleibend, mit kaiserlicher Erlaubniß dem Ruf in eine Professur am Gymnasium zu Linz Folge leisten.

Da treffen den Schwergeprüften neue harte Schläge. Der kürzlich aus Würtemberg nach Linz berufene Oberpfarrer Hitzler schließt ihn vom heiligen Abendmahl und damit von der Kirchengemeinschaft aus, weil er der zuvor an ihn gestellten Forderung, die Concordienformel unbedingt und ohne Verwahrung zu unterschreiben, nicht genügen kann. Vergebens bat er das Consistorium in Stuttgart um einstweilige Zulassung zum Sacrament. Dies bestätigte seine Excommunikation, und ertheilte ihm die Weisung, „seine fürwitzige Natur im Zaum zu halten und sich aller Dinge nach Gottes Wort zu regulíren." Dies geschah einem treuen Bekenner des Namens Jesu Christi als des eingebornen Sohnes Gottes, einem gläubigen lutherischen Christen, der in seinem 1617 „für seine Kinder, Hausgesinde und Angehörige" katechetisch ver-

faßten „Unterricht vom Sacrament" auf die Frage: Was geschieht im heiligen Abendmahl? die Antwort giebt: „Christus giebt uns darin seinen wahrhaftigen Leib, für uns geopfert zur Speise, und sein eigen Blut, für uns vergossen zu einem Trank, den Glauben damit zu stärken und die verwundeten Gewissen zu heilen." Er blieb fest in seiner Ueberzeugung. „Ich ehre, sagt er, in allen drei christlichen Religionsbekenntnissen das, was ich mit dem Worte Gottes übereinstimmend finde, protestire aber ebensowohl gegen neue Lehren, als gegen alte Ketzereien." Er sagt, er könne ja allem Streit ein Ende machen, wenn er unterschriebe und nichts ausnehme; aber es sei ihm nicht gegeben, in Glaubenssachen zu heucheln; sein Gewissen erlaube ihm nicht, sich durch seine Unterschrift zum verdammenden Richter über seine reformirten Brüder aufzuwerfen.

Ein neues häusliches Glück war ihm 1614 durch seine zweite Verheirathung beschieden. Jedoch eine zahlreiche Kinderschaar erhöhte die Nahrungssorgen, während er sich vergeblich um die Auszahlung seines schon auf 12000 Gulden sich belaufenden rückständigen Gehalts bemühte. Mehrere Kinder starben früh dahin. Besonders aber wurde für ihn und die Seinen eine Quelle namenlosen Grams und Kummers das schreckliche Loos seiner hochbetagten Mutter, die in Folge unvorsichtigen Verhaltens von böswilligen Menschen als eine mit dem Satan im Bunde stehende Zauberin angeklagt wurde und als Hexe zum Feuertod verdammt worden wäre, wenn es nicht dem Sohn durch unsägliche Anstrengungen gelungen wäre, die Unschuld der Mutter zur Anerkennung zu bringen, so daß sie 1620 nach sechsjähriger Dauer dieses Hexenprozesses freigesprochen wurde. Kepler sah dadurch seinen Namen „als Sohn einer Hexe" geschändet, sein kleines Vermögen aufgezehrt, die Ehre seiner Familie bei dem nun einmal herrschenden Aberglauben befleckt.

Und doch hatte er die Kraft, in dieser schweren Zeit seine bedeutendsten Arbeiten und Forschungen theils fortzusetzen theils zu vollenden. So schloß er 1619 sein Lieblingswerk, „die Harmonie der Welt", in welchem er seine Entdeckungen im Zusammenhang darstellte, „um seinem Gott ein Gezelt daraus zu bauen." Trotz seiner Bedrängniß lehnte er in dieser Zeit verschiedene lockende Rufe nach England und Italien aus Liebe zu seinem deutschen Vaterland und wegen seines Festgewurzeltseins in deutscher Sitte und deutschem Leben entschieden ab. Neue Prüfungen kamen über

ihn 1625 durch den Ausbruch der allgemeinen Protestantenverfolgung in Oberösterreich, von denen auch die Linzer Gemeinde betroffen ward. „Bekehrung zu Rom oder Auswanderung" hieß die Loosung. Abermals ein heimathloser Flüchtling kehrte er Linz im November 1626 den Rücken, brachte seine Familie nach Regensburg und ging nach Ulm zur Besorgung der Herausgabe seiner astronomischen Tafeln.

Sein Unglück für ihre Zwecke auszubeuten, machen die Jesuiten neue Versuche, ihn zur römischen Kirche hinüberzulocken. Von Neuem erweist er sich als tapferer Protestant, aber auf dem Boden der untrüglichen Schrift wider den untrüglich sich dünkenden Pabst, das Schwert des Geistes, das Wort Gottes, erhoben wider römische Satzung. Hören wir sein Bekenntniß: „Was steht dem römischen Stuhl mehr im Weg, als daß er den Schein der Irrthumslosigkeit haben will. All dieses Blendwerk benimmt mir aber das eine Wort Pauli: Eines jeglichen Werk wird offenbar werden, der Tag wird es klar machen durchs Feuer. Nicht aus Parteihaß gegen Pabst, Bischöfe und Priester, sondern aus Liebe zu Gottes Wort, zu der Unterweisung Jesu Christi und der Lehre der Apostel verharrte ich in der evangelischen Freiheit und habe ich mich nicht unter das römische Joch gebeugt, unter das Joch von Leuten, die den Christen nicht blos gesetzliche Ceremonien und Satzungen aufbürden, sondern auch die Worte Christi und der Apostel auf das Gefährlichste auslegen und sich allein das Recht der Auslegung anmaßen. Ist aber dies Recht der Auslegung einmal verloren, so fehlt's auch dem Antichrist an nichts mehr, um sein Reich in der Kirche aufzurichten und das Reich Christi zu zerstören."

Rathlos, wohin er mit seinem Weib und seinen kleinen Kindern sich wenden soll, wird er endlich mit seiner wiederholten Bitte um Auszahlung seines Gehalts vom Kaiser an den Herzog von Friedland gewiesen, der seine Ansprüche aus den Einkünften des von ihm eroberten Herzogthums Meklenburg befriedigen sollte. Kepler folgte nun dem Rufe Wallensteins an dessen Hof nach Sagan in Schlesien, wo er (vom Juli 1628 bis October 1630) mit Hülfe der für ihn angelegten Druckerei in Ruhe mehrere große Arbeiten vollendete und veröffentlichte, unter anderen den Aufruf an die Astronomen, in welchem er zur Beobachtung des für das Jahr 1631 eintretenden Vorübergangs des Merkur und der Venus vor der Sonne aufforderte. Aber auch Wallenstein täuschte seine

Hoffnung auf Erlangung seines Gehalts. Durch Wallensteins Sturz auf dem Reichstag zu Regensburg sah er sich mit seiner Familie neuer bitterer Noth Preis gegeben. Da macht er sich allein zu Pferde auf den weiten Weg nach Regensburg, um vor Kaiser und Reich sein Recht zu erlangen. Unterwegs dankt er von Leipzig aus seinem Freund Bernecker in Straßburg für das ihm dort angebotene Asyl und bittet ihn einstweilen für seinen in Tübingen studirenden Sohn Ludwig und für seine Tochter Vaterstelle zu vertreten. „Gott schütze euch und erbarme sich über das Elend meines Vaterlandes. Ergreife mit starker Hand den einzigen Anker der Kirche, das Gebet zu Gott, bete für die Kirche und für mich." Das waren seine letzten geschriebenen Worte.

Entkräftet von den Anstrengungen der mühseligen Reise, gekränkt durch die schnöde Zurückweisung seiner gerechten Ansprüche, verfällt er in Regensburg in ein hitziges Fieber. Mehrere Geistliche kommen an sein Lager, um ihn „mit dem lebendigen Wasser evangelischen Trostes zu erquicken." Insbesonders stärkte ihn der Pastor Donaver zum letzten Kampf durch geistlichen Zuspruch. Auf die Frage, wodurch er selig zu sterben hoffe? antwortete er: „einzig durch das Verdienst unseres Herrn Jesu Christi" und bezeugte in festem Glauben, daß darauf allein all seine Zuversicht, Trost und Heil gegründet sei. So starb er als treuer Bekenner seines Herrn, 59 Jahr alt, am 15. November 1630. Donaver hielt ihm die Leichenrede über die Worte des Herrn: „Selig sind die Gottes Wort hören und bewahren" (Luc. 11, 28). Er wurde auf dem Kirchhof von St. Peter begraben an den Außenwerken der Festung, mit deren Niederlegung seine Grabesstätte verschwunden ist. Aber nicht weit davon ist ihm 1808 ein Denkmal gesetzt, auf dem dargestellt ist, wie der Genius Keplers vom Angesicht der Urania den Schleier hebt. —

Wir aber fügen als das schönste Denkmal, welches er sich selbst gesetzt hat, das innige Dankgebet hinzu, mit welchem er in seiner „Harmonie der Welt" die begeisterte Schilderung der Herrlichkeit Gottes in seiner Schöpfung schließt: „Der Du in uns durch das Licht der Natur das Verlangen nach dem Licht Deiner Gnade weckst, um dadurch uns hinüberzuführen zu dem Licht Deiner Herrlichkeit, ich sage Dir Dank, Herr und Schöpfer, daß Du mir diese Freuden an Deiner Schöpfung und das Entzücken über die Werke Deiner Hände geschenkt hast. Siehe nun habe ich vollendet das

Werk meines Berufs, ausnutzend das Maaß der Kräfte, das Du mir verliehen hast. Ich habe die Herrlichkeit Deiner Werke den Menschen kundgethan, so viel mein endlicher Geist von Deiner Unendlichkeit fassen konnte. Ist etwas von mir vorgebracht worden, was Deiner unwürdig ist, oder habe ich eigene Ehre gesucht, so verzeihe mir gnädiglich."

David Erdmann in Breslau.

Verfolgungen in Steiermark und Böhmen.

350. Paulus Odontius.

7. December.

Die Reihe derer, welche um ihres evangelischen Bekenntnisses willen Noth und Pein erduldet haben, verdient durch den oben genannten Mann erweitert zu werden. Sein Zeugenmuth gemahnt an die Märtyrer der alten Kirche, seine Lebensführung an die mächtige Hut Gottes, seine Glaubenstreue an jene Standhaftigkeit, welche die Kirche Christi stets auszeichnete, so oft sie unter das Kreuz gestellt ward.

Odontius war evangelischer Prediger im Schloß Waldstein bei Gratz in Steiermark. Die Darstellung seines Lebens kennzeichnet uns die allerbängste Zeit, welche der Rathschluß Gottes über die blühende evangelische Kirche der Steiermark hereinbrechen ließ. Dieselben Ursachen, welche in Deutschland eine durchgreifende Reformation herbeiführten, bewirkten auch hier, daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit das Evangelium sich ausbreitete. Als Erzherzog Ferdinand 1522 die Regierung antrat, fand er bereits zahlreiche Anhänger Luthers in Steiermark vor — wie und durch wen sie es geworden, ist bis heute nicht ganz aufgeklärt.

Die Versuche Ferdinands zur Durchführung des Wormser Edicts blieben ohne Erfolg. Der Strom der Glaubenserneuerung schwoll immer mächtiger an, der Adel berief evangelische Prediger auf seine Schlösser, dem Volke wurde das reine Gotteswort ohne menschliche Zurichtung verkündigt, das Schulwesen kam zu herrlicher Blüthe, die einflußreichsten Aemter gelangten in die Hände der Protestanten und die größtentheils lutherischen Stände erran-

gen dem evangelischen Bekenntniß von Jahr zu Jahr mehr Boden. Aber sie hatten auch einen heißen Kampf zu kämpfen, der immer schwerer wurde, seit Erzherzog Karl (1564) das Scepter trug. Es war nur der Drang der höchsten Noth, daß dieser Fürst auf dem berühmten Landtage zu Bruck a. d. Mur (1578) größere Glaubensfreiheit versprach. Er hatte bereits 1573 die Jesuiten nach Steiermark berufen, die gegen den Protestantismus Wall und Schanze sein sollten; bald offen, bald heimlich untergruben sie den Bestand der evangelischen Kirche. Was Erzherzog Karl vorbereitet hatte, das sollte unter Ferdinand, als Kaiser dem Zweiten dieses Namens, vollendet werden — in Loretto vor dem Madonnenbilde hatte er dies Gelübde gethan. 1596 trat er die Regierung an; den 12. December huldigten ihm die Stände Steiermarks. Von Religionsfreiheit war keine Rede. Nachdem alles gehörig vorbereitet war, erschienen Schlag auf Schlag die berühmten Mandate vom 13., 23. und 28. September 1598; durch sie wurden alle evangelischen Kirchen und Schulen in Gratz und in den königlichen Städten und Märkten geschlossen, Prediger und Lehrer sollten bei Todesstrafe binnen acht Tagen das Land räumen; als diese Vorstellungen machten, wurde ihnen aufgetragen, bei scheinender Sonne die Stadt Gratz und binnen acht Tagen das Land zu räumen. Von 1599 bis 1604 durchzog eine Religions-Commission das ganze Land, um sämmtliche Bewohner katholisch zu machen. An ihrer Spitze stand Martin Brenner, Bischof zu Seckau, Stobäus, Bischof von Lavant, Jakob Rasolenz, Probst zu Stainz, die Erzpriester Peyrer und Sunabendter von Gratz und die Jesuiten Hauer und Neukirch nebst anderen weltlichen Commissarien; ihnen war ein Fähnlein Kriegsknechte beigegeben. An den Straßen wurden Galgen errichtet, die Kirchen in den Dörfern wurden mit Pulver gesprengt oder mit Böcken eingestoßen, in den Städten und Märkten der katholischen Geistlichkeit übergeben, die Friedhöfe verwüstet, die evangelischen Bücher verbrannt, die Prediger vertrieben; die Einwohner mußten schwören, der katholischen Kirche und dem Landesfürsten treu zu bleiben; wer sich deß weigerte, wurde außer Landes gejagt. So verließen viele Tausende gewerbsfleißiger Menschen die schöne Steiermark. Auch an den protestantischen Adel kam die Reihe; derselbe wurde durch das kaiserliche Mandat vom 1. August 1628 gezwungen, binnen Jahresfrist seine Güter zu verkaufen und auszuwandern. Ganze Familien, den edelsten Geschlechtern des Landes angehörig, verließen die Heimath, viele

sind im Exil ausgestorben, manche, wie die Galler, Gleispach, Herberstein, Räknitz, Saurau, Trautmannsdorff, Windischgrätz u. A. bestehen noch heute theils in Oesterreich, theils in Deutschland, gehören aber, bis auf die Räknitze, der katholischen Kirche an.

Mitten in diese Schreckenszeit fällt die Wirksamkeit unseres Odontius. Die einzige, bisher bekannte Quelle für eine Darstellung seines kurzen vielbewegten Lebens ist die von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung, die zuerst in Dresden bei Hieron. Schütz 1603 gedruckt wurde. Sein eigentlicher Name war Paul Zahn, nach der Sitte seiner Zeit aber nannte er sich Odontius. Er war im Jahre 1570 zu Werda im Meißnischen geboren; von seinen Eltern, Jugendverhältnissen, Erziehung und Bildungsgange wissen wir nichts. Im März 1595 kam er nach Gratz und wurde als „Alumnus" in die zu jener Zeit hochberühmte Stiftschule daselbst aufgenommen. „Einer Ersamen Landtschafft Pastor" Dr. Wilh. Zimmermann übertrug ihm die Erziehung der jungen Freiherren Maximilian und Johann Andreas von Trautmannsdorff und des Johann Nicolaus Popel von Lobkowitz. Fast drei Jahre brachte er in dieser Stellung zu. Während dieser Zeit erhielt Odontius auf vielfältiges Bitten von dem geistlichen Ministerium in Gratz die Erlaubniß, in der Stiftskirche predigen zu dürfen. Hier hörte ihn einst die Freiin Hippolita von Windischgrätz, welcher das Schloß Waldstein in der Nähe von Gratz gehörte. Die Predigt machte einen so tiefen Eindruck auf sie, daß sie Odontius als ihren Schloßprediger nach Waldstein berief. Im März 1598 trat er sein Amt an, und im Sommer desselben Jahres begleitete er seine Herrin nach Schloß Trautmannsdorff in Oesterreich, wo letztere im October starb.

Das war eben jene Zeit, in welcher in Steiermark der Ingrimm gegen das Evangelium zu wüthen begann. Die Prediger waren zumeist auf der Flucht, viele Kirchen gesperrt und schwere Bangigkeit lag auf dem ganzen Lande. Odontius glaubte, er würde seine Kanzel in Waldstein nicht mehr betreten können; da kam aber von den Vormündern der jungen Herren von Windischgrätz der Auftrag, er sollte nur wieder kommen und seines Amtes walten wie früher, denn nur aus den landesfürstlichen Städten und Märkten seien die evangelischen Prediger vertrieben worden.

Odontius eilte zurück und war nur noch ernster und freudiger zu seinem Amte; er hielt an mit Predigen, Strafen, Vermahnen in aller Geduld, beides zur Zeit und Unzeit, widerlegte die

Irrlehren des Papstthums mit dem klaren Wort der h. Schrift und schärfte seinen Zuhörern Treue gegen die erkannte Wahrheit ein. Er fühlte sich sicher und geborgen auf der festen Burg, bis plötzlich der Befehl kam, er müsse entlassen werden. Alle Weigerungen und Proteste waren umsonst, und am 20. April 1602 erschien ein Trupp Soldaten vor Waldstein, stürmte das Schloß und Odontius wurde gefangen nach Gratz geschleppt und in der Burg daselbst zehn Wochen lang in einem Verließ festgehalten. Damit begann seine Leidenszeit — sein Verbrechen war die Predigt des Evangeliums.

Am 23. April erhielt er den ersten Besuch; drei Jesuiten kamen und hielten ihm die Geschichte von dem gefangenen Apostel Paulus vor und verlangten Widerruf. Ihre Reden hatten den Erfolg, daß Odontius es fühlte, wie er jetzt erst recht treu und fest an der Lehre halten müsse, die er bisher gepredigt hatte. Er begehrte eine Bibel. Die Jesuiten richteten nichts mit ihm aus, obgleich sie durch tausenderlei Fragen, durch Vorbereitungen zur Tortur, durch Disputiren, ja sogar durch Faustschläge den armen Gefangenen an Leib und Seele arg quälten. Eines Tages, während draußen auf der Straße eben eine Prozession veranstaltet wurde, kamen abermals drei Patres zu ihm und begehrten, er solle die katholische Litanei mitbeten. Odontius verstand sich nicht dazu. Als sie ihm aber versprachen, sie wollten die Namen der Heiligen auslassen, da willigte er endlich ein. Nun fing ein Jesuit an, das Kyrie zu beten, die beiden andern und Odontius antworteten knieend das Eleyson. Als aber der Vorbeter rief: „Heilige Maria!" da schwieg Odontius und stand auf. Sie aber ermahnten und baten, es handle sich ja um die Mutter Gottes; er aber erwiderte: kein Prophet und kein Apostel hätte jemals einen Heiligen oder die Mutter Jesu angerufen; nun faßten sie ihn bei der Schulter, warfen ihn zu Boden, schlugen ihn mit den Fäusten — allein Odontius beharrte bei seinem Schweigen.

Als alle Bekehrungsversuche gescheitert waren, wurde Odontius dem Stadtgericht übergeben und weil er auch hier standhaft blieb und nicht abschwören wollte, zum Tode verurtheilt, jedoch durch erzherzogliches Decret vom 29. Juli 1602 zur Galeere begnadigt. Aus den Gesprächen mit den Jesuiten hatte er gemerkt, daß er irgendwo in Italien als Ketzer verbrannt werden sollte und die Galeere nur das Fahrzeug sein würde, das ihn zum Scheiterhaufen brächte. Mit rührenden Worten nahm er von der

ihn umgebenden Volksmenge Abschied; seine früheren Kirchkinder drängten sich an ihn heran, reichten ihm unter Weinen und Klagen die Hände und empfingen seinen Segen. Die rohen Kriegsknechte ließen das geschehen. Und nun wurden ihm die Eisen angelegt, er auf einen Wagen gehoben und unter Begleitung von acht Soldaten ging's aus Gratz fort. Als man unterhalb Ober-Laybach in die Gebirge kam, wurde der Weg eng und schlecht; dem Gefangenen mußten die Fesseln abgenommen werden, damit er zu Roß weiter konnte. Am 5. August 1602 kam der Zug in das wohlbefestigte Städtchen Senosetsch, wo Odontius dem Bischof übergeben und auf die Galeere gebracht werden sollte. Bei dem Richter des Städtchens nahm man Herberge. Odontius wurde streng bewacht. Vor dem Abendessen begehrte er in den Hof hinabgelassen zu werden; ein Soldat ging mit ihm und wies ihn in einen offen stehenden Stall. Aber hinten im Stall war noch eine andere Thür, die stand offen; Odontius trat in's Freie und erblickte ein kleines Mäuerlein und dachte, wenn das die Stadtmauer wäre, so könnte er mit Gottes Hülfe wohl der Macht der Feinde entrinnen. Er ging näher hinzu und fand eine kleine Thür in der Mauer; sie war ohne Schloß. Er that sie auf und ward jetzt erst die hohe Stadtmauer gewahr. In derselben war eine Pforte angebracht, ganz mit Eisen beschlagen, auch mit einem schweren Riegel und einem Schloß an Ketten verwahrt. Die Pforte — stand offen. Odontius tritt hinaus, watet durch den vorbeifließenden Bach und eilt in den naheliegenden Wald. Er war frei!

Kaum war die gelungene Flucht bekannt geworden, so jagten ihm in der Nacht noch die Soldaten mit Fackeln nach. Des Morgens wurden Bauern mit ihren Hunden aufgeboten; oft waren ihm die Häscher nahe, aber der Herr behütete ihn, daß er nicht in die Hände der grimmigen Feinde fiel. Da geschah es, daß er im Walde in eine Felsenkluft stürzte, wo er zwei Tage und zwei Nächte liegen blieb, mit dem Schatten der Flügel des Allmächtigen bedeckt. Am dritten Tage gegen Abend verließ Odontius sein Versteck, wanderte die ganze Nacht und den folgenden Tag, bis er endlich am 10. August den Saum des Waldes erreichte, in's Freie trat und in der Ferne die Stadt Laybach liegen sah. Er ging den Savestrom entlang, noch an 5 bis 6 Meilen weit, bis ihm ein Bauer einen Fischer brachte, der ihn für etliche Kreuzer an's andere Ufer setzte. Den folgenden Tag traf Odontius einen Wandersmann; diesem entdeckte er sich und erforschte von ihm den

Weg, um unerkannt durch die österreichischen Lande in seine Heimath gelangen zu können. Der Fremde, voll Freude, daß er einem vertriebenen evangelischen Prediger einen Liebesdienst erweisen könne, zeigte ihm den Weg über das Gebirge, und nach vielen Entbehrungen und Beschwerden kam Odontius über Ungarn und Mähren wohlbehalten in seinem Geburtslande an.

Odontius hatte aber auch Ursache, vor seinen Verfolgern auf der Hut zu sein. Denn durch ein Mandat des Erzherzogs Ferdinand (vom 16. August 1602) war ein Preis von 500 Thalern auf seinen Kopf gesetzt. Odontius meinte später, die steirische Inquisition werde sich schuldig erkennen müssen, solch' hohes Prämium ihm selbsten nach Oederan in das Land zu Meißen zu senden, mit seinem Buche wolle er sich angezeigt haben.

Im April 1603 wurde Odontius Pfarrer zu Oederan in Sachsen, starb aber schon am 7. December 1605. Es geht dort noch heute die Sage, er sei durch gedungene Meuchelmörder am alten Markt der Stadt ermordet worden. Das Kirchenbuch von Oederan erwähnt nichts von einem gewaltsamen Tode, spricht aber wohl von dem „seligen Absterben und Abschied" des Odontius. Aber gewiß scheint es, daß der frühzeitige Tod des treuen und bewährten Zeugen durch die vielen Körper- und Seelenqualen, durch die lange Todesangst, durch die aufreibenden Mühseligkeiten und Entbehrungen während der Flucht herbeigeführt wurde. War Odontius auch nicht unmittelbar ein Märtyrer für das Evangelium, so ist er doch ein muthiger Bekenner, ein treuer Zeuge des Evangeliums, ein tapferer Glaubensheld gewesen, wie bis heute kein zweiter in der evangelischen Kirche Steiermarks bekannt geworden ist. Darum soll sein Andenken den kommenden Geschlechtern aufbewahrt werden.

Die Sprache, die er in seiner Selbstbiographie führt, ist derb und kräftig, wo er von menschlichen Zuständen und von den Urhebern der traurigen Glaubensverfolgung spricht; glühend und feurig und wie ein breiter Strom rauscht sie dahin, wo er von der Herrlichkeit des Glaubens an das Evangelium und von dem göttlichen Auftrag an die christlichen Prediger redet; lieblich und süß weiß er sich und die Seinen zu trösten aus dem Born des Wortes Gottes. Immer nennt er die Sache beim rechten Namen und daß er das freie Wort auszusprechen wagte auch in den Tagen, wo es die höchste Gefahr mit sich brachte, das zeigt eben sein Schicksal. Wo aber das freie Wort sich bei jedem Gedanken auf

den Grund des Evangeliums stellt, wo es sich Christum zum Vorbilde nimmt, ja wo Alles in Christo Quell und Ursprung und Mittelpunkt hat, und das Verdienst und die Erlösung des Heilandes die Sonne ist, von der Alles Licht und Leben empfängt: da ist das Feuer nicht zu dämpfen, der Strom nicht aufzuhalten, dem freien Worte nicht zu wehren. Aber man muß des Odontius eigene Schrift gelesen haben, dann wird das Wort des Heilands lichter und heller, das er zu dem Weib am Jakobsbrunnen sprach: Joh. 4, 14. — Odontius liegt in der Kirche zu Oederan begraben; hinter dem Altar ist sein Leichenstein.

B. Czerwenka zu Ramsau in Steiermark,
jetzt in Frankfurt a. M.

---

351. Die 27 Märtyrer in Prag.

20. Juni.

Die Männer, die am 20. und 21. Juni unserm Andenken näher treten müssen, sind die böhmischen Glaubenshelden, welche im zweiten Zehntheil des 17. Jahrhunderts den in ihrem schönen Lande schon blühenden Protestantismus retten wollten, aber ihr Wagstück 1621 mit dem Leben büßen und ihre Treue gegen den evangelischen Glauben mit ihrem Blute besiegeln mußten. Böhmen war im Zeitalter 1600 größtentheils nicht mehr katholisch, in vielen Städten und Dörfern blühten längst evangelische Einrichtungen; vorherrschend war der Utraquismus, die auf vieles Dringen vom Papste einstweilen nachgesehene Abendmahlsfeier mit dem Kelch, eine Errungenschaft von Hus und seinen Mitarbeitern. Aber die Unterdrückung solcher Abweichungen vom römischen Katholicismus blieb unausgesetzt das Streben des noch nicht ganz überwundenen katholischen Clerus, des Papstes und seiner nie ruhenden Werkzeuge, der Jesuiten. Zum größten Verdruß der katholischen Parthei hatten die Protestanten dem Kaiser Rudolph einen Majestätsbrief abgedrungen, dem zufolge die Protestanten vor aller Verfolgung sicher gestellt zu werden schienen. Nachdem aber schon zu Kaiser Rudolphs Zeiten und unter seinem Nachfolger Matthias der Zwiespalt und die Erbitterung der Partheien immer gewachsen war und ihr Verwandter, Ferdinand von Steiermark, der muthmaaßliche Nachfolger derselben, bereits in seinen östreichischen Landen (als Jesuitenzögling und von diesen Eiferern zu ernsten

Gelübden gedrungen, durch gänzliche Ausrottung der Ketzerei Gott wohlgefällig zu werden,) die Protestanten bereits aufs grausamste verfolgt hatte, zitterten die Protestanten aufs ängstlichste vor dem Gedanken, daß dieser Böhmen retten zu wollen schien und in diesem Lande ebenso verfahren würde, wie in Steiermark.

Da erhoben sich viele der angesehensten Männer Böhmens (Utraquisten, Lutheraner, auch einige von den böhmischen Brüdern höhern Standes), um der Ferdinandschen Nachfolge sich förmlich zu widersetzen, weil dieß das einzige Mittel hätte sein können, den Protestantismus zu retten und Böhmen in solchem Lichte zu erhalten. Die Möglichkeit erblickte man in dem Umstande, daß Ferdinand kein Erbrecht hatte, sondern Böhmen eigentlich ein Wahlreich war. War je Ursache, dieses Recht, obwohl man bisher Erbfolge geduldet, wirklich zu gebrauchen: so war es jetzt, wo die Macht und das Eindringen der Jesuiten abzuwenden war, die längst auf diese Beute lauerten. Aber es ward die Sache sehr schlimm, theils weil man bereits dem Matthias Hoffnung gemacht hatte, seinen Vetter Ferdinand anzuerkennen, theils weil einige leidenschaftliche Protestanten durch eine Gewaltthätigkeit (den Prager Fenstersturz,) große Erbitterung veranlaßt hatten, theils weil der Gegenkönig, Friedrich von der Pfalz, durchaus der Mann nicht war, der sich hätte behaupten können, theils weil sein reformirter Hofprediger durch Zerstörung der Heiligthümer des katholischen Doms die Gemüther empörte.

Durch Waffengewalt kam, nach der bekannten Schlacht am weißen Berge, Böhmen wirklich in Ferdinands Hände. Bei seinen Grundsätzen war er gegen die Protestanten unerbittlich und lebte der Ueberzeugung, daß er durch ihre Ausrottung wirklich ein gottgefälliges und nothwendiges Werk vollbringe; ja er glaubte gewiß, noch sehr mild zu sein, daß er nicht Ketzer verbrennen, sondern nur einkerkern und dann vertreiben ließ.

Wie nun allmählig durch die unermüdeten Bemühungen der Jesuiten und durch die barbarischen Quälereien der Lichtensteiner Dragoner tausende zum Katholicismus gezwungen wurden und tausende auswandern mußten, wie alle protestantischen Bücher dem Feuer gewidmet, Kinder und Kirchen weggenommen wurden, das ist in dem Werke des Unterzeichneten über die Gegenreformation in Böhmen ausführlich erzählt.

Die Häupter der utraquistischen und protestantischen Parthei zu vernichten und für Ferdinands Verwerfung zu bestrafen, hatte

an freilich Vorwand genug, wenn man sie als Rebellen gegen
n Landesfürsten betrachtete. Und allerdings müssen wir bekennen,
ß neben ihrer religiösen Standhaftigkeit, an ihrer Widersetzlichkeit
gen Ferdinand zugleich ein Streben nach Fortdauer ihrer aristo-
atischen Freiheiten und nach böhmischer Selbstständigkeit Ursache
ar: so daß wir sie nicht als rein religiöse Märtyrer und als
nz schuldlos betrachten können; daß ihre Todesstrafen von man-
en gerechtfertigt wurden und zugestanden werden muß, daß sie
cht hauptsächlich wegen ihrer Religion, sondern wegen ihrer Wi-
rsetzlichkeit gegen Ferdinand das Blutgerüst besteigen mußten.
amentlich verdient einer, der aber nicht als Märtyrer mit zu
rben bereit war, mehr den Namen eines politischen Agitators,
s war der unruhige Graf von Thurn.

Die da Böhmen retten wollten vor Ferdinand, und vor Glau-
nsverfolgung und Finsterniß, wurden zum Tode verurtheilt, 27
r angesehensten Männer Böhmens, für welche alle Fürbitten ver-
blich gewesen sind.

Am Vorabend bereiteten sie in den Kerkern sich zum Tode
r. Man hörte in allen Gefängnissen nur Gebet und Gesang
d sahe Geistliche ab- und zugehn, Jesuiten, Capuziner und
utheraner, welche ihnen zum Troste doch zugelassen waren. Nach-
hten über jedes Einzelnen Verhalten in der letzten Nacht haben
r aus der Feder der evangelischen Geistlichen, welche, nach stand-
fter Abweisung der Jesuiten, den Verurtheilten im Kerker bei-
nden, mit ihnen beteten und sangen und Communion hielten,
auch mit aufs Schaffot gehen durften.

Im Hinblick auf jene blutigen, unvergeßlichen Stunden haben
r vor allem zu bedenken: jene 27 waren nicht etwa vermessene
nge politische Schwindler; nein, es waren meist bejahrte, hoch-
bildete, erfahrne bisher wegen ihrer Verdienste, wegen ihrer
hen Aemter und wegen ihrer Güter hochangesehne Männer, die
ch alle mit der Ueberzeugung die Blutbühne betraten, daß sie
ht ungesetzlich gehandelt, als die wärmsten Vaterlandsfreunde
d treue Anhänger der evangelischen Kirche ein viel andres Loos
rdient hätten und als Opfer für die gute Sache ihres Glaubens
len müßten.

Die Blutbühne war neben dem altstädter Rathhause zu Prag.
le man in jenen Zeiten seine Gefühle mit Singen auszudrücken
hte: so war es auch jetzt. Es waren bekanntlich die böhmischen
otestanten mit der Bibel ganz vertraut, hohe und geringe Per-

sonen. Jetzt hörte man sie anstimmen Psalm 44, 14—27, und Psalm 86. Die ganze Nacht vom 20. bis 21. Juni war voll Gebet und Gesang, voll Thränen und Klagen, aber auch voll Trost und Hoffnung. Der Tag brach an, die Stunde der großen Hinrichtung solcher Männer schlug, Cavallerie umzingelte das Schaffot. Der Richter, Carl v. Lichtenstein saß unter einem Baldachin und verwaltete sein schreckliches Amt. Selbst unter den Gerichtsbeisitzern und unter den Soldaten wurden Thränen vergossen von einigen. Was die Unglücklichen sprachen, waren nur Worte der heiligen Schrift; allein Trommelwirbel donnerte dazwischen.

Das erste Schlachtopfer war der berühmte Graf Joach. Andr. v. Schlik. Er ward von 4 evangel. Geistlichen geführt, aber auch von den Jesuiten mit großer Zudringlichkeit behelligt. Er versicherte, weiter nichts gewollt zu haben, als den reinen Glauben zu beschützen und für Böhmen zu retten, er werde standhaft sterben und erwarte bei Gott ein ganz andres Urtheil; und gedachte an die Troſtworte der Geistlichen, aus Off. Joh. 14, 13. Es ward ihm nun Haupt und Hand abgehauen.

Das zweite Schlachtopfer, Wenzel v. Budowa, genannt „der letzte Böhme"; ein in jeder Hinsicht stets ausgezeichneter Mann, tief religiös und Mitglied der Brüdergemeinde. Er benahm sich standhaft, ward von Capuzinern und Jesuiten (denen er treffend mit Bibelstellen antwortete) begleitet. Vor dem Ende betete er fürs Vaterland, für das Heil der Kirche und für seine Freunde. Sein Kopf ward, nebst mehreren andern, am Brückenthurm angeschlagen.

Der dritte, Christoph Harant, ein alter Krieger, klagte bitter über des Urtheils Strenge, befahl aber in seinen letzten Seufzern vertrauensvoll seine Seele Jesu Christo.

Der Ritter Casp. Kaplirz sprach die Ueberzeugung aus, daß er und die andern böhmischen Stände zur Rettung der evangel. Kirche das Geschehene hätten thun müssen. Er wollte seine Standhaftigkeit mit seinem Blute besiegeln, mußte von den Geistlichen gehalten werden; tröstete sich mit Psalm 73, 26. und mit Stephanus Worten, und es kam auch sein Kopf an den Brückenthurm. Procop Tworschezky tröstete sich mit Matth. 10, 28. Friedr. v. Bile starb gottergeben und geduldig. Otto Heinrich v. Loß mit 2 Cor. 12, 4.

Dionys Czernin war insofern merkwürdig, als er katholisch war. Die Strafe bekam er dafür, daß er einst die Stände bewaffnet aufs Schloß gelassen habe. Die Richter legten einen Werth

darauf, auch einen Katholiken mit verurtheilt zu haben, damit man sehen solle, daß die Verurtheilungen nicht zunächst um der Religion willen geschehen seien. Er war im Gefängniß ein thränenvoller Zuschauer der Darreichung des Kelchs an die evangelischen Mitgefangenen, berücksichtigte wenig die ihm zusprechenden Jesuiten und tröstete sich mit den Worten Jesu, Matth. 10, 28.

Der nächste war der schon 70jährige Wilhelm Koneczchlumsky, der seine Seele nur Christo befahl. Bohuslaw v. Michalowicz betrug sich religiös standhaft und zum Tode freudig, sich haltend an Joh. 12, 26. Valentin Kochan erbaute sich an den Bibelstellen Phil. 3, 20. Psalm 16, 11. Luc. 2, 29. Tob. Steffek an Offenb. Joh. 21, 4. Joh. Jessenius, ein höchst ausgezeichneter Mann und Arzt widerstand furchtlos den Jesuiten, mußte sich lebend die Zunge ausschneiden lassen und wußte, daß nach der Enthauptung sein Leib geviertheilt werden würde. Christoph Kober tröstete sich mit den Sprüchen Ap. Gesch. 14, 22. Matth. 5, 11. 2 Tim. 1, 12. 4, 7. Psalm 118, 17. 31, 6. Dann folgten Joh. Schulz, Max. Hostialek, der heilig versicherte, nur für Vaterland und Religion gehandelt zu haben, und zuletzt noch Luc. 2, 29, und 23, 46. betete. Hierauf kam Joh. Kutnaur, Simeon Sussizky, Nath. Wodnianský, Wenzel Gisbitsky, Heinr. Kozel, Andr. Kozaur, Georg Rzetschitz, Mich. Wittmann, Simon Wokacz. Da traf es ein, was Jesus spricht, Joh. 16, 20.

Gern theilten wir noch vieles mit aus diesen Stunden, und besonders eine glühende Lobrede auf diese Schlachtopfer, zu Amsterdam gehalten. Wir bemerken nur noch, daß die Köpfe der Hingerichteten später ehrenvoll beerdigt wurden.

C. A. Peschek in Zittau †.

Der deutsche Religions- und Bürger-Krieg.

352. Gustav Adolf.

6. November.

Dieser sittenreine Kriegsheld, Retter des deutschen Protestantismus, wurde geboren zu Stockholm am 9. December 1594. Sein Vater, Karl IX., hatte nach Entthronung seines katholischen

Oheims Sigismund, welcher sich auf den polnischen Thron gesetzt hatte, als eifriger Lutheraner und Enkel Gustav Wasas sich 1604 förmlich zum Könige von Schweden krönen lassen. Schon frühe zeigte der Jüngling Neigung für die Regierungsgeschäfte und insbesondere das Kriegswesen, dem er nachher durch zweckmäßige Verbesserungen einen glücklichen Aufschwung bereitete. Mit 15 Jahren bat er, als ein Krieg mit Rußland ausbrach, den Vater um Uebertragung des Oberbefehls. Dieser Wunsch wurde ihm nicht gewährt, doch ließ der Vater im folgenden Jahr 1611 ihn an dem Kriege mit Dänemark selbstständigen Antheil nehmen. Hier führte er mehrere Unternehmungen glücklich durch und übertraf die von ihm gehegten Erwartungen. Als Karl IX. schon am 30. Octbr. jenes Jahres starb, wurde er von den Ständen des Reichs für mündig erklärt und übernahm, kaum 17 Jahre alt, die Leitung des Staatswesens und die Fortführung der mit Dänemark, Rußland und Polen begonnenen Kriege. Hier entwickelten sich seine großen militärischen Anlagen. Er änderte von Grund aus die Heereinrichtung, indem er über die Waffenarten, die Aufstellung der Massen, den Gebrauch der Kanonen und die Handhabung der Mannszucht neue Grundsätze sich bildete und in seinem Heere durchführte. Damit verband der junge König die sittlich-religiöse Pflege desselben. Jedem Regimente wurde ein Feldprediger beigegeben und täglich Andacht wie Gottesdienst gehalten, auch auf strenge Mannszucht gesehen, deren Festhaltung durch den religiösen Geist des Soldaten erleichtert wurde.

Sein scharfer und richtiger Blick in das Regierungswesen bewährte sich darin, daß er in dem jüngsten unter seinen Reichsräthen, in Axel Oxenstierna, den großen Staatsmann erkannte, dessen Rath er in den schwierigsten Angelegenheiten sich anvertrauen dürfe. Die Ruhe und Bedachtsamkeit dieses Politikers eignete sich ganz, um die Raschheit des Königs unschädlich zu machen und das Feuer seiner Entwürfe in Schranken zu halten. Daß Gustav Adolf den drei mächtigen Feinden, welche ihm sein Vater zugleich hinterlassen hatte, nicht unterlag, zeugte von seiner großen Begabung und hohen Bestimmung. Diese wurde ihm klar, als der im Jahr 1618 begonnene deutsche Religionskrieg allmählig die traurigste Wendung für die Protestanten nahm, und 1629 der Bestand der evangelischen Kirche in Frage gestellt war, welcher der König mit aufrichtiger Liebe aus innigster Ueberzeugung anhing. Da faßte er, 35 Jahre alt, in der Fülle seiner Manneskraft unangesehen der hoch

angeschwollenen Macht des Kaisers, wie einst Luther dem Papst gegenüber, den lange erwogenen kühnen Entschluß, der Retter des an den Abgrund des Verderbens gerathenen deutschen Protestantismus zu werden, den Kaiser zu demüthigen und sich wo möglich als römischer König die Nachfolge auf den deutschen Kaiserthron zu erwerben, auf den vor ihm auswärtige Fürsten ohne Verdienst um die Nation berufen worden waren. Daß solcher Gedanke im Hintergrunde lag, ist weder zu läugnen, da er später ganz offen hervorgetreten ist,[1]) noch auch irgendwie als verwerflich zu schildern. Denn einmal war es wünschenswerth, daß im deutschen Wahlreiche die Kaiserkrone nicht immer auf einem katholischen Haupte sitze noch in der Familie der Habsburger erblich sei; und dann war es besonders damals nöthig, daß die protestantischen Fürstenhäuser mit einem kräftigen Zweige vermehrt würden. Und überdieß war Schweden ein stammverwandtes Volk. Daher kommt es nur darauf an, mit welchen Mitteln Gustav Adolf diesen Zweck verfolgte. Hier muß ihm die Geschichte zur Ehre nachsagen, daß der Eifer für die Erhaltung und Gleichberechtigung des Protestantismus sein erstes und höchstes Ziel war und blieb, welches ehrlich und redlich stets im Vordergrund stund.

In Gustav Adolf war nach Luther der Geist der Reformation zum zweitenmal lebendig geworden. Damals hatte das Wort die Welt erschüttert und das Papstthum aus den Angeln gehoben, jetzt sollte das Schwert ihm neuen Nachdruck geben. Diese Aufgabe war bei der Erschlaffung der protestantischen Fürstenhäuser eben so dringend als schwierig. Doch je größer die im Wege stehenden Hindernisse sind, desto glänzender erscheint die geistige Ausstattung der Männer, welche zur Lösung verwickelter Aufgaben berufen sind. Eine großartige Persönlichkeit dieser Art war Gustav Adolf. Schon in der äußeren Gestalt drückte sich der Adel seines Geistes aus. Dem unvermischten Stamm der Germanen entsprossen, hob sich schlank und würdig seine Leibesgestalt empor. Dem blendenden Weiß seiner Gesichtsfarbe, durch die Röthe der Wangen verschönert, entsprach das reiche gelbe Haar des deutschen Stammes und das große Auge, zwar nicht fernsehend, aber feurig und ausdrucksvoll. Ueppig wallte das Haar über die Schultern herab.

[1]) Nach einer neuestens geltend gemachten Unterredung des Königs mit dem Gesandten Frankreichs aus dem Jahre 1631 wäre sein Ziel lediglich auf ein Protectorat über die protestantischen Staaten von Norddeutschland gerichtet gewesen.

Auf seinem Antlitz ruhte eine Ehrfurcht gebietende Majestät. Ernst, Anmuth und Würde war der Ausdruck seiner schönen Gesichtszüge, bei deren Belebung auf hinreißende Art Milde durchbrach. Die gebogene und edel geformte Adlernase gab ihm schon äußerlich das Ansehen eines Helden. Mit großen Gaben des Verstandes vereinigte sich entschiedene Festigkeit des Willens nebst kluger Berechnung der Umstände. In den Geschäften zeigte er ebenso tiefe Einsicht als umfassenden Ueberblick. Dadurch wurden Unterhandlungen mit Umsicht eingeleitet, mit Ernst und Sicherheit betrieben, mit Stetigkeit und Ausdauer von ihm durchgeführt. Sein hoher Geist war zugleich mit reicher Phantasie geschmückt, mit Scharfsinn und gesundem Urtheil beschenkt und mit der Gabe der Beredsamkeit ausgestattet. So erhob er sich über die Grenzen des Talentes zur Stufe der Genialität, und ging als glänzendes Gestirn über die Bühne dieser Welt. Sittenreinheit ist von der wahren Größe eines Mannes und Fürsten unzertrennlich. Auch darin war der Schwedenkönig seinen Zeitgenossen ein Vorbild. Besonders hervorzuheben ist der persönliche Muth des Königs, seine Unerschrockenheit und Kühnheit in den größten Gefahren, so daß er seinen Freunden und treuen Anhängern schwere Besorgnisse um ihn einflößte. In Folge seiner Herzensgüte und Charakterstärke war er auch ein gerechter Fürst. Fortgebildet zur Weisheit erhob er Duldung zum Staatsprinzip, und behandelte in den eroberten Ländern die Katholiken wie die Protestanten mild und unparteiisch, beiden vollkommene Rechtsgleichheit gewährend. Solche Grundsätze hätte dieser Mann aus einem Gusse nie verläugnet, wenn ihm Gott ein längeres Leben schenkte; und so würde es kein Unglück für Deutschland gewesen sein, wenn seine Entwürfe gelungen wären. Daher wurde sein früher Tod so tief und allgemein beklagt und dafür angenommen, daß das damalige Deutschland seiner nicht würdig gewesen sei.

Doch laßt uns die Geschichte seines Lebens kurz durchgehen, um an seinem Bilde erbaut über das Räthsel seines frühen Hingangs mit dem Apostel auszurufen: O welch' eine Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!

Als seine Jugendgeliebte, Ebba Brahe, Tochter des Reichsdrosten, welcher er mitten in den gefährlichen Feldzügen zärtliche Lieder dichtete und mit der er Krone und Reich getheilt hätte, wenn es ihm von seiner starkmuthigen Mutter, der verwittweten

Königin Christina, Tochter des Herzogs Adolf von Schleswig-Holstein gestattet worden wäre, auf deren Betrieb an seinen Feldherrn Jakob de la Gardie 1618 verheirathet worden war, machte der König im August eine Reise nach Deutschland, wo er in Berlin die Prinzessin Marie Eleonore zum erstenmal sah, über welche ihm schon 2 Jahre vorher sein Gesandter Birkhold geschrieben hatte. Sie war Schwester des Churfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg und zweite Tochter des kurz zuvor verstorbenen Johann Siegmund, geboren 1599 zu Königsberg. Sie galt für eine vollendete Schönheit von ebenso reizender als majestätischer Gestalt und war mit viel Sinn und Verständniß der Kunst begabt. Eine zweite Reise und geradezu nach Berlin unternahm Gustav Adolf im April 1620, und warb bei der Churfürstin Wittwe um die Hand ihrer Tochter, mit der er sich den 28. Nov. zu Stockholm vermählte. Sie hing mit der innigsten Liebe und Verehrung an ihrem Gemahl; und ihr eheliches Glück wurde nur durch seine vielfache Abwesenheit in den Kriegen und die zarte Sorge um sein Leben getrübt. Durch diese Ehe wurden die Augen des Königs näher auf die deutschen Verhältnisse gerichtet. Seine kriegerischen Fähigkeiten waren dazumal schon allgemein bekannt. Nach der Schlacht bei Prag, 3. Nov. 1620, that der spanische Feldherr Marquis von Spinola den Ausspruch: „Gustav von Schweden ist der einzige protestantische Fürst, den man nicht aufbringen darf.“ Die Fortschritte der kaiserlichen Waffen gegen die Protestanten konnten ihm jedoch nicht gleichgültig sein, da es seinen Glaubensgenossen galt. Sein Edelmuth konnte das Ohr nicht verschließen den Klagen der vertriebenen Fürsten von Mecklenburg, welche in Schweden Hülfe suchten. Sie waren überdies seine Nachbarn und Verwandte. Er konnte die Gefahr für sein Reich nicht übersehen, da der Kaiser sich des Herzogthums Pommern nach dem Tode Bogislaus, des letzten seines Stammes, unter Mißachtung der Ansprüche Brandenburgs bemächtigen wollte und bereits Pommern und Rügen besetzen ließ. Er konnte in der, auf die Verbrennung der schwedischen Flotte ausgesetzten Belohnung von 35,000 Thalern nur weitgreifende Pläne des Habsburgers gegen das schwedische Königreich erblicken. Ihm mußte die dem Könige von Dänemark, der den Protestanten zu Hülfe gekommen war, in dem schimpflichen Frieden zu Lübeck, 12. Mai 1629, abgenöthigte Zusage, sich nie wieder in deutsche Reichssachen zu mischen, als ein Vorspiel des kaiserlichen Vorhabens gegen Schweden erscheinen. Was mußte endlich ein so feu-

riger Protestant, ein so kriegsgeübter Fürst wie Gustav Adolf bei Verkündigung des Restitutions-Ediktes vom 6. März 1629 fühlen, nach welchem alle seit dem Religionsfrieden von 1555 eingezogenen geistlichen Güter und die von den Evangelischen besetzten Stifte an die Katholiken abgetreten werden sollten, zumal diese Maßregel hauptsächlich dem näheren nördlichen Deutschland galt? Durfte er dem von Wallenstein hart belagerten Stralsund, das sich in seinen Schutz begeben hatte, die erflehte Hülfe entziehen, da Stralsund zudem der Schlüssel zur Ostsee war? Konnte er die entmuthigten und bestürzten deutschen Protestanten täuschen, deren Auge auf ihn gerichtet war? Denn wenn auch zuzugeben ist, daß er von den schläfrigen damaligen protestantischen Churfürsten nicht gerufen wurde, so war er um so sehnsüchtiger von den kleineren Fürsten, den Städten und dem Volk erwartet. Der König rüstete sich also unter Mitwirkung des Reichsrathes, ohne den er nichts von Bedeutung that, auch wenn er nicht zur Anfrage verpflichtet war; denn er wollte, wenn irgend ein Unglück sich ereignete, nicht als die Ursache davon erscheinen. Des Volkes Herz aber hatte Gustav theils durch sein edelmüthiges Wesen überhaupt, theils besonders durch die Sorgfalt gewonnen, mit welcher er mitten unter seinen schweren Kriegen Stifter der schwedischen Unterrichtsanstalten wurde und dadurch zeigte, wie sehr ihm die heilige Sache der Menschenbildung angelegen sei.

Als nun sein tüchtiges Heer, das er sich in den dänisch-russisch polnischen Kriegen geschaffen und mit geschickten Anführern versehen hatte, zum Ausmarsch vorbereitet war, als er mit den Nachbarn theils Frieden theils mehrjährigen Waffenstillstand geschlossen hatte; berief Gustav am 19. Mai 1630 die Reichsstände, stellte ihnen seine am 8. Decbr. 1626 geborene Tochter Christine als Reichserbin vor, befahl sie ihrer Treue und nahm rührenden Abschied, ahnend, daß er nicht mehr zurückkehren dürfte. Um den Segen Gottes für sein schweres Unternehmen zu erflehen, hatte er im ganzen Königreiche drei allgemeine Buß- und Bettage auf ersten Freitag in den Monaten Juli, August, September angeordnet. Noch lange nach seinem Tode dauerte dieser Gebrauch der schwedischen Kirche fort.

Anhaltender Südwestwind hinderte zuerst die Flotte am Auslaufen, nöthigte sie zur Umkehr, als sie schon die hohe See gewonnen hatte und machte die Ueberfahrt so langsam und beschwerlich, daß frische Lebensmittel von den Seestädten geholt werden

mußten. Hundert Jahre nach Uebergabe des augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes am 25. Juni 1630 ankerte der König bei der kleinen Inſel Ruden an der weſtlichſten der drei Odermündungen während eines heftigen Donnerwetters. Die Küſte war voll nächtlicher Feuer, vom Feinde angezündet, der ſich jedoch in ſein Lager bei Anklam zurückgezogen hatte. Der König ſetzte ſich in ein Boot und befahl die Landung, welche bei Uſedom in platten Fahrzeugen erfolgte. Guſtav ſtieg zuerſt an's Land, fiel auf die Kniee und ergoß ſein Herz in heißem Gebet zu Gott. Hierauf nahm er den Spaten in die Hand. Während die eine Hälfte der gelandeten Mannſchaft mit ihm an Errichtung von Schanzen muthig arbeitete, ſtand die andere kampffertig unter den Waffen. Eilf Regimenter wurden während der Nacht an's Land geſetzt, die übrigen folgten mit Kanonen, Troß und Reiterei. Vormittags ſtand das Heer, 15,000 Mann ſtark, in einem wohlverſchanzten, mit Geſchütz verſehenen Lager, welches das Dorf Peenemünde umſchloß. General Leslie in Stralſund, welcher ſchon im April die Inſel Rügen vom Feinde geſäubert hatte, vereinigte ſich jetzt mit dem Könige, der ſofort die Kaiſerlichen aus den Inſeln Uſedom und Wollin vertrieb und ſich zum Herrn über die Odermündungen machte. Den alten Herzog von Pommern wußte er zu bewegen, ihm am 20. Juli Stettin einzuräumen und nach ſeinem Tode den Beſitz Pommerns bis zum Erſatz der Kriegskoſten zuzuſichern.

Bei dieſem kühnen, ſeit Jahren jedoch erwogenen Unternehmen iſt Guſtav Adolfs Gottvertrauen in doppelter Hinſicht bewundernswürdig. Für's erſte zog er gegen den Kaiſer in's Feld, welcher die Obermacht im Reich und die Proteſtanten unter ſich hatte, obgleich er wiſſen konnte, daß ihm eine vierfach ſtärkere Armee entgegen ſtund. Dies kann bei einem Fürſten, welcher ſonſt Alles berechnete, nicht aus Verwegenheit abgeleitet werden; es muß ſeine Quelle im Vertrauen auf die göttliche Hülfe haben. Sodann fehlte es dem König nicht nur an genügender Mannſchaft, ſondern auch an Geld. Zwar wurden ihm von Frankreich bedeutende Hülfsgelder angeboten, weil dieſe Krone die Einſchränkung der habsburgiſchen Macht zu ihrer Aufgabe machte; aber Guſtav ſchlug die Unterſtützung aus, ſo lange die Bedingung daran geknüpft wurde, die Pläne Frankreichs zum Nachtheile Deutſchlands zu den ſeinigen zu machen und ſich zum Diener dieſer Macht herzugeben. Kann es anders als ſchließlich aus Gottvertrauen abgeleitet werden, wenn er in ſo bedenklicher Lage geiſtesſtark genug

blieb, um ohne französisches Geld den Krieg gegen die entschiedenste Uebermacht zu wagen? Denn wiewohl er wußte, daß Deutschland, obgleich ausgesogen, weit größere Hülfsmittel darbot als das arme Schweden; so widerstrebte es der edeln Gemüthsart dieses Fürsten, nach Art Wallensteins zu brandschatzen und seine Krieger hausen zu lassen. Nimmt man noch hinzu, daß gerade 1629 und 1630 die Pest verheerend in Schweden sich verbreitete und in Stockholm so stark wüthete, daß der Hof, wie schon 1622 in gleichem Fall, die Hauptstadt verließ; so kann der Entschluß des Königs nur aus höherem, unwiderstehlichem Triebe abgeleitet werden. Wenn endlich in dem Augenblick als Gustav an Deutschlands Nordküste landete, die ganze Macht Friedlands (abgesetzt Septbr. 1630) und Tillys unter den Waffen stund und 160,000 Streiter sich um ihre Fahnen scharten, und dennoch der Schwedenkönig unverzagt den Angriffskrieg wagte, während seine Räthe nur einen Vertheidigungskrieg vorschlugen; so sieht man deutlich, daß der Entschluß Gustav Adolfs, welcher 1625, als er durch Frankreich mit Führung eines Krieges gegen den Kaiser beauftragt werden wollte, 75,000 Streiter verlangte, nur das Werk einer höheren Eingebung sein konnte, daß es folglich Glaubenskraft war, die ihn leitete und auch unter der Bedenklichkeit seines Schwagers, des ängstlichen Churfürsten von Brandenburg und der Abneigung des mit Oesterreich coquettirenden Churfürsten Johann Georg von Sachsen zum Anschluß an ihn nicht verließ.

Man hat von gewissen Seiten sich bemüht, das Lichtbild in welchem die evangel. Christenheit Gustav Adolf zu erblicken gewohnt war, in ein Schattenbild zu verwandeln und ihm besonders auch den Fall Magdeburgs (10. Mai 1631) als Schuld aufgebürdet. Allein mit Unrecht. Gustav Adolf hat während der Belagerung dieser wichtigen Festung und volkreichen Stadt stets darnach gestrebt, sie zu entsetzen. Da er aber durch die brandenburgischen Festungen Cüstrin und Spandau einen Rückhalt und durch das sächsische Heer eine Verstärkung bedurfte; so fällt die Schuld auf die Zögerung dieser beiden Churfürsten, diese nothwendigen Forderungen zu gewähren, zu welchen sie sich auch nach der Erstürmung Magdeburgs nur durch Drohung und Umstellung ihrer Hauptstädte bewegen ließen. Aber erst, als die churfächsischen Lande von Tilly überschwemmt und hart gebrandschatzt wurden, suchte Johann Georg in seiner Bedrängniß die Hülfe des Schwedenkönigs, der an ihm viel edler handelte, als er verdient hatte,

und die von Sachsen betriebene Schlacht bei Leipzig oder Breitenberg trotz der schlechten Haltung und schimpflichen Flucht der Sachsen und ihres verzagten Churfürsten gegen Tilly und Pappenheim zur Rache des an Magdeburg verübten Gräuels mit seinen Schweden gewann. Diese Schlacht am 17. Septbr. 1631 dauerte blos von Nachmittags 2—7 Uhr, und endigte mit einer vollständigen Niederlage des bis dahin nie besiegten Feldherrn Tilly. Man hat Gustav darüber getadelt, daß er nach diesem glorreichen Siege nicht sofort auf Wien seinen Marsch gerichtet habe, um dem erschrockenen Kaiser vor den Thoren seiner Hauptstadt den Frieden vorzuschreiben. Dies war der Rath des unkriegerischen Churfürsten von Sachsen, den Gustav von seiner Flucht zurückholen ließ und großmüthig behandelte. Allein so gewiß einst Hannibal nach dem Siege bei Cannä auf Rom losgegangen wäre, hätten ihn nicht die triftigsten Gründe davon abgehalten; so sicher haben wir anzunehmen, daß Gustav Adolf, dessen Kühnheit nicht erst bewiesen werden darf, nur aus höheren Gründen der Strategie diesem lockenden Vorschlag nicht beigetreten ist. Er zog sich nach dem Südwesten Deutschlands, wo Sachsen, das sich dazu anbot, nicht im Stande gewesen wäre, die Macht des katholischen Bündnisses, Liga genannt, für sich zu brechen oder gar zu vernichten. Im Siegeslaufe erobert er schnell Erfurt, fällt in Thüringen und Franken ein, gewinnt Würzburg, bricht über Rothenburg an der Tauber gegen den Rhein auf, nimmt Frankfurt weg, setzt über den Rhein und erobert Mainz. Hier und in Frankfurt hält er den Winter durch abwechselnd sein Hoflager. Gesandte aller Mächte und viele Mitglieder der hohen deutschen Aristokratie erschienen jetzt vor dem Manne, den ganz Europa als ein hellleuchtendes, glückverheißendes Gestirn verehrte. Welch' patriotische Gesinnung mitten im Glück ihn beseelte, davon giebt das ablehnende Benehmen des Königs gegen Frankreich, das ihn jetzt unbedingt unterstützte, aber schon damals das Elsaß sich vorbehalten wissen wollte, ein ehrenvolles und für die späteren Münsterschen Friedensverhandlungen des Kaisers beschämendes Zeugniß.

Unter vielfachen diplomatischen Verhandlungen, bei denen sich der Schwedenkönig als ebenso geschickten Staatsmann wie Feldherrn zu erkennen gab, verging der Winter 1631/32. Am 13. März brach der König von Mainz auf und vereinigte sich am 22. mit dem seit Ende Januars zu mehreren Unternehmungen vorausgeschickten Feldmarschall Gustav Horn bei Kitzingen. Bald zählte

nun das Heer 40,000 Mann; eine Uebermacht, welche den geschwächten Tilly zum Rückzug nach Ingolstadt bewog. Gustav Adolf erschien am 26. März vor Donauwörth, vertrieb den Herzog von Lauenburg und stellte die freie reichsstädtische Verfassung nach 25jähriger bairischer Herrschaft wieder her. So hatte er die Brücke über die Donau, den einen Schlüssel in's Baiernland, in der Hand. Der andere über den Lech sollte ihm auch bald werden. In dem Städtchen Rain hatte Tilly eine feste Stellung genommen und der Churfürst von Baiern mit der ganzen aufgetriebenen Landwehr war in sein Lager gekommen. Gustav wurde jedoch schon am 15. April Meister des Platzes und Tilly tödtlich verwundet. Von hier ergab sich am 24. Augsburg ohne Schwertstreich. Der König hielt einen feierlichen Einzug und ließ sich von der Bürgerschaft huldigen. Am 25. eilte er nach Ingolstadt, unter dessen starken Wällen Churfürst Maximilian lagerte. Hier war es, wo ein 24-Pfünder so geschickt auf ihn abgefeuert wurde, daß die Kugel hart am Waden des Königs vorbei durch den Bauch seines Pferdes schlug, so daß er mit Blut und Staub bedeckt unter das fallende Roß stürzte. Der Churfürst Max rettete sich jetzt, dem Rathe des sterbenden Tilly folgend, nach Regensburg, ehe Gustav Adolf diese Reichsstadt, den Schlüssel zu Baiern und Böhmen zugleich erreichen konnte. Nun brach der König anfangs Mai nach Alt-Baiern auf, wo die von der katholischen Geistlichkeit aufgestachelten Volksleidenschaften ihn zur Strenge nöthigten, und wo seine über die Heimtücke erbitterten Soldaten eine Menge Dörfer zur Rache für die von den Bauern ermordeten Kriegsleute in Rauch aufgehen ließen. Der König eroberte nicht nur das ganze platte Land, sondern auch Moosburg, einen Paß an der Isar, Landshut und Freising, und erschien am 17. Mai mit seinem Heere vor den Mauern der Hauptstadt München. Sofort überbrachte man ihm die Schlüssel der Stadt, in welcher er drei Tage verweilte, strenge Mannszucht hielt und sich 300,000 Thaler Kriegssteuer zahlen ließ. Diese Bedrängniß seines Verbündeten nöthigte den Kaiser, dem kaum zwei Jahre vorher auf Andringen der Fürsten in Regensburg abgesetzten Wallenstein unter drückenden Bedingungen den Oberbefehl wieder zu übergeben. Bald hatte dieser ein Heer von 50,000 Mann angeworben, die Sachsen unter ihrem unthätigen und verrätherischen Feldmarschall Arnim aus Böhmen vertrieben; und marschirte nun auf Nürnberg zu, um so bald als möglich zu zeigen, wer in Deutschland Herr sei, er oder

der Schwede. Gustav Adolf erhob sich nun von Memmingen, und zog den Baiern nach, welche Regensburg verlassen und die Oberpfalz erreicht hatten. Den 18. Juni kam er nach Nürnberg, am 22. nach Sulzbach. Nachdem er das Bündniß mit der alten Reichsstadt geschlossen hatte, der er das Schicksal Magdeburgs ersparen wollte, so begannen am 1. Juli die Belagerungsarbeiten. Wallenstein hatte mit 60,000 Mann, denen der König vorerst kaum ein Drittheil entgegenstellen konnte, zwischen den Dörfern Stein und Dombach ein festes Lager bezogen, von wo er Nürnberg und die schwedische Stellung übersehen konnte. Am 31. August, als schon in beiden Lagern Hunger und Seuchen ausgebrochen waren und Herzog Bernhard von Weimar mit seinen Schaaren den König verstärkt hatte, bot dieser eine Schlacht an; aber Wallenstein blieb hinter seinen Schanzen. Selbst nach dem mörderischen Angriff verließ er sein verpestetes Lager nicht. Als aber der König am 18. Septbr., um dem Elend ein Ende zu machen, mit klingendem Spiel an Wallenstein vorübergezogen war, zündete er fünf Tage nachher sein Lager an und marschirte nach Coburg, Altenburg und Leipzig. Diese Bewegung rief den König zurück, der seinen Lauf nach Süden gerichtet hatte. Wallenstein hatte die Absicht, während des Winters Sachsen auszuplündern, den Churfürsten vom schwedischen Bündnisse abzuziehen, im Frühjahr Niederdeutschland und Mecklenburg zu erobern, dem König den Rückzug abzuschneiden, um ihn dann zu erdrücken. Dieser kam in Eilmärschen am 23. October nach Arnstadt und 28. nach Erfurt, wo seine Gemahlin ihn auf dem Marktplatz ereilte, der er am andern Morgen den letzten Abschiedskuß gab. Am 11. November erreichte er Naumburg. Bei seinem Einzug stürzte das Volk auf die Kniee, streckte ihm die Hände entgegen, küßte den Saum seines Gewandes und pries ihn laut als seinen Retter. Erschrocken über die abgöttische Verehrung sprach der König: „ich fürchte, der Himmel werde ein Unglück über mich verhängen; denn diese Leute ehren mich wie einen Gott.“ Jetzt wurde an einem festen Lager gearbeitet, da der König sich erst mit dem Herzog Georg von Lüneburg und mit dem Churfürsten Georg von Sachsen vereinigen wollte. Wallenstein zog sich nach Weißenfels zurück, wo ihn die Nachricht von der Verschanzung des Königs bei Naumburg erreichte. Jetzt nahm er sich vor, denselben wo möglich abzuschneiden und brach den 14. Novbr. nach Lützen auf. Der König, den Plan durchschauend, verließ sofort Naumburg. Unterwegs erfährt er Pappenheims

Wegzug und wie unbesorgt Wallensteins Truppen in den Dörfern um Lützen liegen. „Nun glaube ich, rief er aus, daß Gott den Feind in meine Hände gegeben hat," und beschloß die Schlacht, obgleich die Sachsen nicht angekommen waren, sondern ihn wie bei Leipzig im Stiche ließen. Die Schweden drangen rasch gegen Lützen vor; und Nacht war es am 15. Novbr. als sie von den Hügeln in die Ebene hinabstiegen und auf offenem Felde mit dem König an der Spitze lagerten.

Ein dichter Nebel bedeckte Dienstag Morgens 16. Novbr. 1632 das Schlachtfeld, so daß die feindlichen Heere, obgleich so nahe beisammen, einander nicht sehen konnten. Gegen 11 Uhr brach die Sonne durch. Das schwedische Heer hatte sein Morgengebet auf den Knieen verrichtet und Luthers Lied: Ein' feste Burg gesungen. Der König stimmte das von ihm verfaßte Lied an: Verzage nicht, du Häuflein klein, und stieg im Tuchrock blos mit Lederwamms darüber zu Pferd, durchritt die Reihen der Krieger, hielt an jede Nation die geeignete Ansprache, und gebot, den Degen über dem Haupte schwingend: Vorwärts! Lützen, das die Kaiserlichen, um Ueberflügelung zu verhindern, angezündet hatten, ging eben im Rauche auf. Die Kanonen donnerten gegen die anstürmenden Schweden; in den Gräben verborgene Musketiere richteten ein mörderisches Gewehrfeuer auf sie. Dennoch wurden die feindlichen Batterien genommen und zwei ungeheure Vierecke geworfen. Bei dem Graben angekommen stutzte die Reiterei, folgte aber schnell, als der König zuerst übersetzte. Jetzt vernimmt er, daß das Fußvolk in's Weichen geräth, eilt ihm an der Spitze der smaländischen Reiterei zu Hülfe, geräth aber im Voraneilen, während der Nebel sich nochmals ausbreitet und sein kurzes Gesicht ihn verführt, mitten unter Piccolominis Küraſſiere. Sein Pferd bekommt einen Pistolenschuß durch den Hals, ein zweiter zerschmettert des Königs linkes Armbein. Im Weichen dringt ihm ein Schuß in den Rücken, so daß er vom Pferde fällt und eine Strecke weit im Steigbügel fortgeschleppt wird. Von des Königs Reitknechten lag der eine todt, der andere verwundet da. Die Schweden, durch die Nachricht: „Der König ist verwundet, gefangen, todt" mit neuer Kampfeswuth erfüllt, fielen unter Bernhard mit Todesverachtung die Feinde an und warfen sie auf allen Seiten zurück. Ja, sie ermannten sich auf's neue, als Pappenheim mit seinen frischen Truppen in sie einbrach, und erfochten einen vollständigen Sieg. Ueber 9000 Todte, unter denen auch Pappenheim,

deckten die Wahlstatt. Die Schlacht hatte 9 Stunden gedauert, Wallenstein war besiegt und überließ den Schweden das Schlachtfeld. So ruhmvoll endete der große Schwedenkönig, Gustav Adolf; ein Mann, ebenso umsichtig als kühn, so daß ihm selten ein Plan mißlang, in der Schlacht unverzagt und muthig wie ein Löwe, im Rathe klug und biedersinnig. Sein Thun und Wirken hinterläßt den Eindruck des Großartigen, Uneigennützigen, Edeln. Die Krieger hingen an ihm nicht blos weil er sie zu Siegen führte, sondern weil er für sie sorgte, sie in Zucht hielt und in Mühsal und Gefahr theilnehmend voranging. Das Volk verehrte ihn als Retter und Biedermann und nicht blos aus Staunen über sein großartiges Wirken. Selbst Nicht-Protestanten können ihm den Zoll der Hochachtung nicht verweigern. So lange es eine deutsche Geschichtschreibung geben wird, so lange wird sein Name blühen und wie ein Stern am Himmel scheinen.

Die wohlthätige und gesegnete Gustav-Adolf-Stiftung, welche 200 Jahre nach seinem Tode entstand und als Hülfsanstalt für bedrängte und zerstreute evangelische Gemeinden schon so Großes geleistet hat, ist ein würdigeres Denkmal für diesen königlichen und christlichen Helden als der Schwedenstein bei Lützen, der die Stelle andeutet, wo er gefallen ist.

J. G. Vaihinger in Canstatt.

---

353. Der westfälische Friede.

24. October.

„Es ist wohl ein halb Himmelreich, wo Frieden ist" — sagt Luther und wer stimmt ihm nicht von ganzem Herzen bei mitten aus dem Leid und Streit dieser Erde heraus? Aber wer gar die Verwüstung eines 30jährigen Krieges gesehen hat, die steten Plünderungen roher Kriegsschaaren, die Jammergestalten des Hungers und der Seuchen, die Flammen von hundert brennenden Dörfern und Schlössern in einer Nacht (wie einst in Böhmen), die rauchenden Schutthaufen seiner väterlichen Wohnplätze, — der weiß die „edle Gottesgabe" erst recht zu schätzen. Wie eine liebliche Abendfeierglocke erklang zur Herbstzeit des Jahres 1648 unsern Vorvätern vom Westen ihres armen deutschen Vaterlandes her die Friedensbotschaft, die den 30jährigen Krieg, den Bürger- und Religionskrieg zu Grabe läutete.

Dieser Krieg, 1618 entbrannt, wurde immer mehr Religionskrieg, so daß der luther. Churfürst von Sachsen erst auf Seiten des Kaisers, sich bald zu den Protestanten schlug. Im Jahre 1629 schien er schon geendet und zwar zum Nachtheile der Protestanten (besonders der Reformirten) — als der fromme und tapfere Schwedenkönig Gustav Adolf auf den Kampfplatz trat. Ohne ihn wären dem deutschen Vaterlande 18 verwüstende Kriegsjahre erspart, aber auch die Vortheile des nachherigen Friedens nicht errungen. Ja auch das wollen wir nicht vergessen, welche unvergeßbare geistliche Früchte der HErr seiner Kirche in dieser Nothzeit reifen ließ. P. Gerhard's köstliche Glaubenslieder, Arndt's wahres Christenthum, H. Müller's Erquickstunden, Scriver's Seelenschatz u. A. traten bald darauf aus dem Dunkel dieser Zeit ans Licht.

So groß der Jammer war, so unverzeihlich langsam wurden die Friedensverhandlungen hingezogen, als man nun endlich des Krieges müde war. Schon 1641 sprach man zu Regensburg ernstlich darüber und bestimmte die Städte Münster und Osnabrück zu dem Abschluß derselben. Ja schon 1634 erkannten die kathol. Fürsten, daß sich die Protestanten nicht so ausrotten ließen und machten Friedensversuche, die aber der französische Kardinal Richelieu vereitelte. Die Franzosen waren es auch vornehmlich, die Alles in die Länge zogen, selbst als man mit genauer Noth so weit gekommen war, daß die französischen Gesandten in Münster, und die schwedischen in Osnabrück sich einfanden, um einzeln, dort über die auswärtigen, hier über die deutschen Verhältnisse mit dem Kaiser und den Reichsständen zu unterhandeln. Da gab's denn so viele weitläufige Streitereien über Rang und Ehre, über das Sitzen im „Friedenssaale" (!), über die Reihenfolge der Unterschriften, daß man erst 1645 nach zwei Jahren dazukam, die inzwischen aufgestellten Vorschläge ernstlich zu berathen. Zum Schutz der Evangelischen hatte sich das katholische Frankreich, das seine protestantischen Unterthanen blutgierig verfolgte, in den Krieg gemischt und als sie ihre Zwecke erreicht, fing es an die Forderungen der Katholischen gegen die Evangelischen zu unterstützen.

Einen andern Aufenthalt verursachten die Religionsbeschwerden, insonderheit daß einestheils die Protestanten auch die kirchlichen Güter nicht fahren lassen wollten, anderntheils auch die Reformirten besondre Ansprüche erhoben. Die Reformirten wollten rechtlich in Deutschland anerkannt sein. Das war billig. Aber daß sie auch das Recht verlangten: ein reformirter Fürst solle

seine lutherischen Unterthanen zum Calvinismus zwingen dürfen, das konnten die Evangelischen nicht zugeben. Die Reformirten gaben endlich nach, weigerten sich aber doch, eine schriftliche Erklärung darüber abzugeben.

Indessen wüthete der Krieg unter Raub und Plünderung, unter Sengen und Brennen immer fort, denn jeder wollte am Ende noch möglichst siegreich dastehen um möglichst große Forderungen machen zu können. Endlos seufzte das deutsche Volk, von dem kaum der dritte Theil mehr übrig war, auf den rauchenden Schutthaufen seiner Städte, die so verwüstet waren, daß man z. B. in Berlin nur noch 300 Menschen zählte. In evangelischen Ländern sang man die Jeremiasklagen des theuern P. Gerhard:

Lösch aus, HErr, deinen großen Grimm
Im Brunnen deiner Gnaden,
Erfreu und tröst uns wiederum
Nach ausgestandnem Schaden!
Willst du denn zürnen ewiglich,
Und sollen deine Fluthen sich
Ohn alles End ergießen?

Ach, daß ich hören sollt das Wort
Erschallen bald auf Erden,
Daß Frieden sollt an allem Ort,
Wo Christen wohnen, werden!
Ach! daß uns Gott doch sagte zu
Des Krieges Schluß, der Waffen Ruh,
Und alles Unglücks Ende!

Aber der Himmel schien ehern und die Wolken undurchdringlich. Alles Seufzen beschleunigte nicht den trägen Gang der Friedensverhandlungen; ja als man selbst am 24. März 1648 in Osnabrück und am 5. September in Münster (mit Frankreich!) fertig war, so vergingen doch noch acht volle Wochen, ehe man über Ordnung und Reihefolge bei der Unterzeichnung der Friedens-Instrumente eins wurde. Endlich am 24. October 1648 konnte der Friedensruf von Münster ausgehen in die harrenden Lande und ihm von P. Gerhard's Harfe aus Aller Herzen das Friedenslied entgegenklingen:

Gottlob! nun ist erschollen
Das edle Freud- und Friedenswort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.

Wohlauf! und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor
O Deutschland und sing wieder
Im hohen vollen Chor!
Erhebe dein Gemüthe
Und danke Gott und sprich:
HErr deine Gnad und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!

Der Hergang aber bei der feierlichen Friedensschließung war dieser. Am besagten Tage, Nachmittags 1 Uhr, fuhren die Gesandten der auswärtigen Mächte in großem Galla-Aufzuge zu gleicher Zeit von ihrer Wohnung ab durch die Straßen Münsters und zwar die schwedischen zu zwei kaiserlichen und die französischen zu zwei anderen kaiserlichen Gesandten. (Der Mann, welcher sich hochverdient gemacht um die Beschleunigung der sonst noch langsamern Friedensunterhandlungen, der edle deutsche Graf Max von Trautmannsdorf, kaiserlicher Staatsminister, zur römischen Kirche übergetreten, war leider nicht mehr dabei, wohl von den ihm mißtrauenden Jesuiten entfernt!) Die beiden Friedensinstrumente (das von Osnabrück in 17 Artikeln doppelt so lang als das von Münster) jedes in zwei Exemplaren, welche auf Papier geschrieben und in weißem Pergament mit dem eingepreßten Reichsadler gebunden waren, holten die Gesandtschaftssecretaire feierlichst vom Reichsdirectorium her. Nach der Verlesung unterzeichneten die kaiserlichen Gesandten zuerst, dann fuhr man in die Quartiere der Schweden und Franzosen, wo auch sie jeder in seiner Wohnung unterschrieben. Zuletzt unterschrieben nach nochmaliger Verlesung im bischöflichen Hofe die übrigen Gesandten (außer dem von Churſachsen, der erst nachträglich am 8. November die Unterschrift vollzog), so daß wir unter dem Osnabrückschen Document 40, unter dem Münsterschen 38 Namen finden. Von 8—9 Uhr Abends, als dem Zeitpunkt der Unterschriftsbeendigung, donnerten alle Kanonen der Stadtbasteien in drei Salven den lang ersehnten Friedensgruß, der mit Wundereile die deutschen Gauen durchflog.

Tags darauf am 25. October hielten die Evangelischen bei der Wohnung des schwedischen Bevollmächtigten, Grafen Oxenstierna, einen feierlichen Dankgottesdienst ab, wobei Dr. Schuppius über Ps. 126 predigte. Nachdem Alle den Dank gegen den Gott des Friedens hatten laut werden lassen, reichten die Evangelischen den Schweden mit dem Ausdrucke ihres Dankes für die ihnen im Kriegs- und Friedenswerke geleistete Hülfe die deutsche

Hand. Von 10 Uhr Vormittags an wurden die Friedensbedingungen nach ihrem vornehmsten Inhalt durch den Stadtschreiber an den öffentlichen Plätzen Münsters, wo das Militair und die Bürgerwehr aufgestellt war, vorgelesen. Den Stadtschreiber auf geschmücktem Roß umgaben Trompeter und Stadtdiener in Scharlachmänteln. So oft er redete, feuerten Soldaten und Bürger ihre Gewehre los, während die Kanonen von den Basteien dazwischen dröhnten. Von den Thürmen und dem Rathhause, dessen hinteren Theil der „Friedenssaal" ausmacht, flatterten bunt die Fahnen durcheinander. In den Straßen mischte das Volk seine Jubeltöne mit den Freudenschüssen bis um die Stunde der Mitternacht.

Nun wurden die Friedensurkunden nach den einzelnen Regierungen zur Bestätigung gesandt und am 18. Februar 1649 (Luther's Todestage) konnten die Ratifikationen ausgewechselt werden. In großer Galla fuhren die Gesandten wieder auf; Abends um 6 Uhr verkündeten die Kanonen den Schluß dieser Handlung. Freitag 19. Februar hielten die Evangelischen abermals einen Dankgottesdienst, während von den Katholiken am Sonntag 21. eine große Procession unter dem Geläute aller Glocken und den Feuersalven der Soldaten und Bürger veranstaltet ward. Den Schluß dieses Tages bildeten prächtige Feuerwerke, welche die Stadt Münster zum Besten gab.

Aber es gab einen alten Feind, der sich wider Aller Erwarten vom Frieden ausschloß. Freilich merkte er, daß ein solcher Frieden für ihn ein Todesstoß war. Am 10. November 1648 (Luther's Geburtstage) erschien vom Papste, dessen Botschafter selbst bei den Friedensvermittelungen thätig, aber mit dem Ausgange freilich nicht zufrieden war, eine feierliche Verwahrung gegen den westfälischen Friedensschluß! Allein Deutschland, das durch Schaden klug und doch noch nicht klug genug geworden, kehrte sich daran nicht; der Wiener Buchhändler, welcher die päpstliche Bulle gedruckt hatte, wurde sogar bestraft und im Jahre $16\frac{4}{5}\frac{8}{0}$ wurden in dem Friedensvollzugsreceß zu Nürnberg „alle Protestationen gegen den Friedensschluß für null und nichtig" erklärt. (Auch hier in Nürnberg wieder große Festlichkeiten, unter Andern ein glänzendes Festmahl aller Gesandten, während dessen vom Rathhause herab aus einem hölzernen, vergoldeten Löwen rother und weißer Wein für das jubelnde Volk Nürnbergs herabsprang.) Rom protestirte Anno 1654 gleichwohl noch einmal; ja sogar im

Jahre 1815, als der protestantische König von Preußen und der griechische Kaiser von Rußland dem vertriebenen Papste zu seinem Lande wieder verholfen hatten, weigerte sich derselbe allnoch, den, wie er sagte, „unglückseligen" westfälischen Frieden anzuerkennen. Also dem Staatsrecht zufolge ist uns von Rom aus beharrlich der Vernichtungskrieg erklärt, dessen offenen Ausbruch nur die Staatsverhältnisse hindern.

Was war denn nun außer der süßen Friedensfrucht, die man ja vorher auch genossen und der wohl besonders der festliche Jubel des Volkes galt, die besondere Errungenschaft des Krieges? Kosten lassen hat man's sich wahrlich viel, sehr viel: die Zerstörung der blühendsten Städte, Verwüstung der fruchtbarsten Landstrecken, das Blut von vielen Tausenden, Angst und Noth zahlloser Armer, Kranker, Weiber, unerträglich langsam marternde Friedensunterhandlungen, Länder und Gelder an Schweden und Frankreich. — Auf staatlichem Gebiete wissen wir nicht, wenn nicht die Landeshoheit der einzelnen deutschen Fürsten und Stände in Unabhängigkeit vom Kaiser, welche thatsächlich schon durch die Theilnahme Aller an der Friedensverhandlung und ausdrücklich rechtlich im Vertrage ausgesprochen wurde. Dies hat im Lauf der Zeit wohl viele Mißstände herbeigeführt; indeß für die damaligen Zeitverhältnisse besonders die kirchlichen und allgemein geistigen (wissenschaftlichen) Lebensbedingungen war das gerade von großem Werth.

Für die evangelische Kirche war aber allerdings ein Großes errungen, nämlich die völlige, rechtlich verbürgte Religionsfreiheit augsburgischer Confession, woran nun die Reformirten auch Theil hatten, indem sie bei Bestätigung des Passauer Vertrages von 1552 mit eingeschlossen wurden. Nur für die armen österreichischen Unterthanen war das nicht zu erlangen — auch eine Frucht französischer Treulosigkeit! Sie blieben unter dem Drucke römischer (jesuitischer) Verfolgung — und das einzige, was man erwirkte, war, „daß auf Vermittelung des Königs von Schweden und den Confessionsverwandten zu Liebe der Kaiser (der Jesuitenzögling Ferdinand II.) verstattete, daß sie wegen Bekenntniß augsburgischer Confession nicht gezwungen sein sollten, auszuwandern, noch gehindert werden sollten, die Religionsübung außer ihrem Gebiete zu suchen." Wie schlecht auch dies gehalten, weisen die Geschichtsbücher der allerneusten Zeit nach — die Protestanten in Linz und die Zillerthaler. Allein für

die evangelische Kirche in übrigen deutschen Landen ist und bleibt dieser Friedensschluß doch ein ewig denkwürdiges und dankwürdiges Ereigniß in der Gnadenführung des Herrn. O daß du dich zu Ihm kehren möchtest, mein deutsches Volk, mit dankgebeugtem und bußfertigem Herzen, und halten zu dem Gott deines Heils mit größerer Treue, als in dieser Zeit des Abfalles — dann, dann allein wirst du fröhlich singen können: „Er wird mich erhalten bei meiner Kraft und wird mir Frieden schaffen.“ „Denn so spricht der Herr, der solches macht, thut und ausrichtet: Siehe ich will sie heilen und gesund machen und will sie des Gebets um Frieden und Treue (Wahrheit) gewähren. Und sie werden sich verwundern und entsetzen über allem dem Guten und über allem dem Frieden, den Ich ihnen geben will.“

(Geschrieben 1857.) A. Rische in Lippspringe, jetzt in Schwinkendorf b. Malchin.

---

b. Seit dem dreißigjährigen Krieg.

1. Weltliche Stände.

354. Ernst der Fromme.

31. März.

Ernst der Fromme, Herzog zu Sachsen, ist das Muster eines evangelischen Landesfürsten gewesen und hat als solcher kaum je Einen seinesgleichen gehabt. Er war in der heiligen Christnacht im Jahre 1601 zu Altenburg geboren. Sein Vater Johann war der Urenkel Johanns des Beständigen, der 1530 zu Augsburg vor Kaiser und Reich den evangelischen Glauben standhaft bekannte, und Enkel Johann Friedrichs des Großmüthigen, der 1547 in der Schlacht bei Mühlberg gefangen wurde, aber lieber Land und Leute, ja das Leben verlieren wollte, als den Glauben verleugnen. Aber die Nachkommen frommer Männer sind nicht immer auch fromm und die zehn Brüder Ernsts des Frommen sind nicht etwa alle ihm gleich gewesen, obgleich sie alle eine gleiche christliche Erziehung in der Weise ihrer Zeit erhalten haben. Drei von den eilf Brüdern starben sehr früh: fünf sind

ganz gute, aber doch nur gewöhnliche Fürsten gewesen: nur drei waren außerordentliche Männer, nehmlich Ernst der Fromme, der neunte unter den Brüdern, Johann Friedrich, der zunächst vor ihm im Jahre 1600 geboren war, und Bernhard, der eilfte und letzte. Wer kennt nicht den Herzog Bernhard von Weimar, der im dreißigjährigen Kriege Einer der tapfersten Kriegshelden war, aber trotz seiner Tapferkeit fast immer unglücklich in seinen Unternehmungen! er starb, 35 Jahre alt, in der Blüthe seiner Kraft im Jahre 1639 zu Neuburg am Rheine: sein Name aber ist in Ehren geblieben für alle Zeiten. Aber der andere Bruder Johann Friedrich war ein unglückseliger Mann, jähzornig, argwöhnisch, ein Mörder: er gab sich ganz dem finstern Geiste hin, der in jener Zeit die Herzen der Ungläubigen bethörte: er ließ sich in allerlei Zauberkünste ein und schloß, wie weiland Faust, einen Bund mit dem Teufel. Er war so wild und unbändig, daß seine Brüder ihn gefangen setzen mußten, und hat sich im Jahre 1628 selbst ums Leben gebracht. Ernst der Fromme war in Allem das Gegentheil dieses gottlosen Bruders: er war unter den eilf Brüdern der Joseph. Er war noch ein kleiner Knabe, als er an seine Mutter, Dorothea Marie, eine Fürstin aus dem Hause Anhalt-Köthen, ein Briefchen schrieb, worin er sich zum Weihnachtsgeschenk eine Bibel erbat. Sein Lebelang nährte er sich daheim und auf Reisen mit dem Worte Gottes und schöpfte daraus nicht nur seines Herzens Trost und Kraft, sondern auch seine fürstliche Weisheit. Noch nicht völlig vier Jahr alt, verlor er am 31. October 1605 seinen Vater durch den Tod und kam nebst seinen Brüdern unter die Vormundschaft des Kurfürsten von Sachsen, unter der er bis zum Jahre 1615 blieb, wo sein ältester Bruder Johann Ernst mündig wurde und nun die Vormundschaft für seine jüngeren Geschwister übernahm. Doch leitete seine Mutter, die verwittwete Herzogin, vorzüglich seine Erziehung, bis sie am 18. Juli 1617 auch verstarb. Da konnte der verwaisete Prinz, wie manches andre arme Waisenkind, sagen: „Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf.“ Sein Unterricht war sehr mangelhaft gewesen; aber Gott hatte ihn im Verborgenen die Kunst gelehrt, sich selbst zu unterrichten und zu bilden. Er achtete auf Alles, behielt es im Gedächtniß, dachte darüber nach und erkannte leicht die Vorzüge einer Sache, so wie die Mängel: so sammelte er eine Menge Kenntnisse und Einsichten in Naturkunde, Landwirthschaft, Handwerken und Gewerben und sann darüber nach,

wie wohl Verbesserungen anzubringen wären. Die Regierungskunst lernte er vorzüglich aus der Geschichte und allermeist aus der Geschichte seines eigenen Landes und seines fürstlichen Hauses. Er ließ es sich nicht verdrießen, in den Archiven die bestäubten Acten und Urkunden durchzulesen und Auszüge daraus zu machen, wodurch er denn eine sehr genaue Kenntniß seines Landes, auch der Reformation und der evangelischen Kirche sich erwarb. Bis zum Jahre 1636 hat er nach und nach sich eine Sammlung von mehr denn hundert Foliobänden solcher Auszüge angelegt. Er bekümmerte sich auch frühzeitig um die Mängel des Schulunterrichts. Um das Jahr 1630 trat ein gewisser Ratich mit einer neuen Methode des Unterrichts auf und machte Aufsehn, indem er immer den Spruch im Munde führte: „Gewohnheit verschwindt, Vernunft überwindt, Wahrheit Platz findt.“ Herzog Ernst ließ ihn kommen, hörte und prüfte ihn, merkte aber bald, daß der große Vernunftmann und Weltverbesserer, wie manche Andre seiner Art, sich nur wichtig machen wollte. Der fromme Fürst ließ sich nicht leicht durch Flittergold täuschen, weil er es mit sich selbst genau nahm und in wahrer Gottesfurcht wandelte. Oft hörte man aus seinem Munde Aussprüche, wie folgende: „Ein Fürst, der Gott nicht gehorcht, taugt nicht Menschen zu regieren! die Furcht Gottes ist der rechte Schutz und Schatz eines Fürsten! ein Fürst, der sich auf Gott verläßt, ist nie verlassen! ein Fürst, der in den Himmel kommen will, muß täglich an den Himmel und an die Hindernisse seines Weges denken: denn es ist schwer, im höchsten Glücke auch das höchste Gut zu erlangen.“ Die Spötter nannten ihn Bet-Ernst und wußten nicht, welche Ehre sie ihm damit thaten, als einem rechten Nachfolger des Königs David, dessen Regentspiegel im 101. Psalmen er auch vor Augen hatte und gelegentlich untreuen Dienern nachzulesen empfahl. Da stand's geschrieben, wie er es hielt: „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener: falsche Leute halte ich nicht in meinem Hause, die Lügner gedeihen nicht bei mir: frühe vertilge ich alle Gottlosen im Lande, daß ich alle Uebelthäter ausrotte aus der Stadt des Herrn.“

Ernst war ein Friedefürst: doch entzog er sich auch dem Kriege nicht, wo die Pflicht gebot, und war ein tapfrer Held. In der Lützner Schlacht schlug er nach Gustav Adolphs Fall (am 6. November 1632) die Pappenheimer Küraſſiere zurück und entschied vorzüglich den Sieg des evangelischen Heeres. Seit dem

21. Juli 1633 regierte er statt seines Bruders Bernhard das Herzogthum Franken, das diesem nebst den Bisthümern Bamberg und Würzburg auf kurze Zeit als Siegeslohn zugefallen war, und hier war es, wo Ernst zuerst sich als Fürst durch Weisheit und Großmuth hervorthat. Er war im Fremden treu, ehe Gott ihm das Eigene gab. Er ordnete nicht nur das Regiment, sondern that auch Vieles, um dem verwüsteten Lande wieder aufzuhelfen, ließ Rinder und Schaafe aus dem Weimarischen kommen, sorgte für neue Weinsechser und unterstützte die verarmten Unterthanen. Ganz vorzüglich aber nahm er sich der evangelischen Kirchen und Schulen an, richtete ein förmliches Kirchensystem unter einem Consistorium ein, erweiterte das evangelische Gymnasium in Würzburg, berief für die Schulstellen auf dem Lande wohlunterrichtete Schulmeister aus Thüringen. Dabei bewies er der katholischen Kirche nicht nur alle billige Rücksicht, sondern widmete ihr auch eine wahrhaft väterliche Sorgfalt. Als im Jahre 1635 der Bischof von Würzburg wieder in den Besitz seines Bisthums eingesetzt war, bezeugte er gegen den Erzherzog Leopold von Oesterreich, daß der Herzog Ernst für ihn besser hausgehalten, als er selbst, der Bischof es hätte thun können. Und in derselben Zeit, wo die Verwaltung der fränkischen Lande ihm soviel zu schaffen machte, sorgte der liebe Herr auch für die Universität Jena und sicherte ihr Bestehen durch die Einkünfte von der Herrschaft Remda und dem damals heimgefallenen Vitzthumschen Lehn Apolda.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (am 26. August 1634) verzweifelte Ernst an dem Erfolge des Kriegs und trat im Sommer des folgenden Jahres 1635 dem von Kursachsen mit Oesterreich geschlossenen Prager Separatfrieden bei. Und nun begann er für die christliche Erziehung der Jugend und des Volks in seinem damals noch sehr kleinen Ländchen zu wirken. Das Erste aber, was er dafür unternahm, kam der ganzen evangelischen Kirche zu Gute. Es war dieß das berühmte große Bibelwerk, wodurch er das Wort Gottes dem Volke, das in Gottvergessenheit und Sittenlosigkeit versunken war, wieder näher und in Kopf und Herz hinein bringen wollte. Er beauftragte 29 Theologen sich in die Auslegung zu theilen, und zur Beschreibung der jüdischen Zeitrechnung, der Münzen, Maaße und Gewichte wurde ein Mathematiker, zur Anfertigung der Charten, zur Darstellung der Stiftshütte und des Tempels ein geschickter Zeichner und Kupferstecher zugezogen. Die vier Jenaischen Professoren Johann Gerhard, Major,

Himmel und Dilher sollten dann das Ganze durchsehen, und nach Gerhards Tode trat an dessen Stelle der Professor Salomo Glaß, der die Vorrede und eine Instruction über den Gebrauch des Werks hinzugefügt hat. In Nürnberg wurde das Werk gedruckt und war im Jahre 1640 schon vollendet. Die Nürnberger Prediger waren darüber so erfreut, daß sie Gott auf der Kanzel für diese Wohlthat dankten. Gleichzeitig sorgte Ernst noch besonders für die liebe Jugend, die gern Bilder besieht, und ließ die Hauptsachen der biblischen Geschichte abbilden und in Kupfer stechen, mit Erklärungen und Bibelsprüchen. Unter dem Titel „christliche gottselige Bilderschule" erschien dieß Werk schon im Jahre 1636: der fromme Herzog verbreitete dieß Werk in den Schulen und ließ auch seine eigenen Kinder danach unterrichten.

Am 24. October 1636 verheirathete sich Ernst mit der Prinzessin Elisabeth Sophie, einziger Tochter des Herzogs Johann Philipp zu Altenburg, die ihm in den 26 Jahren von 1638 bis 1663 achtzehn Kinder gebar, sieben Töchter und eilf Söhne, von welchen letzteren sieben den Vater überlebten. Durch einen Erbvertrag nach seines Schwiegervaters und seines Bruders Bernhard Tode wurde ihm im Jahre 1640 die Stadt Gotha zu Theil, und dahin verlegte er nun seine Residenz, da er bis dahin in Weimar in dem von seinem Großvater Herzog Johann Wilhelm erbauten sogenannten Gartenhaus oder französischen Schlößchen gewohnt hatte, wohin später die Bibliothek verlegt worden ist. Am 24. October 1640, gerade vier Jahre nach seiner Vermählung, zog er feierlich in Gotha ein: aber das alte herzogliche Schloß lag wüste[1]) und er mußte sich mit einer nicht eben fürstlichen Wohnung im Rathhause behelfen. Er war dort auch ziemlich weit von der Kirche entfernt und es galt damals für unschicklich, wenn ein Fürst mit seinem Hofstaate zu Fuß durch die Stadt gegangen wäre. Um nun doch seinem Leibkutscher die Sabbatsruhe nicht zu stören, ließ er sich durch mehrere Häuser einen bedeckten Gang von dem Rathhause aus zur Kirche führen. Er trug aber großes Verlangen, das wüste Schloß sich neu aufzubauen und fürstlich einzurichten: je lebhafter er aber dieß wünschte, desto gewissenhafter ging er dabei zu Werke. Er setzte eine eigene Commission nieder, um die Gewissensbedenken, die sich gegen sein Vorhaben erheben könnten,

[1]) Das Schloß war am 13. April 1567 in Folge der sogenannten Grumbachschen Händel durch Kurfürst August von Sachsen als Executor der Reichsacht zerstört worden.

zu prüfen. Seine Bedenken waren folgende: 1) daß durch den Schein von Wohlstand, den ein so kostbarer Bau erregte, die Generale der kriegführenden Mächte einen Vorwand nehmen könnten, die Forderungen an das Land zu vermehren; 2) daß die Baukosten besser zur Aufhülfe für den verarmten Landmann anzuwenden wären; 3) daß der Fürst durch diesen Bau einen eiteln Ruhm suchen, seiner Sterblichkeit vergessen und seine Regentenpflichten versäumen möchte. Der gutachtliche Bericht der Commission, datirt Gotha den 27. März 1643, ist noch vorhanden, beseitigt aber diese Bedenken, und erst nach dieser Prüfung hatte der Herzog die Freudigkeit, mit gutem Gewissen vor Gott und Menschen den Bau zu beginnen, der in fünf Jahren vollendet wurde. Das Erste, was fertig wurde, war die Kirche: diese ward schon am 16. Juli 1646 eingeweiht und zugleich der am Tage vorher geborne Prinz darin getauft. Im Jahre 1648, wo der dreißigjährige Krieg durch den westphälischen Frieden beendigt wurde, war auch das Schloß vollendet: das alte Schloß hatte Grimmenstein geheißen, das neue nannte Ernst nun Friedenstein.

Nach dem Prager Frieden waren für die herzoglichen Lande erst die schwersten Kriegsjahre gekommen: durch Plünderung, Brand und Seuchen wurden viele Ortschaften völlig verödet, die Einwohner starben aus oder flohen und die Aecker blieben wüste liegen: nicht wenige Schulen und Kirchen waren ganz verlassen und alle Bande der menschlichen Gesellschaft drohten sich völlig aufzulösen. Bei der Vernachlässigung des Landbaues nahm Mangel und Theuerung überhand und Hunderte von Menschen kamen durch Hunger und Elend um. In dieser Zeit war Herzog Ernst wie ein rettender Engel. Er legte Magazine an, um mit geringerer Beschwerung der Unterthanen die Kriegslasten zu tragen und die hülfsbedürftigen Landleute mit Samenkorn zu versehen: er richtete eine Art von Landwehr zur Vertheidigung gegen das Raubgesindel ein, befestigte die Stadt Gotha, rief die flüchtigen Landbauer zurück und weckte durch seine guten Anstalten in den verzagten und fast verzweifelten Menschen wieder Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Aber damit begnügte er sich nicht: er wollte feste Grundlagen für eine dauernde Wohlfahrt schaffen und für diesen Zweck die Landesverwaltung, die Kirchen und Schulen aus ihrem Verfall erheben. Sein erstes Augenmerk war immer darauf gerichtet, zu jedem Amt und Werk die rechten Leute zu suchen, und wer suchet, der findet. So fand er in Schleusingen einen Rector

Reyher, den setzte er auf den rechten Platz an sein Landesgymnasium in Gotha, und da ließ er ihn nicht nur eine neue Schulordnung machen, sondern trug ihm auch auf, Lehrbücher für das Gymnasium und für die niederen Schulen zu schreiben vom ABC-buch an, ein Lesebuch, ein Rechenbuch, ein Liederbuch, ein Evangelienbuch, auch eine Unterweisung für die Lehrer, wie sie es beim Unterricht anzufangen hätten. Da es im Gymnasium in Gotha an Platz gebrach, räumte er ein Zimmer im Schlosse ein. Und bald gewann diese Anstalt einen solchen Ruf, daß nicht nur aus ganz Norddeutschland, sondern auch aus Holstein, Dänemark und Schweden sich Schüler einfanden. Unter den ersten Schülern Reyhers war auch Veit Ludwig von Seckendorf, den der Herzog Ernst als dreizehnjährigen hoffnungsvollen Knaben in Coburg kennen gelernt und sich zu einem tüchtigen Staatsmann zu erziehen beschlossen hatte. Seine Erwartung wurde herrlich erfüllt und sein Zögling wurde in der Folge nicht nur ein trefflicher Diener, sondern auch Freund und Rathgeber seines fürstlichen Pflegers, der ihn schon im Jahre 1646 zum Aufseher seiner Privatbibliothek machte und besonders auf Reisen ihn gern an seiner Seite hatte, um sich über allerlei Wissenswürdiges mit ihm zu besprechen. Seckendorf, der ihn am besten kannte, sagt von ihm, daß er nichts ungerner hören konnte als vergebliche Worte: überall, auch in Künsten und Wissenschaften, ging er auf den Grund der Sache, fand bald die Mängel und Gebrechen, und ließ sich gern Mittel vorschlagen, wie man diesen abhelfen könnte. Er war ein weiser Gesetzgeber und ließ nichts aus den Augen: er suchte der Unzucht, dem Luxus und der Trunkenheit zu steuern und die Heiligkeit der Ehe, die Heiligung des Sonntags zu sichern; er vergaß auch nicht für die Schonung der Waldungen und gegen die Wilddieberei Verordnungen zu erlassen. Aber er kam immer wieder darauf zurück, daß die Gesetze nichts helfen, wenn die Menschen nicht selbst durch Erkenntniß und Furcht Gottes besser werden. Deshalb freute er sich sehr, als er es im Jahre 1642 dahin bringen konnte, daß für die verwahrlosten Mitglieder der christlichen Gemeinden ein nachhelfender Unterricht in der christlichen Lehre an einigen Tagen der Woche eingerichtet wurde. Davon schreibt ein Zeitgenosse: „Ich habe erlebt, daß ein löblicher Landesfürst an einem Orte anfangen ließ in seinem Lande beides alte und junge Männer, Weiber, Jungfrauen, Kinder und Gesinde zu unterrichten mit der Katechismuslehre und mündlichem Verhör durch Frage und Antwort. Ach,

was für eine Menge loser Leute unter Hohen und Niederen fand sich alsbald, die das Wort Gottes lästerten und allerlei Geschrei darwider sungen und redeten. Hernach aber, da der Teufel verachtet ward und Gottes Wort fortging, da begannen die armen Leute allmälig zu sehen, was große Wohlthat Gott an ihnen durch ihren Landesherrn in diesem Punkte bewiesen hatte und dankten Gott dafür." Gerade wie heut zu Tage. Der weise Fürst thut, was die Menge der Thoren nicht will: da werden zuletzt auch die Thoren vernünftig und loben ihn. Im Jahre 1644 berief Ernst eine Synode nach Gotha, zu der nicht nur die Superintendenten, sondern auch einige fromme und erleuchtete Pfarrer gezogen wurden, um den Mängeln in der Kirche abzuhelfen: da wurde eine neue Kirchenordnung ausgearbeitet, die der Herzog bestätigte und drucken ließ. Er legte damals auch den Grund zu einem Fiscus für die Wittwen und Waisen der Prediger und schenkte selbst, wiewohl die Zeit für seine eigene Casse sehr kümmerlich war, 2000 Thaler dazu. Der Kirchenordnung folgte im Jahre 1647 eine vollständige Kirchenagende.

Aber bereits am 23. Mai 1646 hatte die Stadt Gotha ein großes Unglück betroffen: eine Feuersbrunst hat die halbe Stadt Gotha in Asche gelegt. Der fromme Landesfürst unterstützte die Abgebrannten auf alle Weise: aber damit begnügte er sich nicht, sondern erkannte auch in dieser Heimsuchung eine göttliche Erweckung zur Buße und wollte, daß auch seine Unterthanen durch solche Züchtigung erweckt und gebessert würden. Darum schrieb er auf den 25. Juni desselben Jahres einen Landtag aus, auf welchem er seinem Volke und besonders dem Adel die herrschenden Sünden vorhielt und auf Sinnesänderung und Besserung drang. Dieß wirkte und neben andern löblichen Einrichtungen wurde auch die Einführung von sogenannten Rügegerichten beschlossen, welche die gegen christliche Zucht und Ehrbarkeit begangenen Sünden gebührend ahnden sollten. So fuhr er fort und jeder Landtag brachte einen Fortschritt im Guten: da konnte man in Wahrheit singen: „Das Land bringt Frucht und bessert sich." Im Jahre 1650 zogen endlich die letzten fremden Truppen ab und nun wurde am 11. und 12. August von den drei Herzogthümern Gotha, Weimar und Altenburg ein allgemeines Friedensfest gefeiert. Dazu ließ Ernst eine Gedächtnißmünze prägen und an alle Unterthanen, auch an die Schulkinder, vertheilen. Diese Münze trug die Inschrift:

Gott den Herren lobt und ehrt, der den Frieden hat beschcert.
Fördert seine Furcht und Ehr, sonst besteht er nimmermehr.

Es sind auch noch andre Gedächtnißmünzen von ihm geprägt worden, die das ganze christliche Leben in seinen Hauptpunkten umfassen: 1) ein Taufthaler, der die Taufe Christi durch Johannes darstellt, mit der Umschrift: Taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; 2) ein Ehethaler, mit der Umschrift: Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden; 3) ein Sterbethaler, mit einem Herzen, das der Pfeil des Todes durchbohrt, und der Umschrift: Und wenn mir gleich das Herz zerbricht, so bist du doch mein' Zuversicht; 4) ein Vorsehungsthaler, mit zwei Augen, die zu dem strahlenden Lichte des dreieinigen Gottes hingerichtet sind, und mit der Umschrift: Meine Augen sehen stets zum Herrn. Und so wäre noch viel von diesem treuen Knechte Gottes zu erzählen, der das Muster eines evangelischen Landesfürsten gewesen ist. In Gotha erinnert nicht nur der Friedenstein an ihn, sondern auch die Bibliothek, das Münzcabinet, die Kunst- und Naturalienkammer, Alles Stiftungen seiner Hand. Schon im Jahre 1654 machte er sein Testament, das ein schönes Denkmal seiner Frömmigkeit, Vorsicht und Regentenweisheit ist. Aber Gott erhielt ihn seinen Unterthanen noch über 20 Jahre. Im October 1674 legte er jedoch im Vorgefühl des nahen Todes die Regierung nieder, besuchte aber zuvor noch einmal alle Landescollegien, dankte für ihre Treue und ermahnte sie, auch künftig unter seinem ältesten Sohne, dem Herzog Friedrich, das Ihrige zu thun. Ja, alle seine Unterthanen ließ er von den Kanzeln herab noch ermahnen, alle seine Verordnungen zu beobachten, besonders diejenigen, welche die Sonntagsfeier, den Katechismus-Unterricht der Erwachsenen, die christliche Zucht und Ehrbarkeit und die Pflicht des Gebetes betrafen. Am 19. Februar 1675 lähmte ein Schlagfluß seine rechte Seite, ein Fieber verzehrte seine letzten Kräfte und am 26. März entschlief er sanft unter Gebet.

Ernst war von mittlerer Größe und schwächlichen Leibes, trug auch gewöhnlich sehr einfache Kleidung, so daß man ihn von einem gemeinen Bürger kaum unterscheiden konnte. Wenn er bei Festlichkeiten in fürstlichem Schmucke erschien, sagte er oft: „Herr, ich weiß, daß von dir der Unterschied der Stände eingesetzt ist: aber gieb mir jederzeit solche Gedanken, daß ich mich nicht beim Gebrauche solcher Kleider überhebe, noch auch Jemandem Anlaß zur Hoffart geben möge! Gott, du siehest das Herz an!" In seinem großen Bibelwerke ließ er sich in einem Kupferstiche knieend darstellen, über ihm die Worte Jakobs (1 Mose 32, 10.) geschrieben:

„Herr, ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan haſt!“ Als er einmal zu Heldburg auf der Jagd war, ſagte er zu dem dortigen Superintendenten Buchröder: „Was hat man doch von zeitlichen Ergötzungen in der Welt! nichts als Beſchwerung und Müdigkeit! das ewige Gut macht rechten Muth!“ Das ewige Gut hat er von Jugend auf geſucht, in Chriſto gefunden, in vielen Früchten verherrlicht und bis ans Ende bewahrt. Fürſten und Völker, folgt ihm nach: ſo habt ihr rechten Muth im Leben, im Sterben und im Gericht.

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

355. Veit Ludwig von Seckendorf.

18. December.

Der Freiherr Veit Ludwig von Seckendorf gehört zu den würdigen Männern, die den alten Adel ihres Geſchlechts durch neue Verdienſte verjüngt, durch Einſicht und Treue ihren Fürſten und deren Unterthanen ſich werth und theuer gemacht, und die vor allen Dingen als fromme Knechte Gottes ihrem Heiland, ihrer Kirche, ihrem Glauben, dem Rechte und der Wahrheit ihr ganzes Leben gewidmet haben. Er iſt insbeſondere durch ſeinen Wandel eine Zierde der lutheriſchen Kirche, wie er durch ein gewichtiges Geſchichtswerk der Vertheidiger Luthers und des Reformationswerkes geworden iſt und die Verunglimpfungen des Feindes widerlegt hat.

Sein Vater Joachim Ludwig von Seckendorf war in Franken anſäßig, war in Dienſten des Fürſtbiſchofs von Bamberg Stallmeiſter und zugleich Lands-Hauptmann in Herzogen-Aurach (bei Erlangen), wo er am 20. December 1626 als der älteſte von drei Brüdern geboren wurde. Er ſah ſeinen Vater nur wenig, da dieſer unter Guſtav Adolf im ſchwediſchen Heere diente und nach mancherlei Kriegsfahrten im Jahre 1642 durch ein Kriegsgericht der Schweden zum Tode verurtheilt ward. Seine Mutter, eine Urenkelin des berühmten Heerführers Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach, der im ſchmalkaldiſchen Kriege (1547) ſich einen großen Namen erworben hatte, verweilte mit ihrer Familie abwechſelnd in Koburg, Mühlhauſen und Erfurt: ſie hatte keine bleibende Stätte. Veit Ludwig gehörte aber zu den Knaben, die ſchon frühzeitig ungewöhnliche Hoffnungen erwecken: in ſeinem zehnten Jahre

hatte er im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen bereits einen guten Grund gelegt und mit Mathematik sich zu beschäftigen angefangen. Der Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha lernte ihn als dreizehnjährigen Knaben in Koburg kennen und veranlaßte es, daß er das dortige Gymnasium bezog. Mit funfzehn Jahren hatte er daselbst seinen Cursus vollendet und ging nun noch auf zwei Jahre nach Gotha, wo er den Unterricht des trefflichen Rector Reyher genoß. Damals verlor er seinen Vater und lernte als ein armer verwaister Jüngling in seiner Jugend das Joch des Kreuzes tragen. Einen hülfreichen Gönner fand er an dem schwedischen General Mortaigne, der ihn von 1643 an drei Jahre die Universität Straßburg besuchen ließ, auch es verhinderte, daß er nicht am Hessen-Darmstädtischen Hofe in den Kriegsdienst eingeführt wurde. Als der zwanzigjährige Jüngling Darmstadt verließ, führte ihn sein Weg durch Gotha und da bot ihm sein alter Wohlthäter, Herzog Ernst an, ihn als Rath und Hofjunker in seine Dienste zu nehmen. Hiermit begann unter der persönlichen Leitung des Herzogs seine Bildung zum Geschäfts- und Staatsmann, während der Umgang mit dem trefflichen Hofprediger Brunchorst den heilsamsten Einfluß auf seine christliche Gesinnung und Erkenntniß ausübte. Dabei erwarb er bei der Muße, die ihm in den ersten Jahren der Herzog weislich vergönnte, eine umfassende Gelehrsamkeit, die er in der Folge unter dem Druck der Geschäfte durch weise Benutzung seiner Zeit je mehr und mehr erweiterte. Im Jahre 1648 ward er Kammerherr und ward nun schon, so jung er war, von diesem Fürsten nicht nur daheim als vortragender Rath, sondern auch auswärts zu wichtigen Sendungen gebraucht. Er war zugleich sein Bibliothekar und sein Begleiter auf Reisen und diente ihm mit seiner Gelehrsamkeit und Bücherkunde, während er im Umgang mit dem weisen Fürsten die Kunst zu regieren und Menschen zu behandeln gleichsam spielend lernte. Er stieg immer höher im Vertrauen des Herzogs, trat 1651 in das Geheimraths-Collegium, wurde 1656 mit der Verwaltung der Domänen betraut, in demselben Jahre nebenbei vom Herzog zu Altenburg in das Amt eines Hofrichters zu Jena eingesetzt, und seit 1663 ward er als Canzler seines Fürsten der oberste Leiter der Regierung.

Es mußte ein zartes Verhältniß sein zwischen dem alternden fürstlichen Erzieher und dem ehemaligen Zögling und nunmehrigen vertrauten Diener, der in den Geschäften ein selbstständiges Urtheil

gewonnen hatte und an Manneskraft und Wissenschaft seinem hohen Lehrmeister jetzt überlegen war. Dieß konnte für Beide drückend werden. Vielleicht, daß der treue dankbare Mann dieß fühlte und mehr aus solchem Zartgefühl als wegen überhäufter Geschäfte den Entschluß faßte, im Jahre 1664 den Dienst seines Herzogs zu verlassen. Es geschah, aber ohne alle Störung der gegenseitigen Achtung und Liebe. Kaum aber war Seckendorf entlassen, so suchten drei andere Reichsfürsten ihn in ihre Dienste zu ziehen und er folgte der Einladung des Herzogs Moritz von Sachsen, der in Zeitz residirte. Dieser machte ihn zu seinem Geheimen Rath, Canzler und Consistorialpräsident und er wurde hier wieder mit vielen, zum Theil sehr verdrießlichen Geschäften überhäuft und konnte sich auch vielen anderweitigen Diensten, zu welchen das Vertrauen anderer Fürsten ihn aufforderte, nicht entziehen. Damals fing unter den höheren Ständen in Deutschland der Unglaube und die Gottlosigkeit schon an, sehr überhand zu nehmen und an den Höfen fanden sich häufig Religionsspötter ein, die auf Reisen in England und Frankreich solches Gift eingesogen hatten. An dem Hofe des Herzogs Moritz hielt aber Seckendorf durch seine ernste Frömmigkeit und durch sein tiefes Wissen diesen Spöttern das Gegengewicht und ließ ihre grundverderblichen Lehren nicht aufkommen. Mehrmals bat er, der Geschäfte müde, um seine Entlassung: doch gab er immer wieder den Bitten seines Herzogs nach, der ihn nicht missen wollte, und erst nach dessen Tode 1681 gab er seine Aemter auf, nicht um auszuruhen, sondern um in freierer Weise thätig und nützlich zu sein.

Schon im Jahre 1677 hatte er in der Nähe von Altenburg das Gut Meuselwitz gekauft, sich daselbst ein Schloß erbaut und eine angenehme Wohnlichkeit bereitet. Er war 55 Jahre alt, als er sich auf diesen lieblichen Landsitz zurückzog, um vorzüglich mit Betrachtungen der Wahrheiten der Religion und der bevorstehenden Ewigkeit sich zu beschäftigen: aber ein Mann von so umfangreichem Wissen konnte dieß nicht thun, ohne von allem Wichtigen, was Andere geleistet hatten, Kenntniß zu nehmen, nicht ohne von seinen Schätzen durch Schriften Andern mitzutheilen. Er stand auch in persönlicher Beziehung mit vielen ausgezeichneten Männern, besonders mit dem frommen erleuchteten Spener, schon von der Zeit an, als derselbe noch Senior des Ministerii (erster Geistlicher) in Frankfurt am Main war und in der Blüthe seiner Wirksamkeit stand, die damals noch wenig durch Neid und Entstellung getrübt

wurde. Gleichzeitig aber lebte in Frankreich der gelehrte Jesuit Ludwig Maimbourg, der alle Kirchen, die von der römischen geschieden sind, die griechische, die reformirte und die lutherische durch eine ebenso gewandte als hämische Darstellung ihrer Geschichte herabzuwürdigen suchte. Im Jahre 1680 gab er in diesem Sinne die Geschichte des Lutherthums heraus und bald kam dieses Buch in Seckendorfs Hände, der als ein genauer Kenner der wirklichen Reformationsgeschichte darüber entrüstet war. Man machte es ihm zur Pflicht die Ehre der Wahrheit und seiner Kirche zu retten und er begann mit Gott das Werk, zu welchem ihm die Archive zu Dresden, Weimar, Gotha und Braunschweig sich eröffneten. So vollendete er in sechs Jahren seine Geschichte des Lutherthums in lateinischer Sprache, worin er Schritt für Schritt die Entstellungen und Verleumdungen des Gegners durch genaue actenmäßige Darstellung der Thatsachen widerlegte, vom Jahre 1517 an bis zum Todesjahre Luthers 1546. Mit dem dritten Buche, welches im Jahre 1692 erschien, wurde das wichtige Werk vollendet, das sich einen bleibenden Werth für alle Zeiten gesichert hat.

In demselben Jahre gründete der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg (als König seit 1701 Friedrich I. genannt) die Universität zu Halle, wo die trefflichsten Männer, die im Geiste Speners wirkten, einen Mittelpunkt für ihre gesegnete Wirksamkeit finden sollten, an ihrer Spitze der Stifter des Waisenhauses, August Herrmann Francke, der schon früher als Prediger dort seine Wirksamkeit begonnen hatte. Der Kurfürst wählte Veit Ludwig von Seckendorf zum ersten Canzler der Universität und er bewies sich dieses Vertrauens würdig, obwohl er die Beschwerden des Alters fühlte und besonders an Steinschmerzen viel zu leiden hatte. Sein letztes Geschäft war die friedliche Beilegung eines Streites, der sich zwischen der Halleschen Geistlichkeit und der theologischen Facultät erhoben hatte. An demselben Tage, wo der von ihm gestiftete Vergleich öffentlich vorgelesen wurde, am 18. December 1692 starb er, zwei Tage vor seinem 66. Geburtstage, nachdem er sich als ein ächter Christ auf sein Ende vorbereitet hatte. Der Professor Breithaupt hielt ihm eine Gedächtnißpredigt in Halle: sein Leichnam aber wurde nach Meuselwitz geführt und dort beigesetzt.

Er war nicht ein hochfliegender Geist, der neue Bahnen zu brechen bestimmt ist, aber ein treuer Haushalter, der mit Besonnenheit und Sachkenntniß in den gegebenen Verhältnissen das Wahre, das Rechte und Gute zu suchen und zu finden, zu thun

und zu schützen wußte. So wirkte er für den Staat, für die Schule und für die Kirche. Sein erstes größeres schriftstellerisches Werk war „der deutsche Fürstenstaat", ein Lehrbuch für deutsche Fürsten und ihre Diener, ein Spiegel der Regierungsweisheit Ernsts des Frommen. Im Auftrage dieses Fürsten leitete er auch die Herausgabe eines lateinischen Schulbuchs und schrieb selbst in lateinischer Sprache eine biblische Geschichte. Sein Hauptziel aber war die Beförderung ächt christlicher Gesinnung, die Einführung derselben in das wirkliche Leben und die Abwehr der Schwärmerei und der Gottlosigkeit. Darum schrieb er ein aus verschiedenen Betrachtungen zusammengesetztes Werk, unter dem Titel: „der Christenstaat, worin vom Christenthum an sich selbst und dessen Behauptung wider die Atheisten und dergleichen Leute, wie auch von der Verbesserung sowohl des welt- als geistlichen Standes nach dem Zweck des Christenthums gehandelt wird." Er übersetzte selbst einen Jahrgang von Speners Predigten ins Lateinische, und zwar den Jahrgang von 1680, der insbesondere des thätigen Christenthums Nothwendigkeit und Möglichkeit behandelte. Die drei Männer, Ernst der Fromme, Spener und V. L. von Seckendorf sind ein rechtes Kleeblatt, welches uns das Bild des evangelischen Fürsten, des evangelischen Geistlichen und des evangelischen Edelmanns und Staatsmanns in der Gestalt des 17. Jahrhunderts ehrwürdig zusammenfaßt, alle drei von dem Einen Gedanken getrieben, mit dem lutherischen Christenthum Ernst zu machen im eigenen Leben und im Leben des Volks nach allen seinen Ständen.

Seckendorf war zweimal verheirathet, hat aber keinen Erben seines Namens hinterlassen. Sein Gut Meuselwitz kam an einen Bruderssohn, der ihm seine Erziehung verdankte und dem er als das beste Vermächtniß seine Frömmigkeit eingepflanzt hatte. Dieß war der als Kriegsheld und Staatsmann berühmte Reichsgraf Friedrich Heinrich von Seckendorf, der in einem Alter von 90 Jahren am 23. November 1763 zu Meuselwitz sein thatenreiches Leben beschloß, aber seines Oheims Andenken durch seinen Ruhm nicht verdunkelt hat.

Aus einer Schilderung, die Christian Thomasius von ihm entworfen hat, entnehmen wir folgende Züge: V. L. von Seckendorf, ein Edelmann, den Gott mit fürstlichen Tugenden geschmücket: die Zierde seines uralten, seit 800 Jahren berühmten Geschlechts, ein kluger Hofmann ohne Falsch, ein ehrwürdiger Greis ohne Ver-

drießlichkeit, ein mächtiger Beschützer, aber auch zugleich das edelste Haupt der Gelehrten, ein liebreicher Gatte, ein Vater der Waisen, eine Zuflucht der Bedrängten, ein Schutz seiner Diener und Unterthanen, ein Feind der Sünde und aller Gottlosigkeit, — im Leben von Jugend auf und im Sterben ein Christ.

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

356. Luise Henriette.

19. Juli.[1])

Luise Henriette hieß die erste Gemahlin des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, die Mutter des ersten Königs von Preußen, Friedrichs I. Sie war die Tochter des Fürsten Heinrich Friedrich von Nassau-Oranien, Erbstatthalters in den Niederlanden: ihre Mutter hieß Amalie, geborne Gräfin von Solms-Braunfels. Im Haag wurde sie geboren am 17/27. Nov. 1627; vermählt wurde sie daselbst am 27. Nov. alten, 7. Dec. neuen Styls im Jahre 1646. Aber sie folgte ihrem Gemahl nicht sogleich nach seinen Landen: die Krankheit des Vaters hielt sie bis zum Frühjahr zurück, wo er starb; aber auch dann trat noch ein Verzug ein, bis sie im Sommer 1647 ihren Einzug in Cleve feierte, wo damals ihr Gemahl, von seinen Erblanden entfernt, Hof hielt. In Cleve wurde dem hohen Ehepaar der erste Sohn geboren im Mai 1648, der zur großen Betrübniß am 20. Oct. 1649 zu Wesel wieder starb. Erst zu Ende dieses betrübten Jahres konnte sie mit ihrem Gemahl nach Tangermünde in der Altmarkt sich begeben, und von dort dem Churfürsten zu seiner Huldigung, erst nach Minden, zu Anfang April 1650 nach Halberstadt und am 4. April nach Großensalze folgen, wo die Stände des Erzstifts Magdeburg für den Fall des Ablebens ihres Administrators zum Voraus huldigten. Am 10. April 1650 konnte sie endlich ihren Einzug in Berlin halten.

Es war eine große Freude für Haus und Land, als am 6. Februar 1655 endlich den Eltern ein zweiter Sohn geboren wurde: der 6. Februar war auch der Geburtstag des Vaters. Der

---

[1]) Es ist der Todestag der Königin Luise von Preußen († 1810), auf welchen der Name der Churfürstin Luise verlegt ist, weil deren Todestag, 8. Juni (a. St.), durch A. H. Francke eingenommen wird. F. P.

Neugeborne ward Carl Aemil genannt: er starb als hoffnungsvoller Jüngling im 19. Lebensjahre 1674, lange vor seinem Vater, aber die Mutter weinte damals nicht mehr. Diese mußte sich noch in dem Jahre ihrer Niederkunft von dem Neugebornen trennen, um mit ihrem Gemahl nach Königsberg zu reisen. Dort dringt auf einmal der Schwedenkönig Karl Gustav in das Herzogthum Preußen ein, und nöthigt den Churfürsten zu einem Bündnisse gegen Polen, am 7. Januar 1656. In Königsberg mußte demnächst Luise des Ausgangs der dreitägigen Schlacht bei Warschau harren, in welcher die Polen von den Schweden und Preußen am 18—20. Juli 1656 gründlich geschlagen wurden.

Dem grausamen Kriege folgte wieder friedlicher Hausfegen. Nach Carl Aemil wurden noch zwei Söhne geboren, Friedrich, der Nachfolger, am 22. Juli 1657, und Ludwig 1666, starb 1687. Dazwischen war ein Zwillingspaar geboren worden und kurz darauf gestorben.

Wohl war der Churfürstin Luise manche Lebensfreude beschieden in einem durch gegenseitige Liebe und Treue und durch innigste Glaubensgemeinschaft reich gesegneten Ehestande; aber der Leiden und Thränen war doch viel mehr. Sie starb in ihrem 40. Lebensjahre am 8/18. Juni 1667, schmerzlich beweint im Hause und Lande von den Ihrigen, und dazu gehörten auch die Unterthanen, von welchen sie als die holdseligste Frau, als die treue Landesmutter innigst geliebt und verehrt wurde. Wer wüßte es nicht, daß der Name Luise Preußen zweimal begeistert hat!

Churfürstin Louyse — so schrieb sie sich — ist uns schon als Ahnfrau des königlichen Hauses theuer. Sie ist überdies recht eigentlich in ihrem ehelichen und häuslichen, wie in ihrem öffentlichen und kirchlichen Leben ein stillleuchtendes Vorbild im Lande gewesen, sie ist es noch. Zum Gottesdienst bereitete sie sich jedesmal durch Gebet vor; sie versäumte ihn nie. Am Sonntag mußte alle Werktagsarbeit und alle Sorge ruhen. Doch ihr Gedächtniß lebt noch bestimmter fort, und zwar durch ihre Stiftungen, besonders in Oranienburg, durch ihr tägliches Bußgebet, durch ihre geistlichen Lieder, und selbst durch ihren Leichentext.

Oranienburg ist nach ihr genannt: es hieß sonst Bötzow. Hier hat sie sich nicht allein ein Schloß gebaut, sondern auch einen Garten angelegt zur Förderung der Landescultur; hier wurden auch auf ihre Anweisung die ersten Kartoffeln gezogen. Dazu kamen die Gartenanlagen in Berlin, und zwar in der Meierei,

wo jetzt das Schloß Monbijou steht. In Oranienburg hat sie auch der lutherischen Gemeinde eine Kirche gebaut, und nur den Mitgebrauch für den reformirten Gottesdienst sich vorbehalten; es wurde neben dem lutherischen Pastor ein reformirter Hofprediger angestellt. So übernahm sie auch das Patronat für einen Rector an der Schule des Orts: ihr friedliches Streben ging überall auf eine Union, welche die evangelischen Kirchen einander nähert, aber nicht vermischt. — In Oranienburg hat sie auch ein Waisenhaus für 24 Kinder angelegt, in Folge eines Gelübdes, welches durch die Geburt des zweiten Prinzen Carl Aemil verbindlich geworden war. Die Stiftungsurkunde ist aber erst vom 25. September 1665, denn die unruhigen Zeiten hatten die Ausführung verzögert: es fehlte lange an allen Mitteln: wir können die Stiftung noch sehen, die Urkunde noch lesen und wiederlesen zu unserer Erbauung. Hier sei nur noch bemerkt, daß nach der Urkunde keine Kinder aufgenommen werden sollen, „deren Eltern gott- oder ruchlose böse Menschen gewesen, weil zu besorgen, daß dieselben ihren Eltern nachschlagen und die andern Waisen verführen möchten." Diese Beschränkung mag in unsern Tagen befremden; sie könnte leicht misverstanden werden, als wenn nicht auch rechtschaffener Eltern Kinder misrathen könnten, die anderweiter Fürsorge bedürfen, oder als wenn für verwahrlosete Kinder nicht um so mehr zu sorgen sei. Aber Beides ist auch niemals geläugnet worden, — nur daß eine Stiftung nicht für Alles zumal sorgen kann, sondern vielmehr andere Anstalten zur Ergänzung nothwendig erfordert.

Ihr tägliches Bußgebet befindet sich in der Urschrift auf der Königlichen Bibliothek in Berlin; es ist auch in neuerer Zeit mehrmals abgedruckt worden, — wir können noch darnach beten, mit ihr beten zu eigenem Segen. Sie bittet und betet auch für Gemahl und Angehörige, für Haus und Land. Sie betet für die Lebenszeit und für die Todesstunde. „Wolleſt uns darum, o allertreuster Vater, beiderseits alle Stunden an den Augenblick denken lassen, woran die ewige Ewigkeit hänget, damit uns solches nicht wie ein Fallstrick überfalle, sondern vielmehr bereit finde, Dir, wenn Du durch den zeitlichen Tod anklopfen wirst, freudig und mit getrostem Gemüthe zu folgen .... Und endlich, wenn nun auch die Tage meines Lebens dahin sein werden, und ich die Schuld der Natur bezahlen soll, so sei dann, ach mein getreuer, liebster Vater, in der letzten Todesangst eine beständige Erquickung meiner matten Seele, richte mich auf durch den Trost Deines hei-

ligen Geistes und labe mich mit dem Wasser des ewigen Lebens; welches ist das vergossene theure Blut Deines Sohnes, meines Erlösers, auf daß ich Dir meinen Geist in unzweifelhafter Hoffnung der künftigen fröhlichen Auferstehung in Deine Hände wiedergebe und meinen Mund schließe mit dem süßen Namen Jesu ꝛc."

Am meisten lebt ihr Andenken unter uns in ihren geistlichen Liedern fort, oder wenigstens in einigen, namentlich in dem glaubensstarken Todes- und Auferstehungsliede: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben," und in dem aufrichtigen Bußliede: „Ich will von meiner Missethat zum Herren mich bekehren." In einem alten Berliner Gesangbuche von 1653, welches sie selbst dem christlichen Volke zur Erbauung veranlaßt hatte[1]), stehen noch zwei andere ihrer Lieder, welche wieder zugänglich gemacht werden sollten, wo nicht zum Singen, so doch zum Lesen; in früherer Zeit sind sie auch in mehrere Liedersammlungen, namentlich von Crüger, übergegangen. Das eine beginnt: „Gott, der Reichthum deiner Güte, dem ich Alles schuldig halt', ursacht, daß mir mein Gemüthe gegen dir vor Freuden wallt!" Viele Strophen davon sind in einer nach ihrem Tode in Colberg gehaltenen Leichenpredigt des Pfarrers Siefert eingeschaltet. Es ist recht in dem Sinne der Sängerin, wenn es darin heißt: „O was große Wunderwerke Hast du doch an mir verübt! Und aus lauter Güte zwar Wahrlich meiner gelben Haar Oder Würd' und Unschuld wegen, Schweb' ich nicht in diesem Segen." Das andere Lied beginnt: „Ein Andrer stelle sein Vertrauen Auf die Gewalt und Herrlichkeit, Und auf Hochmuth zu jeder Zeit: Ich will auf Gott, den Höchsten bauen." — Außerdem finden wir noch ein ganz kurzes, nach Ps. 6 verfaßtes Liedlein unter ihrem Namen verzeichnet; es wird ebenfalls in der Leichenpredigt des Pastors Siefert aus Colberg mitgetheilt: „Nun aber, ihr Tyrannen Und

[1]) Der Titel dieses Gesangbuches ist: „Dr. Martin Luthers und Anderer geistliche Lieder und Psalm auf sonderbarer Ihro Churfürstl. Durchlaucht der Churfürstin Luise von Brandenburg ꝛc. Befehl zusammengestellt, und gedruckt durch Christoph Runge zu Berlin im J. 1653." In diesem der Churfürstin gewidmeten Gesangbuche werden obige Lieder ausdrücklich als von ihr verfaßt angegeben. Ein Exemplar davon, welches die Churfürstin damals an ihren Oberhofmeister Otto von Schwerin geschenkt hatte, befindet sich gegenwärtig in der Bibliothek zu Wernigerode. In den Gesangbüchern von Johann Crüger (1. Aufl. 1657. 2. Aufl. 1664) befinden sich die Lieder ebenfalls. Vgl. Leben der Churfürstin Luise von Johann Wegführer, Leipzig 1838. S. 198 flg. Langbecker, Gedichte. II. S. 43 flg.

Feind', hebt euch von dannen Und macht euch bald von Statt: Denn Gott, der Herr, sanftmüthig, Mein sehnlich Flehen gütig Nunmehr gehöret hat. Was ich von ihm begehret, Das hat er mir gewähret, Ja mehr, denn ich Ihn bat."

Die Churfürstin übte daneben den geistlichen Gesang treulich, nicht allein im Gottesdienste sonntäglich, sondern auch im Hause täglich am Clavier.

Zuletzt kommen wir auf ihren Tod. Sie hatte immer viel Sorge getragen, daß ihr ein schwerer Todeskampf beschieden sein möchte. — Das Jahr 1667, welches die geistliche Amtswirksamkeit des lutherischen Predigers Paulus Gerhardts in Berlin beschloß, sollte auch das Todesjahr der Churfürstin werden, die dem treuen Prediger besondere Theilnahme gewidmet hatte und seinen Glaubensliedern reiche Erbauung verdankte.

Am 30. April 1667 sagte die Churfürstin zu dem Hofprediger Stosch: „es gehe manch' starker Sturmwind, manch' Erdbeben, manch' Feuer über sie, es werde auch das sanfte Sausen folgen und der Herr mit Gnade und Hülfe erscheinen." Darauf betete er mit der Kranken. Ihre Leiden und Schmerzen nahmen in den folgenden Tagen zu: sie trug sie als Strafe für ihre Sünden und als Züchtigung zu ihrer Erziehung und Errettung. Ein andermal sagte sie: „Ich lasse den Herrn nicht, er segne mich denn." Später sprach sie: „Ich kann mit David sagen: „Herr, es ist mir gut, daß du mich gedemüthigt hast." Es war am 7/17. Juni, als der Hofprediger Stosch, welcher sie in ihrer Krankheit täglich besuchte, Nachmittags vor ihr Krankenlager trat und sogleich mit folgenden Worten empfangen wurde: „Ich warte nun auf das sanfte Sausen." Der Prediger betete darauf mit der Kranken. Diese bat ihn, morgenden Tages ja zur selbigen Zeit wieder zu kommen, und das war das letztemal. Am folgenden Tage stellte sich der Preder noch vor 4 Uhr wieder ein: es ging sichtlich zu Ende. Die Sterbende wurde theils durch Gebet, theils durch ihr bekannte Trostsprüche erquickt. Auch von ihrem Gemahle wurden ihr viele schöne Sprüche, wodurch die Ehegatten früher oftmals in Gesprächen sich gegenseitig gestärkt hatten, zugesprochen, um „ihr in dieser letzten Todesnoth mit kämpfen zu helfen". So oft sie gefragt wurde, ob sie noch höre und wohl vernähme, antwortete sie: Ja. Und das war ihr letztes Wort. Abends um 6 Uhr erfolgte der sanfte Tod am 8/18. Juni 1667. —

Ihr Leichentext — Hiob 13, 15 — war von ihr selbst

bestimmt worden: er ist ein Nachhall ihres Auferstehungsliedes nach Hiob 19, 25—27, ein treues Bild aus ihrem Leben, dem die Gewißheit des Todes beständig vorschwebte, aber auch der Sieg über den Tod und die Zuversicht in Jesu.

C. F. Göschel in Berlin †.

---

2. Kirchenlehrer und Prediger.

357. Christian Scriver.

5. April.

Der fünfte April des Jahres 1693 war der Todestag eines Mannes, der seinen Namen mit besonderem Recht getragen hat, und dem als Prediger und Seelsorger, wie als Erbauungsschriftsteller unsrer evangelischen Kirche eine der ersten Ehrenstellen gebührt, M. Christian Scriver's.

Er wurde geboren am 2. Januar 1629. Acht Jahre früher war Johann Arnd und erst zwei Jahre vorher Val. Herberger in die obere Gemeinde eingegangen. So läßt der Herr der Kirche immer den im Kampfe für sein Reich Gefallenen andere nachrücken, die in ihre Stelle treten. Schon nach zwei Jahren (1631) wurde Heinrich Müller und sechs Jahre später (1635) Ph. J. Spener geboren. Und welch' reiche, seiner Kirche unvergänglichen Segen bringende Arbeit hat der Herr diesen Geistesheroen aufbehalten, und wie traten die später Berufenen mit ihrer Weinbergsarbeit als würdige Nachfolger in die Fußstapfen der vorangegangenen Väter! Scrivers Vaterstadt ist, wie er selber sie gerne nennt, das „edle Rendsburg" im Herzogthum Holstein. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges wütheten um jene Zeit verheerend über das Land. Der Vater, ein angesehener Kaufmann, und die Mutter, Abigail, geb. Guden widmeten sich mit aller Sorgfalt der christlichen Erziehung ihrer Kinder, unter denen unser Christian das sechste war. Die Eltern weihten das Kind dem Dienst Gottes gleich nach, ja schon vor seiner Geburt, die nach vorausgegangener wunderbarer Bewahrung Gottes erfolgte. Der Vater nahm das Kind „manchmal, wenn er allein in der Stube war, aus der Wiege,

herzte und küßte es, als wollte er jetzt schon die Freude genießen, die er zu haben hoffte, wenn er den Sohn einst im heiligen Amt sehen würde." Aber schon nach einem halben Jahre starb der Vater an der Pest, der auch zwei der Töchter erlagen. Auch die Mutter erkrankte daran und man fürchtete für das Leben des Kindes; doch genas die Mutter und auch das Kind blieb am Leben. Der Mutter, welcher nun die Sorge für das verwaiste Kinderhäuflein oblag, setzt der Sohn in späten Jahren noch manches rührende Denkmal kindlicher Dankbarkeit und erinnert sich immer mit großer Freude daran, daß er „diese gottselige Mutter gehabt, die durch viel Trübsal, so ihr in ihrem 26jährigen Witwenstand zugestoßen, gelernt hatte, ihre Zuflucht zu Gott zu nehmen und ihre Hoffnung in seiner Güte zu gründen." Das erste Werkzeug göttlicher Hilfe war der fromme Prediger G. Kuhlmann, Propst zu Rendsburg, der die Witwe zur Ehe nahm und treulich für die Kinder sorgte, mit besonderer Liebe aber dem jüngsten zugethan war. Doch gleich als hätte Gott offenbaren wollen, wie es ihm gleichgelte, durch viel oder wenig zu helfen, raubte der Tod schon nach fünfthalb Jahren der Familie auch diese Stütze. Zwar fand der Knabe bald edle Gönner, die sich liebreich seiner annahmen, besonders in dem Rektor der städtischen Schule, Joh. Namerich, dem Amtsnachfolger seines Vaters, Propst M. Chr. Strauß, vornehmlich aber in dem Großoheim, Thomas Hebbers, einem begüterten Kaufmann in Lübeck. Der faßte eine Liebe zu dem Knaben und sprach zu ihm: „Mein Sohn, fürchte Gott, bete und studire fleißig; sei deiner Mutter und deinen Präzeptoren gehorsam; ich will für dich sorgen, daß du Gott und mir einmal danken sollst, wann ich im Grabe liege!" Und er hielt redlich Wort, indem er den Knaben nicht nur alsbald mit ausreichenden Geldmitteln versah, sondern auch mit testamentarischen Schenkungen bedachte. So besuchte nun Scriver bis 1645 die Schule seiner Vaterstadt und dann wegen der dortigen Kriegsunruhen noch 2 Jahre lang die zu Lübeck. Hier erwarb er sich die Gunst einer adeligen Witwe durch die Treue, mit der er sich des Unterrichts ihrer Kinder annahm und durfte sich ansehnlicher Unterstützung durch sie erfreuen. Auf der Universität Rostock, die er im Jahre 1647 bezog, hatte er zu Lehrern den trefflichen Quistorp († 1648), Caspar Mauritius, bei dem er zu Tische ging, und Joachim Lütkemann, seinen Beichtvater, einen Mann von Speners Ernst und Geist, dessen Wahlspruch war: „Ich will lieber Eine Seele selig als hundert

gelehrt machen!" Mit den rühmlichsten Zeugnissen und dem besten Erfolg beendigte er schon im dritten Jahre seine akademische Laufbahn, nahm sodann eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn J. Radeband in dem nur wenige Stunden von Rendsburg gelegenen Städtchen Segeberg an, erwarb sich auch „auf Anrathen seiner Vorgesetzten" die Magisterwürde in der philosophischen Facultät. So war er denn nahe am Ziele langgehegter sehnlicher Wünsche und durfte rühmen, daß ihn der Herr, wenn auch wunderbar doch herrlich geführt habe. Von ihm empfing er auch jetzt Wink und Fingerzeig für seinen weiteren Lebensgang. Er durfte das durch Beförderung seines Schwagers Trinceus in Stendal erledigte Diakonat an St. Jakob daselbst am 11. März 1653 antreten und volle 14 Jahre darin mit reichem Segen wirken. Beim Abschied von Stendal konnte er ohne Selbstlob bezeugen, „wer seinen Abzug gesehen, hätte mögen sagen: Siehe, wie haben sie ihn so lieb gehabt!" Wie hätte das auch anders sein können bei der heiligen Begeisterung, dem gewissenhaften Eifer fürs heilige Amt, worin Scriver keinem andern nachstand, bei der holdseligen, liebreichen Freundlichkeit und Sanftmuth, die sein ganzes äußeres Auftreten auszeichnete? In seinem Stendalischen Valetsegen, der Abschiedspredigt von dieser Gemeinde, durfte er mit vollem Recht seine Textworte aus 1 Thess. 2, 11—13 auf sich anwenden: Ihr wisset, daß wir, als ein Vater seine Kinder, einen jeglichen unter euch ermahnet und getröstet haben u. s. w. Er war mit Herz, Auge und Mund ein Beichtvater und Seelsorger seiner ihm anbefohlenen Gemeinde, deren Glieder er alle persönlich kannte und auf fürbittendem Herzen trug. Auf die liebe Jugend hat er nicht weniger als auf die Erwachsenen sein Auge gerichtet und hat die „Kinderlehre oder Uebung des heiligen Katechismus, welche in Stendal durch das unselige Kriegswesen abkommen war, wieder angerichtet, ist oft voller Schweiß, matt und müde von der Kanzel gekommen und hat sich's doch nicht verdrießen lassen, eine halbe Stunde und länger unter den Kindern zu stehen und ihnen den Katechismus einfältig zu erklären;" worüber Spener, als er es erfuhr, seine herzliche Freude ausdrückte. „Ich danke meinem Gott von Herzen, bekennt er beim Abschied von Stendal, der mir an euch den mehren Theil fromme, gottselige, gutthätige, dankbare Zuhörer beschert hat." Doch hat Gott seiner auch nicht vergessen mit seinem heiligen Kreuz; er hat „unterschiedliche starke Tränke aus dem Kreuzbecher seines Herrn Jesu thun müssen." Außer

mannigfachen Amtsnöthen traf ihn viel schweres Hauskreuz. Kaum etwas über ein Jahr durfte er mit seiner Ehegattin „in großer, vergnügter Liebe" verbunden bleiben, da entriß sie ihm der Tod, und auch ein Söhnlein aus dieser Ehe folgte nach drei Jahren der Mutter. Diese war eine Tochter des General-Superintendenten Strahl, der ihn ordinirt und investirt hatte. Eine zweite Gattin fand er in der Tochter eines Amtsvorgängers, Katharina Herphard. Ihr hat er in seine Goldpredigten die Worte des Gerhard'schen Liedes geschrieben: „Viel Töchter bringen Geld und Gut, Sind zart am Leib und stolz am Muth; Du aber, meine Kron' und Zier, Gehst wahrlich ihnen allen für!" Auch von den Kindern aus dieser Ehe mußte er in Stendal drei „zur seligen Ewigkeit voranschicken." Am 1. October 1667 zog er unter viel Thränen von seinem lieben Stendal ab, um nach Magdeburg überzusiedeln, wohin er als Pastor an der dortigen St. Jakobskirche berufen worden war. Noch waren nicht vier Jahrzehente verflossen seit der grauenvollen Zerstörung dieser Stadt durch Tilly. Die St. Jakobskirche war erst seit 1658 wieder aus dem Schutt erstanden, und noch immer wurde die Stadt durch mannigfache Kriegsdrangsale heimgesucht. Scriver klagt, die Gemeinde in einem sehr schlechten Zustand angetroffen zu haben; alles sei voll Uneinigkeit und Zanks, voll Haders und Neids gewesen, und er habe große Mühe gehabt „die verbitterten Herzen in der Liebe Jesu zu versüßen." Er wußte auch wohl, daß er in Magdeburg in keinen „Rosengarten" komme; sein Eingang schon geschah „nicht mit leichter Mühe", sondern „nachdem er mit Verleumdungen und feindseligen Lügnern wohl gekämpfet und sie in der Kraft und in der Wahrheit Jesu überwunden." Er ist „mit seinem Herrn Jesu in diese seine Stadt übergefahren," predigt er beim Antritt seines Amtes am 19. Sonnt. n. Trin. nach Matth. 9, 1—8. Zu Anfang des vierten Jahres in Magdeburg ward er zum andernmale Witwer, und lag um dieselbe Zeit selber Monate lang schwer krank darnieder. Und ob ihm auch der Herr im folgenden Jahr wieder eine fromme, treue Lebensgefährtin zuführte — sie war die Tochter des gewesenen Bürgermeisters Drehn in Magdeburg —, so war doch der Kreuzesbecher noch lange nicht geleert. Nur zehn Jahre währte diese friedliche Ehe und wiederholt brachten ihn schwere Krankheiten an den Rand des Grabes: er mußte mehreremale am Pyrmonter Heilbrunnen Hilfe suchen. Zu Anfang des Jahres 1679 verlor er zu seinem tiefsten Schmerz eine Tochter nach kurzer glück-

licher Ehe mit dem Prediger M. J. H. Hävecker in Calbe an der Saale, und im Jahr 1681 einen erwachsenen hoffnungsvollen Sohn. Gegen Ende dieses Jahres trat er noch einmal in die Ehe, und diese Gattin, Elisabeth Silo, Tochter eines Brandenburgischen Zeugwärters der Festung Spandau, durfte er bis an sein Ende behalten. Und wie im Haus, so wechselte auch im Amt vielfach die Freude mit Leid. In einer Predigt im vierten Jahr seines Magdeburger Aufenthalts klagt er mit dem Apostel Paulus: „Wir lieben euch zwar sehr und werden doch wenig geliebt. Ich rede von allen nicht; ich weiß wohl, daß mein Jesus und wir, seine Diener, um seinetwillen noch etliche Freunde und dankbare Herzen unter euch haben, doch ist der größte Theil undankbar." Und beim Abschied von Magdeburg bekennt er, zwar „im Anfang wie ein Engel Gottes aufgenommen worden zu sein;" aber zuletzt, klagt er wehmüthig, „nachdem sich die Zeiten geändert und der Herr beliebet hat, andre Personen auf den Schauplatz zu führen, so ist's geschehen, daß man angefangen, mich zu verlästern, zu verschmähen, zu verfolgen und anzufeinden, aus was Ursach, ist dem allwissenden Gott bekannt. Ich mag aber daran, setzt er hinzu, nicht mehr gedenken, sondern bezeuge hiemit öffentlich, daß ich alles, was mir zuwider geschehen, von Herzen vergebe, vergesse und mit einem versöhnten, liebreichen Herzen aus dieser Stadt ziehe!" So offen er an solchen Stellen redet, ob er wohl weiß, daß es eine „verdrießliche Materie ist, davon die meisten nicht gerne hören," ebenso rücksichtslos straft er sonst immer alle im Schwang gehenden Sünden und Laster ohne Ansehen des Standes oder der Person. Tief beklagt er oft das durch Kriege und andre Ursachen eingerissene Sittenverderben, am bittersten aber das so weit verbreitete Namen- und Scheinchristenthum. Kein Wunder, wenn er „den Namen haben mußte, er predige allzu scharf." Konnte man ihm aber denn böse sein, wenn er z. B. eine scharfe Predigt mit den Worten schloß: „ich bin nicht allein euer Hirte, und liebe euch, wann ich euch tröstlich predige, sondern auch, wann ich mit Eifer und Zorn predige. Ich liebe euch herzlich und suche eure Seligkeit. Gott weiß es. Ach Herr, laß mich finden, was ich suche, um Christi Jesu willen! Amen."? Mußte das ihm nicht die Herzen gewinnen und auch den Widerwärtigen den Eindruck geben, daß sie an ihm einen mit göttlicher Vollmacht ausgerüsteten Lehrer und treuen Seelsorger haben? Und wie ist's ebenso offen als demüthig geredet, wenn er, in einer Predigt im Jahr 1683, sagt: „ich muß

gestehen, daß ich auch oft von einem unzeitigen Eifer eingenommen worden, und deßwegen fast schwierig und verdrossen, das Wort des Lebens zu verkündigen." Dennoch, bekennt er aber, fühle er immer neues Verlangen, die Seelen zu gewinnen und in der Arbeit durch Gottes Gnade fortzufahren. Ein Beweis von dem Segen, den der Herr auf das mündliche Wort seines Dieners legte, und wie dieser Segen ihn überdauern sollte, war der vielfach laut gewordene Wunsch, daß er auch durch geschriebenes Wort zur Erbauung der Gemeinde mithelfe. Scriver folgte der Aufmunterung hiezu gerne und in der umfassendsten Weise. Zwar seine Sonntagspredigten im Druck zu veröffentlichen konnte er sich lange nicht entschließen. Nicht nur nahm ihn in Magdeburg sein Amt allzu sehr in Anspruch — er wurde 1674 Assessor des geistlichen Gerichts, 1676 Scholarch, 1679 Senior der Stadtgeistlichkeit, 1685 Inspektor über die Kirchen des Magdeburgischen Bezirks, des Holzkreises, — sondern auch seine schon 1670 begonnene, aber erst kurz vor seinem Tode zum Abschluß gebrachte Seelenschatzarbeit.

In Stendal schon gab er u. d. T. „das blutrünstige Bild Jesu Christi" seine Antrittspredigt mit zwei andern (Passions-) Predigten und später einige andre einzelne Predigten heraus. 1658 erschienen erstmals „auf Anhalten und durch Vorschub guter Herzen" die Goldpredigten über die Hauptstücke des lutherischen Katechismus, worin er nach Psalm 119, 72 „die seligmachende Katechismuslehre mit der Betrachtung des Goldes erklärt und allem Gold und Schätzen der Welt vorzieht." Im Jahr 1848 sind dieselben zum erstenmal, 1861 in neuer Auflage von uns herausgegeben worden. Theilweis noch in die Stendaler Zeit fällt das Erscheinen derjenigen Schrift, die bis in die neueste Zeit unter all seinen Schriften die weiteste Verbreitung gefunden hat, und in der ganz besonders die ihm eigenthümliche Gabe, die christliche Wahrheit mit Gleichnissen aus der Natur und dem Menschenleben zu veranschaulichen, Bewunderung erregt: „Gottholds 400 Zufällige Andachten," eine „Hand voll Kreuzblumen unter Dornhecken gewachsen," um „die Liebe Gottes in allen Dingen zu zeigen und das menschliche Herz dadurch zur Gegenliebe anzufrischen." Seine umfangreichste Arbeit, die allein hinreichen würde, ihm unter den Vätern unsrer Kirche eine der ehrenvollsten Stellen zu sichern, ist der „Seelenschatz, darin von der menschlichen Seele hoher Würde, tiefem und kläglichem Sündenfall, Buße und Erneuerung durch Christum, göttlichem, heiligem Leben, vielfältigem

Kreuz und Trost in Kreuz, seligem Abschied aus dem Leibe, triumphirlichem und fröhlichem Einzug in den Himmel und ewiger Freude und Seligkeit erbaulich und tröstlich gehandelt wird". Das Ganze, entstanden aus einer Ueberarbeitung und weiteren Ausführung seiner Wochenpredigten in Magdeburg, ist ein beinahe 2000 Seiten starker Folioband, eingetheilt in fünf Theile und 74 Predigten oder längere Betrachtungen, je mit einem kurzen biblischen Text, der meist im Anfang der Predigt erklärt wird und an den sich der übrige reiche Inhalt in bester Form und Ordnung anreiht. Mit hoher Freude begrüßten die vornehmsten Gottesgelehrten jener Zeit das Erscheinen dieses Werks und mit wahrer Begierde sah man allenthalben der Fortsetzung und Vollendung desselben entgegen. Spener erklärte, daß er nichts daran zu ändern oder zu bessern wüßte und daß er bei diesem auserwählten Freund ein viel reicheres Maß der Gaben finde, als ihm selber beigelegt sei, und er wolle nicht unterlassen, vor dem Herrn in seinem Gebet solcher Arbeit zu gedenken. Wer dieses Hauptwerk Scrivers kennen gelernt hat, der wird gewiß gerne einstimmen in die vielen rühmenden Urtheile der Mit- und Nachwelt über dasselbe, wovon wir nur das anführen wollen, das neuerdings ein gründlicher Kenner Scrivers abgegeben hat: der Seelenschatz mache ebensowohl durch seinen Inhalt wie durch seine Darstellungsweise den Eindruck eines in seiner Art unübertrefflichen Buches.[1]) Seine Darstellung der christlichen Wahrheit ist insbesondere unerschöpflich reich in Herbeiziehung alter und neuer Geschichten und in Auffindung treffender Gleichnisse aus der Natur und dem alltäglichen Leben. Da muß ihm Nahes und Fernes, Gewohntes und Ungewohntes dienen, da ist kein Reich der Natur, kein Land der Erde, kein menschliches Lebensverhältniß, kein Stand und Alter, das ihm nicht irgend einmal seinen Beitrag liefern müßte. Es wäre ein ebenso anziehendes als schwieriges Geschäft, aus der unerschöpflichen Fundgrube von Gleichnissen eine Auswahl des Ansprechendsten zu treffen.

Aus der Magdeburger Zeit stammen mehrere Jahrgänge Evangelienpredigten, deren Herausgabe Scrivers Schwiegersohn Hävecker besorgte. Dahin gehören: die Herrlichkeit und Seligkeit der Kinder Gottes 1684, von uns zum erstenmal wieder herausgegeben (Stuttgart, Belser) 1863; Heilige und Gott

[1]) Plath in Sieben Zeugen des Herrn ꝛc. Berlin 1867, wo Scriver die erste Stelle einnimmt.

wohlgefällige Haushaltung 1686; Neue Kreatur 1685. Später, zum Theil erst nach Scrivers Tod, sind erschienen: Erkenntniß Gottes 1692; Gedenksprüche 1697; Dreifaches Absehen 1698. Die meisten dieser Schriften, besonders die vier letzten, sind leider äußerst selten. Das Gleiche gilt auch von der, übrigens auch in neueren Abdrücken vorhandenen Schrift: Gottholds Siech- und Siegesbett, 2 Thle. 1687. 1694, eine Reihe köstlicher Betrachtungen für's Krankenbett, worin er sein eigenes Siechen und Siegen beschreibt, als edle, reife Früchte, hervorgewachsen aus tiefer christlicher Erkenntniß und eigenster Erfahrung. Er hat damit ein in schweren Krankheitstagen 1680 gegebenes Gelübde gelöst. Die Schrift ist von uns 1870 bei der Evang. Bücherstiftung in Stuttgart herausgegeben worden unter gleichem Titel und mit treuer Wiedergabe des Originals, aber „in 365 Betrachtungen für Kranke und Gesunde geordnet", mit je einem Spruch und Liedervers. Auch einige kleinere Schriften verdienen noch Erwähnung. Wir meinen außer den Predigten beim Amtsantritt und beim Abschied von Magdeburg, und einer Leichenpredigt vom Jahr 1677 („der süße Tod der Kinder Gottes") die Huldigungspredigt, gehalten im J. 1681, als Friedrich Wilhelm, „der große Kurfürst", die Huldigung der Stadt Magdeburg entgegennahm (der Leser findet sie in den „Zehn Kasual- und Festpredigten Scrivers, 1653—1690", wo auch die drei vorhergenannten Predigten stehen); und das verlorene und wiedergefundene Schäflein, worin er ein merkwürdiges Erlebniß des Jahres 1672 erzählt. Der Bericht handelt nach dem Titel „von einem jungen Menschen, der sich vom Satan, mit ihm einen Bund zu machen verleiten lassen, endlich aber durch die Gnade des Höchsten errettet und befreiet worden." „Ich wollte, sagte er, diese Uebung meines Glaubens für viel Geld nicht geben und gestehe, daß mir das geringe Häuslein, darin ich diesen Menschen in seiner Noth besuchen mußte, für eine gute Schule gedienet habe, in welcher ich sehr viel gelernet, und werde dieses Handels mein Lebetage nicht vergessen."

Auch den Liederschatz der evangelischen Kirche hat Scriver bereichert und durch einige Lieder, die schon längst in kirchliche Gesangbücher übergegangen sind, sich ein bleibendes Gedächtniß gestiftet. Die bekanntesten sind: Auf Seel' und danke deinem Herrn 2c. Der lieben Sonne Licht und Pracht 2c. Jesu, meiner Seelen Leben 2c.

Seine zahlreichen Schriften machten Scriver auch in der Ferne bekannt und brachten ihn in schriftlichen Verkehr mit manchem frommen Gottesgelehrten seiner Zeit, wie Mauritius, Spizel, Geier, Kortholt, Spener u. A. Etliche Proben davon haben wir in der Evangelischen Volksbibliothek von Dr. Klaiber Band III., S. 207 ff. (wo in Band V. auch die Lieder sich finden) mitgetheilt; sie geben uns ein erbauliches Bild von dem durch und durch edeln, liebenswürdigen Wesen des theuren Mannes, seiner kindlichen Demuth und Herzenseinfalt, seinem gottergebenen Sinn, seiner Fassung und Gelassenheit auch in den schwersten Trübsalen. So erhielt er denn auch mehrere ehrenvolle Berufungen. 1676 sollte er als Pastor nach Halberstadt und als Propst nach Berlin gehen, drei Jahre später als Hofprediger der Gemahlin Karls XI. von Schweden nach Stockholm. So dringend besonders die letzte Einladung ergangen war, doch schlug er sie, wie die beiden andern, aus, indem er sein angehendes Alter, seine Leibesschwachheit und die Beschwerden der Reise vorschützte. Daß er aber eines Wortes, das die Fürstin ihm unter andern geschrieben hatte, nicht los werden konnte, das gestand er selbst, als ihn 1690 auf seinen Geburtstag die Herzogin Anna Dorothea zu Sachsen, Aebtissin des Stifts in Quedlinburg als ihren Beichtvater, Oberhofprediger und Konsistorialrath zu sich berief. Obgleich früher fest entschlossen, Magdeburg nicht mehr zu verlassen, äußerte er jetzt doch, die Königin von Schweden habe, da er ihre Vokation nicht annehmen wollen, an ihn geschrieben, ihre Thränen würden ihn drücken, und er meine, sie haben ihn gedrückt, deßhalb wolle er diese Vokation willig annehmen. Die dem alternden Manne immer beschwerlicher fallende Amtslast, die ihn namentlich an seiner Seelenschatzarbeit viel hinderte, und manche Widerwärtigkeiten, denen er von Seiten eines Theils der Gemeinde ausgesetzt war, erleichterten ihm diesen Entschluß. Spener, der wahrscheinlich ihn der Fürstin empfohlen hatte, wünschte ihr Glück zur Annahme, und sie selbst war hocherfreut und hielt den theuren Mann in großen Ehren, so lange sie seines Besitzes sich freuen durfte. Aber nur drei Jahre lang ließ ihn der Herr auf diesem Arbeitsfeld, dann rief er den treuen Knecht zu einem seligen Feierabend. Die Ruhe seines letzten Lebensjahres wurde in schmerzlicher Weise gestört durch Schwärmer, die in Halberstadt und Quedlinburg auftraten, die sogen. Enthusiasten oder Inspirirten, an ihrer Spitze den übelbeleumundeten Goldschmied Krazenstein.

Im Februar 1693 befiel ihn, nachdem Vorboten sich schon vom Jahr 1685 an eingestellt hatten, ein heftiger Schlaganfall, der ihm das Gedächtniß und die Sprache raubte. Er erholte sich zwar wieder so weit, daß er am 4. März mit den Seinigen das heil. Abendmahl feiern und sie zum Abschied segnen konnte. Aber seine Kraft war gebrochen. Er harrte von nun an in freudiger Erwartung seines Heimgangs still und geduldig auf seinem Lager aus. Als ein Freund ihn mit dem Tod Christi tröstete, sagte er: Ja, wenn wir den nicht hätten, so wären wir die allerunglücklichsten unter allen Kreaturen. Als man ihm aus Arnds Paradiesgärtlein dessen Gebet „um ein seliges Ende" vorlas und den darin enthaltenen Trost anwünschte, antwortete er: Den will ich auch mitnehmen! Oft hob er seine Arme empor, wie um einen ankommenden Freund zu empfangen, mit den Worten: Nun! Nun! als wollte er sagen: Nun läffest du deinen Diener in Frieden fahren! Ein andermal sagte er: Ich bin froh! oder betete er: Laß mich dein sein und bleiben ꝛc. Den Tag vor seinem Ende antwortete er seiner Gattin auf die Frage, ob er Jesum in seinem Herzen habe, mit lauter, freundlicher Stimme: Ach ja, ich sehe und schmecke, wie freundlich der Herr ist! Am 5. April erlosch das Lebenslicht, das so viele mit seinem lieblichen Schein erquickt hatte. Nach einem heißen, aber schönen Arbeitstag ließ der Herr seinen treuen Diener und Kreuzträger unter den Gebeten der Seinigen durch einen sanften Tod zur ewigen Ruhe eingehen, im Alter von 64 Jahren, 3 Monaten und 3 Tagen. Am 11. April wurde die sterbliche Hülle nach Magdeburg abgeführt und in der St. Jakobskirche daselbst feierlich beigesetzt. Dort soll noch sein Bild in Lebensgröße zu sehen sein, mit der Ueberschrift: Nicht ich, sondern Gottes Gnade! (1 Kor. 15, 20). Am 20. begieng hierauf Quedlinburg die Leichenfeier, zu der auch von Magdeburg Abgeordnete herbeigekommen waren. M. Seth Calvisius, Konsistorialrath und Stiftssuperintendent, hielt die Leichenpredigt nach Psalm 37, 4. 5 über das Thema: der am Herrn ihre Lust habenden und auf ihn hoffenden Kinder Gottes gewährter Wunsch und vergnügte Hoffnung; der Gymnasialrector, M. Sam. Schmidt, hielt die Parentation über die treffend gewählten Worte aus 2. Sam. 3, 38: Wisset ihr nicht, daß ein Großer in Israel gefallen ist? Nur ein Sohn aus zweiter und die einzige Tochter aus letzter Ehe überlebten den Vater; 12 Kinder hatte er müssen zu Grab geleiten! Der Sohn, Michael

Heinrich, wurde ein angesehener Kaufmann in Kiel, die Tochter, Katharina Elisabeth, verehelichte sich an Polykarp Leyser, nachherigen Superintendenten in Merseburg.

Was der Herausgeber einer Schrift Scrivers ein halbes Jahr nach seinem Tod von ihm sagt: „Es steht dieser eifrige Moses, dieser betende Elias, dieser fromme Samuel gleichsam vor eines jedweden Angesicht mit himmelan gewendeten Augen und Händen, wie er gewöhnt war in seinem Leben", das zeigt uns, welch' einen tiefen, ehrfurchtgebietenden Eindruck dieses edle Christenleben zurückließ. Noch heute erfüllt sich an ihm Val. Andreä's Wort: Die sind nun todt und leben noch! und sein eigener Wahlspruch: Als die Sterbenden, und siehe wir leben (2 Kor. 6, 9)! Und nie wird die evangelische Kirche aufhören, in ihrer Schatzkammer die Schriften Scrivers treu zu bewahren als eine ihrer schönsten Zierden, als theure Kleinodien und lebendige Samenkörner zu einer Saat für die Ewigkeit.

W. L. Ergenzinger in Unterriexingen, jetzt in Rommelshausen in Württemberg.

---

358. Heinrich Müller.

30. Januar.

Wer kennt nicht Heinrich Müller, den Verfasser der „geistlichen Erquickstunden", den beliebten, ebenso gedankenvollen und geistreichen als volksthümlichen Erbauungsschriftsteller? — den Mann, welcher mit seinem Vorgänger J. Arndt und mit Chr. Scriver, seinem Studiengenossen in Rostock, das glänzende Dreigestirn am Himmel der erbaulichen Litteratur der lutherischen Kirche im 17. Jahrhundert bildet? Wo findet man in christlichen Kreisen des nördlichen Deutschlands nicht irgend eins seiner Bücher, oft noch in alter Ausgabe, als theuren Familienschatz von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt?

Das Andenken Heinrich Müller's zu ehren ist eine heilige Pflicht der evangelischen Kirche, der er in einer Zeit, wo nach den grauenhaften Verwüstungen des 30jährigen Krieges das kirchliche Leben so traurig daniederlag, mit allen seinen reichen Kräften und mit segensreichem Erfolge gedient und der er ein so reiches Erbe in seinen Schriften hinterlassen hat.

Seine erste Kindheit fällt in die Zeit, wo die Kriegsfurie gerade über seinem engern Vaterlande und seiner Vaterstadt wahrhaft haarsträubend entbrannte, und es ist, als wenn der Herzensjammer und das tiefe Mitleid, welches aus seinen Schriften uns entgegentritt, eine Mitgift aus den Eindrücken wäre, die er in frühster Jugend empfangen hatte. Der lebhafte und frühreife Knabe hat sicherlich an allem, was er hörte und um ihn her vorging, tiefgefühlten Antheil genommen. Sein Vater war nämlich Kaufmann und Kirchenvorsteher (nicht „erster Geistlicher") an der St. Marienkirche zu Rostock. Da aber die Drangsale, welche Rostock von der wallensteinisch-kaiserlichen Besatzung zu erleiden hatte, viele Bürgerfamilien eine Zeitlang von dort weggeführt hatten, so geschah es, daß Heinrich Müller nicht dort, sondern in Lübeck (18. Oct. 1631) geboren wurde. Gegen Weihnachten desselben Jahres kehrten aber seine Eltern schon dorthin zurück, da unterdeß die Stadt von der kaiserlichen Besatzung verlassen war und die mecklenburgischen Herzöge ihren Einzug in derselben gehalten hatten. Da der wohlhabende Vater dem fähigen Knaben einen sehr sorgfältigen Unterricht ertheilen ließ und dieser einen unermüdlichen Fleiß mit der an ihm früh hervortretenden Begabung verband, so war es möglich, ihn schon mit seinem 14. Jahre die Universität beziehen zu lassen; doch blieb er auch dann noch unter der sorgfältigen Leitung eines M. Fabricius aus Westfalen, „dem er nächst Gott vorzugsweise verdanke, was er Gutes gelernt habe." Derselbe bestärkte ihn auch in seiner Neigung für die griechische und die orientalischen Sprachen, was ihn später befähigte, eine Zeitlang die Professur für griechische Grammatik zu bekleiden. Außerdem waren es zwei Männer, welche einen besondern Einfluß auf die Entwicklung des Jünglings hatten. Der eine war der ältere Quistorp, Prof. der Theologie und erster Pastor an St. Marien, welchen Müller's Vater so herzlich verehrte und der dem Jünglinge das Ideal war, dem er nachstrebte und dessen Platz er später wirklich nach Gottes wunderbarer Fügung einnahm. Der andere war Lütkemann, Pastor an St. Jacobi und Professor der Physik und Metaphysik, dessen Epistelpredigten durch reichen Inhalt, exegetische Gründlichkeit und reine musterhafte Sprache in jenem Jahrhundert unübertroffen dastehen. Was für den strebsamen und fromm erzogenen Jüngling besonders anziehend sein mußte, war das, daß Lütkemann, in seinen beiden Aemtern hochgeehrt dastehend, die Philosophie mit der Theologie, die Aufgaben der philosophischen Wis-

senschaften mit der Schrift und den Lehren der Kirche glaubte vereinigen, beziehentlich ausgleichen zu können.

Auf Quistorp's Rath ging Müller 1647 nach Greifswald, wo er fern von dem wüsten Studentenleben jener Zeit (dem sogen. Pennalismus, gegen welchen auch Müller später, wie seine Gesinnungsgenossen, einen ernsten Kampf aufzunehmen und durchzufechten sich gedrungen fühlte) theologischen Studien mit großem Eifer oblag. Als er 1650 von dort zurückkehrte, fand er seine beiden hauptsächlichsten und geliebtesten Lehrer nicht mehr. Quistorp war gestorben, Lütkemann aus Rostock vertrieben. Nach erlangtem Magisterium (1651) und einer gelehrten Reise, um die bedeutendsten auswärtigen Theologen und Universitäten (Königsberg, Helmstädt, Leipzig, Wittenberg, Jena) kennen zu lernen, fing er an, philosophische Vorlesungen zu halten, und schrieb daneben seine erste größere Schrift methodus politica (über die beste Verfassung und Verwaltung des Staates und Aufrichtung des gesunkenen Staatslebens). In derselben Zeit wurde er aber auch zum Archidiakonus an der St. Marienkirche erwählt, da seine dann und wann gehaltenen Predigten großes Aufsehn gemacht hatten. Deßhalb sah man auch von seiner Jugend ab, nicht aber er selbst. „Ich erinnere mich gar wohl (schreibt er später), daß, da ich im 22. Jahre meines Alters das hochheilige Amt antrat, das ich jetzt in der Kraft des HErrn bediene, mir zu allen Füßen kalt war; denn ich noch unerfahren war und in göttlichen Dingen ungeübte Sinne hatte, wenig Muts, die Gottlosen zu strafen. Was sollte ich thun? Vor meinem Gott kniete ich in meinem Kämmerlein und sprach mit Jeremia: Ach, HErr, HErr, ich tauge nicht zu predigen, denn ich bin zu jung. Der HErr aber sprach zu mir: „Sage nicht, ich bin zu jung, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dir heiße. Fürchte dich nicht vor ihnen, denn ich bin bei dir und will dich erretten." Daran hielt er sich in der That, „aus dem Munde des HErrn das Wort zu hören", das er predigte. Mit großem Ernste vertiefte er sich in's Schriftstudium, aus dem alle seine Predigten entquollen. Er ging damit auf die von der damaligen Geistlichkeit Rostocks, welche von den Tarnovs und Quistorps erzogen war, eingeschlagene Richtung ein, wonach dieselbe die sonst herrschende trockne logische und argumentative Predigtmethode verließ und praktische Schriftauslegung gab, um die Gemeinden in's Wort Gottes tiefer einzuführen, wohin auch die dort eifrig gepflegte kirchliche Katechese zielte.

Wahrhaft erhebend ist es, wenn wir nun die Amtsführung Müller's ein wenig näher in's Auge fassen, wie sie uns aus seinen eignen Aeußerungen darüber und aus seinen Schriften entgegentritt. „Wie ich vor 7 Jahren (schreibt er in der Vorrede zu seiner „Kreuz-, Buß- und Betschule") durch Gottes sonderbare Schickung in's Predigtamt berufen ward, bildete ich mir ein, es brächte dasselbe wo nicht viele, doch etliche gute, fröliche Tage mit sich. Ich meinte, Prediger würden von Jedermann geliebet und geehret, sogar auch daß man sich vor ihrem Schatten fürchtete. Aber die Erfahrung bezeuget viel ein Andres. Der erste Anbiß war mir alsbald ein saurer Biß. Da wollte der Teufel mit seinem Grimm an mir zum Ritter werden. Ich hatte kaum die Kappe angezogen, da war sie mir schon schwer zu tragen, daß ich auch, wie meine liebste Gemeine weiß, meine erste Predigt mit vielen hundert Thränen thun mußte. Ich empfand, daß alsbald aus der Lust eine Last ward und daß mir mein Gott wenig Freude bei meinem Amte bescheren würde. Darum schickte ich mich zur Trübsal, die mir auch häufig begegnet; der innern Furcht und Angst zu geschweigen, darin ich manche Nacht mit Seufzen zugebracht habe. Denn, Lieber, wer wollte sich nicht ängstigen, wenn er siehet, daß alles Flehen, Ermahnen, Dräuen, Strafen, Warnen an so vielen vergeblich ist, daß ein Schäflein nach dem andern dem hölischen Wolf in den Rachen fällt; daß der Frommen so ein kleines Häuflein überbleibet und die Greuel allenthalben wachsen, daß die Lust zum Worte Gottes von Tag zu Tag ab- und hingegen die Liebe zur Eitelkeit immer zunimmt, daß auch etliche unter denen, so andern ein Vorbild der Liebe sein sollten, mit Gift, Neid und Falschheit angefüllet sein? Auch ist schier Vielen mein äußerlicher Streit nicht unbekannt; bald haben sich wider mich gesetzt die Stolzen, weil ich die Wahrheit geredet; bald bin ich, wie auch Paulus klaget, gerathen in Gefährlichkeit unter falschen Brüdern, die mein Thun, worin ich die Ehre meines Gottes gesucht, öffentlich verärgert und gelästert; bald hat mir sonst ein falscher Freund unter einem erdichteten Vorwand tückisch nachgestellet; aber gelobet sei Gott, der immer Sieg gegeben hat und noch täglich giebt!"

Aus diesem Bekenntniß Müller's tritt uns schon entgegen, wie seine Amtswirksamkeit vornehmlich ein steter und schwerer Kampf war wider das sündliche, weltliche Treiben und die Feindschaft der Widersacher des Evangeliums. Denn er strafte alles ungöttliche Wesen mit scharfer Ruthe und ungebrochenem Muthe, nannte alle

Sünde mit rechtem Namen und war darüber voll des Drohens des Herrn. Aber er ist keineswegs ein bloßer Moralprediger; er deckt die Sünde in den tiefsten Falten des Herzens auf, verfolgt seine Gedanken, Neigungen, Verkehrtheiten, Entschuldigungen und Beschönigungen in allen Schlangenwindungen und legt sie blos im Lichte des heiligen Gotteswortes. Daneben durchklingt alle seine Reden der lockende Ruf der brünstigsten Liebe, die auch nicht eins der anvertrauten Schäflein verlieren kann. Diese Liebe treibt ihn auch zu unermüdet treuer Fürbitte.

Das klar in's Auge gefaßte und streng verfolgte Ziel einer jeden seiner Predigten war: aus dem Sündenschlafe aufzuwecken zu gründlicher Buße, zum lebendigen Glauben an Christum, den einigen Grund des Heils und der Hoffnung des Sünders, zu treiben, alle eigne Gerechtigkeit zu Schanden zu machen, dabei aber mit eiserner Strenge auf rechtschaffne Früchte der Buße und die rechten gottgefälligen Werke des Glaubens zu dringen, ohne welche ihm alle Frömmigkeit nichts als „Maulchristenthum, Scheinheiligkeit und Heuchelei" ist. Von den spätern ähnlichen „Erweckungspredigten" des Pietismus unterscheiden sie sich aber nicht blos durch den Reichthum der Gedanken, die geist- und phantasiereiche Fülle von bildlichen Bezeichnungen und Lebensbeziehungen, eine frische, nie ermüdende Sprache, sondern vornehmlich durch die wissenschaftliche, dogmatische und exegetische Grundlage und Durcharbeitung des Textes. Deßhalb konnte er alle seine pastoralen Arbeiten sogleich schriftstellerisch verwerthen; sie dienten ihm meistentheils als die Aufzugsfäden für eine wissenschaftliche Abhandlung oder eine Erbauungsschrift. Aus Wochenpredigten ist seine „Kreuz-, Buß- und Betschule", eine Erklärung des 143. Psalms, seine „Thränen- und Trostquelle", eine Betrachtung über die Geschichte der Sünderin Luc. 7., sein „christlicher Dankaltar", eine Behandlung der Worte Ps. 68, 20 und 21 entstanden, aus einigen Predigten ganze Bücher, ohne daß dadurch der strenge Faden genauer Texterklärung dem Leser verloren geht. Gerade wie seine Predigten, in denen er die Grundgedanken des ganzen Textes in das Thema zusammenzufassen sucht, den eigenthümlichen Vorzug haben, daß sie auf's strengste disponirt bei einer wunderbaren Freiheit der Bewegung nie von dem Hauptgedanken abschweifen und ableiten. Er besaß eben, was Luther von einem Prediger rühmt, daß er „aus einer Blume eine ganze Wiese machen konnte" — wohl zu merken, nicht einen zusammengerafften Haufen von Blumen, son-

dern ein geordnetes Ganze bei aller Mannigfaltigkeit. Wie er sich über seine Arbeit in dieser Beziehung strenge Rechenschaft zu geben wußte, zeigt sein Buch über die geistliche Beredtsamkeit (orator ecclesiasticus), ein viel zu wenig beachtetes, vielleicht über seine trefflichen Erbauungsschriften übersehenes Buch. Von dem Fleiße, welchen er auf seine Predigten und Schriften verwendete, zeugt auch die Benutzung älterer Zeugen Christi, namentlich Luther's, aus dessen Predigten er ganze Seiten in die seinen hineinverarbeitet und an dessen Sprache er sich offenbar gebildet hat. Es ist ihm aber dabei nicht, wie vielen seiner Zeitgenossen, um Citatenprunk zu thun, denn er erwähnt nur selten des Chrysostomus, Tauler, Luther Namen; nur ein belesenes und aufmerksames Auge findet sie heraus.

Müller's Persönlichkeit scheint nach der ihm von Jugend auf anhaftenden Schwächlichkeit und Zartheit in ihrer äußern Erscheinung eben nicht eine imponirende gewesen zu sein; destomehr wußte sich die Macht des Geistes, die in ihm war, Geltung zu verschaffen. Die lebendige, oft in dialogischer Form sich bewegende, ein Sprichwort oder alliterirendes Dictum nach dem andern wie scharfe Pfeile dazwischen abschießende und die einzelne Seele mehr anfassende als ansprechende Rede bedingt es schon, daß Müller auch mit äußerer Lebhaftigkeit und Frische predigte, daß er auch einem trunksüchtigen Weltkinde gegenüber, sich mit einem Trunkenen vergleichend, sich darauf berufen konnte: „Merkst du nicht, wenn ich predige, wie die Fülle des Geistes oft zum Munde herausquillt?" „Wie ernstlich, wie sauer (bezeugt aber auch er selbst in einer Predigt) läßt sich's ein Prediger werden, daß er die Seelen zur Gemeinschaft Gottes bringe! Da ruft er aus allen Kräften und verzehret sich selbst. Wie oft rufen wir dich mit unsern Schweißtropfen! Wenn die Kanzel reden könnte, sie würde sagen, wie mancher Tropfen von uns auf sie gefallen. Wie oft laden wir dich zum Reiche Gottes mit unsern Thränen! Wie oft rufen wir dich mit unserm Blute! Wie oft kommt das Blut im Eifer hervor!" Solche Predigt wurde durch vorleuchtenden, von allem weltlichen Wesen sich fern haltenden Wandel und besonders durch eifrige Seelsorge kräftig unterstützt. Hatte er auch da etwas kurzes, eiliges, wie denn seine außeramtlichen Arbeiten als Professor ihn nöthigten jeden Augenblick zu benutzen, so war das doch durch die seelsorgerliche Liebe gemildert, mit der er unter der Kanzel zu gewinnen suchte, was er auf der Kanzel nicht hatte bezwingen können.

Seine Bewandertheit auf allen Gebieten des Wissens, wie seine seltnen Geistesgaben, mit denen er Alles zu dem einen Zwecke zu verwenden wußte, machten auch seine kurzen Besuche anregend und fruchtbringend für das Wachsthum des geistlichen Lebens seiner Gemeindeglieder. Diejenigen seiner Schriften, welche besonders darauf berechnet sind, die Traurigen zu trösten, die Schwachen zu stärken, die Verkehrten herumzuholen, die Kleingläubigen aufzurichten (also besonders die „Thränen- und Trostquelle" und die „Kreuz-, Buß- und Betschule") zeugen von einer Liebe, die mit mütterlicher Geduld keine Mühe scheut und kein Mittel unversucht läßt, um den Seelen zurecht zu helfen.

Daß Müller ein großer Freund der Musik war, gehört als ein wesentlicher Zug zu dem Bilde seiner Persönlichkeit. „Ich singe und sage von meinem Jesu, wie süß er sei." Noch in seiner Todesstunde sang er bei aller Schwachheit mehre Gesänge! Er hat selbst 10 Lieder gedichtet, deren Grundton die persönliche herzliche Liebe zu Jesu ist, von denen aber wohl nur eins („O Jesu süß, wer dein gedenkt" nach Bernhard von Clairvaux) in kirchlichen Gebrauch gekommen ist, da Müller die dichterische Begabung seines Zeitgenossen P. Gerhardt nicht besaß. Wie den ganzen durch die Noth der Zeitverhältnisse in tiefen Verfall gerathenen Gottesdienst suchte er auch den Gemeindegesang vor allem zu heben, denn es schmerzte ihn tief die Theilnahmlosigkeit der Gemeinde an dem liturgischen Theile des Gottesdienstes, und er rügt es zum öftern streng, daß so viele erst mit dem Beginn der Predigt in die Kirche kommen. Er suchte das besonders durch die Pflege des häuslichen Gesanges zu erreichen. Zu diesem Zwecke gab er eine Sammlung von 400 meist neueren Liedern von mehr subjectivem Gpräge als die der Reformationszeit heraus und leitete sie durch 10 eingehende Betrachtungen über Ursprung, Wesen, Ausführung u. s. w. des geistlichen Gesanges ein. Das Buch erschien schon 1659 unter dem Titel „Geistliche Seelenmusik."

Müller „war ein Mensch wie wir". Er hat deß nie ein Hehl und setzt sich stets in offnem Bekenntniß mit auf die „Arme-Sünderbank". In den drei aus seinem Leben bekannten Vorgängen tritt uns namentlich eine wohl durch seine stete Kränklichkeit gesteigerte Gereiztheit und Empfindlichkeit entgegen.

Kaum 24 Jahre alt bestand er das theologische Doctorexamen; da aber die Facultät zögerte, ihm die Doctorwürde zu ertheilen (fast 6 Jahre lang), so glaubte er eine absichtliche Zurücksetzung

darin erblicken zu müssen und reiste nach vorherigen Verhandlungen heimlich nach Helmstädt, wurde auch dort trotz einer inzwischen eingelaufenen Protestation der Rostocker Facultät zum Doctor promovirt. Da nun Müller früher mündlich und schriftlich die Erklärung abgegeben, nirgend anders als in Rostock die Doctorwürde annehmen zu wollen, so mußte ihn das natürlich in eine Untersuchung verwickeln, die indessen doch friedlich endete, nachdem er das Bekenntniß abgelegt, „daß ihm etwas Menschliches widerfahren sei", und das Versprechen gegeben, „daß er dennoch den Nutzen und die Ehre der hiesigen theologischen Facultät nach Kräften fördern wolle, sich auch nicht in Streitigkeiten mischen, welche den Frieden störten, noch von der Form. Concord. weichen wolle." Die friedliebende Facultät ließ ihn diesen Schritt auch wirklich nicht entgelten und beförderte ihn schon im folgenden Jahre zu einer bald erledigten Professur. Es ist zugleich ein Zeugniß für die segensreiche Wirksamkeit Müller's, daß dieser Vorgang seinem Ansehn in Rostock nicht im mindesten schadete.

In einen andern bekannter gewordenen Streit verwickelte ihn das kühne Zeugniß wider die äußerliche Kirchlichkeit des Maul- und Heuchelchristenthums, welches durch alle seine Predigten geht. So hatte er in einer über die Epistel 1 Cor. 12 gehaltenen Predigt auch folgende Aeußerung gethan: „Auch hat die heutige Christenheit 4 stumme Kirchengötzen, denen sie nachgehet, den Taufstein, Predigtstul, Beichtstul, Altar; sie tröstet sich ihres äußerlichen Christentums, daß sie getauft ist, Gottes Wort höret, zur Beichte gehet, das Abendmal empfängt, aber die innere Kraft des Christentums verleugnet sie u. s. w." Hatte diese Auslassung schon beim Hören der Predigt einiges Aufsehn erregt und seinen Gegnern Anlaß zu mißfälligen Aeußerungen gegeben, so gewann sie doch erst eine weiter gehende Bedeutung, als Müller bald, nachdem die Epistelpredigten („Apostolische Schlußkette") gedruckt waren, nach Hamburg berufen werden sollte. Dort trat sein Namensvetter J. Müller gegen diese Berufung auf, indem er vor ihm als „einem Calvinisten und Syncretisten" warnte. Es gelang ihm, dem langjährigen Gegner alles lebendigen Christenthums, wie es von Schuppius u. A. dort vertreten war, wirklich die Berufung Müller's zu hintertreiben. Müller blieb gern in Rostock, aber er konnte es doch nicht tragen, daß sein Ansehn dadurch erschüttert und sein guter Ruf verletzt sein sollte. Er fürchtete für den Segen seines Amts und seiner Schriften. Deßhalb schrieb er — außerdem daß er sich in

den 1664 und 1665 herausgegebenen „Geistlichen Erquickstunden“ [1]) nochmals zu seinen Aeußerungen bekannte (152. Andacht) und dieselben vertheidigte — eine besondere Vertheidigungsschrift „Ob's Ketzerey sei, wann man den sogen. Gottesdienst der jetzigen Maulchristen eine Abgötterey nennet“ und ließ sich noch von verschiedenen Facultäten und angesehenen Superintendenten darüber Gutachten ausstellen. Er konnte es eben nicht ertragen, übel beleumdet zu werden, wenn er sich auch zum öftern mit dem „Vorgange seines Heilandes und seiner Apostel“ und mit den Verheißungen der Schrift für die „mit Unrecht Geschmähten und Verfolgten“ tröstet. Im Jahre 1666 hatte er dann die Genugthuung das Rectoramt zu verwalten.

Eben dieselbe Empfindlichkeit war auch die Haupturſache eines Streites mit seinem Collegen, dem Archidiakonus Lindemann, in den sich zuletzt sogar die Herzoge einzugreifen genöthigt sahen. Trotz allem, was vorgefallen war, wurde Müller doch 1671 durch einstimmige Wahl des Raths und des Ministeriums zu Rostock zum Stadtsuperintendenten gewählt, obwohl er erst im vierzigsten Jahre seines Alters stand und einer der jüngsten Geistlichen war. Seine Persönlichkeit wie seine amtliche Wirksamkeit muß also eine so bedeutende gewesen sein, daß ihm die allgemeinste Anerkennung nicht versagt werden konnte.

Neben den schon erwähnten erbaulichen Schriften (nach seinem Tode kamen noch „der evangelische Herzensspiegel“, „Evangelisches Präservativ wider den Schaden Joseph's in allen 3 Ständen“ und „Gräber der Heiligen“ heraus, sein übriger handschriftlicher Nachlaß ging in einer 2 Jahre nach seinem Tode entstandenen Feuersbrunst unter) hat Müller's Riesenfleiß noch eine Menge wissenschaftlicher Arbeiten, Facultätsgutachten, Dissertationen 2c. zu Tage gefördert, so daß wir auch über seinen theologischen Standpunkt

[1]) In diesem weitaus verbreitetsten Buche ist die Eigenthümlichkeit Müller's am schärfsten ausgeprägt, so daß man sich des Eindrucks der Gesuchtheit nicht ganz erwehren kann. Die 300 Andachten haben jede eine räthselhaft pikante Ueberschrift und sind bei ihrer sententiösen Form eben so reich an Wortspielen, welche den Gedanken faßlicher und behaltlicher machen, als an Gedanken, welche in gedrängter Form und Fülle hervorsprudeln. Von ihnen gilt besonders das Geständniß Müller's: „Geblümelt habe ich auch zuweilen; nicht daß ich im Predigen des Blümelns gewohnt bin, sondern dem Leser einen Anmuth zu machen und den Liebhaber der Allegorieen an solche Allegorieen zu führen, die nicht nur der Schrift keine Gewalt anthun, sondern auch zugleich tröst- und besserlich seien.“ Seine Kanzelsprache war es nicht!

nicht im Unklaren sind. Es ist für die Charakteristik Müller's von großer Wichtigkeit, denselben näher in's Auge zu fassen.

Während des 17. Jahrhunderts, welches man häufig das Jahrhundert der „todten Orthodoxie" zu nennen beliebt, erhoben eine große Anzahl ernster Zeugen Christi ihre Stimme laut über alles unchristliche Leben und Wesen in der evangelischen Kirche und die bejammernswerthen kirchlichen Zustände nach den Verwüstungen des 30jährigen Krieges. Diese in den Fußtapfen eines Joh. Arndt wandelnden Männer könnte man die Pietisten vor dem Pietismus nennen. Die meisten von ihnen, auch Collegen Müller's in Rostock (wie Quistorp, dessen pia desideria man eine erste Auflage von Spener's piis desideriis nennen kann, Großgebauer u. A.), neigen sich schon zu reformirten Anschauungen hin und fordern dem entsprechende neue kirchliche Ordnungen und Maßregeln. Von dem allen hält sich Müller mit großer Vorsicht fern. Der Streittheologie entschieden abhold und indifferent gegen theoretische Lehrfragen bekämpfte er doch in besondern Schriften die Irrlehren der römischen wie der reformirten Kirche (Berengarianismi veteris novique historia), und bei aller Freundschaft mit den Helmstädtern theilte er weder die humanistische noch die philosophische noch die syncretistisch-unionistische Richtung derselben, und niemals ist ihm auch nur eine Abweichung von der Lehre der Concordienformel nachzuweisen gewesen. So scharf er auch öfters gegen den „Mißbrauch des Beichtstuls" eifert, so steht er darin doch Luther in seinem Auftreten wider den Ablaß näher als C. Schade in seiner Bekämpfung der Privatbeichte. Alle Betonung der reinen lutherischen Kirchenlehre hat stets das Ziel im Auge, daß den Seelen der Heilsweg nicht verdunkelt werde. Bei aller Kritik der kirchlichen Zustände läßt er die Ordnungen der Kirche unangetastet. Er gehört zu den Männern der Restauration, aber er betont stets die Restauration von innen heraus. Gottes Wort muß in den Herzen Wahrheit und Leben werden. Dazu ruft er auch den Arm der christlichen Obrigkeit auf, die durch Sonntagsgesetze, Kleiderordnungen und dergl. der Predigt des Worts zu Hülfe kommen, aber nimmer in das Lehramt eingreifen soll. Er legt großes Gewicht auf das allgemeine geistliche Priesterthum und räumt den treulosen, ungeistlichen Hirten gegenüber allen Laien eine Lehrthätigkeit in ihrem Kreise ein. Doch will er das Amt nicht verachtet noch die kirchliche Ordnung dabei gestört wissen, wenn er auch gottlosen Hirten gegenüber „bewährte Christen nicht gebunden erachtet, wider

ihr Gewissen sie Ehrwürdige liebe Herren zu tituliren und bei ihnen die Absolution nachzusuchen." Empfiehlt er den traurigen Gottesdiensten gegenüber, in welchen fromme Herzen durch die alamodischen Weltkinder gestört und geärgert werden, häusliche Andachten („der thue besser, der ihm ein Kirchlein bauet in seinem Hause") so erklärt er doch auch wieder, wo „das Ministerium in vigore" sei, die privata conventicula für verdächtig ja gefährlich. Kurz wir sehen, Müller bewegt sich höchst vorsichtig auf der Grenze zwischen „Pietismus" und „todter Orthodoxie". Es hat ihm das bis auf den heutigen Tag den Lohn eingebracht, daß er auf beiden Seiten bei den ernsteren und bessern in hohem Ansehn gestanden hat.

Durch die rastlose Thätigkeit und namentlich durch unaufhörliche Nachtarbeiten in den letzten Jahren wurden die schwachen Leibeskräfte des sich im Eifer um das Haus des HErrn verzehrenden früh gebrochen. Noch nicht 44 Jahre alt war er bei aller Jugendfrische des Geistes leiblich ein Greis. Die Kränklichkeit entwickelte sich zu einem eben so schmerzlichen als widerlichen Skorbut. In sorglicher Liebe pflegte ihn die mit ihm seit seinem 23. Jahre verbundene Gattin Elis. Siebrand, Tochter eines Kirchenvorstehers zu St. Marien, mit der er in dem Einen, was noth ist, eng verbunden gelebt hatte. Zum öftern pries er die ihm darin erwiesene Gnade Gottes, daß er mit ihr durch das Band der Liebe in einem Glauben und einer Hoffnung verbunden war. Von den 5 Söhnen und einer Tochter, welche sie ihm geboren, überlebten ihn nur 3 Söhne.

Eine Parentation, welche er mitten in der Fieberhitze der zunehmenden Krankheit hielt, war seine letzte Amtshandlung. Von der Kanzel stieg er herab, um sich auf ein dreimonatliches Krankenlager niederzulegen, welches für viele der ihn besuchenden Gemeindeglieder die gesegnetste Kanzel geworden. Als er sein Ende immer mehr herannahen fühlte, ließ er sich noch einmal das heilige Abendmahl reichen und sang dann trotz aller Schwachheit mit leiser Stimme mehre Gesänge, als: „HErr Jesu Christ, wahrer Mensch und Gott", und „O Lamm Gottes unschuldig". Es war am 23. Sept. 1675, als er seine Gattin sammt allen Kindern zu sich kommen ließ, um von ihnen Abschied zu nehmen und sie zu segnen. Da dies geschehen, verlangte er noch einmal nach seinem Beichtvater, dem Diakonus Barclai, mit dem er sich in einer „nachdenklichen und tröstlichen Unterredung letzete" und zu dem er die so

bekannt gewordenen Worte sprach: „Mein liebwertheſter Herr Collega, tröſtet doch meine Herzliebſte damit, daß nicht ich, ſondern mein Elend und Jammer ſterben werde. Ich wüßte nicht, daß ich in meinem ganzen Leben einen recht fröhlichen Tag auf dieſer Welt gehabt, nach dieſem Leben wird meine Herzensfreude erſt recht angehen. Ich will vor dem Stuhl des Lammes, ungehindert von dem Leibe des Todes, mit viel größerer Kraft und Nachdruck für ſie und meine nachgelaſſenen Söhne, für euch, mein lieber Beichtvater, und alle meine Schäflein, ſonderlich auch für meine Wohlthäter beten. Darum ſeid alle getroſt! Ich weiß, daß ich bald gar ſanft ohne einige Verſtellung der Geberden und Herzensangſt aus dieſem Leiden werde abſcheiden.“ So iſt's auch geſchehen, nachdem er noch bis gegen 4 Uhr Nachmittags ſich mit ſeiner Gattin und ſeinen beiden Schweſtern aus Gottes Wort unterredet und ſie mit ſolcher Kraft getröſtet, daß Niemand die Zeichen des nahen Todes an ihm wahrnehmen konnte.

Den herben Verluſt, welchen die Kirche an dieſem auserwählten Werkzeuge erlitt und der in den weiteſten Kreiſen damals empfunden wurde, ſchilderte Barclai, ſein ihm eng verbundener Archidiakonus und Beichtiger, bei ſeiner Beſtattung am 5. Oct. vor einer zahlreichen und glänzenden Verſammlung in einer Leichenrede über die für Müller ſo charakteriſtiſchen Worte Jeſ. 51, 9. 10: „Wir heilen Babel, aber ſie will nicht heil werden, ſo laſſet ſie fahren, und laſſet uns ein jeglicher in ſein Land ziehen u. ſ. w.“ Aber es gilt doch auch mit beſonderem Fug und Recht von ihm das Wort: „Er iſt geſtorben und lebet noch!“ Denn „wiewohl er geſtorben iſt, redet er noch.“ Möge er denn auch ferner fortleben in der Kirche Chriſti und noch viele Segensfrucht ſchaffen durch die mit der innigſten Liebeswärme und der hinreißendſten Beredtſamkeit geſchriebenen jugendfriſchen Glaubenszeugniſſe, die er uns hinterlaſſen hat als ein reiches Erbe. Denn wenn er ſelbſt ſich durch den Wahlſpruch ſeines Lebens unter die Diener Gottes ſtellte, von denen Paulus ſagt: „als die Traurigen, aber allezeit fröhlich“, ſo fahren wir in Pauli Worten fort, um ihn auch unter die zu ſtellen, die, „als die Armen, doch viele reich machen.“

A. Riſche in Schwinkendorf.

359. Philipp Jacob Spener.

5. Februar.

Hat es unter den Männern Gottes je einen gegeben, bei welchem — soweit das menschliche Auge sieht — der Ernst der Heiligung jeden Flecken ausgetilgt und das vollendete Bild eines christlichen Heiligen hergestellt hat, so ist es Spener gewesen, und dies ist es, wonach ihm vorzugsweise in einem evangelischen Kalender eine Stellung gebührt.

Speners Jugend fällt in diejenige Periode, worin bereits die Schmerzensfrucht an's Licht zu treten anfängt, welche die Wehen des dreißigjährigen Krieges der evangelischen Kirche getragen hatten, wo das bisher fast ausschließlich den Fragen der Glaubenslehre und der Streittheologie zugewendete Interesse sich auf den Ausbau des christlichen Lebens hinzurichten angefangen. Auch Speners geistlicher Lebensführung kam dies zu Gute. Er wurde 1635 in Rappoltsweiler in der Grafschaft Rappoltstein im oberen Elsaß geboren, wo sein Vater gräflicher Hofmeister und später Rath war. Seine Kindheit verdankte namentlich einer verwittweten Gräfin von Rappoltstein, seiner Pathin, tiefere Eindrücke. Schon in dem dreizehnjährigen Knaben ruft der Eindruck ihres Sterbebettes den Wunsch hervor: „mit ihr von der Welt abzuscheiden, wie er denn damals eine Zeit lang seine Auflösung von Gott mit Gebet zu erzwingen suchte." Auf der Straßburger Universität, wohin er sich 1651 im sechszehnten Jahre begab, wirkte damals Johann Schmid als Professor und als Prediger, ein Mann, welcher von seinen Zeitgenossen als einer der lautersten christlichen Charaktere geschildert wird, dem viele Jünglinge ihre Erweckung zur Frömmigkeit verdankten. Diesen stärkenden Eindrücken von außen brachte der jugendliche Spener, welcher, nie durch eine Bekehrung hindurchgegangen, von Anfang an die Taufgnade bewahrt hatte, ein offenes und empfängliches Herz entgegen. Schon als Knabe ernst, still und blöde, weiß er zum Beweise, daß auch er „böse" gewesen, nichts andres anzuführen, als daß er sich einst im zwölften Jahre zu einem Tanze habe verleiten lassen. Auch das dient ihm zu seiner geistlichen Förderung, daß er schon früh auf Arndts „wahres Christenthum" aufmerksam gemacht worden, das einzige Erbauungsbuch, welches damals die lutherische Kirche besaß, in welchem in einer öden Zeit Tausende einen Wegweiser zu Christo gefunden, außerdem aber auch auf einige, von den strengen Lutheranern

freilich perhorrescirte, erweckliche Erbauungsbücher der englischen Kirche. Seine Universitätszeit verfloß still und auf die Studien zurückgezogen. „Mit Tanz und Fechtboden, sagt er von sich, mit Trinken, Curtoisiren, Stutzen, Schlagen hab' ich nichts zu thun gehabt."

Nach beendigten Studien pflegte man damals zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung gelehrte Reisen zu machen, und auch Spener unternahm 1660 eine solche, zunächst nach der Schweiz, nach Basel und Genf, wo er zum ersten Mal mit der reformirten Kirche in Berührung kam — wiewohl durch seinen academischen Lehrer Dannhauer gegen dieselbe sehr eingenommen — doch von dem christlichen Leben der Genfer Geistlichkeit und Laien einen vortheilhaften Eindruck erhielt. Namentlich wirkten auf ihn die Vorträge des feurig begeisterten Bußpredigers Labadie, dessen Manuel des prières er auch später in einer deutschen Uebersetzung herausgab. Eine in's Innre von Frankreich beabsichtigte Reise war er durch Erkrankung aufzugeben genöthigt gewesen und kehrte also am Ende des Jahres 1661 wieder nach Straßburg zurück. Noch einmal entfernte er sich von dort als Reisebegleiter des jungen Grafen von Rappoltstein und erfuhr in Würtemberg sowohl am Hofe von Stuttgart als in Tübingen so viele Theilnahme und Freundschaft, daß man damals schon daran dachte, ihn für die würtembergische Landeskirche zu gewinnen. Eine Vocation nach Straßburg führte ihn jedoch in diese seine zweite Vaterstadt zurück, und er erhielt hier eine sogenannte Freipredigerstelle, welche ihn nicht zur Seelsorge, sondern nur zum Predigen verpflichtete, so daß sich damit um so eher die Function als academischer Privatdocent vereinigen ließ. Nur kurze Zeit aber sollte er in dieser untergeordneten Stellung seiner vaterländischen Kirche dienen: erst einunddreißig Jahr alt, erhält er 1666 den Ruf als Senior und Pfarrer an der ersten evangelischen Kirche von Frankfurt a. M. Statt bei solchen Berufungen sich nur mit Fleisch und Blut zu besprechen, pflegten manche ernstere Männer in jenen Zeiten ihre Entscheidung von dem Gutachten entweder angesehener Theologen oder ihrer kirchlichen Behörden abhängig zu machen; auch Spener stellte seinen Entschluß dem Straßburger Magistrat anheim, welcher nach Berathung mit der theologischen Facultät diesen ansehnlichen Ruf als einen göttlichen betrachten zu müssen erklärte und seinen hoffnungsvollen Zögling an die deutsche Reichsstadt überließ.

Es war ein Wirkungskreis mit großen und schwierigen Auf-

gaben, in welchen Spener in Frankfurt eingetreten war, zumal bei den hohen Ansprüchen, welche der fromme junge Mann an sich selbst und an sein Amt machen zu müssen glaubte. Das Bild, welches Paulus von der christlichen Kirche, ihrer Idee nach, entwirft, in die Wirklichkeit einzuführen, war die Aufgabe, die ihm vor Augen stand: eine nicht blos durch das lutherische Bekenntniß, sondern durch das christlich-lutherische Glaubensleben zu einer Einheit verbundene Gemeinde, regiert durch das Zusammenwirken der drei Stände des obrigkeitlichen, des geistlichen und des Hausvaterstandes. Die Zustände aber, welche Spener in Frankfurt wie in allen lutherischen Landeskirchen vor Augen sah, wie verschieden von diesem Kirchenideal! Wie in allen Volkskirchen das Glaubensleben nur bei Einzelnen zu finden, so war in großen Stadtgemeinden fast überall, auch in Frankfurt, selbst die äußere Zucht und Ordnung gefallen, die Geistlichen mit handwerksmäßiger Erfüllung ihres Berufs zufrieden und auch schon der Zahl nach für Ausübung der Seelsorge bei Weitem nicht ausreichend, die Obrigkeit aber, welche in Reichsstädten durch eine Deputation von Scholarchen den Kirchenconventen beiwohnte, den Anträgen des Ministeriums auf strengere kirchliche Zucht öfters, statt dieselben zu unterstützen, mehr hinderlich und entgegen. — Ein reformatorischer Eliaseifer war nun Spenern nicht gegeben, sein Eifer ist eine sanfte Flamme vor dem Herrn, überall von Vorsichtigkeit, Milde und Demuth begleitet, daher auch der Character seines Wirkens in seinen verschiedenen Stellungen, wie in seiner allgemeinen Einwirkung auf die Kirche nur der der Allmähligkeit. Von dem Bestehenden so wenig als möglich anzutasten, es vielmehr von Innen heraus mit neuem Geiste zu erfüllen und dadurch zum Bessern fortzubilden, darauf legt er es auch in seinem neuen Wirkungskreise an.

Als Grundlage für die Heilserfahrung will er zunächst in der Gemeinde die Heilserkenntniß in reichem Umfang verbreitet wissen. Was hiefür in der lutherischen Kirche geschehen, war unzureichend gewesen. Der Katechismus und Unterricht der Schulen beschränkte sich größtentheils auf todtes Memoriren, die Predigttexte waren auf die sonntäglichen Pericopen beschränkt, die Predigten zu dogmatisch, zu unpractisch und zu gelehrt für die Gemeinden. Wer die Kirche bauen will, muß von der Jugend anfangen. Dies Wort Luthers stand auch ihm vor Augen und die Belebung der Katechismuslehre ist seine nächste Angelegenheit. Nach Berathung

mit seinen Collegen wird beschlossen, das jedesmalige Stück der Katechismuslehre in den vorhergehenden Nachmittagspredigten zu behandeln; er selbst geht dasselbe in den Exordien seiner Vormittagspredigten durch. Obwohl als Pfarrer zur Ausübung der Katechismuslehre nicht verpflichtet, geht er dennoch seinen Collegen darin mit seinem Beispiele voran und erweckt durch sein Geschick mit der Jugend zu verkehren ein immer steigendes Interesse daran, so daß sich zu seinen in den sonntäglichen Nachmittagsgottesdiensten gehaltenen Katechismusübungen allmählich auch die Erwachsenen in zunehmender Anzahl einfinden. War auch bei ihm nach der Gewohnheit der Zeit das nächste Augenmerk nur auf das Verständniß der göttlichen Wahrheit gerichtet gewesen — besonders nachdem ein Durchreisender, welcher seine Katechismuslehre besucht hatte, die Frage ihm an's Herz gelegt: Aber wie bringen wir den Kopf in das Herz? ist er immer ernstlicher darauf bedacht, mit dem Verständniß der Wahrheit ihre Anwendung auf das Leben zu verbinden und wird so der Urheber einer neuen practischeren Methode des katechetischen Unterrichts. In weiten Kreisen wurden seine tabulae catecheticae in 108 Tabellen, welche 1683 erschienen, dankbar benutzt. Was die Predigt betrifft, so machte er für dieselbe die größeste Schlichtheit und Gemeinverständlichkeit, das gründliche Verständniß der heiligen Schrift und die practische Anwendbarkeit zu seiner Aufgabe. Mögen seine Predigten durch ihre vorherrschende Lehrhaftigkeit und den gänzlichen Mangel an dem, was wir Begeisterung nennen, auch in Folge der Weitläufigkeit und allzugroßen Länge auf uns den Eindruck der Trockenheit machen; aber daß sie den saftigen Kern des Evangeliums darboten, welchen der Zuhörer in jener Zeit so selten zu hören bekam, gab ihnen eine Anziehungskraft, welche die Herzen der Vornehmen wie der Geringen gewann. Auch nach einer andern Seite hin suchte er die Predigten fruchtbarer zu machen. Um eine größere Bekanntschaft mit der heiligen Schrift zu verbreiten, als es durch die stets wiederkehrenden und nicht immer practisch fruchtbaren Pericopen der Fall war, benutzte er die Exordien seiner Predigten zur Erklärung anderweitiger Bibeltexte, namentlich aus den neutestamentlichen Briefen. — Besonders trostlos stand es um das damalige Beichtwesen. In großen Gemeinden, wie in Frankfurt, war es auch den besser gesinnten Geistlichen gradezu unmöglich gemacht, wie der große lutherische Katechismus es fordert, vor Ablegung der Beichte, erst von dem innern Zustande der Beichtkinder sich

einen Eindruck zu verschaffen, so daß man sich an dem bloßen Hersagen der Beichtformulare genügen ließ. Daß durch todten Mechanismus der Beichte das heilige Sacrament selbst bei den Beichtvätern wie bei den Confitenten zum bloßen opus operatum herabsank, war eins der tiefsten Bekümmernisse Speners, welches ihn vielfach nach Vermehrung der geistlichen Kräfte seufzen läßt. Durch die in mehreren Theilen der lutherischen Kirche in Uebung gekommene Hausanmeldung der Abendmahlsgenossen bei dem Geistlichen konnte jenem Uebelstande wenigstens in Etwas abgeholfen werden, doch vermochte Spener diesen Gebrauch in Frankfurt ebenso wenig einzuführen, als — was er so sehr gewünscht hätte — die Confirmation der jungen Abendmahlsgenossen.

Alle bisher erwähnten Einrichtungen hatten das Geleise der gangbaren kirchlichen Ordnung inne gehalten. Anders war es mit den Privatversammlungen zur Erbauung, welche unter dem Namen conventicula bald die ganze Kirche in Bewegung setzten. An sich war die Sache eine durchaus unverfängliche, ja sogar durch die Symbole der lutherischen Kirche gebilligte. Colloquia mutua der christlichen Brüder untereinander über Gegenstände der Religion hatten die schmalkaldischen Artikel gebilligt und empfohlen. Nun hatte eine Anzahl erweckter Freunde von Spener den Vorschlag gemacht, anstatt zu weltlichen Gesellschaften zu geistlichen Gesprächen zusammenzukommen. Diesen Wunsch konnte Spener nicht anders, als billigen und er erbot sich selbst sein Studierzimmer zu diesem Zwecke herzugeben und als Geistlicher an die Spitze zu treten (seit 1770). Erbauungsstunden in unserm Sinne des Worts waren dieses nicht, sondern gemeinschaftliche Unterredungen über den erbaulichen Inhalt — anfangs gewisser Erbauungsbücher, später über Bücher der heiligen Schrift. Von selbst machte es sich dabei, daß eigentlich nur die Gebildeteren das Wort führten. Auch diese neue Einrichtung, wie unverfänglich sie war, hatte Spener, um vor jeder Einrede sicher zu sein, nur nach Berathung mit seinen Amtsgenossen unternommen. Unter den Weltlichgesinnten, Geistlichen wie Laien, entstanden jedoch, besonders außerhalb Frankfurts, üble Nachreden, auch gab damals, wie Spener berichtet, der Name der colloquia pietatis zur Entstehung des Namens Pietisten die erste Veranlassung. Bald wurden hie und da in der Stadt auch ohne Mitwirkung von Geistlichen solche Versammlungen gehalten, in einigen Fällen auch mit Uebertreibungen, so daß Spener selbst bei einer derselben auf Schließung dringen

mußte. Was jedoch ein noch größeres Uebel war: in der gemeinschaftlichen Erbauung mit Gleichgesinnten fanden begreiflicherweise manche Theilnehmer reichlichere Erbauung, als beim Gottesdienst, und namentlich war es der Abendmahlgenuß mit dem großen gemischten Haufen, welcher nun den ernster Gesinnten bedenklich wurde. So entstand aus diesen Conventikeln zum größten Anstoß der kirchlich Gesinnten, aber auch zum größten Schmerz für Spener selbst, ein Separatismus von der Kirche. Was nur wenigen Lehrern gelingen wird, den Verirrungen von Schülern zu steuern, welche an Eifer in der Heiligung ihre Lehrer zu übertreffen meinen, das gelang allerdings Speners Weisheit. Eine durch Weisheit und geistliche Unterscheidungsgabe ausgezeichnete Schrift „Der Klagen über das verdorbene Christenthum Mißbrauch und rechter Gebrauch" 1684, machte auf jene Kreise einen solchen Eindruck, daß, wie Spener selbst mittheilt, „fast alle irre Gewordenen" zur Kirche wieder zurückgeführt wurden. Immer jedoch blieb der gegebene Anstoß, und der Same des Separatismus erhielt sich in den rheinischen Grafschaften.

Unter Allem aber, was Spener während seines Frankfurter Aufenthalts für das Heil der Kirche unternahm, war nichts in dem Grade bedeutungsvoll und einflußreich als die Herausgabe seiner kleinen Schrift: „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach einer gottgefälligen Besserung der wahren evangelischen Kirche" 1675. Was Spener in dieser Schrift aussprach, waren Wünsche und Bedürfnisse, welche seit dem Ende des Krieges in vielen Herzen wach geworden, denen er aber durch diese Schrift zuerst den Ausdruck verliehen hatte. Mit Jeremia's Klage: „Ach daß ich Wassers genug hätte in meinem Haupt" beginnend, stellt der Verfasser aus tiefbewegter Seele die Schäden der evangelischen Kirche dar und empfiehlt sechs Heilmittel zu ihrer Verbesserung. 1) Die reichlichere Verbreitung des Wortes Gottes und Privatversammlungen, um in die gründlichere Erkenntniß der Schrift einzudringen. 2) Die Aufrichtung und fleißige Uebung des geistlichen Priesterthums, die Mitwirkung der Laien mit dem Pfarramt durch Erbauung Anderer und namentlich seiner Hausgenossen und das Mitstreiten im Gebet. 3) Die ernste Ermahnung, daß es mit dem Wissen im Christenthum nicht genug sei, daß die thätige Ausübung dazu kommen müsse. 4) Das rechte Verhalten gegen Irrgläubige und Ungläubige, die Polemik in herzlicher Liebe und der lebendige Trieb, den Gegner nicht blos zu überzeugen, sondern auch zu

bessern. 5) Eine Art des theologischen Studiums, wobei den Theologen eingeschärft würde, daß nicht weniger an ihrem gottseligen Leben, als an ihrem Fleiß und Studiren gelegen. 6) Eine andere Art zu predigen, in welcher das Hauptstück wäre, daß das Christenthum in dem innern oder neuen Menschen besteht, dessen Seele der Glaube und dessen Wirkungen die Früchte des Lebens sind. — Von allen Seiten und von den vornehmsten Theologen erhält Spener zustimmende Zuschriften; öffentliche Stimmen von Geistlichen und Laien sprechen die wärmsten Danksagungen aus; manche der gemachten Vorschläge, wie natürlich auch die colloquia pietatis werden von ernsteren Geistlichen sofort in's Werk gesetzt, und noch immer schweigt die in ihren tiefsten Schäden angegriffene Orthodoxie! — so überaus bemessen waren auch hier Speners Aeußerungen gewesen, so hatte er Bedacht genommen, seine eignen Klagen und Beschuldigungen durch große kirchliche Autoritäten vertreten zu lassen. — Zwanzig Jahre hatte Spener so in Frankfurt eine gesegnete Thätigkeit entwickelt, geheime Neider und Widersacher hatte er so manche gefunden, unter denen der vornehmste in der nächsten Nähe von Frankfurt, der Hofprediger Mentzer in Darmstadt war, öffentlich jedoch hatte unter dem schreib- und streitfertigen Theologengeschlechte jener Zeit nur eine einzige Stimme sich gegen seine Rechtgläubigkeit erhoben, ein Diakonus Dilfeld in Nordhausen, ein schwacher und unklarer Mann, dessen Anklage wirkungslos verhallte. Aus der Schule eines Dannhauer, des streng lutherischen Kirchenhauptes von Straßburg, hervorgegangen, hielt damals Spener auch noch die lutherische Orthodoxie in ihrer strengsten Fassung fest, wie dies unter anderen eine von ihm in Straßburg gehaltene scharfe Predigt gegen die Reformirten bezeugt (1667) und seine Vertheidigung des elenchus nominalis auf der Kanzel, der namentlichen Bezeichnung der bekämpften Irrlehrer. Die Vorkämpfer der orthodoxen Theologie und selbst ein Calov, der unerbittliche Ketzerrichter in Wittenberg, würdigten ihn ihres freundschaftlichen Briefwechsels. Doch schon fingen die Bewegungen sich zu regen an, welche diesem Frieden ein Ende machen sollten. Eine immer weitre Ausdehnung hatte während dieses Zeitraums die unabhängig von ihm entstandene aber mächtig von ihm geförderte geistliche Erweckung gewonnen. Schon damals erwachte die Ahnung in ihm, daß eine neue Segensperiode für die Kirche begonnen habe. „Daß in mehreren Orten, schreibt er 1675, auch die Studiosen ihr Haupt erheben, habe ich selbst mit Freude wahrgenommen.

Solche Bewegungen der Geister, wie sie gleichzeitig bei Vielen wahrgenommen werden, sind ein unzweifelhaftes Zeugniß der göttlichen Wirksamkeit und scheinen zu zeigen, daß eine Zeit anbreche, wo Gott sich seiner Kirche erbarmen werde. Wisse, daß nicht blos in unserer Kirche jene Richtung vorhanden sei, sondern daß auch unter den Reformirten sich viele finden, welche ernstlich die Sache Gottes treiben, ja selbst im römischen Reich und seiner dichten Finsterniß trachten mehrere mit ernstem Verlangen nach einer Besserung ihrer Zustände. Schon seit einiger Zeit glaubte ich Etwas zu bemerken, was mit jenem Jahrhundert Aehnlichkeit hat, welches der von Gott geschickten Reformation Luthers voranging."[1])

Nun war die Zeit gekommen, wo Speners Licht auf einen noch höheren Leuchter gestellt und seine Persönlichkeit in noch höherem Grade für die ganze deutsche Erweckung der Mittelpunkt werden sollte. Im Jahre 1686 erhielt er den Beruf zu der mit Sitz und Stimme in dem Oberconsistorium verbundenen sächsischen Oberhofpredigerstelle — der damals ersten geistlichen Stelle im evangelischen Deutschland. Auch jetzt überläßt der demüthige Mann das Gutachten über Ablehnen und Annehmen dieses ehrenvollen Rufes einer Anzahl frommer Theologen, und erst nachdem diese einstimmig den Ruf für einen göttlichen erklärt, giebt er seine Zusage. Characteristisch für ihn ist bei den amtlichen Verhandlungen über diesen Ruf mit dem damaligen Hofprediger Carpzov, welche noch vorhanden sind, daß dieser ihn erst daran erinnern muß, sich auch nach den Gehaltsverhältnissen zu erkundigen! — Wie viel großartiger und umfassender auch der neue Wirkungskreis war, der sich für Spener in Dresden eröffnete — was hilft das günstigste Fahrwasser, wo conträre Winde in die Segel stoßen! „Widerstand, klagt Spener, auf allen Seiten; wo ich mich für eine Sache verwende, da ist's genug, daß gar nichts geschieht." In Frankfurt hatte er zu klagen gehabt, daß manche gute Einrichtung durch Uebelwollen und durch Schlaffheit der Obrigkeit nicht zu Stande gekommen, und doch hatte er hier als Senior das Gewicht seiner eigenen Persönlichkeit und die Autorität eines einstimmigen und seinen Intentionen wohlgeneigten Ministerii in die Wagschale legen können. In Sachsen war er nur eine einzelne Speiche in dem büreaukratischen Triebrade geworden, hatte unter seinen eigenen

[1]) Consilia lat. III. 168.

Collegen offene und versteckte Gegner, am Hofe zweifelhafte Freunde, in den theologischen Facultäten von Leipzig und Wittenberg zum großen Theil erklärte Widersacher. So hatte sich nach einem kurzen günstigeren Anfange seit Beginn des J. 1689 das Verhältniß gestellt. Im März dieses Jahres hatte Spener nämlich, von seinem beichtväterlichen Gewissen gedrungen — da ihm bei dem Kurfürsten, der immer nur auf kaum 3 Tage in Dresden verweilte, der persönliche Zutritt nicht vergönnt war — schriftlich dem Fürsten eine ernste sittliche Vorhaltung zu thun sich erlaubt, durch welche auf einmal der ihm bis dahin wohlgewogene fürstliche Gönner in seinen erbittertsten Feind verwandelt wurde. Welcher Art diese Vorhaltung gewesen, ist bei der strengen Discretion Speners nie bekannt geworden, sie läßt sich indeß aus einer Andeutung Speners in einem Brief an seinen Schwiegersohn Rechenberg erkennen. „Was man Euch, schreibt er am 15. Apr. 1689, von der Krankheit des Kurfürsten berichtet hat, ist nicht zu uns gelangt, aber wenn er so zu leben fortfährt, haben ihm die Aerzte einen plötzlichen Tod verkündigt," und was er später, nachdem Georg III. im Sept. 1691 im Lager bei Tübingen erkrankt, plötzlich starb, an eben denselben meldet, daß der Fürst „intestinis corruptis" gestorben sei. Wie wenig übrigens bei aller Zornesaufwallung über Speners That der Kurfürst die Hochachtung für die Persönlichkeit desselben zu unterdrücken vermochte, davon zeugt die Ehrerbietung, welche sich bei aller Leidenschaft in der Antwort auf jenen beichtväterlichen Brief ausdrückt und eben so auch in dem Entlassungsschreiben des Fürsten, worin er ihm die Zusicherung einer Leibrente für seine Frau im Falle seines Ablebens wiederholt. Nur von oben hatte dem von Natur so blöden und bescheidenen Manne der Muth zu jenem Schritte kommen können — ein erhabener Beleg für jene Wahrheit, welche Francke in seinem Traktat „Nikodemus oder über die Menschenfurcht" so nachdrücklich eingeschärft hat, daß wer Gott fürchtet, Menschen zu fürchten aufhört! Bei der Ueberzeugung Nichts von dem unterlassen zu haben, was Vorsicht und Ehrerbietung bei einer solchen Amtspflicht geboten, bleibt Spener auch unerschüttert, als die Folgen der fürstlichen Ungnade sich über ihn ergießen und das Heer seiner Neider und Hasser im ganzen Lande schadenfroh in die Hände klatscht. Mit Entschiedenheit lehnt er die im Auftrage des Fürsten an ihn ergangene Aufforderung, selbst seinen Abschied zu fordern, ab und zieht lieber vor tagtäglich den bittern Kelch zu trinken, welchen dem durch die fürstliche Ungnade

machtlos gewordenen Manne die Hofleute und seine eigenen geistlichen Collegen reichen. Weder, daß der erzürnte Kurfürst dem Präsidenten des Geheimen Raths die Erklärung abgiebt, „daß der fortgesetzte Anblick Speners ihn noch nöthigen werde, seine Residenz zu verlegen," noch die Drohung katholisch zu werden, vermögen ihn in seinem Entschlusse wanken zu machen, so daß um dem Verlangen des Kurfürsten gerecht zu werden, dem Geheimen Rathe nichts anderes übrig blieb, als dem so verhaßt gewordenen Oberhofprediger eine auswärtige Vocation zu verschaffen. Hiezu bot sich nun eine Gelegenheit in Berlin. Von dort aus war schon vor diesem Vorfall an Spener der Antrag zu einer Probsteistelle ergangen; da dieser jedoch den Wunsch aussprach, daß die beiden Höfe die Sache unter sich ausmachen möchten, in Berlin aber man voraussetzte, daß der Kurfürst in die Entlassung nicht einwilligen würde, so war die vacante Probsteistelle einem andern übertragen worden. Nachdem aber dieser nach Verlauf eines Jahres gestorben, wurde nun von dem sächsischen Gesandten in Berlin dahin gewirkt, daß der Brandenburgische Hof sich selbst Spenern ausbitten möchte. Dies geschah und frohlockend giebt Spener seinem Rechenberg am 7. Apr. 1691 die Nachricht, „daß die Stunde seiner Erlösung geschlagen und seine Vocation als Consistorial-Rath und Probst in Berlin eingegangen sei." Kaum war die Kunde von seinem Abgange gewiß geworden, so tritt der Leipziger Professor Carpzov in einem Osterprogramm öffentlich gegen den „Pietismus" in die Schranke, welcher Sectenname seit dem Tage, wo Francke und seine Freunde in Leipzig die collegia biblica eröffnet hatte, auch dort in Gebrauch gekommen war.

Nur vier Jahre hatte Spener sein Dresdener Amt bekleidet. Immer zahlreicher waren die Hindernisse geworden, welche man ihm in den Weg legte und hatten die ihm ohnehin eigenthümliche Vorsichtigkeit noch verstärkt, so daß er auch zur Fortsetzung seiner Frankfurter colloquia pietatis keinen Versuch machte: dennoch hatte sein Aufenthalt auch dort gesegnete Spuren hinterlassen. Die in ihrer Orthodoxie erstarrte sächsische Geistlichkeit hatte einen Anstoß erhalten, so daß Manche sich ihres bisherigen Schlendrians zu schämen anfingen: in Leipzig waren die Magistri Francke, Anton, Schade durch Speners Berathung und Förderung zusammengetreten und hatten unter Studenten und Laien ein Feuer angezündet, in Dresden war die Kurfürstin, eine Anzahl Staatsmänner und Adlicher für das Evangelium gewonnen worden. Die Zustände,

welche Spener in Berlin fand, waren, wenn auch nicht in jeder, doch in mehr als einer Hinsicht, erfreulicher, als die verlassenen. Bei Kurfürst Friedrich III., dem nachmaligen Könige Friedrich I., und bei dessen zweiter Gemahlin, der dem Skeptizismus geneigten Sophie Charlotte, hatte er sich keiner besonderen Zuneigung zu erfreuen. Bei seiner Gemeinde fand er einen noch unbereiteten Boden, unter seinen Collegen, mit Ausnahme seines kurz nach ihm in's Amt getretenen jungen Collegen Schade, keinen kräftigeren Mitkämpfer. Aber bei diesen wie bei der Regierung statt Gehässigkeit ein wohlwollendes Entgegenkommen, statt einer ängstlichen lutherischen Orthodoxie freiere reformirte Toleranzgrundsätze und für seine Rathschläge, namentlich bei dem frommen Geheimrath v. Schweinitz, beziehungsweise auch bei dem Minister v. Fuchs, ein offenes Ohr. Seine Katechismuslehre, seine Predigten, seine Ermunterungen der unter seine Inspection gegebenen Prediger, sein Umgang mit den Candidaten bereiteten auch in Berlin den Boden und wurden allgemeiner mit entgegenkommendem Vertrauen aufgenommen. Was aber in seiner Wirkung von Bedeutung war, das war sein Einfluß auf die Besetzung wichtiger Stellen, namentlich bei Begründung der neuen Universität Halle, welche nunmehr der Mittelpunkt der pietistischen Erweckung werden sollte, und der Schutz, welchen sein Fürwort den angefochtenen Pietisten bei den Anklagen gewährte, welche jetzt — theils ohne Grund, theils mit Recht — sich von allen Seiten her erhoben.

Je größer nämlich die Dimensionen wurden, in denen die Erweckung sich verbreitete, desto weniger ließ sie sich durch die ihr von Speners Bedächtigkeit gezogenen Grenzen einschränken. Wie es auch in den Tagen der Reformation geschah, so traten Erscheinungen auf, welche durch das geschichtlich berechtigte Princip zwar angeregt, aber doch nur aus einer ungesunden Richtung desselben hervorgegangen waren. Ungesunde Lehren suchten sich im Widerspruche mit der kirchlichen Autorität geltend zu machen, wie die von der Wiederbringung aller Dinge, die aufgeregte Phantasie rief Visionen, Ecstasen und Wunderheilungen hervor; durch mißverstandenen Eifer für die Reinheit der Kirche wurden Einige in den Separatismus, Andre durch mißverstandenen Eifer für die Heiligkeit des Lebens in den Mysticismus getrieben. Von den schmerzlichsten Folgen für Spener war, weil sie ihn am unmittelbarsten berührte, die allzu leidenschaftlich betriebene Polemik mehrerer seiner Anhänger gegen die Mißbräuche des Beichtwesens,

insbesondere die Privatbeichte und Privatabsolution, welche Unzähligen persönlich die Vergebung ihrer Sünden aneignen sollte, deren Zustand dem Diener des Sacraments entweder gar nicht, oder als ein völlig ungeistlicher bekannt war. Unter diesen Eiferern war einer der Heftigsten sein innig verbundener Freund und College, der redliche Schade, welcher einen 1697 von ihm herausgegebenen Tractat mit den Worten schließt: „Es lobe, wer da will: Beichtstuhl, Satansstuhl, Feuerpfuhl." Bitter klagt jener gegen Francke darüber, daß ihm die empfindlichsten Schmerzen und Sorgen nicht von seinen Feinden, sondern von seinen Freunden gemacht würden, auch in Halle vermochte er den feurigen Francke nur mit größter Mühe von diesen Ausschreitungen im Beichtwesen zurückzuhalten. Noch größere Anstrengung erforderte es, seinen Freund Schade im Amte zu erhalten und — aller lutherischen Amtspraxis zuwider — ihn von der Pflicht der Privatbeichte zu dispensiren. Noch stärker war der Eingriff in die Ordnung der lutherischen Kirche, als 1698 ein Edict erfolgte, welches in den freien Willen lutherischer Abendmahlsgenossen stellte, sich der Privatbeichte zu bedienen, oder ihrer sich zu enthalten.

In diesen Ausschreitungen nach allen Seiten, in welchen die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Irrthum zum Theil schwierig zu bestimmen ist, weiß Speners Besonnenheit, von seiner gründlichen theologischen Bildung unterstützt, sich stets ein gesundes Urtheil zu bewahren und eine liebevolle Schonung der Gewissen der Einzelnen mit der Schonung des von der Kirche Sanctionirten zu verbinden. Besonders zeigt sich diese Umsichtigkeit seines Urtheils in der Beurtheilung der ecstatisch-visionären Erscheinungen. In dem über die angeblichen Offenbarungen des Fräuleins v. Asseburg abgeforderten Bedenken spricht er sich dahin aus: „Es hätten zwar die außerordentlichen göttlichen Offenbarungen seit der Zeit der Apostel in der Kirche aufgehört, doch sei die Möglichkeit derselben um so weniger zu leugnen, als doch nach dem Zeugnisse der Geschichte in allen Jahrhunderten ähnliche Erscheinungen vorgekommen seien; es sei aber dabei die größeste Vorsicht und die strengste Prüfung nöthig, um das Falsche von dem Wahren zu unterscheiden; so viel ihm nun von der Asseburg und ihrem gottseligen Wesen bekannt sei, könne er ihre Offenbarungen weder für ein Werk des Betrugs noch des Satans halten, getraue sich aber noch nicht zu entscheiden, ob sie aus göttlicher Eingebung oder nur aus den natürlichen Kräften der Phantasie herrührten, von denen

es gewiß sei, daß sie bei Wachenden und Schlafenden außerordentliche Zustände hervorzubringen vermöchten: für die es aus der dem Menschen noch sehr verborgenen Natur der Seele keine Erklärung gebe; finde sich nun im Fortgang der Zeit und bei genauer Untersuchung, daß jene Offenbarungen in Wahrheit alle Kräfte der Natur und der Phantasie überstiegen, so könnten sie nur von Gott hergeleitet werden und seien vielleicht dazu bestimmt den zum Atheismus geneigten Menschen ein neues Exempel göttlicher Wunder vor Augen zu stellen, auch zu zeigen, wie die Erfüllung mancher wichtigen göttlichen Verheißungen nahe sei. So lange aber dieses Resultat aus der Prüfung noch nicht mit entschiedener Sicherheit hervorgegangen sei, finde er es für sich und andere am Rathsamsten das Urtheil zurückzuhalten eingedenk der Worte Gamaliels Ap. Gesch. 5, 38. 39". Aus derselben Befürchtung, vielleicht eine vom Vater gepflanzte Pflanze auszurotten, enthielt er sich Zeit seines Lebens der Lectüre der Schriften von Jacob Böhme, die ihm soweit er sie kennen gelernt allzu unverständlich erschienen um ein theologisches Urtheil darüber aussprechen zu können. — Was vermochte aber alle diese Vorsichtigkeit im Kampfe mit Gegnern, welche diese Auswüchse der Frömmigkeit sich nur darum lieb sein ließen, um desto zuversichtlicher den Baum und die gesunden Früchte desselben zu verdammen. Kaum hatte die Schmähschrift imago pietismi von dem Hallischen, später Leipziger Pastor Roth, zu welcher Carpzov mitgeholfen, 1691 die Schleusen eröffnet, als sich von allen Seiten her eine Fluth ähnlicher Schmähungen über den Pietismus und über Spener insbesondere ergossen, unter welchen auch die von der gesammten Wittenberger Facultät ausgegangene „Christlichlutherische Vorstellung in deutlichen aufrichtigen Lehrsätzen nach Gottes Wort und lutherischen Kirchenbüchern, sonderlich der Augsburgischen Confession, und unrichtigen Gegensätzen aus Herrn Dr. Speners Schriften", in der Spenern nicht weniger als 283 Lehrirrthümer nachgewiesen werden sollten. Und auf keine dieser größeren Schmähschriften blieb Spener die Antwort schuldig: so verlangte es die theologische Ehre in der so eben in ihrem Ablauf begriffenen Periode: Wer schwieg, galt für überwunden. Spener jammerte selbst darüber, mit diesen fortgesetzten Federkriegen so viel edle Zeit verschwenden zu müssen, die so viel fruchtbarer zum Anbau des Gartens der Kirche hätte benutzt werden können. Und wäre es noch eine gelehrte sachliche Polemik gewesen, wie die der früheren lutherischen Theologen, aber in dem

Maße, als bei den Kämpfern der Orthodoxie die innere Zuversicht zur Sache sich abschwächte und auch die gelehrte Ausrüstung in Abnahme kam, desto mehr nahm die Polemik ihre Zuflucht zu gehässigen Persönlichkeiten und gemeinen Klatschereien. — Ein Gutes hatte indeß doch diese dem theuern Manne abgenöthigte Polemik: es offenbarte sich darin sein christlicher Character in einer Lauterkeit und Liebenswürdigkeit, welche schon damals unbefangeneren Gemüthern Ehrfurcht abnöthigte und unserem Geschlecht wohl als Vorbild christlicher Polemik für alle Zeiten gelten muß. Immer ist es die Sache, welche Spener im Auge behält, wie viel auch die Gegner ihm persönliche Blößen darbieten, niemals geht er auf Persönlichkeiten ein, niemals bricht er in heftige Worte aus, oft hebt er hervor, was der Verblendung seiner Gegner zur Entschuldigung diene und versichert sie — was bei ihm keine fromme Phrase — seiner täglichen Fürbitte. Wollten wir hier die Polemik eines Luther vergleichen, welch' ein Abstand! Aber auch ganz von dem Unterschiede der Zeiten abgesehen, welch' eine Verschiedenheit der temperamentlichen Eigenthümlichkeit! Das ist die von einem Luther und Melanchthon oder Brenz, an welchen letztern Luther, seiner ganz verschiedenen Gabe sich wohlbewußt, schreibt: „So man große Dinge mit kleinen vergleichen möchte, so habe ich von dem vierfältigen Geiste Eliä (1 Kön. 19) den Wind, Sturm und Feuer, so die Berge zerreißt und die Felsen zerschmettert, bekommen, Du aber und Deines Gleichen das liebliche Sausen und Wehen." Nichts zeugt mehr von dem natürlichen Gleichmuth der Spenerschen Eigenthümlichkeit, als jene Aeußerung, daß keiner der Angriffe seiner Gegner ihm auch nur eine schlaflose Nacht bereitet habe! Auch lehnt er selbst das Lob, welches ihm für die stets bewahrte Mäßigung und Milde seiner Polemik gegeben wurde, durch die Erklärung ab: „Ich achte mir aber solche Mäßigung nicht für eine eigentliche Tugend, sondern theils natürliche Zuneigung, theils von Jugend auf angenommene Gewohnheit, aus der es mir fast schwer würde, wo ich auch bei wichtigen Ursachen harte Worte gebrauchen sollte." Wobei er sich auf den in seiner Streitschrift gegen den Katholiken Breving gebrauchten gemäßigten Ton bezieht, welcher ihm eher verdacht, als belobt worden sei.[1])

Immer aber wird auch bei dem mildesten Temperamente ein

[1]) Speners Abfertigung Dr. Pfeiffers S. 202.

solches Gleichmaß von Milde und Liebe so unerhörten Verläste-rungen gegenüber nicht blos als Frucht des natürlichen Menschen angesehen werden können, sondern einer Gottgeheiligten Zucht der natürlichen Affecte, welche Spener hier — gemäß seiner Bescheidenheit — eine „angenommene Gewohnheit" nennt. Bei dieser Gesinnung war denn auch jedweder Beistand ihm unwillkommen, welcher in einem andern Geiste als dem seinigen kämpfte. Als unter dem erdichteten Namen Daniel Harnacks eine satirische Schrift gegen Speners erbittertsten Feind Joh. Fr. Mayer in Hamburg erscheint, äußert er sich: „Ob nun wohl in solchen Blättern meines Gegners Schwäche und Blöße ziemlich gezeigt worden, daß vielleicht einige gedenken, ich würde selbst Wohlgefallen daran haben, so habe doch großes Mißfallen an selbem gehabt. Ja ich erkenne gern, die gute Sache, welche ich mit andern christlichen Freunden treibe, würde durch Nichts mehr, als durch solche Art spöttischer und dazu unter falschem Namen ausgehender Schriften, obwohl ohne ihre und anderer, obwohl sie sich dergleichen nicht gefallen lassen, Schuld, verdächtig gemacht und verdorben. Wer für die Wahrheit streitet und Gottes Ehre aufrichtig sucht, bedarf dergleichen Wehre, die ich billigerweise an Eph. 5, 1 verweise, gegen diejenigen nicht, welche derselben zuwider sind."

Nur bei einer so gewissenhaften Auskaufung seiner Zeit, wie er sich dieselbe zur Pflicht gemacht, und unterstützt von einer im Allgemeinen festen Gesundheit, war Spener im Stande gewesen die unermeßliche Arbeitslast zu bestreiten, welche er sich auferlegt — zum größten Theil aus freiem Antriebe. Schon seine eigentliche Berufspflicht war in Dresden und Berlin eine solche, welche die Kräfte eines Mannes hinlänglich in Anspruch nehmen konnte — er erwähnt in einem Briefe aus Berlin, daß er Consistorialsitzungen beiwohnen müsse, welche sich mit kurzer Unterbrechung durch das Mittagsessen von des Morgens um 8 bis des Abends um 7 ausdehnten: wie weit er aber seine Amtsthätigkeit aus freiem Antriebe über seine eigentliche Amtspflicht ausgedehnt, haben wir schon vernommen. Wie groß ist die Anzahl seiner Schriften, deren jegliche, auch seine Predigten, den Stempel sorgfältiger Ausarbeitung an sich trägt. Das Verzeichniß derselben bei Canstein zählt nicht weniger als 7 Schriften in Folio, 63 bei seinen Lebzeiten gedruckte Bände in Quarto, 7 in Octavo, 46 in 12 mo auf, dazu eine große Anzahl Vorreden zu Büchern von Freunden und zu Einführung älterer Erbauungsschriften. Dazu nehme man die

ununterbrochenen Besuche von Hohen und Niederen, die von ihm erforderten Gutachten, welche sich theilweise in der Sammlung seiner „Bedenken" finden, die ausgedehnte Correspondenz mit den Unzähligen, welche aus allen Theilen Deutschlands Rath und Belehrung von ihm erbaten oder wohl auch nur der Ehre seiner Correspondenz sich rühmen zu können wünschten. Am Ablauf eines Jahres erwähnt er 600 Briefe, die er in demselben geschrieben und noch 300 unbeantwortet vor sich zu haben. Es war aber auch bekannt, wie seine Zeit lediglich seinem Amte gehörte. Nur selten ließ er sich bewegen Gastmahlen und geselligen Zusammenkünften beizuwohnen, hatte er doch seinen Probsteigarten in Berlin während 9 Jahre nur zweimal auf wenige Augenblicke gesehn. Wie gewissenhaft indeß diese Zeitauskaufung war, dem Gebet durfte durch die Arbeit nichts entzogen werden. Neben seinen täglichen Hausandachten mit der Familie ging Morgens und Abends sein Privatgebet her, in welchem besonders die Treue seiner Fürbitte das reiche Maß seiner Liebe erwies: Jeder, welcher sich seiner Fürbitte empfohlen oder den er auch von selbst auf sein Herz zu nehmen sich gedrungen gefühlt hatte, wurde mit seinen Anliegen namentlich Gott vorgetragen.

Was sein eheliches Leben betrifft, so nöthigt es uns wohl ein Lächeln ab, wenn er uns sagt, daß aus Besorgniß bei seinem ernsten Charakter einer Ehefrau nicht freundlich genug begegnen zu können, er eigentlich beschlossen hatte, eine Wittwe zu wählen, welche einen störrigen Mann besessen und daher auf galantes Entgegenkommen weniger Ansprüche machen würde. Durch den Rath von Mutter und Oheim hatte er sich indeß bestimmen lassen eine Frau zu erwählen, für welche er später bekannte Gott nicht dankbar genug sein zu können. An dreien seiner Söhne, an denen jedoch am Ende ihres Lebens der Segen des Vaters Früchte trug, erlebte er viele Schmerzen, und grade derjenige, in welchem das christliche Leben am erfreulichsten aufgeblüht war, Wilhelm Ludwig, wurde ihm als Candidat schon im 21. Jahr durch den Tod entrissen.

Was wir am Anfange dieser Lebensskizze ausgesprochen: so weit das Leben dieses Mannes Gottes uns zur Kenntniß gekommen — und sie sind zahlreich, die Zeugnisse, welche von seinem öffentlichen und Privatleben Kunde geben — unter allen Arbeitern und Kämpfern im Reiche Gottes kennen wir keinen, von welchem man in dem Maße sagen könnte: Siehe da einen Menschen, in

welchem wahrhaft Christus Gestalt gewonnen! Mehrere Hunderte von Briefen aus seiner Privatcorrespondenz mit seinen nächsten Anverwandten, mit seinen Kindern und mit seinen vertrautesten Freunden haben uns vorgelegen, und immer derselbe liebreiche, gottergebene, lautere und milde Character, der sich in seinem öffentlichen Leben zu erkennen giebt; selbst in der Dresdener Periode, wo der ungerechte Zorn seines Fürsten sich über ihn entladet, als die Schadenfreude seiner Feinde am Hof und im Lande über ihn frohlockt, kein heftiges Wort gegen einen derselben, keine persönliche Gereiztheit, nicht einmal bestimmtere Mittheilungen über ihre Machinationen — in den Briefen an seine ungerathenen Söhne ein heiliger väterlicher Ernst, aber durchaus durchdrungen von warmer und inniger Liebe.

Die gegen ihn aufgeregten Stürme, welche den größten Theil seines Lebens um ihn her getobt hatten, auch in den letzten Tagen desselben hatten sie sich noch nicht beschwichtigt, vielmehr erwachte eine neue Controverse durch die Unionsversuche der brandenburgischen Regierung zwischen Lutheranern und Reformirten. Immer größer war im Fortschritte seines Lebens und seiner Erfahrungen die Nachsicht Speners gegen Ausschreitungen in der Lehre, welche das Fundament nicht betrafen, geworden, namentlich auch in Bezug auf die reformirte Kirche. Die einst in Frankfurt gegen die Reformirten gehaltene scharfe Predigt hatte er unterdrückt und auf seinem Sterbebette angeordnet, daß dieselbe nicht wieder abgedruckt würde. Auch jetzt noch hielt er daran fest, daß die irrige Lehre nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das christliche Leben bleiben könne. Aber im näheren Umgange mit vielen in der Lehre nicht ganz rein gebliebenen Gemüthern war ihm die Ueberzeugung geworden, daß zwischen dem Irrthum in der Lehre und der Wahrheit und Reinheit des christlichen Lebens bei den Einzelnen ein irrationales Verhältniß bestehen könne, und „wo ein Christ einen Menschen sieht, bei dem er aus näherem Umgange erkennt, daß der Hauptzweck seines ganzen Lebens sei Gott zu dienen, der auch das Bekenntniß ablegt auf Nichts in der ganzen Welt, als auf die Gnade Gottes in Jesu Christo sein Vertrauen zu setzen — ob auch ein solcher Mensch einer irrigen Gemeinde angehöre und selbst einige Irrthümer derselben theile, dennoch mag man einen solchen Menschen für ein Kind Gottes erachten."[1])

[1]) Bedenken IV, 70. letzte Bedenken III, 127.

Hierauf gründet sich denn auch Speners Ansicht aus späterer Zeit, daß alle Irrthümer der reformirten Kirche in der Lehre von der Prädestination, von dem Verhältnisse der beiden Naturen in Christo zu einander, von der Art der Gegenwart Christi im Abendmahl „mehr in der Theorie als in der Praxis bestehen."[1]) Nach dieser Ansicht, sollte man meinen, hätte auch Spener jenen von Friedrich I. 1703 veranstalteten Unionsconferenzen von ausgezeichneten Theologen beider Kirchen nicht entgegen sein können. Sein practischer Blick erkannte jedoch, daß wenigstens damals auf diesem Wege eine Vereinigung nicht erzielt werden könne. Noch zu sehr, meinte er, stünden namentlich die Lehrer beider Kirchen in Gegensatz gegen einander, als daß eine auf diesem Wege gewonnene Vereinigung Bestand haben könne. Er bekennt auf's Gewisseste vorauszusehen, daß nur eine größere Spaltung, und statt zweier Parteien deren 3 oder 4 entstehen würden. Zur Theilnahme an den Conferenzen von dem Könige aufgefordert, lehnte er daher dieselbe ab, mußte aber dennoch erleben, daß auch dieses Unionswerk ihm „dem Ketzerpatriarchen" als dem vornehmsten Urheber zur Last gelegt wurde.

Im folgenden Jahre, im J. 1704, zeigten sich bei Spener die ersten Vorboten des Todes. Am 11. Juni versammelte er seine Collegen an der Nicolaikirche bei sich, um ihnen, wie dieses damals orthodoxe Kirchenlehrer zu thun pflegten, noch einmal das Bekenntniß seiner völligen Uebereinstimmung mit dem Glauben der lutherischen Kirche auszusprechen und namentlich auch zu versichern, daß er gegen seine Widersacher keinerlei Groll im Herzen hege, sondern von Grund des Herzens wünsche, daß ihm dieselben in der Herrlichkeit zuvorkommen möchten. Auf kurze Zeit trat wieder eine Erholung der Kräfte ein, und erst am 5. Februar verschied er plötzlich und sanft in den Armen der Seinigen um in eine Welt einzugehen, wo er frei von Kampf und Streit ernten sollte, was er so reichlich gesäet hatte. Noch am Abende vor seinem Tode hatte er sich das hohepriesterliche Gebet aus dem 17. Cap. des Ev. Johannes dreimal nach einander vorlesen lassen, welches er immer sehr geliebt, aber nie darüber gepredigt hatte, weil er es nicht genugsam verstehe.

Es war ein großes Werk, zu dessen Ausführung Spener in der Hand Gottes als Werkzeug gedient hatte. Die Zeit mußte

[1]) Bedenken IV, 496.

kommen, wo die in objectiver Kirchlichkeit erstarrte Kirche des 17. Jahrhunderts sich in lebendiger subjectiver Betheiligung den Glaubensobjecten hingab. Sollte dieselbe ohne eine Secession, womit der damals überall hervorbrechende Separatismus drohte, durch einen friedlichen Uebergang zu dieser Belebung geführt werden, so gehörte eine Persönlichkeit wie die Speners dazu, in welcher die Rechtgläubigkeit der früheren Zeit sich mit der Glaubensinnigkeit der neu angebrochenen in schöner Durchdringung vereinigte, eine Persönlichkeit, welche durch ihre theologische Bildung, durch das Vertrauenerweckende und Ehrfurchtgebietende ihres christlichen Characters für die erwachende Kirche zum Mittel und Stützpunkte dienen konnte. Das schöne Ebenmaß kirchlicher und subjectiver Pietät, wie es in ihm sich fand, erhielt sich freilich nicht in seiner Schule und selbst in Halle, der nachhaltigsten Pflanzschule seines Geistes, ging es in Einseitigkeit über; aber ein Lebenshauch war von Spener in die Kirche ausgegangen, welcher dieselbe auf ein Jahrhundert hin befruchtete und selbst da noch nachwirkte, als die Theologie sich von dem Dogma der Kirche zu entfremden angefangen hatte. A. Tholuck in Halle.

---

360. Joh. Caspar Schade.

31. Juli.

Als ein jüngerer Zeitgenosse Speners, im Amte ihm zur Seite stehend, zeigt sich uns ein Mann, welcher ergriffen vom Geist des Evangeliums im unermüdeten thätigen Handeln für das Reich Christi, auch zugleich ergriffen ist von der Angst, er werde selbst verantwortlich für sein Thun, von dem man einen Freibrief für Sünden und Vergebung derselben sich hernähme, welchen er nicht geben könne und wolle; daß dies beides in unabläßigen Stürmen auf seine zarte Gesundheit ihn im frühen Mannesalter aus dem unruhigen und streitenden Leben hinwegnahm.

Ein solcher Mann konnte so verschiedenen Beurtheilungen ausgesetzt sein, daß wir ihn von den einen als den hochverehrten Lehrer der armen, unglücklichen, das Evangelium eifrig wollenden, lebendigen Christen darstellen sehen, von den andern als einen unverständigen Eifrer gegen das, was doch in der christlichen Kirche von jeher als heilig und ehrwürdig gehalten worden, und während

ihn die einen als den theuersten Verlust beweinten, die andern sich nicht scheuten in rohem Uebermuth selbst seine Grabstätte zu schänden.

Johann Caspar Schad[1]) wurde am 13. Januar 1666 geboren und war der Sohn des damaligen Predigers und Decanus in Kündorff, nachmaligen Vice-Superintendenten und Ephorus in Schleusingen in der Grafschaft Henneberg und seiner Mutter Barbara Herlin aus bürgerlichem Geschlecht, der Tochter des Raths- und Handelsmanns Caspar Herlin in Schleusingen. — Im zweiten Jahre seines Alters verlor er seinen Vater, der erst kurz vorher nach Schleusingen gekommen war und ihn als den jüngsten neben fünf andern Geschwistern verwaiset zurück ließ.

In seiner zarten Jugend, noch ehe er reden konnte, hat man in ihm die Lust zum Predigen und Gebet entdeckt, wie er im kindischen Lallen seine größte Freude gesucht und dann späterhin als kleiner Knabe früh morgens im Bette auf Predigten gedacht, auch wohl in die Einsamkeit gegangen und dort gebetet und sich durch Erhörung seiner kindlichen Bitten um so mehr bestärkt gefühlt, sein ganzes Vertrauen auf Gott zu setzen. Durch solche Richtung seines Gemüths ist er früh dahin gezogen worden, sein ganzes Leben als eine Kraft der heil. Taufe und des Glaubens an Jesum Christum anzusehn und sich zu fühlen als den Unmündigen, der zum Lobe Gottes bereitet sei.

In seinem 13. Lebensjahre wurde nach göttlichem Rathschluß ihm auch die treue Mutter entrissen, welche sich viel um ihn bemüht und gesorgt hatte, und er so zur vater- und mutterlosen Waise. Er wurde nun dem leiblichen Bruder seines Vaters J. C. Schad, Rector des Gymnasiums zu Schleusingen, zur Verpflegung und Auferziehung übergeben und blieb fünf Jahre lang in seiner Zucht und Pflege, wobei er sich durch Unterweisung seiner drei Töchter im Catechismus verdienstlich erzeigte und die erwiesenen Wohlthaten dankbar anerkannte.

In seinen Schuljahren bekam er Lust zur Musik und begab sich deshalb, nach Luthers Beispiel, zu dem Chor, der auf den Gassen sang, wobei er wohl acht Jahre lang viel Frost und Ungemach dulden mußte, da er nur zart und schwach war; aber sowohl was er hier, als auf der Communität, wo er Aufenthalt und

[1]) Schad schreibt er selbst seinen Vater, gewöhnlich wird er Schade geschrieben.

Lager erhielt, zu tragen hatte, hat er stets still und im Gefühl unendlicher Güte Gottes voll Demuth und Gehorsam ertragen.

So wuchs er, auch umgeben von schlechter Gesellschaft, in reiner Gesinnung heran. Gemeine Sünden waren ihm ein Greuel, an schändlichen Reden und Geberden fand er großes Mißfallen und tadelte die mit Strafworten, welche sie im Leben übten. Doch dabei hatte er viel zu leiden und wurde oft seiner Gottesfurcht wegen verspottet und verachtet, was ihn bewog von seiner Strenge nachzulassen, sich den Gespielen freundlicher zu zeigen und sich zu manchen Untugenden hinreißen zu lassen, ja selbst den Strafen der Lehrer zu trotzen, um seinen Mitschülern als angenehm und heldenhaft zu erscheinen. — Aber auch hier bewahrte ihn Gott vor größeren Sünden, bis er wieder zur Erkenntniß des Bessern kam und durch Zucht und Strafe vom Ausbruch des Bösen abgehalten und zu Reue und Buße geführt wurde.

Im neunzehnten Jahre seines Alters 1685 bezog er zu Ostern die Universität Leipzig, wo er sich theils durch Unterricht von Kindern und Unterweisung weiter Geförderter zu ernähren suchte, und, nachdem er noch die Anfänge der Philosophie und des Hebräischen erlernt, legte er den Grund zum Studium der heil. Schrift und der Theologie und erwarb sich den Ruhm des Fleißes und guter Fortschritte bei seinen Lehrern. Dabei dankte er Gott, der ihn sowohl vor groben Sünden und Lastern, als auch vor dem schädlichen Mißbrauch der menschlichen Weisheit und den spitzfindigen Streitkünsten und falschberühmten Subtilitäten in Weisheit und Gotteslehre bewahret und ihn erkennen lassen, daß Christum lieb haben besser sei als alles Wissen. — Im Jahre 1686, demselben in welchem auch Spener Oberhofprediger in Dresden geworden war, hatte Francke seinen theologischen Verein zum tiefern Studium der heil. Schrift gegründet und sein Collegium philobiblicum eingerichtet. Zu ihm war Schad bald nach seiner Ankunft nach Leipzig, wie er sagt, auf die Stuben gekommen ihm aufzuwarten, und hatte von ihm viel Liebe und Gunst genossen, wie er ihm besondere Unterweisungen im Hebräischen und Philologischen gegeben, wodurch sie immer inniger in Freundschaft verbunden wurden, die zu rechter Frucht und Nutzen ausgeschlagen ist. Nun hatte aber Francke festgesetzt, daß sein Collegium nur von Magistri gehört werden könnte und da Schad großes Verlangen hatte hierdurch sein Wissen und Leben zu bilden, ging er im Jahr 1687 nach Wittenberg und erwarb sich dort den Titel eines Magister;

doch fühlte er wohl, daß er sich des Namens eines Meisters „den er sich unverschuldet geben lassen" mehr zu schämen als zu rühmen habe.

Bald wurde er aber Genosse und Mittheilnehmer Francke's und als dieser Leipzig 1687 verließ, übernahm er biblische Vorlesungen auch praktischer Art und zog sich dadurch, als Francke zurückkam und sein collegium praxeos pietatis las, die großen Verfolgungen zu, die sich an den Namen der Pietisten anknüpfen. Und als nun Francke fortging und viele den biblischen Studien ihre Theilnahme und Unterstützung entzogen, hatte er am schwersten zu tragen. Noch im Jahre 1690 wurde er um das Diakonat in Wurzen gebracht und hatte äußerlich durch Spott, Schmach und Hohn und innerlich durch Anfechtung, Traurigkeit und heimliche Seelenleiden, wie durch große Entkräftung des Leibes und öffentliche Beschimpfung, so gelitten, daß er einem Schatten ähnlich, schon dem Tode verfallen schien. Aber er fühlte es auch hier recht lebendig, daß der Kampf des Glaubens, den er bis zur Verzweiflung kämpfte, ihm nur durch Gottes Hülfe und Gnade gelänge. Er genas auch körperlich wieder und bald öffnete sich ihm ein neuer Wirkungskreis.

Als er im Jahre 1691 bei einem Besuche in Berlin, wo eben auch Spener als Propst hinberufen war, zwei Predigten, wovon er die eine nur eine Stunde früher erfahren, mit großem Segen ablegete; so wurde dies so günstig aufgenommen, daß er von dem wohlweisen Rath der Stadt Berlin am 15. Oct. zur Probepredigt zurückgerufen und darauf mit Belieben der ganzen Bürgerschaft vom Magistrat zum Diakonus an St. Nikolai, derselben Kirche, woran Spener stand, einstimmig und ordentlich erwählt wurde.

So trat Schad sein Lehramt mit rechter Freudigkeit an, es in der Gemeinschaft mit seinem Herrn zu führen und ihm die ihm übergebenen Seelen zuzuleiten. Seine Predigten kamen aus dem innersten Grund seiner Ueberzeugung und es war sein ganzes Bemühen jeden Einzelnen zu bessern und Christus zu gewinnen. Vor allem befleißigte er sich des Kinderunterrichts der Gemeine und hielt auch erweckende und belehrende Privatversammlungen mit großem Erfolg. Ein frommer christlicher Lebenswandel war sein stetes Bestreben, um alle für ewiges Heil zu gewinnen. Er blieb fern vom Ehestand, wozu ihn sein Gemüth nicht zog, und wovon ihn auch sein kränkliches Befinden abhielt, wirkte aber, weil er mehr Empfindung und zarteren Eindruck seiner Lehren beim weiblichen

Geschlecht vorfand, vorzüglich auch auf fromme weibliche Gemüther. Daneben litt er körperlich viel, aber mit Freudigkeit und war eben sein Leiden ein reicher Grund, Trost und Erweckung um sich zu verbreiten, daß Spener von ihm sagte: „er sei gewesen wie ein Faß voll Most, aus welchem, wo man es nur angebohrt habe, der süße Trank hervorgequollen sei."

Sein tiefstes Leiden und bei seiner großen Gewissenhaftigkeit das, was ihm sein Amt immer schwerer machte, war die Verwaltung des Beichtstuhls. Es war damals in der lutherischen Kirche noch überall die sogenannte Ohrenbeichte herrschend und wie der Geistliche dort als der die Absolution vollkommen ertheilende erschien, so fühlten sich auch die Gemeineglieder als die, denen vollkommene Vergebung der Sünden zu Theil geworden, wenn sie die Absolution erhalten hatten. Bei der Hinneigung der Menschen zum Leiblichen und Sichtbaren gab ihnen das eine fleischliche Sicherheit, die dem frommen Geistlichen einen furchtbaren Eindruck machte, als habe er die Erlaubniß zu neuen Sünden ertheilt und sich derselben theilhaft gemacht. Er fühlte wohl, wie der Apostel des Herrn auch das Wort des Meisters erfüllen könne: welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen! aber er sagte sich lebendig, daß er das nicht könne bei denen, die so in Schaaren zu ihm zur Beichte kämen und von denen er nicht das Gefühl der tiefsten Reue und Buße und gläubiger Umkehr und Besserung hätte und die vielmehr meinten, weil sie den Beichtgroschen gezahlt, hätten sie auch auf Sündenvergebung gerechten Anspruch.

So läßt sich der entsetzliche Eindruck des Gemüthes klar anschauen, den Schad empfand, so oft sich ihm der Anspruch aufs neue nahte, die Absolution auszusprechen, daß dies ihn zu einer Heftigkeit aufregte, die seiner Natur sonst nicht angemessen war. — Er that zuerst an denen, die er kannte, was er vermochte; er stellte mit ihnen in seinem Hause Prüfungen an, ließ die, welche sich am Sonnabend zur Communion melden wollten, schon Freitags zu sich kommen und bereitete sie besonders vor, konnte aber weder durch diese Sorgfalt, noch durch die Beihülfe, die seine Collegen ihm gaben, sein unruhiges Herz stillen. Dieser unglückliche Zustand wurde seit dem Jahre 1696 so aufreibend für ihn, daß seine Collegen, ihm die Last zu erleichtern, statt seines ordentlichen Beichtstuhls die Sakristei gaben, wo er mit jedem Beichtkinde mehr Gelegenheit hatte aus dem Herzen zu sprechen, und ihn der Früh-

beichte, welche ihm, weil sie die schnellste war, am schwersten wurde, ganz überhoben. Aber dies hob doch die Zweifel seines Gemüths nicht auf und machte in der Sache selbst nichts besser. Die Sorge in seinem Gewissen, daß er sich selbst versündige, indem er andern die Sünde vergebe, wuchs so sehr, daß er allezeit, wenn es gegen den Sonnabend ging, sich kaum zu lassen wußte, in den Beichtstuhl nicht anders, als an eine Marter ging und die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag mehr mit Seufzen und Jammern als mit Ruhe zubrachte, ja unterschiedliche Mal sorgte, er möchte aus solcher Angst um seinen Verstand kommen, so daß man ihn in solchem Zustand nicht ohne Erbarmung ansehen konnte.

In solchem Schmerz schrieb er seinen selten gewordenen, oft mit falschem Titel aufgestellten Tractat: „Vom Conscientia erronea, oder also genannten Irrigen Gewissen, eines Predigers wegen Absolution und Austheilung des H. Abendmahls Einige Fragen vorgestellet", worin er sein bedrängtes Gemüth aussprach. Die Schrift besteht aus drei Abschnitten. Zuerst legt er 30 Fragen vor, welche ihn tief beschwerten und worin man ihm wohl unbedenklich recht geben muß. Dann beantwortet er in 30 Abschnitten aus der tiefsten Ueberzeugung seiner Seele diese 30 Fragen und da ist es, wo er aus dem schwergedrückten Gemüth jene Worte ausspricht, welche man ihm so verderblich gedeutet hat. — Er schildert den Beichtstuhl als einen Strick der Seelen, als eine Versiegelung der Boshaftigen, eine Verblendung des Satans, durch welche viele 1000 Seelen zur Hölle fahren, als eine Thür, wodurch der Weg zur Buße gesperret und den Sünden freier Lauf gestattet wird. Summa: Ein großes Stück göttlichen Gerichts und geistlicher Strafe über sein von ihm abtrünniges Christen-Volk; und schließt endlich: „Es lobe, wer da will, ich sage: Beichtstuhl Satansstuhl: Feuer-Pful." Zuletzt giebt er in 30 Abschnitten: Von Verbesserung des Beichtwesens wolgemeinte Anleitung.

Diese Schrift machte nun unter Schads Gegnern großes Aufsehen, besonders da Schad nun anfing mit denen, die ihm beistimmten und zum Abendmahl gehen wollten, sich in der Woche zweimal zu versammeln, dann am Sonnabend in die Sakristei zu kommen, dort mit ihnen zu beten, sie zu ermahnen und ihnen die Wichtigkeit des Sacraments vorzulegen, zuletzt sie zu fragen, ob sie alles verstanden und sie dann sammt und sonders nach Formul der Kirchen-Absolution lossprach. Die Gegner ergriffen zunächst den Unterschied des Reformirten und bürdeten Schad, was dieser

durchaus leugnete, auf, er wolle seine Zuhörer reformirt machen. Nachdem sämmtliche Stadtverordnete und vier Gewerke am 3. Febr. 1697 über die Neuerungen bei der Nikolaikirche im Allgemeinen geklagt und Schad sich darüber schriftlich verantwortet, übergaben unterm 18. Febr. 1697 die sämmtlichen Stadtverordneten und vier Gewerke in Berlin eine kurze Gegenvorstellung der evangelisch-lutherischen Gemeine auf diese Verantwortung und klagten ihn wegen seiner harten Ausdrücke vom Beichtstuhl und darüber an, daß er in der Sakristei allem Beichtesitzen absagen oder statt des ordentlichen Beichtens und Beichtesitzens eine sogenannte Vorbereitung halten wollte und er dies ohne Bewilligung des Magistrats, Ministerii und der Gemeine zu thun nicht befugt sei, ja daß ihm die Collegen die Sakristei überlassen hätten, sei noch nicht im Rechte begründet.

Nun suchte Spener, der über Schads Schrift, wie er sagt, fast zum Tode erschrocken war und den dieser Handel so zur schweren Last wurde, als ihm je die Tage seines Lebens gedrückt, mit dem Magistrat darüber zu verhandeln und legte die Klagsache dem Churfürsten vor, der abwesend in Königsberg war und nun durch seinen Minister Fuchs verfügte, daß Schad abgesetzt und 200 Thlr. Pension erhalten sollte. Schad zeigte sich in Allem sehr nachgiebig über das, was über ihn beschlossen war und wollte sich fügen. Da kam ein Gesuch der Bürgermeister und Rathsmänner in Berlin an den Churfürsten, worin sie baten ihn bei seinem Amte zu lassen und die Anklage zu entschuldigen suchten, bei jetzigem Zustande des Beichtwesens, wo der Beichtstuhl, wie er heutigen Tages practicirt wird, nicht in der heil. Schrift gegründet sei und auch schon viele unter den lutherischen Gemeinen seine Churf. Durchlaucht um Freiheit bitten wollten, daß ihnen der Gebrauch des heil. Nachtmahls auch ohne vorgehende Privat-Beichte gestattet werde und dazu sich kein andrer Prediger finden würde als Schade. „Weil nun dieses Mannes an der Jugend bewiesener Fleiß, Treue und Sorgfalt überaus großen Segen Gottes notorie gehabt und höchsten zu bejammern, ja kaum mit Thränen genug zu beweinen sein würde, wenn dies angefangene Gute auf einmal gestört würde; weshalb auch sehr viele fromme Bürger fast mit Thränen uns ersuchet vor dieses Mannes Erhaltung alle möglichste Sorge zu tragen: so flehen wir Ew. Ch. Durchlaucht in tiefster Devotion hiermit demüthigst an, Sie wollen geruhen: die Sache entweder durch eine Commission oder sonst dergestalt in Gnaden abzuthun, daß

mehrbenannter Diaconus bei seinem Amte noch weiter gelassen und geduldet werden möge." In ähnlicher Weise gingen auch von Privatleuten Bittschriften an den Churfürsten ein, worunter auch eine der Mägdchen, eine der Knaben, eine von 15 Studiosi Theologiae war. Dagegen aber wendeten sich auch die Stadtverordneten und vier Gewerke, von einem Licentiaten Moritz aufgeregt, an den Churfürsten und baten um Absetzung des Diakonen Schad. — Hierauf wurde vom Churfürsten die Angelegenheit zu untersuchen eine Commission unter dem Freiherrn von Schwerin, wozu auch Dr. Spener gezogen wurde, eingesetzt und die Sache weitläuftig verhandelt. — Die einzelnen Mitglieder gaben schriftlich ihre Meinungen ab und alle liefen doch dahin, daß man nicht streng mit Schad verfahren, vielmehr mit seinen Gewissensscrupeln Nachsicht haben müsse. So ging die Sache bis zum Juni 1698. Da hatte Schad wieder angefangen Privatandachten zu halten und Spener wußte sich bei dem Andrängen der Gegner keinen Rath, wollte auch die churfürstliche Erlaubniß, daß die Allgemeine Vorbereitung sowie die Privatbeichte jedem erlaubt sein solle, nicht in Abwesenheit des Churfürsten vorlehen lassen und wünschte Schad auf ehrenvolle Weise zu entfernen.

Nach mehreren Verhandlungen berief der Churfürst aus Königsberg $\frac{2}{12}$. Juni 1698 den M. Schad nach Derenburg bei Halberstadt zu einer früher noch nicht vorhandenen Predigerstelle und in einer nähern Vocation wurde bestimmt, daß er sich ehestens dorthin begeben solle, daß er die bisherigen Privat-Versammlungen und Katechisationen in seinem Hause nicht halten könne, sie aber in der Kirche anstellen möge, und daß ihm bei dieser neuen Stelle zu Derenburg die Inspection in ecclesiasticis anzuvertrauen resolviret worden. Daneben wurde sein Gehalt auf 300 Thaler festgesetzt, welche ihm die Kriegskasse zu zahlen habe, und sollten ihm 75 Thaler zur Reise gegeben werden.

Man war noch nicht sicher, ob Schad diese Vocation annehmen werde und hatte sie ihm noch nicht ausgehändigt, als er in Krankheit fiel. Schon am 25. Juni hatte sich das Gerücht seines Ablebens verbreitet, sein Krankenlager zog sich indeß noch einen ganzen Monat hin. Fortwährend war er mit frommen Betrachtungen beschäftigt, rühmte laut, daß der Herr ihn mit Freuden überschüttet, daß er es kaum ertragen könne, tröstete sich mit den Worten: ich bin die Auferstehung und das Leben, sang Lieder und ließ dazu spielen und rief: Herr Jesu spanne mich aus, nimm mich

in den Himmel, sein bald zu dir in die Herrlichkeit, dir dient ich, dein war ich, dein bin ich, dir sterb ich, Amen, Amen. Nicht lange vor seinem Ende erklärte er, daß sein Herz voller Liebe gegen alle wäre, betete im inbrünstigen Gebet für den Churfürsten, Land, Stadt, Gemeine und Collegen, besonders für seinen künftigen Nachfolger, daß er reichlich erndten möge, was er im Segen Gottes ausgestreut. So blieb er im glaubensvollen Muthe bei völligem Verstande bis ans Ende, wo er Montag den 25. Juli[1]) 1698 Abends um 10 Uhr in seinem Erlöser entschlief und aus der irdischen Verwirrung in die ewige Ruhe einging.

Die streitenden Parteien wurden auch durch seinen Tod nicht beruhigt, und wie viele ihn als einen treuen Seelenhirten beweinten, so fand sich auch viel rohes Volk, die am Tage vor seinem Begräbniß und an seinem Begräbnißtage Donnerstag den 28. Juli selbst, sein Grab beschimpften und zerstörten, doch waren es nur niedre Leute und Gassenbuben, die seinen Werth nicht verstanden. Spener hielt ihm über Ps. 63, 2. die Leichenpredigt: „Was zu einem heilsamen Lehrer erfordert werde?"

Außer seinen theologischen Schriften, die nachher in einzelnen vier Bänden zu Leipzig gedruckt wurden, hat er sich als Kirchenlieder-Dichter bekannt gemacht und ist von ihm Fasciculus Cantionum das ist Zusammengetragene Geistliche Lieder eines in Christo seligen Lehrers nach seinem Tode in Cüstrin s. a. gedruckt worden. Vor allen sind die Lieder: Lebt Christus was bin ich betrübt, Laß abnehmen alle Glieder, In meines Herzens Grunde und Meine Seel ist stille unter den 45 zu nennen, welche von ihm aufbehalten sind, und zeigen sein frommes Gemüth. Er starb, nachdem er sein Predigtamt auf 6 Jahr und 8 Monat, sein Leben auf 32 Jahr gebracht, und hat in der ersehnten Grabesruhe die Stille gefunden, welche ihm im Getümmel der Welt versagt war. So ist er zum Segen eingeschrieben geblieben in die Herzen aller Gläubigen, die Gott gewürdigt hat das Ende dieses Gerechten zu schauen.

F. A. Pischon in Berlin †.

---

[1]) In Hoßbachs Spener steht fälschlich den 24. Juli 1698.

361. August Hermann Francke.

8. Juni.

„Gott kann machen, daß allerlei Gnade unter euch reichlich sei, daß ihr in allen Dingen volle Genüge habt und reich seid an allerlei guten Werken" (2 Kor. 9, 8.). — Dies Wort hatte der selige Francke eben in seinem Herzen erwogen, als ihm die Nachricht von der großen Noth eines Freundes zuging. Da hat er nun in seinem Herzen gesorgt und überlegt, wie Gott auch ihn reich machen könnte: er hat nicht, wie manche thun, bloß nach oben geblickt, sondern auch in sich und um sich, ob ihm nicht vielleicht das Grabscheit, um Schätze zu graben, schon in die Hand gegeben sei. Da hat er sich hingesetzt und hat — weil der ganze übrige Theil des Tages schon andern Arbeiten gehörte — von seinem Abendbrode die Zeit sich abgebrochen, um seine Observationes biblicae zu schreiben und innerhalb eines Jahres war der Ertrag davon für seinen Freund nicht weniger als anderthalbhundert Thaler gewesen! Was Francke geworden für die Christenheit und für die Menschheit, das ist er vorzüglich durch seine Treue geworden. Er sagte, wie er an jedem Morgen sich vorzustellen pflege, eigentlich hätte die vergangene Nacht die letzte für ihn sein sollen. Einen Tag habe Gott aus Gnaden ihm noch als Zugabe verstattet, und als eine solche letzte Zugabe habe er jeden Tag zu verwenden gesucht. Das Leben so angesehen läßt sich allerdings die Treue im Kleinen lernen. Darum dieses Leben vor allem mit dieser Frage an das Gewissen jedes Christenherzen dringt: wie steht es um deine Treue? Denn die vom Herrn selbst diesem Leben gesetzte Ueberschrift lautet: Wie ein großes Ding ist es um einen treuen und klugen Haushalter! (Luc. 12, 42).

Was ein Einzelner für seinen Herrn wirken kann, hängt allerdings nicht allein von ihm ab, sondern auch von der Zeit, in die er hineingeboren worden. Es giebt fruchtbare und unfruchtbare Jahrgänge in der Kirche. Als A. H. Francke in die Welt trat, hatte eben ein guter Jahrgang für die Kirche begonnen. Eine Lebenserweckung der lutherischen Kirche hatte gegen Ende des 17ten Jahrhunderts angefangen: es waren solche lebendige Zeugen erweckt worden wie Arndt, Spener, H. Müller, Scriver, und auch unter den Laien regte es sich hie und da. Er war in Lübeck 1663 geboren, aber mit seinem Vater, einem Doktor der

Rechte, nach Gotha, wo damals Herzog Ernst der Fromme eifrig die Kirche seines Landes zu bauen suchte, in seinem dritten Jahre übergesiedelt. Von Vater und Mutter aus ging der Lebensodem der Frömmigkeit auf das Kind über; schon im zehnten Jahre bat er sich von seiner Mutter ein Kämmerchen aus, um in der Stille zu lernen und zu beten, und öfters that er dies Gebet: „Lieber Gott! es müssen ja allerlei Stände und Hanthierungen sein, die doch endlich alle zu Deiner Ehre gereichen, aber ich bitte Dich, Du wollest mein ganzes Leben bloß und allein zu Deiner Ehre gerichtet sein lassen". Aber die Reichen kommen schwerlich in's Himmelreich — das ist auch von den Reichen an Wissen und Gelehrsamkeit gesagt: so mußte Francke erfahren, daß mit seinem Wissen auch der Ehrgeiz wuchs, und die zarte Pflanze der Frömmigkeit nicht mehr recht gedeihen wollte. Im sechzehnten Jahre 1679 bezog er die Universität Erfurt, ging in demselben Jahre nach Kiel und später, da ein wohlhabender Theologe in Leipzig einen Stubengesellschafter begehrte, auf dessen Antrag im Jahre 1684 nach Leipzig. In Sachsen hatte Spener angefangen, die todten Glieder der lutherischen Kirche zu beleben; Francke fand sich in Leipzig mit fromm gesinnten theologischen Freunden zusammen, mit denen er ein Collegium philobiblicum gründete, zur gelehrten, doch auch zur erbaulichen Auslegung der Schrift. Aber, wie er bekennt, konnte er damals noch nicht sprechen: Der am Kreuz allein ist meine Liebe! Christus war noch nicht sein Ein und Alles, sondern die Ehre und die guten Tage in der Welt waren noch neben dem Herrn das Ziel seines Strebens. Erst in seinem 24sten Jahre während seines Aufenthalts in Lüneburg bei dem frommen und gelehrten Superintendenten Sandhagen ist er tiefer in sich gegangen und hat in jener Zeit das Bekenntniß abgelegt: „Mir kam mein ganzes bisheriges Leben vor Augen wie Einem, der auf einem hohen Thurme die ganze Stadt übersieht. Erstlich konnte ich gleichsam die Sünden zählen; aber bald öffnete sich auch die Hauptquelle, nämlich der Unglaube oder bloße Wahnglaube, womit ich mich bisher selbst so lange betrogen hatte." So lange Einer sich selbst noch nicht recht erkannt hat, dünkt einem wohl der Glaube an einen gnädigen Gott ein Kinderspiel. So war's auch eine Zeit lang mit Francke. Als aber dem Jüngling erst der Eigenwille und die Unreinheit seines Herzens recht aufgegangen war, da stellte auch die Angst seines Gewissens sich zwischen ihn und seinen Gott, daß er schreien mußte: „Gott, wenn Du bist, so

offenbare Dich mir!" Der Mann, der nachher über sein Waisenhaus setzte: „die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffliegen wie Adler", der hat, wie er's uns selbst erzählt, in der That eine Zeit gehabt, wo er so hat beten müssen. Keine Predigt hat mehr über seine Lippen gehen wollen, und nur erst nach schweren Geburtswehen kam die selige Gewißheit in sein Herz, trotz aller Ankläger in seinem Herrn Jesu Christo einen versöhnten Gott zu haben. —

Der im Glauben selig gewordene Christ fühlt nun auch jenes „Wir können es ja nicht lassen" der Apostel. So kehrt er nun 1689 nach Leipzig zurück mit dem Durste, seinem Herrn Seelen zuzuführen. Auf unglaubliche Weise hatten die lutherischen Theologen jener Zeit über ihren trocknen dogmatischen Streitigkeiten die grünen Auen der heiligen Schrift vergessen und vernachlässigt; Spener sagt: „Ich weiß Personen, die sich 6 Jahre auf Universitäten aufgehalten, ohne ein einziges exegetisches Kolleg zu hören" und Francke berichtet sogar, daß man zu seiner Zeit in Leipzig keine Bibel und kein neues Testament im Buchladen finden konnte (Knapp, „Leben frommer Männer des 18ten Jahrhunderts" S. 110). So kündigte er nun exegetisch-praktische Vorlesungen über das Neue Testament an, nach denen bald ein solcher Hunger und Durst entstand, daß auch viele Bürger sich dabei einfanden und in den Hörsälen es am Raum gebrach. Sobald sich nun auch das Leben aus Gott dabei regte, erwachte zugleich die Feindschaft mit; es ward der neue Sektenname der Pietisten erfunden, Francke als ihr Haupt bezeichnet, und wurden 1690 ihm seine Vorlesungen untersagt. Erst wollte er dennoch auf seinem Platze ausharren, aber ein anderer war ihm schon vom Herrn bereitet. Durch seinen gleichgesinnten Freund, den Pastor Breithaupt in Erfurt, erhielt er einen Ruf nach dieser Stadt, den er auch annahm. Gleich hier erwies er, wie die rechte Liebe zum Herrn und seinen Erlöseten erfinderisch macht. Bei Weitem war es ihm nicht genug, bloß auf dem durch seine Amtsverpflichtung ihm vorgeschriebenen Wege, d. h. in Predigt, Beichtstuhl und Kinderlehre den Seelen nachzugehn. Zu Besten der Erfurter Studirenden hielt er täglich praktische Vorlesungen über die Bibel; mit den Gemeindegliedern stellte er in ihren Häusern Wiederholungen ihrer Predigten an; er verschrieb und vertheilte das N. Testament, Arndt's wahres Christenthum und andere erweckliche Schriften. So wie Leben erwachte, erwachte indeß auch hier die Feindschaft gegen das

Evangelium: die katholische Einwohnerschaft wußte ein churfürstliches Reskript von Mainz auszuwirken, wodurch Francke nach segensreichster Wirksamkeit von Einem Jahr 3 Monaten die Stadt zu räumen genöthigt wurde. Aber auch diesmal war ihm vom Herrn schon wieder sein Plätzchen bereitet worden. Durch seinen nunmehr nach Berlin versetzten Freund Spener ward ihm an demselben Tage, wo der Befehl binnen zwei Tagen Erfurt zu verlassen, einlief, eine Einladung in die churbrandenburgischen Lande und bald darauf der Beruf als Professor an die eben in Gründung begriffene Universität Halle.

In dieser Stadt ist es nun, wo die göttlich-erfinderische Liebe des theuren Mannes vom Jahr 1692 an sich je länger desto mehr einen Schauplatz des mannichfaltigsten Wirkens eröffnet und ein unvergängliches Gedächtniß gestiftet hat. Als Prediger, als Professor, als Erzieher, als Waisenvater, als Missions- und Bibel-Anstalt-Direktor bricht seine erfinderische Liebe auf allen diesen Gebieten neue Bahn. Zum Predigtamt der mit Halle verbundenen Stadt Glaucha ernannt, tritt er hier in ein völlig wüste liegendes Feld ein. Da, wo jetzt auf dem Waisenhausplatze die Front der Reihe von Gebäuden sich erhebt, denen er den Ursprung gegeben, mit der Ueberschrift: „Die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler", standen damals nur die ärmlichsten Hütten und ein Bier- und Tanzhaus neben dem andern — unter anderen auch eines zum Adler — bewohnt von einem durchaus rohen und verwahrlosten Volkshaufen. Diesem Haufen predigte er Buße und das Evangelium nach jenem seinen Grundsatze: keine Predigt, in welcher nicht so viel vom Heilswege daß, wenn einer auch nur die einzige Predigt hörte, sie genug wäre, um zum Heil zu führen. Aber in der Predigt wird der Saame mehr gestreut als begossen und gepflegt, obwohl sie auch dies kann und soll. Zum Begießen und Pflegen ist aber namentlich die unaussprechlich heilsame Anstalt des Privatbeichtstuhls, wo sie noch stattfindet; im Beichtstuhl wird der allgemeine Inhalt der Predigt dem einzelnen Gewissen angepaßt. Francke machte den Beichtstuhl zur Kanzel für die einzelnen Gewissen, und, zu der Einsicht gelangt, daß Viele durch den Beichtpfennig vom Sakrament sich abhalten ließen, giebt er nach kurzem Bedenken in selbstverleugnender Aufopferung diesen Theil seiner geringen Einnahme auf. Ein anderer Kanal, neben dem der Predigt, das Lebenswasser in die Gemeinde zu

leiten, ist die Kinderlehre. Bis auf Spener war dieser Kanal wieder verschüttet worden. Die Geistlichen dünkten sich zu vornehm, die Lehrer der Kleinen zu werden. Der kindliche Sinn Francke's dagegen hatte seine Lust an den Kleinen. Aber auch die Erfahrung, wie wenig von den Erwachsenen der Inhalt der Predigten verstanden wurde, trieb ihn zu fleißigem Katechismusunterricht und Katechismusexamen zu Hause und in der Kirche. Auch Betstunden wurden angefangen, zuerst in seinem eigenen Hause, dann auf Andringen der Gegner in der Kirche.

Als akademischer Lehrer zuerst seit 1692 Professor der griechischen und orientalischen Sprachen, dann seit 1698 ordentlicher Professor der Theologie, machte er zu seinem Hauptzweck, da die theologische Wissenschaft nur durch den lebendigen Glauben recht verstanden werden könne, jene selbst andrerseits als Mittel zu gebrauchen, um neben den anderen Heilsmitteln auch durch sie das Glaubensleben zu wecken und zu fördern. Niemals betrachtet er die Wissenschaft als Selbstzweck, immer nur will er durch sie als Mittel einen ihm höheren Zweck erreichen, die eigene Gründung seiner Zuhörer in Christo und die erhöhte Tüchtigkeit, die Gemeinden zu ihm zu führen. So verbindet er denn nun auch mit seinen an sich schon überall auf praktische Erweckung gehenden Vorlesungen „paränetische Lektionen" mit dem noch bestimmteren Zwecke, „zu zeigen, was angehende Theologen im Christenthum und im Studiren an Erreichung ihres Zweckes hindere, und wie sie solche Hindernisse zu überwinden hätten." Donnerstags von 10—11 wurden im großen Hörsaal der Fakultät in einer Stunde, wo alle übrigen theologischen Vorlesungen ausfielen, damit alle Theologie Studirenden Theil nehmen könnten, diese Vorträge gehalten, in denen der selige Mann mit Freimuth auf alle Gebrechen und Sünden des Studentenlebens einging, und von denen, wie er sagt, er mehr Segen erlebt hat als von allen andern.

Was seinen Namen mehr als alles Andre weltberühmt gemacht, sind indeß seine Waisenhausanstalten. Wie Alles, was im Geiste des Herrn geschieht, die Senfkornart an sich trägt und von kleinem Anfange an hinaufwächst, so auch dieses große Unternehmen der christlichen Menschenliebe. Es war die Gewohnheit der Bettler, an einem bestimmten Tage an den Häusern sich Almosen zu erbitten. Nicht bloß leibliches Brot zu brechen, ließ sich der Mann Gottes genügen, Alte und Junge fing er zu

katechisiren an. So groß war nun die Unwissenheit in der Heilserkenntniß, die sich bei ihnen fand, daß sie den Gedanken, eine Armenschule zu gründen, in ihm erweckte. In einer ausgehängten Büchse sammelten sich zu diesem Zweck kleine Beiträge, und als einst 4 Thlr. und 16 Sgr. auf einmal dafür gegeben wurden, begann er muthig seine kleine Armenschule zunächst in seinem eigenen Studirzimmer. Nach kaum einem Jahre war jener Raum schon zu klein geworden; es wurde aber auch von ihm mit Schmerzen bemerkt, wie das häusliche Leben wieder einriß, was die Schule aufbaute: so entstand in demselben Jahre 1695 der Gedanke, einige Kinder ganz in Erziehung zu nehmen. Für die Armenschule war ein Haus angekauft worden; 12 Waisenkinder, zu welcher Zahl die anfänglichen vier schnell herangewachsen waren, wurden in dieses Haus mit aufgenommen. Schon im folgenden Jahre mußte ein neues Haus gekauft werden, es wurden die in Unterricht genommenen Bürgerkinder von der Armenschule getrennt und für diejenigen, welche in gelehrten Studien unterrichtet zu werden wünschten, wieder eine eigene Abtheilung angelegt, wozu dann auch im Jahr 1699 die zu gelehrtem Unterricht befähigten Waisenkinder hinzukamen. So entwickelte sich das Gymnasium des Waisenhauses, die sogenannte lateinische Schule, welche schon 1709 von 256 Schülern, worunter 64 Waisen, besucht wurde. Die bisherigen beiden Häuser erwiesen sich für die wachsenden Zahlen so unzureichend, daß 1698 der Grund zu dem neuen Gebäude des gegenwärtigen Waisenhauses gelegt werden mußte. Kein Kapital war vorhanden, auf welches dieses neue Werk sich gründen konnte, als allein das des Glaubens, wie Francke selbst schreibt: „Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hat mir der Herr zugebröckelt, wie man den kleinen Küchlein das Brod zubröckelt, was die Nothdurft erfordert.“ Manche Andere haben seitdem es ihm nachthun wollen, und es ist ihnen gegangen, wie von dem Manne geschrieben steht, der da anhub, einen Thurm zu bauen, und konnte es nicht hinausführen, so daß die Leute seiner spotteten. „Leer' dich aus, ich will dich füllen!“ ist die erste Lehre für den, welchen Gott reich machen soll. Wo die Demuth, die auf alles Eigene verzichtet, nicht eben so groß als der Glaubensmuth, kann es nicht gelingen.

Wie ein guter Gedanke und Anschlag den andern weckt, so blieb nun die erfinderische Liebe, nachdem der Herr so viel hatte gelingen lassen, dabei nicht stehen. Zuerst schlossen noch folgende

Wohlthätigkeitsanstalten an das Waisenhaus sich an. Von einem bemittelten Wohlthäter waren dem Stifter des Waisenhauses 4000 Thlr. anvertraut worden, um ein Stift für adlige und bürgerliche fromme ledige Frauenzimmer zu gründen. Abermals wurde eines der Glaucha'schen Wirthshäuser, das Raubschiff, im Jahre 1704 angekauft und in ein diesem Zwecke gewidmetes Gotteshaus verwandelt. Ferner hatte im Jahr 1698 der fromme Baron Canstein in Glaucha ein Haus für fromme Wittwen angekauft und dem Directorio des Waisenhauses übergeben. — Neben den genannten Unterrichtsanstalten für die Waisen, die Armen- und Bürgerkinder entstand noch ein Pädagogium zunächst für Adlige und Begüterte bestimmt. Auch dabei ein kleiner, ungesuchter Anfang: eine adlige Wittwe erbat sich von Francke einen frommen Hauslehrer, er erbot sich die Kinder in Halle unter seiner Leitung unterrichten zu lassen. Auch die Zahl dieser Schüler, unter Leitung berühmter Lehrer wuchs so, daß bis 1713 das eigne stattliche Gebäude für diese Lehranstalt errichtet wurde. In Verbindung mit der Universität wurde ein collegium catecheticum errichtet, die Studirenden bei den Schülern des Waisenhauses in der so vernachlässichten Kunst des Katechisirens zu üben, und ein Collegium orientale theologicum, worin Männer für die höheren Aemter der Kirche durch gründliche Kenntniß des Griechischen, Hebräischen und der morgenländischen Dialekte gebildet werden sollten. Jemehr das Pädagogium gedieh, regte sich der Wunsch auch für Töchter adliger und begüterter Familien eine eben solche Anstalt zu besitzen: es wurde 1709 eine solche eingerichtet, mit dem ausdrücklichen Zwecke auch diese jugendlichen Seelen dem Herrn zuzuführen.

Alle diese Anstalten bedurften vieler jungen Lehrkräfte, und wie, wenn einmal der Glaube angefangen hat, alle seine Kräfte für den Herrn auf's Spiel zu setzen, immer eine Hand der andern hilft, so wurde nun auch wieder Francke's akademische Thätigkeit auf's Schönste dadurch gefördert, daß so viele junge Studirende mit der Gelegenheit, unter seiner und der ihm geistesverwandten Freunde Aufsicht ihre Lehrgaben zu üben, zugleich Unterstützung erhielten. Im Jahr 1690 wurde ein Freitisch für 24 Studiosen eröffnet, welche in den Schulen Unterricht gaben, und wie diese Zahl wuchs, wurde dieser Tisch auch für solche dürftige Studenten gedeckt, die an den Unterrichtsanstalten weiter keinen Theil hatten — im Jahr 1714 giebt Francke die Nachricht, „daß damals 150

Studiosi theol. den ordentlichen Tisch für 2 Stunden täglichen Unterrichts zu genießen hätten, und an dem extraordinären Tische des Mittags für 144 arme Studirende zugerichtet würde, denen keine besondere Arbeit dafür auferlegt sei."

Im Jahr 1705 war die Zahl der Waisenkinder auf 125 angewachsen, die der Schulkinder auf 804 und blieb von der Zeit an bis gegen die Mitte des Jahrhunderts fortwährend im Steigen. Es hatten die Feinde selbst dazu beitragen müssen, denn eine auf Betrieb derselben von den Landständen des Herzogthums Magdeburg im Jahr 1700 veranstaltete Untersuchung der Schulanstalten schlug nur zu deren Ehre aus. Im Mai 1714 wurden 1075 Knaben und 760 Mädchen unter 108 Lehrern unterrichtet. Dieser Anwachs machte denn nun auch mancherlei andere zum besonderen Dienste des Personals des Waisenhauses bestimmte Anstalten nöthig, die allmälig in sich selbst eine weitgreifende Bedeutung erhielten. Namentlich gilt dieses von der Waisenhaus-Apotheke. Gewisse arcana, die in chemischen Manuscripten, von gottesfürchtigen Leuten dem Stifter des Waisenhauses anvertraut, niedergelegt waren, wurden, nach einigen vergeblichen Versuchen, mit Erfolg bereitet, z. B. die noch jetzt bekannte essentia amara und dulcis, und mit außerordentlichem Segen gebraucht. Unter Leitung des tiefgottesfürchtigen und gelehrten Arztes C. F. Richter, der Francke'n, seinem geistlichen Vater, den Ertrag seiner Versuche, wie selbst sein väterliches Erbtheil gänzlich überlassen hatte, gewann diese Apotheke mit ihren Medikamenten einen solchen Aufschwung, namentlich durch das Vertrauen, welches sie bei allen Kindern Gottes besaß, daß ihre Heilmittel weit über die Grenzen Deutschlands hinaus selbst nach Amerika und Afrika verlangt und verschickt wurden, und der Ertrag derselben in späterer Zeit einen großen Theil der Ausgaben der Anstalt deckte. — Theilweise durch das Bedürfniß der gelehrten Schulen selbst und die zahlreichen von Francke selbst herausgegebenen Schriften veranlaßt entstand auch eine Waisenhausbuchhandlung, die unter dem ausgezeichneten Knechte Gottes, dem Manne, der alles sein Einkommen der Waisenhauskasse übergab und sich begnügte, Kleidung und Nahrung von ihr zu nehmen, H. J. E. Elers, sich so aufschwang, daß die Handlung auch in anderen Städten, in Stettin, Berlin, Niederlagen anlegte.

In minder unmittelbarem Zusammenhange stehen mit den Waisenhausanstalten, wiewohl dadurch ebenfalls wesentlich gefördert, zwei andere große Unternehmungen. Es entstand die

Stiftung einer Bibelanstalt zur Verbreitung wohlfeiler Bibeln unter den Armen, welcher Gedanke zuerst vom Baron v. Canstein ausgegangen war: im Verein mit Francke und durch Benutzung der Pressen des Waisenhauses gegründet, wurde sie 1719 nach dem Tode Cansteins von Francke selbst übernommen. Es gelang vermöge des Drucks mit stehenden Buchstaben, daß für die Armen Exemplare des N. T. zu 2 gGr., der Bibel in 8vo zu 10—12 gGr. geliefert werden konnten, aber noch über Deutschland hinaus griff die Liebe; auch in esthnischer, böhmischer, polnischer Sprache wurden Bibeln und Testamente für die Evangelischen jener Gegenden mit der Unterstützung wohlthätiger Christen gedruckt, und für die immermehr sich ausbreitende Unternehmung wurde 1727 ein erstes, 1734 ein zweites massives Haus erbaut. — Ebenfalls auf ungesuchte Weise entstand unter Francke's Mitwirkung die dänisch-ostindische Missionsanstalt. Durch die Frömmigkeit König Friedrich's IV. von Dänemark war dieselbe begründet worden, vom hallischen Waisenhause gingen aber, von Beiträgen frommer Christen Deutschlands unterstützt, die Missionarien aus und mit besonderer Angelegenheit hatte Francke auch diesem Werke der Menschenliebe sein Herz zugewandt. Im Jahre 1705 wurden die ersten hallischen Kandidaten in Kopenhagen für diese Mission ordinirt, Ziegenbalg und Plütschau, und eine große Zahl der würdigsten Männer, großentheils aus dem Lehrercollegio des Pädagogiums hervorgegangen, sind ihnen gefolgt, bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts herab. — Endlich verdankt auch die deutsch-amerikanische Kirche in den vereinigten Staaten ihre eigentliche Gründung den hallischen Anstalten, welches Verhältniß sich indeß erst unter dem Sohne des seligen Stifters angeknüpft hat, indem auf die flehentlichen Bitten der von geistlichem Beistande verlassenen Deutschen G. Francke im Jahr 1742 zuerst die Pastoren Mühlberg und Brunnholz dorthin abordnete, denen, abermals von deutschen Liebesgaben unterstützt, nachher noch andere folgten.

Nehmen wir zu dieser ausgedehnten praktischen Thätigkeit des unermüdlichen Arbeiters noch hinzu seine zahlreichen Schriften, theils gelehrte, theils erbauliche, von denen manche, wie seine Anweisung zum fruchtbaren Bibellesen, die weiteste Verbreitung erlangten und durch die Pressen des Waisenhauses in immer neuen Ausgaben vervielfältigt wurden, endlich seine mehrfachen weiten Reisen, auf denen ebensowenig als zu Hause seine rastlose Thätigkeit für seinen Herrn ruhte — seinen nach allen Gegenden der

Welt hin in den mannichfachsten Angelegenheiten ausgedehnten Briefwechsel.

Es scheint zu viel für ein Menschenleben, aber — seine Treue zeigt uns, wie Gott machen kann, „daß allerlei Gnade unter uns reichlich sei, und wir reif werden zu allerlei guten Werken." Als man seinen Freund Elers einst fragte, wer ihn denn das Alles gelehrt habe, gab er zur Antwort „Meine Mutter — die Liebe." Die Liebe ist auch Franckens Lehrmeisterin gewesen. Ohne helfende und stärkende Hände wäre ihm indeß doch nicht so Vieles gelungen, aber das ist eben so etwas Erhebendes, mit anzusehen, wie, wo in der Liebe des Herrn ein großes Licht entbrannt ist, gleich eine Anzahl kleiner Lichter rings herum mit zu brennen anfangen. Seine scheinende und brennende Liebe hatte um ihn her solche Geister mit angezündet wie ein Richter, ein Elers, ein Canstein, ein Neubauer, ein Freylinghausen und wie viele Andere! Als König Friedrich Wilhelm der Erste 1713 das Waisenhaus besah und im Buchladen und dessen Niederlagen herumgeführt wurde, gerieth er über das große Werk so in Verwunderung, daß er an Elers die Frage richtete: Was hat Er denn aber von dem Allen? „Ihro Majestät," antwortete er, „wie ich geh' und stehe." Da klopfte der König Francken auf die Schulter und sagte: „Nun begreife ich es wohl, wie Er so etwas zu Stande bringt, ich habe solche Leute nicht."

Das Ende eines so unermüdlich im Dienste des Herrn verwandten Lebens nahte im Jahr 1727 heran, wo der treue Knecht Gottes in einem Alter von 64 Jahren fruchtbeladen zu seinem Herrn einging, nachdem er noch auf dem Krankenlager auf's Erbaulichste seinen Glauben an den Tag gelegt. In diesem seinen Todesjahr zählte das Pädagogium 82 Scholaren, die lateinische Schule 400, die deutschen Bürgerschulen 1724, das Waisenhaus 134 Waisen; als Tischgenossen wurden außer den Waisenkindern aus der Kasse des Waisenhauses gespeist 255 Studiosi und 360 arme Schüler. Außerdem befanden sich noch in dem Fräuleinstift 15 Fräulein, in der Pension für junge Frauenzimmer 8, in dem Wittwenhause 6. — Noch steht die großartige herrliche Stiftung als eine lebendige Predigt für die Stadt Halle, noch genießen auch ihre Anstalten einen weitverbreiteten Ruhm und große Frequenz. Das Pädagogium zählt 100 Schüler und 18 Lehrer, die lateinische Schule 389 Schüler und 24 Lehrer, die gewerbliche Realschule 378 Schüler, die deutschen Schulen in der Präparandenanstalt

für Seminariſten 10 Schüler und 8 Lehrer, die Bürgerſchule für Knaben 700 Schüler mit 35 Lehrern, die höhere Töchterſchule 130 Schülerinnen mit 12 Lehrern und 4 Lehrerinnen, die Bürgerſchule für Mädchen 400 Schülerinnen mit 17 Lehrern und 6 Lehrerinnen, die Freiſchulen 680 Schüler und Schülerinnen, das Waiſenhaus 130 Waiſenkinder. Es wird von dem ſeligen Stifter erzählt, er habe kindlich ſeinen Herrn gebeten, der Anſtalt doch in allen Zeiten wenigſtens Einen Mann zu erhalten, der ein Zeuge des ſeligmachenden Glaubens wäre: und ſo viel bekannt, hat auch in der Zeit der Herrſchaft des Rationalismus dieſe Bitte ihre Erhörung gefunden, und die Zahl der Lehrer, welche gegenwärtig im Glauben und in der Liebe Chriſti daran wirken, iſt nicht gering.

Man wird es von ſelbſt abnehmen, daß der Einfluß einer ſolchen Wirkſamkeit weit über die Grenzen Halle's hinaus über ganz Deutſchland ſich erſtreckte. Nach allen Weltgegenden hin iſt von den Schülern des Waiſenhauſes und von den Studirenden der halliſchen Univerſität der von Francke und ſeinen Mitarbeitern geſtreute Saame der Frömmigkeit ausgetragen worden. Nach Amerika und von den in den Handelsſtädten Aſiens zerſtreuten deutſch-evangeliſchen Gemeinden, ja ſelbſt in die griechiſchen Klöſter des Berges Athos wurden halliſche Theologen als geiſtliche Hirten und Lehrer begehrt. Wo neue Lehranſtalten entſtanden und Lehrkräfte bedurften, wo irgend gottesfürchtige Familien Hauslehrer nöthig hatten, wurden ſie von Halle verſchrieben. Wenn ſich behaupten läßt, daß keine andere Periode iſt, wo Deutſchland und die deutſch-evangeliſche Kirche überhaupt eine ſo große Anzahl in treuem Glauben wirkender Geiſtlichen beſeſſen, als gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts hin, — A. H. Francke's Saame iſt es, der in ihnen aufgegangen. Selbſt die katholiſche Kirche Deutſchlands und Frankreichs blickte mit neidiſcher Bewunderung zu dem Manne auf, den ſie, wenn er zu den Ihrigen gehört hätte, unter die Heiligen erhoben haben würde. —

(Geſchrieben 1850.) A. Tholuck in Halle.

---

362. Gottfried Arnold.

23. Juni.

Am 5. September 1666 wurde Gottfried Arnold einem armen Schullehrer zu Annaberg im Meißniſchen Erzgebirge geboren.

„Dies war ein Licht der Welt, ein scharfes Salz der Erde“: so lautet die Summa des biographischen Denkmals, welches ihm seine dankbaren Freunde unmittelbar nach dem Hintritt ihres unvergeßlichen Lehrers gesetzt haben; aber so viel mindestens mußten auch seine zahlreichen Widersacher anerkennen, daß er eine allgemeine Aufmerksamkeit weit hinaus über die Grenzen des evangelischen Deutschlands erweckt, ja daß er erfolgreich eingewirkt habe auf die theologische Wissenschaft wie auf das christliche Leben in seiner Zeit. Daß im Laufe der Jahre der Glanz seines Namens merklich erblich, daß die gegenwärtige Christenheit denselben wenig kennt und selten nennt: das beruht auf Umständen, welche weder die hohen Gaben noch auch den brünstigen Eifer des trefflichen Mannes in Frage stellen, die aber gleichwohl trübe Schatten über das sonst lichtvolle Gemälde verbreiten. Wer Arnolds Geschichte gründlicher durchforscht, sich tiefer in seine Schriften versenkt, wer namentlich liest was seine Verehrer und seine Gegner in zum Theil erbittertem Streite verhandelt haben: der wird es eben so sicher beklagen, daß er vielfach verkannt, schief beurtheilt, ungerecht verfolgt worden ist, wie er ihn unzweifelhaft *nicht* für völlig vorwurfsfrei erachten kann. Vielleicht finden sich nicht viele Gestalten in der Kirchenhistorie, die in demselben Grade den unbefangenen Betrachter zu gleicher Zeit mit lebhafter Sympathie wie mit entschiedener Antipathie erfüllen, ihn zu bewundernder Theilnahme aber auch zum Unwillen stimmen. Man möchte sich ihm hingeben mit der ganzen Wärme des Gemüths, und fühlt sich plötzlich auf's Empfindlichste erkältet. Man möchte ihm Glück wünschen zu seinem Streben und Vornehmen, und muß doch diejenigen segnen, die ihm einen mannhaften Widerstand geleistet haben. Was seine ersten begeisterten Biographen gehofft haben, daß seine Widersacher sehen würden, „in welch' einen Mann ihre Zungen und Federn gestochen haben;“ ja was er selbst in einem schönen Liede („Alsbald ich mich in meinem Sinn“) erwartend ausspricht, daß seine Feinde die Pein demüthig bekennen würden, die sie ihm verursacht hätten: das hat sich wenigstens in einem sonderlichen Umfange nicht erfüllt, — weder in der nächsten Periode nach seinem Tode noch auch in späterer Zeit; es *konnte* auch nicht wohl geschehen.

Gottfried Arnold bezog im Jahre 1685 die Universität zu Wittenberg, noch mit etwas andrem ausgestattet als mit den für die damaligen Verhältnisse bedeutenden Kenntnissen, die er auf der Schule zu Gera eingesammelt hatte; er brachte zu seinem akade-

mischen Studium auch Früchte mit, welche die von dem Propheten bezeichnete Schule, „es ist dem Manne gut, daß er das Joch in seiner Jugend trage," in ihm gezeitigt hatte. Die Entbehrungen, die er von Kind auf zu leiden hatte und zu deren Bekämpfung schon der Knabe sich ausschließlich auf die eigenen Kräfte gewiesen sah, waren ihm weder zum Unmuth gegen Gott noch zur Bitterkeit gegen Menschen gediehen, sondern zu einem tiefen Ernste des Lebens, zu einer innigen und lebendigen Frömmigkeit und zur Entfaltung der ungemeinen geistigen Gaben, mit welchen er begnadigt worden war. Nicht leicht tritt ein Jüngling mit einer Charakterfestigkeit in die Hochschule ein, wie sie sich Arnold zu eigen gemacht, und entschiedener als er konnte keiner die Theologie als das einzig für ihn mögliche Studium ergreifen. Die Versuchungen, in welchen mancher Jüngling zu Grunde geht, waren für ihn beinahe nicht vorhanden. Das wüste Treiben der damaligen akademischen Jugend widerte ihn an. Seinem reinen Wandel, seinem stillen, der emsigen Arbeit geweihten Leben konnten später selbst die erbittertsten Widersacher ihre Anerkennung nicht versagen; nur er selbst klagt sich mancher Anwandlung von Ehrgeiz und Hoffahrt in dieser Periode seines Lebens an. Während ihn aber diese tiefe Kluft von seinen Studiengenossen schied, befestigte sich eine andere nicht minder bedeutende zwischen ihm und den damaligen Lehrern der Theologie. Die Dogmatik und Polemik, wie sie zu der Zeit in Wittenberg gelehrt wurde, vermochte einen Jüngling nicht anzuziehen, welchen nach einer ganz anderen Erkenntniß dürstete als nach Klarheit und Präcision der Begriffe; und kein Band der Pietät konnte ihn an diejenigen ketten, welche auf Catheder wie auf Kanzel sich in schulgerechten Definitionen und in haarspaltenden Distinctionen ergingen. Wenig erbaut von dem öffentlichen Gottesdienst suchte er Ersatz im Kämmerlein seines Herzens; und ganz unbefriedigt von den Vorträgen der Lehrer vertiefte er sich in eigene und zwar vornehmlich historische Studien: — und die lebenskräftigen Keime einer gründlichen Zerfallenheit mit den kirchlichen Zuständen seiner Zeit waren gelegt.

Eine Reihe von Umständen folgte, welche die Entwickelung derselben begünstigte. Die Gemeinschaft mit Spener, zu welchem sich Arnold unmittelbar nach seinen Universitätsjahren begab, konnte bei seiner damaligen Gemüthsverfassung nicht heilsam auf ihn einwirken. Wie reichen Segen er auch von den Predigten und Erbauungsstunden des verehrten Mannes für das fromme Bedürfniß

seines Herzens davontrug: zu der Genesung von der krankhaften Richtung, die er einzuschlagen angefangen hatte, gedieh ihm dieser Umgang nicht. Begierig sog er die Klagen Speners über die Schäden der Kirche und über die Unzweckmäßigkeit der damaligen theologischen Studien ein; aber die ausharrende Geduld des gereiften Lehrers, die Treue, mit welcher derselbe in seinem besonderen Kreise zu bessern und zu bauen bemüht war, wußte der zum einseitigen Kampfe gestimmte jüngere Mann nicht zu schätzen, er hat sie kaum einmal bemerkt. Auch wich die innige Zuneigung, die Beide anfangs zu einander gefaßt, allmählig einer zunehmenden Kälte, welche später hart an die Grenze eines ganz eigentlichen Bruches angestreift hat. War indeß der Einfluß Speners auch kein durchschlagender, drang derselbe namentlich vergebens in den gefährdeten Freund, ein Pfarramt aus seinen Händen anzunehmen: so fiel doch ein immerhin noch bedeutendes Gegengewicht hinweg, als Arnold im Jahre 1693 einen mehrjährigen Aufenthalt in Quedlinburg nahm. Hier fand er nicht allein Gesinnungsgenossen, in deren Gemeinschaft seine Stimmungen Nahrung, seine Anschauungen Befestigung empfingen, sondern er kam auch mit solchen in Berührung, welche über seinen Standpunkt weit hinausgegangen waren, und die keine Netze der Verführung auszuwerfen hatten, um ihn nach und nach zu sich herüberzuziehen. Man konnte es als ein Glück für ihn erachten, daß er noch zur rechten Zeit diesen gefährlichen Umgebungen entrückt ward, indem er 1697 als ordentlicher Professor der Geschichte an die Universität zu Gießen kam. Die hessische Regierung that gewiß keinen Fehlgriff, als sie ihn zu diesem wichtigen Amte berief. Es gebrach Arnold weder an historischen Kenntnissen noch auch an Lehrtalent, und seine Vorträge fanden bei den Studirenden auch reichen Beifall. Aber er selbst hatte sich gründlich getäuscht, wenn er — freilich nach langem Kampf und Schwanken, aber endlich doch mit einer gewissen Zuversicht — die akademische Laufbahn betrat. Bei seinem ausschließlich den Interessen des Reichs Gottes zugewandten Sinne konnte er in einer Thätigkeit keine Befriedigung finden, die ihn auf ganz heterogene Gebiete verwies; das akademische Leben mit seinen Sitten und Unsitten mußte dem Professor in Gießen in gleichem oder in noch höherem Grade widerstreben, wie einst dem Studirenden in Wittenberg; und ohne irgend einen Geistesverwandten, an den er sich hätte anschließen und der ihn hätte verstehen können, völlig zugeschlossen gegen seine Berufsgenossen, die

Zeichen des Mißmuths auf dem Angesichte tragend, erschien er Allen, ja zuletzt sich selbst als Sonderling. „Ich bin ein Wundermensch in aller Menschen Augen, ich weiß nicht, ob ich noch werd' unter Menschen taugen, mich wundert, daß man mich nicht in's Gesicht verlacht" (Göttliche Liebesfunken 2. A. 1701. Nr. 13). Es war nicht anders zu erwarten, als daß seine energische Natur diese Fesseln gewaltsam zerbrach. Ohne seine Entlassung empfangen zu haben, verließ er schon nach Jahresfrist die Universität, und kehrte dahin zurück, wo er eine Heimath gefunden und seine Freunde zurückgelassen hatte. Daß er sich diesen fortan rückhaltloser hingab als ehedem, ist psychologisch ebenso zu begreifen, wie das Aufsehen, welches sein eigenmächtiges, in einer Druckschrift von ihm gerechtfertigtes Verfahren hervorgebracht, das Mißtrauen erklärlich macht, mit welchem fortan die Theologen und die Geistlichkeit seinen Wandel beobachteten. Man hörte, daß er sich dem öffentlichen Gottesdienste entfremde, kaum noch einmal in den Kirchen gesehen werde; es hieß sogar, daß er sich selbst privatim das heilige Abendmahl gespendet habe. Es wurde ruchbar, daß er mit Theosophen und Mystikern, mit Gichtel und Petersen, Gemeinschaft pflege, daß er für die Separatisten in der Stadt und Umgegend Partei nehme. Es wurde bemerkt, daß er der vertrauteste Freund und Hausgenosse des seit langer Zeit als Sectirer verrufenen Hofdiaconus Sprögel sei. Das geistliche Ministerium von Quedlinburg sah sich veranlaßt, gegen ihn einzuschreiten, und die Regierung der Aebtissin war nicht abgeneigt, demselben den weltlichen Arm gegen den Verächter der kirchlichen Ordnung zu leihen. Arnold rechtfertigte sich zwar gegen diese Anklagen; allein seine eigene Vertheidigung machte kein Hehl von der Geringschätzung, mit welcher er auf den Cultus und auf die zu demselben versammelte Gemeinde herabsah. Und doch verschwand dies Alles noch vor der Fluth von Vorwürfen, welche von allen Seiten her wegen seiner literarischen Producte wider ihn erhoben wurden.

Diese schriftstellerische Thätigkeit, die er bis an das Ende seines Quedlinburger Aufenthalts in ununterbrochener Folge entfaltete, war eine ebenso fruchtbare wie vielseitige. Seine kirchengeschichtlichen Werke, „die erste Liebe" und „die unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorie", sichern seinem Namen eine bleibende Stelle in der Geschichte der christlichen Theologie. Aber auch seine poetischen Mittheilungen und seine Arbeiten auf dem Felde der Mystik haben sich weit über den Tod ihres Verfassers hinaus eine

große Theilnahme zu erwecken vermocht. Wie verschiedenen Gebieten auch diese (und neben ihnen noch zahlreiche andere weniger bedeutende) Schriften angehören: so sind sie doch alle nur verschiedene Strahlen, welche von einem Mittelpunkte ausgehen und zu demselben zurückführen. Derselbe Mann spiegelt sich in ihnen ab, derselbe Geist bricht aus ihnen hervor, eine und dieselbe Tendenz wird überall verfolgt; — daher auch in allen dieselben Mängel und Irrthümer, dieselben Vorzüge und Lichtseiten. Arnold setzte das wahre Christenthum in den Durchbruch aus den Banden der Welt und des Fleisches und in das völlige Eindringen in Gott. Darnach hat er selbst gerungen im Schweiß seines Angesichts, mit Seufzen und Beten, in Wachen und Fasten, unter Thränen und Klagen. „Eines, Eines fehlt mir hier, das ich nicht ganz find' in mir: der verbundenen Einigkeit unbewegte Festigkeit!" Aber das war zugleich der Gedanke, der ihn bei allem, was er dachte und schrieb, geleitet hat. Er beherrscht seine Dichtungen, er erfüllt seine mystischen Schriften, ja er hat ihm auch die leitenden Gesichtspunkte für seine historischen Werke gegeben. Indem Arnold die Christenheit seiner Zeit betrachtete, so konnte er von diesem Standorte aus nur ein abgefallenes Babel in derselben sehen, ein Babel, aus welchem einzelne Seelen sich fliehend zu retten suchten. Aber indem er rückwärts schauete, fand er durch alle Jahrhunderte im wesentlichen dieselbe Lage der Sache, und nur in den ersten Zeiten machte ihm die Kirche den Eindruck der Braut Jesu Christi. Er singt: „wenn dich, mein Leser, eine Klag' vom Abfall Babels seltsam dünkt, so wisse, daß vom Christenthum du weder Neu noch Altes kennest". (Ein Denkmal des alten Christenthums, Goslar 1702.) Davon war die eine Folge die, daß er die Zustände der ersten Gemeinde durchweg idealisirt. Die „wahre" Abbildung der ersten Christen, welche er in seiner historischen Erstlingsschrift (Frankfurt 1696) entworfen hat, ist keine geschichtlich treue Darstellung, sondern sie stellt das Ideal, das Musterbild einer christlichen Gemeinde auf, und wurde wohl aus eben diesem Grunde weniger von den Gelehrten benutzt und gewürdigt, vielmehr von frommen Gemüthern als Erbauungsbuch empfohlen und gebraucht. Die andere Folge davon aber war die, daß Arnold in der späteren Kirche nichts als Verfall und Verderben erkannte, und daß er nur auf vereinzelten Gestalten mit Wohlgefallen beruhete. Man hat den Vorwurf gegen ihn erhoben, daß er, wie es scheine, grundsätzlich die Häretiker in Schutz genommen habe, und hat aus dieser

Voraussetzung den Schluß gezogen, daß er entweder die Lehre als etwas ganz gleichgültiges erachte oder selbst in Irrlehren müsse befangen sein. Allein weder die eine noch die andere Alternative ist eine zutreffende. Auf einer offen und freimüthig ausgesprochenen Verachtung oder auch nur Geringschätzung der Lehre betreffen wir Arnold niemals; nur waren ihm Begriffe und Formeln nicht die Hauptsache, ja er hegte den Verdacht, daß das starre Festhalten an derselben, ihre einseitige Betonung und Werthschätzung, als ein Mittel, sich mit der Hauptsache abzufinden, gemißbraucht werde. Von vorn ab aussichtslos ist aber der Versuch, Arnold selbst zu einem Häretiker zu stempeln. Christoph Colerus führt zwar in seiner Lebensbeschreibung des ihm tief verhaßten Mannes (Wittenberg 1718, S. 43—82) eine ganze Reihe von Abweichungen vom lutherischen Lehrbegriffe auf, deren er sich schuldig gemacht; allein die unbewiesenen Behauptungen des beschränkten Geistes bezeugen nur seine gänzliche Unfähigkeit, sich in ein fremdes Denken zu finden. In den zahlreichen Predigten, welche uns von Arnold überkommen sind[1]), begegnet uns durchweg die correcte lutherische Lehre; und nicht ohne Unmuth ertheilt ihr Verfasser einem besorgten Freunde die Versicherung, daß es ihm nie in den Sinn gekommen sei, an der Lehre von der Rechtfertigung des Menschen allein durch den Glauben zu zweifeln. Die Sache ist vielmehr diese. Da Arnold die Kirche namentlich seit der Zeit des Constantinus als eine verderbte erachtete: so konnte ihm die Unterdrückung und Verfolgung der Ketzer nicht als ein Kampf erscheinen, der im Dienste der Wahrheit gegen den Irrthum wäre unternommen worden, sondern ein ganz anderer Verdacht stieg mächtig in ihm auf. Ist die Verfolgerin durchaus verderbt: so werden die von ihr Verfolgten die vergleichungsweise Reinen und Gesunden sein; hat jene mit der wahren Frömmigkeit gebrochen: so erscheinen diese als die ungerecht bedrückten Gotteskinder. Ueberall ist daher Arnold bemüht, die Spuren einer lebendigen Heilsbegierde bei den angefeindeten Ketzern zu entdecken; und was er so emsig und beharrlich gesucht, das hat er auch richtig allemal gefunden. Von selbst aber verbreitete sich von hier aus auch über die eingeräumten Irrthümer derselben ein viel milderes Licht. Daß der Geschichtschreiber auf diesem Wege vielfach in die Irre gerathen, daß seine

[1]) „Evangelische Botschaft der Herrlichkeit Gottes in Christo Jesu" und „die Verklärung Jesu Christi in der Seele", jene über die Evangelien, diese über die Episteln sämmtlicher Sonntage im Kirchenjahr.

Darstellung nichts weniger als eine „unpartheiische" ist: das wird gegenwärtig ebenso allgemein zugestanden, wie die Verdienste seines Werks um die Belebung und Neugestaltung der kirchengeschichtlichen Studien bereitwillig anerkannt werden.

Weniger nachtheilig wirkte die Grundanschauung Arnolds auf seine poetischen Leistungen ein. Er war als Dichter ungemein begabt. Wenn er seine Gabe irgend gewähren ließ, so wurde unter seinen Händen alles zum Gedicht. Kaum ein einziges Werk hat er herausgegeben, das nicht mit poetischen Ergüssen durchwebt wäre; selbst die geschichtlichen enthalten wenigstens Uebersetzungen aus lateinischen und griechischen Dichtern; zu mehreren unter seinen Schriften finden sich Anhänge von Liedern hinzugefügt. Aber auch eine selbständige Sammlung hat er (bereits 1697) unter dem Titel „Göttliche Liebesfunken aus dem großen Feuer der Liebe Gottes in Christo Jesu entsprungen" veröffentlicht. Daß die ihm verliehene Gabe bei seinem ganz nach innen gerichteten, der Welt völlig abgewendeten, ausschließlich auf den Genuß der göttlichen Liebe bedachten Sinne, unter dem beständigen Ringen des Geistes, in dem Wogen eines anfechtungsreichen Lebens, auf's herrlichste gedieh; daß ihm ohne irgend welche dahin gehende Absicht zahlreiche Klage- und Triumphgesänge, Streitlieder und Friedenspsalmen entquollen sind: das begreift sich ebenso, wie daß wenige unter denselben zum Gebrauche im Cultus geeignet sind[1]). Aber auch als individuelle Ergüsse angesehen, tragen sie die Malzeichen der nicht durchaus wohlgeordneten innern Verfassung des Dichters sehr deutlich an sich. Sie verrathen theils überspannte, krankhaft hinaufgeschrobene Empfindungen, theils einen nichts weniger als abgeklärten Eifer, theils endlich eine Vertraulichkeit gegen den Herrn, welche über die Grenze der Kindlichkeit weit hinausgeht. Die Lehre von der „uneigennützigen Liebe" mag sich Arnold mit voller Ueberzeugung angeeignet haben. Gleichwohl ist es der Uebergriff eines ungesunden Gefühls, wenn er in dem Liede: „Jesu,

[1]) Als eigentliche Kirchenlieder können etwa nur folgende vier bezeichnet werden: der Passionsgesang, „Wenn Vernunft von Christi Leiden und von dessen Nutzen spricht"; das Lied auf die Wege Gottes, „So führst Du doch recht selig, Herr, die Deinen, ja selig und doch meist verwunderlich"; der Seufzer der Gefangenen, „O Durchbrecher aller Bande, der Du immer bei uns bist", und das Bittlied, „Herzog unsrer Seligkeiten, führ' uns in Dein Heiligthum", — aber auch diese nur in einem sehr eingeschränkten Sinne. In solche Gesangbücher, welche besonders für den Cultusgebrauch und weniger für die Privaterbauung bestimmt sind, hat man sie daher auch nicht aufgenommen.

meiner Seelen Leben, dem ich mich zum Dienst ergeben" (Neue göttl. Liebesfunken, Frkf. 1700) also singt: stößt Du mich zur Höllenglut, — was Du willst, ist mir sehr gut! An dem heiligen Unwillen, mit welchem er die Entweihung des Hauses Gottes empfand, an dem verzehrenden Eifer um die Reinigung des Tempels, mag man einen Wohlgefallen haben: aber es ist doch mehr, als selbst das Gehaben jener Donnerssöhne, wenn er das bekannte Grablied Babels anstimmt, in welchem er sich selbst und Andre dazu ermuntert, die Mauern der verderbten Kirche stürmend zu zerstören, ihre Kinder an Steinen zu zerschmettern, ihrem Baue, dem Sitze des Frevels, ohne weichliches Erbarmen den Rest zu geben (Göttl. Liebesfunken Th I. Nr. 126). Welch' ein Maaß von Unmittelbarkeit, welche Kühnheit der Phantasie man endlich einem Dichter auch einräumen möge: so hat Arnold doch oft die Grenzen keuscher Zucht überschritten. Er war sich dieser Gefahr gar wohl bewußt, und er sang zu seiner eigenen Warnung: „Das zart'ste Gottes-Lieb-Bewegen wird unvermerkt in's Fleisch geführt, wo nicht des Geistes starkes Regen uns zum Gebet und Wachen rührt"; aber nicht selten ist er derselben unterlegen, und viele seiner Lieder sind aus diesem Grunde durchaus der Vergessenheit zu übergeben. Trotz dem allen wird indessen Arnold immer als einer der hervorragendsten geistlichen Liederdichter anerkannt werden.

Zu der Beschäftigung mit der mystischen Theologie ist Arnold sehr früh, schon unmittelbar nach Vollendung seiner Kirchengeschichte geschritten; aber er hat seine Studien darüber auch in der letzten Zeit seines Lebens noch fortgesetzt[1]). Seine Neigung zu diesem Gegenstande erklärt sich leicht. Da er nicht die Kirche als die Braut Jesu anerkennen konnte, so war es seiner Ansicht nach die einzelne Seele, welche sich zu dieser Stellung zum Herrn emporzuarbeiten habe; und es handelte sich nun um die Mittel und Wege, wie dieselbe zur geistlichen Vermählung gelange. Die Mystik hat zu ihrem Gegenstande den verborgenen Gott. „Verborgenheit" — so singt daher auch Arnold — „Verborgenheit, wie ist dein Meer so breit und wundertief! Ich kann es nicht ergründen. Man weiß kein Maß noch Ziel noch End' zu finden, So lang' man ist

[1]) Seine Hauptschrift auf diesem Gebiete, „Historie und Beschreibung der mystischen Theologie" (ursprünglich deutsch geschrieben, hernach von ihm selbst in's Lateinische übersetzt) erschien schon 1701. Eine spätere umfänglichere Arbeit „wahre Abbildung des inwendigen Christenthums" hat er erst im Jahre 1709 herausgegeben.

in der Vergänglichkeit, Verborgenheit!" (Göttliche Liebesfunken Th. I. Nr. 144: „der unbekannte Gott".) Allein er war weit davon entfernt, in einem gnostischen Streben die Tiefen der Gottheit ergründen zu wollen. Arnold war nichts weniger, als ein eigentlicher Theosoph, er war überhaupt kein speculativer Geist. Nur in ganz vorübergehender Weise, mehr von außen angeregt (um nicht zu sagen gedrängt), als aus innerm Impulse, hat er sich einmal auf dies Gebiet verirrt, indem er die Schrift „das Geheimniß der göttlichen Sophia" Leipzig 1700, verfaßte. Seine durchaus praktische Natur, sein historisch gerichteter Geist brachte ihn aus dieser Thorheit eben so schnell wieder zurecht, wie seine Gemeinschaft mit Gichtel, die allein durch diesen Kitt zusammengehalten wurde, sich lösete. Dagegen entsprach es seinem eigensten innersten Bedürfniß, die verborgenen Wege erkennend zu deuten, auf welchen der Herr die Seele geleite und welche die letztere finden müsse, auf daß eine innige und wesentliche Gemeinschaft zwischen dem verborgenen Gott und dem verborgenen Menschen des Herzens entstehe. „Die Wahrheit ruht im Herzen tief, da stand die Weisheit, als sie rief." Eigentlich Neues hat er nun zwar darüber nicht dargeboten. Seine in dies Fach schlagenden Schriften sind theils historischer Art, theils enthalten sie meist nur Mittheilungen aus fremden Autoren. Indeß verdient das, was er über die geistliche Armuth, über die Verleugnung der Welt, in Reimen und in Prosa gesagt hat, um der Gluth der Empfindung und der mächtig andringenden Sprache willen, noch immer eine Beachtung und Benutzung[1]).

Ohne Frage hat diese schriftstellerische Wirksamkeit Arnolds bei vielen Einzelnen einen hohen, ja einen begeisterten Anklang

---

[1]) So vornehmlich mehrere tief innige Lieder in dem Arnold'schen Gebetbuch, Leipzig 1703. Eine Probe:

„O der Alles hätt' verloren,
Auch sich selbst, der allezeit
Nur das Eins hätt' auserkoren,
So Herz, Geist und Seel' vereint!

O wer doch gar wär' ertrunken
In der Gottheit Ungrund-See;
Damit wär' er ganz entsunken
Allem Kummer, Angst und Weh."

Zu vgl. auch das körnige und gedankenreiche Lied: „Als ich das Nichts nahm wohl in Acht, und mich darin ergeben" ꝛc.

und Beifall gefunden, und er hat sich sicher manchen stillen Herzensdank dadurch verdient. Im Großen und Ganzen aber erhob sich ein Sturm des Unwillens, welcher den charakterfesten Mann beinahe zu knicken schien; denn seinem ganzen Streben, welches er mit vollster Ueberzeugung und Hingebung verfolgte, wurde von allen Seiten die Berechtigung abgesprochen. So viel hätte er etwa noch verschmerzen können, daß die Cathedertheologen, daß die von J. V. Löscher herausgegebene hochangesehene Zeitschrift der Unschuldigen Nachrichten alles, was aus seinen Händen kam, verachtete: um so empfindlicher traf es ihn, wenn auch Männer wie Spener ihre Mißbilligung mehr oder minder laut und entschieden zu erkennen gaben. Nehmen wir hierzu seine bedrängte äußere Lage in Quedlinburg, da er kaum noch hatte, wo er sein Haupt hinlegen mochte, umgeben von offenem Haß und von giftigen Verläumdungen: so sehen wir ihn auf einem Punkte, wo nur eine innere Umkehr von einem eingeschlagenen Irrwege verbunden mit einer Umgestaltung des äußeren Lebens eine ganz eigentliche Rettung ermöglichte. Von wirklichen Retractationen Arnolds ist zwar nie das Mindeste bekannt geworden; war er doch auch immer recht und schlecht gewandelt, hatte er doch die Lauterkeit seiner Gesinnung allezeit bewährt. Und doch muß zu jener Zeit die innere Veränderung mit ihm vorgegangen sein, die er selbst mit den Worten charakterisirt: „Gott pflegt nach und nach den an sich selbst rechtmäßigen Eifer über das gemeine Elend in heilige Ordnung und Temperatur zu bringen, und seine genaue Zucht treibt sodann zu weiser Unterscheidung wie auch zu dem ganzen Sinne Christi in göttlicher Geduld und Langmuth; er giebt dem Gemüthe Freiheit, sich den gemeinen Gewohnheiten zu unterwerfen." Er, welcher bisher nicht einmal den Gedanken hätte fassen können, eine amtliche Stellung in der tief verderbten Kirche einzunehmen, fühlte sich jetzt dazu durchaus geneigt. Irgend etwas mag dazu die Ehe beigetragen haben, in welche er (an seinem Geburtstage, 5. September 1700) mit Anna Maria Sprögel (der Tochter seines mehrfach erwähnten Freundes) getreten ist: allein das Hauptmotiv war ein rein innerliches. Eine Berufung zum Cabinetsprediger der verwittweten Herzogin zu Sachsen, welche in Allstedt residirte, schien die volle Herstellung des Gleichgewichts in seinem Gemüthe in sichere Aussicht zu stellen. Aber wie freudig er dem Rufe auch Folge gab, wie treu er sein Amt auch durch vier Jahre verwaltete und wie reichen Segen die kleine Schloßgemeinde von seiner geist-

lichen Pflege davontrug: die äußere Ruhe, deren er dringend bedürftig war, wurde ihm hier noch nicht zu Theil. Er hatte sich der Geistlichkeit zu tief verhaßt gemacht, ihr Mißtrauen gegen ihn war durch keine Erklärungen und Erbietungen zu beschwichtigen; und ungeachtet hoher und einflußreicher Verwendungen wurde er endlich genöthigt, die sächsischen Lande zu verlassen. Aber das Wort wurde an ihm wahr: wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um; wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Er fand eine Zuflucht in den preußischen Landen. Sein Schwiegervater Sprögel, welcher das Hofdiaconat in Quedlinburg mit dem Pastorat zu Werben in der Altmark vertauscht hatte, war gestorben: Arnold wurde ihm zum Nachfolger bestellt, und nach Verlauf zweier Jahre (1707) auf den einstimmigen Wunsch des Raths und der Bürgerschaft in das Pfarramt und Inspectorat zu Perleberg eingesetzt.

Der Lebensabend, welcher ihm hier beschieden war, war allerdings auch ein leidenreicher; aber die Trübsale waren von anderer Art. Sie kamen nicht von der Menschen, sondern unmittelbar aus Gottes Hand. Seine literarische Thätigkeit gab er während dieser letzten Periode seiner Pilgerschaft zwar nicht ganz auf; da sich dieselbe indeß mehr auf dem Gebiete der praktischen Theologie bewegte[1]), so wurde sie theils weniger beachtet, theils glimpflicher beurtheilt. Bei seiner Gemeinde stand er in höchster Achtung und Verehrung, und ein engerer Freundeskreis, der sich um ihn sammelte, war ein mehr als ausreichender Ersatz für die abgebrochenen Beziehungen zu seinen früheren Kampfgenossen in Quedlinburg. Allein sein bewegtes Leben, seine rastlose Thätigkeit, seine inneren Kämpfe hatten seine körperliche Kraft gebrochen, und schweres häusliches Kreuz, der jähe Tod seiner beiden Kinder, beugten den so glaubensstarken Mann sehr tief. Im Jahre 1713 befiel ihn eine Krankheit, von welcher er zwar anscheinend genas, die aber doch nicht so völlig überwunden war, daß nicht irgend ein urplötzlicher Schlag den geschwächten Organismus hätte auflösen müssen. Und ein solcher erfolgte. Seine Freunde in dem schon erwähnten biographischen Denkmale erzählen ihn so, daß am Pfingstfeste des Jahres 1714, als die Gemeinde zur Feier des h. Abendmahls versammelt gewesen, plötzlich Werber in das Gottes-

[1]) Er gab eine Pastorallehre, mehrere Postillen, Gesang- und Erbauungsbücher heraus.

haus gedrungen seien, um einige junge Leute mit Gewalt zum Kriegsdienste zu zwingen. Diese Entweihung des Heiligthums, dieser urplötzliche Unfug habe dem geschwächten Manne den Todesstoß gegeben. Er habe zwar am folgenden Tage noch mit schwacher Stimme eine Leichenpredigt gehalten, aber völlig erschöpft sei er nach Hause gebracht worden und nach drei Tagen, am 20. Mai, sanft verschieden. Sein Tod, den er seit längerer Zeit sicher hatte kommen sehen und den er seiner Gattin bestimmt vorausgesagt, war schön und erbaulich. Die wenigen Tage, die er nach jenem erschütternden Vorfalle noch durchlebt hat, saß er tief in Betrachtungen versunken im Lehnstuhl; sichtlich unwillkommen war ihm jede Störung, wenngleich er alle an ihn gerichteten Fragen mit Freundlichkeit beantwortete und die ihn Besuchenden ernstlich zu einem rechten Durchbruch, zu einer ernsten Verleugnung der Welt und zu einem beharrlichen Eindringen in Gott ermahnte. Es kamen wohl auch Augenblicke der Angst und Anfechtung, er rief einmal aus: „Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir"; aber in dem Maaße, daß die Schatten des Todes ihn näher umfingen, umgaukelten reizende Bilder seine Phantasie. „Ach, wie schön!" sprach er, „wie wohl, ach wie wohl ist mir!" Und er richtete sich auf, rief mit lauter Stimme: „frisch auf! frisch auf! die Wagen her und fort!" — und im Genusse des vollen Friedens befahl er seinen Geist in die Hände des treuen Gottes, der ihn erlöst.

Er wurde tief von seiner Gemeinde betrauert; sein Begräbnißtag war ein Klagetag in Perleberg. Seine Freunde empfanden auf's Schmerzlichste die Unersetzlichkeit des erlittenen Verlustes. Seine Widersacher aber hat selbst nicht sein Tod mit ihm versöhnt. Daß sie fortfuhren, seine theologischen Anschauungen zu bekämpfen: dazu hatten sie ihr gutes Recht. Daß sie aber Aeußerungen des Sterbenden gehässige Deutungen gegeben, und sein Grab mit schlecht ersonnenen Mährlein befleckt haben: das gereicht der Zeit, in welcher solches möglich war, zu keinem Ruhm. Die Inschrift, welche seine Freunde auf seinen Leichenstein gegraben haben, ist in der Biographie von Colerus, auch bei Reitz in der Historie der Wiedergeborenen abgedruckt; auf dem Friedhofe zu Perleberg aber ist sein Grabmal nicht mehr zu finden. War es kein eitles Lob, wenn die Inschrift von ihm sagt: „er war ein treuer Knecht Jesu Christi, dessen Evangelium er durch Wort und Schrift verbreitete, ein Liebhaber des Nächsten, in dessen Dienste er sich gänzlich opferte, und

ein Mitgenosse der Leiden, die in Christo Jesu sind"; so ist ihm das unvergängliche, in den Herzen seiner Hörer und Leser errichtete Denkmal gewiß, von welchem der Apostel schreibt: „ihr seid unser Brief, zubereitet durch unser Amt mit dem Geist des lebendigen Gottes." F. L. Steinmeyer in Berlin.

---

363. Johann Albrecht Bengel.

4. November.

Dr. Johann Albrecht Bengel, zuletzt Consistorialrath und Prälat zu Stuttgart, war einer der geist- und verdienstvollsten Nachfolger Ph. J. Speners. Schon seine Kindheit war reich an ernsten, zur Liebe und Furcht Gottes hinleitenden Erfahrungen. Den 24. Juni 1687 in dem Landstädtchen Winnenden geboren, verlor er schon in seinem sechsten Jahre seinen Vater, wenige Monate darauf ward bei einem Einfall der Franzosen das Haus, das seine Mutter sich zum Wittwensitze erkauft, sammt der väterlichen Bibliothek zu Asche. Aber sein Lehrer Spindler erzeigte Vatertreue an ihm, und nahm ihn überall hin mit sich, wohin ihn die kriegerischen Zeitverhältnisse seine Schule zu verlegen nöthigten und als Bengel zur Universität reif geworden war, fand seine Mutter durch ihre Verheirathung mit dem Klosterverwalter Glöckler die Mittel ihn seine Studien fortsetzen zu lassen. Mittlerweile war die Kraft des göttlichen Wortes dergestalt in sein Herz eingedrungen, daß ein kindliches Vertrauen zu Gott, ein Ernst im Beten, ein Verlangen nach dem bessern Leben, ein Vergnügen an Bibelsprüchen und geistlichen Liedern, eine Bewahrung des Gewissens, eine Scheu vor dem Bösen und eine Liebe zum Guten entstand — das Beste aber war, daß Niemand viel Aufhebens von seiner Frömmigkeit machte. Es fehlte zwar auch bei ihm nicht ganz an einzelnen Ausbrüchen jugendlicher Thorheit und Leichtsinnigkeit, aber wenn je etwas der Art vorkam, so rügte es sogleich der im Innersten der Seele stets aufmerksame Wächter und verhinderte dadurch, daß keine von Außen hereinkommende Verderbniß hängen blieb. Daneben bekam er von der göttlichen Leutseligkeit die innigsten Friedensblicke, insbesondere bei den ersten Gängen zum h. Abendmahl. In Tübingen hatte er das gedoppelte Glück sogleich in einen Freundeskreis gottseliger Studirenden eintreten zu dürfen und Lehrer zu finden, welche selbst von lebendigem

Glauben an Christum durchdrungen mit dem thätigsten Eifer nicht nur auf die wissenschaftliche, sondern auch auf die Herzensbildung der Studirenden hinarbeiteten, wie namentlich der eifrige Beter Dr. Christoph Reuchlin und Dr. A. A. Hochstetter, ebenso ausgezeichnet in der Seelsorge, wie auf dem Catheder.

Diese Männer suchte sich Bengel wo er nur zukommen konnte zu Nutzen zu machen, zumal nachdem ihm der Sinn dafür noch geschärft worden war durch eine schwere Krankheit, die ihn in der Mitte seines Studienlaufes an den Rand des Grabes geführt und den Entschluß in ihm geweckt hatte, sein ihm gleichsam aufs Neue geschenktes Leben ganz zu Gottes Dienst und Ehre anzuwenden. Unmittelbar nach seinem Abgang von der Universität wurde er kaum 20 Jahr alt zum Pfarramtsverweser in Metzingen bestellt, wo er Gelegenheit fand, sich nun auch damit bekannt zu machen, wie das Volk die Religion ansieht; aber schon vor Jahresfrist wurde er ins theol. Stift zu Tübingen zurückberufen, um als Repetent die Studien jüngerer Freunde zu leiten, während er zugleich den Umfang seiner eigenen Kenntnisse erweiterte. Zum Schluß seiner wissenschaftlichen Ausbildung machte er noch im Sommer 1713 eine Reise durch das mittlere Deutschland und lernte an höheren und niederen Unterrichtsanstalten eine ganze Reihe trefflicher Männer persönlich kennen, welche nach der von Spener empfangenen Anregung mit einander darin wetteiferten, dem nachwachsenden Geschlecht auf der Grundlage lebendiger Religiosität eine tüchtige wissenschaftliche Bildung zu gewähren. Bei Männern der verschiedenartigsten Richtungen forschte er nach den erprobtesten Erfahrungen und kehrte dann mit reichem Gewinn nach der Heimath zurück, wo seiner die Gelegenheit wartete, an der neu errichteten Klosterschule zu Denkendorf als Lehrer und Erzieher zum Studium der Theologie vorzubildender Jünglinge in Anwendung zu bringen, was er gesammelt. Schon seine Antrittsrede zeigte, was er anstrebte, indem sie den Fleiß in der Gottseligkeit als das zuverlässigste Hülfsmittel zur Erwerbung ächter Gelehrsamkeit bezeichnete, weil sie zur kräftigsten und vollständigsten Entwicklung der jedem verliehenen Anlagen führe, am siegreichsten die Trägheit des Fleisches überwinde, das Gemüth vor Verwirrung durch Leidenschaften verwahre und dem Geiste eine Lebendigkeit, Kraft und Klarheit gebe, durch welche nicht selten auch der minder Begabte gerade bei der Erforschung der tiefsten Wahrheiten die Begabtesten, aber vom Umgang mit Gott Entfremdeten überflügele.

Was er hiemit ausgesprochen, waren keine leeren Worte, es wurde bethätigt durch einen in 28jähriger Arbeit nicht ermüdenden, und die gleich Anfangs erwählten Grundsätze bis ans Ende festhaltenden Eifer, die ihm anvertraute Schaar nach bestem Wissen und Gewissen zu berathen; über 300 Jünglinge wurden von ihm in dieser Zeit der vaterländischen Kirche zugebildet und nicht wenige derselben unterwarfen sich der heiligen Zucht des göttlichen Geistes und wurden weise und geachtete Männer, die mit Ehren und Segen den wichtigsten Aemtern vorzustehen vermochten. Allein dieß war keineswegs die einzige Frucht seiner Thätigkeit in dieser Zeit, ganz ungesucht schloß sich noch anderes daran an, das in viel weitere Kreise hinauswirkte. Gewohnt mit seinen Schülern alle 2 Jahre das ganze N. T. im Grundtexte zu durchlesen, wurde er durch seinen amtlichen Beruf sowohl, als durch eignes Bedürfniß auf eine gedoppelte Arbeit hingeleitet. Schon während seiner Studienjahre hatte ihn die Frage bekümmert: Haben wir den Text des N. T. genau so vor uns, wie er ursprünglich niedergeschrieben worden? — Damals hatte er darüber weggehen müssen, weil eine gründliche Beantwortung dieser Frage Untersuchungen forderte, zu denen ihm Zeit und Gelegenheit fehlte; aber jetzt konnte er sie wieder aufnehmen und seinem forschenden Geiste die gewünschte Befriedigung gewähren. Zwar legte ihm der Aufenthalt in dem kleinen Denkendorf keine geringen Schwierigkeiten in den Weg, aber sein unermüdlicher Eifer wußte sie zu überwinden und bald hatte er einen so reichen Vorrath theils alter Handschriften, theils seltener Ausgaben des N. T. beisammen, daß er hoffen konnte nicht vergebens an der Lösung seiner Aufgabe zu arbeiten, am meisten aber förderte ihn hierbei, neben seinem eisernen Fleiß ein eigenthümlicher Scharfblick, welcher ihn die vorliegenden Materialien nach ihrer Abstammung in Familien ordnen, und von dem Zählen zu dem ungleich schwereren Wägen der Lesearten übergehen lehrte, und es gelang ihm ein Werk zu Stande zu bringen, das, wenn es auch noch nicht allen Anforderungen genügte, doch alles übertraf, was bis dahin auf diesem Gebiete von den gelehrtesten Forschern geleistet worden war. Das für die Aechtheit des hergebrachten Textes im Ganzen höchst günstige Ergebniß legte er nicht allein in einer größeren mit einem Apparatus criticus versehenen Ausgabe des neuen Testaments dem gelehrten Publicum zur Prüfung vor, sondern veranstaltete zugleich auch eine Handausgabe für Studirende, die bis in dieses Jahrhundert herein im-

mer wieder abgedruckt wurde. Hand in Hand mit dieser die Herstellung des richtigen Textes bezweckenden Arbeit ging eine andere, welche sich die Auslegung zur Aufgabe machte. Die Grundsätze von denen er hiebei ausging waren: die h. Schrift muß als ein zusammenhangendes Ganze, als eine unvergleichlich herrliche Nachricht von der göttlichen Oeconomie bei dem menschlichen Geschlechte vom Anfang bis zum Ende aller Dinge durch alle Weltzeiten hindurch betrachtet und so viel möglich aus sich selbst erklärt werden. Es muß Grundsatz des Erklärers sein: Trage nichts in die h. Schrift hinein, aber laß auch nichts zurück, was in ihr liegt und vergiß nicht, daß nur einem frommen und gläubigen Sinn die ganze Kraft und Herrlichkeit der h. Schrift sich aufschließt.—Was er bei vieljähriger, durch fleißiges Gebet geheiligter Forschung auf diesem Wege gefunden, das legte er in einem Commentare nieder, dem er den bescheidenen Titel: Gnomon gab; denn seine Anmerkungen wollten nur ein Fingerzeig sein, der den Leser in den Text weiter hineinführte. Dieses geistvolle, an inhaltsschweren Hindeutungen auf den eigentlichen Sinn der h. Schrift unendlich reiche Werk hat sich im Laufe der Zeit, insbesondere aber in unsern Tagen wieder als so brauchbar erwiesen, daß 1835 eine dritte und von da noch mehrere Auflagen nöthig geworden sind, so vielfach auch von andern in- und ausländischen Erklärern diese bengelische Arbeit zu ihren Commentaren benutzt wurde. Der Grundsatz, daß die h. Schrift ein zusammenhangendes System der göttlichen Oeconomie von Anfang des menschlichen Geschlechts bis zum Ende aller Dinge enthalte, führte Bengel insbesondere auch auf chronologische und apocalyptische Studien, in welchen er den Zusammenhang der biblischen Zeitordnung aufzuklären, und mit Hülfe des prophetischen Wortes auch das Fachwerk der künftigen Ereignisse des Reiches Gottes einigermaßen aufzuräumen versuchte, ein ebenso mühsames als kühnes, von ihm aber in der Voraussetzung gewagtes Unternehmen, daß der Bibelerklärer nichts unbenützt liegen lassen dürfe, was die h. Schrift zur Aufhellung unserer Erkenntniß darbiete. Er selbst verkannte auch keineswegs die großen Schwierigkeiten derartiger Forschungen und wenn er gleich meinte, einen besondern Beruf dazu zu haben, so war er doch weit entfernt, alles mit gleicher Zuversicht zu behaupten und sein apocalyptisches System für fehlerlos zu betrachten. Er hielt es im Gegentheil für möglich, daß seine Aufschließung der prophetischen Zahlen irrig sein könnte, glaubte aber, daß dann doch die von ihm

bezeichnete Reihenfolge der kommenden größern Thatsachen, und die hierauf gegründeten praktischen Erinnerungen ihre Richtigkeit behalten würden. Der Hauptsache nach ging seine Ansicht darauf hinaus: Es stehe eine durchgreifende Veränderung der kirchlichen und politischen Verhältnisse Europas bevor, und ehe das römische Papstthum zum eigentlichen Antichristenthum sich entwickle, werden Unglauben und Mysticismus, vielleicht auch sogar Muhamedanismus sich miteinander verschmelzen; erst auf den Sturz des persönlichen Antichrists werden die bessern Zeiten des tausendjährigen Reiches folgen, von dem er jedoch nicht sowohl ein zeitliches Wohlleben, als vielmehr ein ungestörtes, fröhliches Wachsthum des Reiches Gottes auf Erden erwartete. Diese Forschungen legte er, was den theoretischen Theil betrifft, vorzüglich in seinem: Ordo temporum, Cyclus, Harmonie der Evangelisten, der erklärten Offenbarung und einigen kleinern Schriften nieder, während er die praktische Anwendung in seinen 60 erbaulichen Reden über die Offenbarung Johannis auseinandersetzte.

Mit dem Jahre 1741 verließ Bengel zum Probst in Herbrechtingen ernannt sein Klosterpräceptorat und trat in einen neuen Wirkungskreis ein, er ward Prediger einer kleinen Landgemeinde und nahm später auch noch zum Consistorialrath ernannt an der Geschäftsführung der Oberkirchenbehörde Antheil, wozu auch die Theilnahme an den Landständischen Verhandlungen gehörte. Seine eindringlichen Predigten weckten neues Leben in der Gemeinde und die Leute baten, daß er ihnen durch Privatunterweisung weiter forthelfe in ihrem Christenthum. Gerne gab er sich dazu her; denn er hielt dieß für die geeignetste Weise dem verfallenen Christenthum wieder aufzuhelfen. Von denselben Grundsätzen ließ er sich auch beim Kirchenregimente leiten. Es sei, sagte er zwar, jetzt nicht Zeit zu etwas Neuem, man dürfe aber auch nicht auf und davon gehen und den verführten Karren der Kirche stehen lassen, oder durch gesetzliches Stürmen und Poltern helfen wollen. Man lasse eben einstweilen stehen, was noch stehen könne, mache sich zu Nutzen, was noch nützlich sein könne, und suche vor Allem gut Freund zu sein mit allen, die Jesum lieb haben.

In diesem Sinn ist namentlich auch sein „Abriß der (Zinzendorfischen) Brüdergemeine" abgefaßt, daher ihn Frohberger den edelsten und verdienstvollsten ihrer Gegner nennt und zugesteht, daß er ihr durch seine Anmerkungen Manches genützt habe. — Was aber Württemberg betrifft, so hat es bis auf den heutigen

Tag Ursache Bengeln und seinen Freunden zu danken, daß sie durch ihre milden und weisen Verordnungen über die anderwärts so hart verfolgten Privaterbauungsstunden ihm ein in den nachfolgenden Tagen des Unglaubens und der Revolution sehr heilsam sich erprobendes Bewahrungsmittel bereitet haben.

Endlich dürfte noch erwähnt werden, daß Bengel durch seine Lieder, namentlich: „Mittler alle Kraft der Worte" und „Du Wort des Vaters rede du", zu dem Liederschatze der evangelischen Kirche köstliche Beiträge gegeben hat.

Was sein Privatleben betrifft, so hatte Bengel sich am 5. Juni 1714 mit Johanna Regina Seeger verheirathet, und Gott erhörte sein Gebet, daß er sie ihm bis ans Ende seiner Wallfahrt lassen möchte. Von Anfang an lebte er mit ihr in der herzlichsten Gemeinschaft des Geistes und bezeugt den übergeistlichen Verächtern der Ehe gegenüber: „die ernsthaftesten und wichtigsten Lebenserfahrungen in Leid und Trost sind mir vermittelst des Lebens im Ehstand vorgekommen." Von 12 Kindern, die ihm geboren wurden, durfte er nur 4 Töchter und 2 Söhne erziehen. In welcher Weise er das that, bezeichnen seine Worte: „Die einfachste Erziehungsmethode ist die beste, man vermeide doch ja alle Künstelei. Man verschaffe den Kindern Gelegenheit mit dem Worte Gottes bekannt zu werden, bleibt nicht Alles, so doch hie und da etwas. Man fange aber mit Geschichte an und nicht mit Sprüchen. Exempel machen einem Lust, Befehle nicht. Ueberladung der Gedächtniß- und Verstandeskraft junger Leute ist die Quelle geistlicher Schläfrigkeit, Sattheit, Sicherheit, Selbstgefälligkeit, Dünkelhaftigkeit. Wenn man nur die Gelegenheit zu groben Ausschweifungen abschneidet, so ist es im übrigen besser, wenn man sie bei ihrer meist unschuldigen Geschäftigkeit, Spielen u. s. w. mehr ihrer eignen, als fremder Willkühr überläßt. Vornehmlich suche man die Jugend auf eine wahre Redlichkeit des Herzens und Einfalt des Sinnes auf Christum zu führen." — Die Frucht dieser Erziehung war, daß er viel Freude und kein Herzeleid von seinen Kindern erlebte.

Der Tod traf Bengel wohl vorbereitet. Von frühester Jugend an hatte er viele tiefe Eindrücke von der Ewigkeit bekommen und mehrere heftige Krankheiten verstärkten diese Eindrücke. Endlich kamen noch die gewöhnlichen Beschwerden des höheren Alters, das bewog ihn je mehr und mehr vom Umkreis zum Centrum, von den Hülfsmitteln zur Sache selbst zu gehen. „Ich halte mich für einen alten absterbenden Baum," sagte er, „und freue mich über junge,

grüne Jünglinge und Streiter, die in die Lücke treten. Je mehr ich mich der Berühmtheit unter den Menschen entziehe, desto süßer wird mir der Genuß des Bewußtseins Gottes. Auf seine väterliche Discretion lebe ich fort, bis er mich am Ende zu sich bringt. Ich weiß nirgends etwas aufzuweisen, als meinen Jesum. Ich befehle mich meinem getreuen Schöpfer, meinem sehr wohlbekannten Erlöser, meinem bewährten Tröster und begehre nichts anderes als aufrichtig vor ihm erfunden zu werden." Er starb zu Stuttgart den 2. November 1752.

J. Ch. F. Burk in Stuttgart, jetzt in Echterdingen.

---

3. Liederdichter und Tonsetzer.

364. Paulus Gerhardt.

7. Juni.

Zu dem Edelsten und Schönsten, das dem gottbefruchteten Boden der Reformation entsprossen ist, gehört der geistliche Liedersegen, mit dem vor andern reich die deutsche evangelische Kirche begnadet wurde. Als der Mann geboren ward, dessen Bild zu zeichnen wir im Begriffe stehen, erklangen seit länger als einem halben Jahrhundert schon ringsum in den deutschen Landen die gewaltigen Hochgesänge der „Wittenbergischen Nachtigall," und im Verein mit ihnen die demselben fast ebenbürtigen Lieder der Dichter, welche, geweckt durch des Sangmeisters Luther's Geist, jenem nachzusingen sich getrieben fühlten. Ein halbes Jahrtausend hindurch waren die christlichen Gemeinden als solche zum Schweigen verurtheilt gewesen, und hatten nur den unverstandenen Litaneien ihrer lateinisch redenden Priester mit einem „Kyrie" oder „Bitte für uns" oder „Amen" als seelenloses Echo dienen dürfen. Wie fühlten sie sich beglückt, fortan mit endlich entfesselter Zunge in der Kirche und daheim nach ihres Herzens Lust und Begehr in dem geflügelten Worte der lieben Muttersprache ihrem zur apostolischen Reinheit verjüngten Glauben Ausdruck und Zeugniß geben zu können. Schon sang man nicht allein mit dem Chorführer Luther: „Nun freut euch, lieben Christen g'mein," „Gelobet seist du, Jesu

Christ," „Ein' feste Burg ist unser Gott" und wie seine sieben und dreißig tapferen Lieder weiter lauten; sondern auch schon mit Paul Speratus: „Es ist das Heil uns kommen her," mit Justus Jonas: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält," mit Paul Eber: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein" und „Herr Jesu Christ, wahr' Mensch und Gott," mit Nikolaus Decius: „Allein Gott in der Höh sei Ehr" und was des frischen mächtigen Sanges sonst noch zu Gott im Himmel aufstieg. Lauter freudige Bekenntnißlieder waren es. Wer sie sang, sang sie nicht blos für sich, sondern in Gemeinschaft mit der ganzen erneuerten Christenheit, mit der er sich eins fühlte. Was er in Uebereinstimmung mit ihr als ewige Wahrheit erkannte und glaubte, sprach er in den Liedern freudig aus. Die großen Artikel der „stehenden und fallenden Kirche" bildeten naturgemäß den Grundbestand der ersten Gesänge der Reformation. Nicht wie milder Honig troff die Rede, sondern wie in stählerner Rüstung trat sie auf, und schritt mannhaft in kurz gefaßten, positiven Sätzen einher. Es galt ja die Grenzpfähle der wiedergeborenen Kirche zu setzen, und die Grundsäulen, auf denen sie ruht, hell und klar herauszustellen. In den reformatorischen Liedern herrschte, wie richtig gesagt worden ist, „der Lapidarstyl des heiligen Geistes." Ein heiliger Trotz, eine körnige Gedrängtheit war ihr Charakter. Uebrigens hatte diese Zeit des sogenannten „objektiven Kirchengesanges" der, da er auf den Adlerschwingen der hehrsten lyrischen Begeisterung dahin getragen ward, mit dem didaktischen nicht zu verwechseln ist, auch ihre Grenzmarken. Die losbrechenden Kriegesstürme halfen diese setzen, und das Bedürfniß wecken, den Schatz des wiedergewonnenen evangelischen Glaubens aus der Allgemeinheit des kirchlichen Bekenntnisses als Herzstärkung für gute und sonderlich für böse Tage in die Besonderheit des individuellen Lebens und in die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse desselben herüberzunehmen. Die heilige Dichtkunst ging hinfort in eine subjektivere Tonweise ein. Vorzugsweise vernehmen wir jetzt Kreuz- und Trostlieder, „Haus- und Herzens-Musika," wie Johannes Heermann seine geistlichen Dichtungen nannte, Lieder, in denen der einzelne Gläubige seinen persönlichen Heilserfahrungen zugleich zur Stärkung und Ermuthigung der Brüder Ausdruck gibt, und solche, bei denen es nicht mehr blos auf die gemeinsame Feier der großen Heilsthatsachen des Christenthums, sondern mehr auf die Weihe, Heiligung und Verklärung aller privaten und häuslichen Stände und Beziehungen abgesehn ist: Morgen- und Abend-, Ehestands-

und Kinderlieder, Lieder für kranke und gesunde Tage, Sterbelieder u. s. w.

In dieser Periode, ja an der Spitze derselben und als ihr erster und größter Meister begegnet uns der Mann, der nächst Luther unter den geistlichen Liederdichtern unserer Kirche und der protestantischen Kirche überhaupt unbestritten die erste Stelle einnimmt. Welcher deutsch-evangelische Christ kann des Mannes Namen nennen hören, ohne daß es ihm wie voller Glockenklang und Orgelton vor dem Ohre tönt? Paulus Gerhardt ist des Mannes weltberühmter Name. Sein Geburtsort ist das ohnfern Wittenberg gelegene damals kursächsische Städtchen Gräfenhainichen, welches im neunzehnten Jahre des heillosen dreißigjährigen Krieges von den Schweden niedergebrannt wurde. Hier, wo sein Vater Bürgermeister war, wurde Paulus im Jahre 1606 geboren. Die Zeit seiner Jugend ist in Dunkel gehüllt, nur daß wir zu der Annahme berechtigt sind, daß er eine fromme Erziehung genossen habe. Schon frühe fühlte er in sich einen entschiedenen Beruf zum Studium der Gottesgelahrtheit. Zum Jüngling herangereift, sah er die Flammen des verheerendsten aller Kriege über seinem Vaterlande zusammenschlagen, und letzteres unter den tausend Schrecknissen und Drangsalen, die es überflutheten, und denen auch die Pestilenz sich beigesellte, mit reißender Schnelle in eine traurige Oede und Trümmerstätte sich verwandeln. Dieses namenlose Unglück gab seiner Seele schon frühe eine Richtung nach oben, und steigerte in ihm den von Kindheit auf ihm innewohnenden Drang zu Gebet und geistiger Vertiefung. Bis zum Jahre 1651 verliert er sich aus unserm Gesichtskreis. Da treffen wir ihn als einen wie es scheint schon mehrjährigen Hausfreund in der Familie des Kammergerichtsadvokaten Berthold in Berlin. Er ist ein vier und vierzigjähriger Candidat und noch ohne Amt. Wie dies zugegangen, bleibt ein Räthsel. Wohl hatte er damals schon nicht wenige seiner schönsten Lieder gedichtet, und manche derselben bereits der Oeffentlichkeit übergeben. So das Morgenlied: „Wach auf mein Herz und singe," das Pfingstlied: „Zeuch ein zu meinen Thoren," und das Jubellied beim Abschluß des westphälischen Friedens: „Gottlob nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort." Ebenso half er damals hin und wieder bei Vacanzen predigend in den Stadtkirchen aus, und ergriff jede Veranlassung dazu mit hoher Freude. Aber eine amtliche Stellung blieb ihm versagt; aus welchem Grunde ist, wie schon bemerkt, unbegreiflich. Es ge-

hörte dies wohl mit zu den schwersten Glaubensproben, die er zu bestehen hatte, aber siegreich mit seinem Gott bestand. Endlich nach langem geduldigen Harren eröffnete sich ihm eine Aussicht. Die Probstei in dem märkischen Städtchen Mittenwalde wurde vacant, und als der dortige Magistrat das geistliche Ministerium zu Berlin um die Empfehlung eines tüchtigen Candidaten anging, schlug dieses ihm unbedenklich den Paul Gerhardt vor, indem es ihn rühmte als „eine Person, deren Fleiß und Erudition bekannt, die eines guten Geistes und ungefälschten Glaubens, dabei auch eines ehr- und friedliebenden Gemüthes und christlich untadelhaften Lebens sei, daher der Gerhardt auch bei Hohen und Niederen der Stadt lieb und werth gehalten, und von ihm (dem Ministerium) allezeit das Zeugniß erhalten würde, daß er auf dessen freundliches Ansinnen zu vielen Malen mit seinen von Gott empfangenen werthen Gaben um die Kirche der Stadt sich wohlverdient und gar beliebt gemacht habe." Auf dieses günstige Zeugniß hin wurde der Empfohlene in die besagte Stelle berufen, und erhielt am 18. November 1651 in der Nikolaikirche zu Berlin die amtliche Weihe. Bei dieser Gelegenheit verpflichtete er sich feierlich und handschriftlich zu sämmtlichen Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche mit Einschluß der Concordienformel, eine Verpflichtung, welche sofern sie sich auch auf das letztgenannte Symbol bezog, sehr verhängnißvoll für ihn wurde.

Zu Anfang des Jahres 1652 trat er sein Amt bei der Gemeinde zu Mittenwalde an. Ueber seine dortige pastorale Wirksamkeit fehlen leider wieder alle Berichte. Daß dieselbe eine musterhafte gewesen, ist mit Bestimmtheit vorauszusetzen. Nur wurde sie vielfach verkümmert und getrübt durch das gespannte collegialische Verhältniß, in das er sich von vorn herein ohne seine Schuld, und lediglich durch die Mißgunst und den Ehrgeiz des zweiten Predigers versetzt sah, der es ihm nicht vergeben konnte, daß er ihm bei der Besetzung der Probststelle vorgezogen worden war. In Mittenwalde verlebte er fünf Jahre, in deren letzterem er die Tochter seines treuen Berliner Freundes Berthold, Anna Maria, als seine Gattin heimholte, um seine Gemeine fortan auch durch das Vorbild eines wahrhaft christlichen Haus- und Ehestandes zu erbauen. Doch war ihm hierzu nur die kurze Frist eines Jahres vergönnt, indem er im Juni 1657 von dem Berliner Magistrat eine Vocation in ein erledigtes Diakonat an der dortigen Nikolaikirche erhielt, der er denn auch, wie leicht begreiflich, mit dankbarer

Freude folgte, ohne jedoch zu ahnen, welch einer neuen Prüfungszeit er jetzt entgegenging. Sein Verhältniß zu seiner Gemeine wie zu seinen Amtsgenossen gestaltete sich bald auf das Lieblichste. Wie konnte es auch anders sein, da man ihn ja schon lange nicht allein als einen vor Vielen reich begabten Theologen und eifrigen Seelenhirten, sondern auch als einen Mann des redlichsten Charakters, des ungeschminktesten Glaubens und des wohlwollendsten Herzens kannte und werth befunden hatte. In Schaaren strömte man zu seinen Predigten. Seine Gottesdienste wurden die besuchtesten der Hauptstadt. Viele Seelen wurden durch sein Wort aus dem Schlafe religiöser Gleichgültigkeit erweckt. Ja ein neuer blüthenreicher Geistesfrühling schien dem kirchlichen Leben Berlins zu nahen, als auf die so verheißungsreich schwellenden Knospen und Keime der Mehlthau eines unglückseligen Kirchenhaders sich niederließ.

Allerdings war der Krieg zwischen Lutheranern und Reformirten schon entbrannt, als Paul Gerhardt sein Diakonat antrat. Heftigere Bann- und Verketzerungssprüche mögen von Kirchenkanzeln nie gegen Rom geschleudert worden sein, als diejenigen, mit welchen die beiden evangelischen Confessionen sich fast sonntäglich an heiliger Stätte einander bedienten. Die Reformirten wurden von ihren lutherischen Brüdern Sakramentirer, Antinomisten, Rationalisten, Socinianer und wie sonst gescholten, und ihre Lehre des vollständigsten Abfalls vom klaren unzweideutigen Schriftwort geziehen, während die Reformirten, welche im Ganzen mehr an einer Defensivstellung sich genügen ließen, ihren Gegnern Namen und Titel zurückgaben, welche mitunter freilich nicht viel milderen Klanges waren, indem sie sie Buchstabenknechte, Kapernaiten, Formelkrämer nannten, und ihnen vorwarfen, sie seien nur halb aus dem päbstischen Wesen herausgeschält. Der fromme und treffliche Churfürst Friedrich Wilhelm, zwar mit voller Ueberzeugung der Confession seines Hauses, der reformirten, zugethan, aber mit größter Milde und aller gebührenden Anerkennung auch die lutherische beurtheilend und fest entschlossen, dieselbe bei all ihren Rechten und Freiheiten landesväterlich zu beschützen, hatte jenem kirchlichen Unfug schon lange mit tiefem Schmerze zugesehn, und es auch an Versuchen nicht fehlen lassen, die streitenden Partheien mit einander auszusöhnen. Aber seine treugemeinten Bemühungen waren namentlich an der Ungefügigkeit der lutherischen Theologen gescheitert. Da berief er endlich im Jahre 1662 behufs einer zu erzielenden Einigung die Vertreter beider Confessionen zu einem Colloquium zu-

sammen, welches denn auch nach manchen lutherischerseits vorgebrachten Einreden zu Stande kam, und unter dem Vorsitz des Oberpräsidenten Freiherrn Otto von Schwerin in einem Saale der kurfürstlichen Bibliothek abgehalten wurde. In dem die Versammlung ausschreibenden kurfürstlichen Edikte hieß es unter anderm: das Colloquium solle zu dem Ende stattfinden, „daß das unchristliche Verketzern, Verlästern und Verdammen, auch die falschen Deuteleien und erzwungenen Beschuldigungen gotteslästerlicher Lehren allerseits eingestellt; hingegen das wahre Christenthum, und die Uebung der wahren klaren und unstreitigen Gottseligkeit den Zuhörern in's Herz gepredigt werden möchte. Derhalben solle man amicabiliter über nachfolgenden Fragen mit einander conferiren: ob denn in den Reformirten confessionibus publicis etwas gelehret und bejahet worden, warum der so es lehre oder glaube und bejahe judicio divino verdammt sei; oder ob etwas darinnen verneinet und verschwiegen sei, ohne dessen Wissenschaft und Uebung der höchste Gott niemanden selig machen wolle."

Unser Paul Gerhardt hatte damals bereits fünf Jahre lang still und geräuschlos und fast unbekümmert um die Außenwelt mit musterhafter Treue und reichem Segen seinem Seelsorgerberufe in seiner lieben Nikolaigemeinde obgelegen. Nach seinem liebenden Gemüthe hatte er sich, wie tapfer er auch seinen lutherischen Glauben vertheidigte, gehässiger Kanzelcontroversen niemals schuldig gemacht, vielmehr dieselben, so oft er davon hörte, tief beklagt und seinen Schmerz darüber so wie sein Sehnen nach der Einigung aller Gläubigen in der Liebe Christi betend in seinem Kämmerlein vor dem Herrn ausgeschüttet. Jetzt aber mußte auch er auf den Kampfplatz heraus, und es währte nicht lange, so sehen wir ihn als den Chorführer an der Spitze seiner Confessionsgenossen.

Durch nicht weniger als siebzehn Sitzungen zog oder schleppte sich vielmehr das Colloquium hin. Die gepflogenen Verhandlungen bieten des Erquicklichen wenig dar; dagegen vielfach Längen, Breiten und Wiederholungen, die kaum erträglich erscheinen. Die Lutheraner gehen fest und unbeweglich von der Voraussetzung aus, und kommen wieder auf sie zurück, daß der Inhalt ihrer kirchlichen Symbole mit denjenigen des Evangeliums sich decke, und mithin die Reformirten überall wo sie sich im Widerspruch damit befänden und Anderes lehrten, in Irrthum befangen seien. Die Reformirten lenken die Unterredung immer wieder auf den Unterschied hin, der zwischen Fundamentalem und Nichtfundamentalem in der

evangelischen Lehre bestehe. Die Lutheraner bestreiten die Anwendbarkeit dieses Grundsatzes auf irgend einen der in ihren Bekenntnißschriften enthaltenen Artikel, indem sie diese sämmtlich als fundamental bezeichnen. Die Reformirten beanspruchen das Zugeständniß, daß sie auch bei ihrer Fassung der Lehre von den Sakramenten selig werden können. Ihre Gegner glauben ihnen dasselbe nur für den Fall gewähren zu können, daß sie lediglich aus unverschuldeter Unbekanntschaft mit dem lutherischen Dogma an dem Zwinglischen oder Calvinischen festgehalten hätten. Auf das Verlangen der ersteren, von den Lutherischen als Brüder angesehen zu werden, wird ihnen, und sogar auch von Paul Gerhardt nur die zweideutige, und den Punkt, um den sich's hier handelte, nicht eben lauterlich umgehende Antwort: „Ein Christ ist derjenige, welcher den wahren seligmachenden Glauben rein und unverfälscht besitzt, und auch die Früchte desselben in seinem Leben und Wandel sehen läßt; so kann ich also die Calviniſten qua tales (als solche) nicht für Christen halten." Reformirterseits wurde freilich darin gefehlt, daß man Manches in der lutherischen Kirchenlehre von vornherein für unwesentlich angesehn wissen wollte, während es doch erst einer tieferen Betrachtung hätte unterzogen werden müssen. Leider aber gingen beide Partheien auf exegetische Erörterungen gar nicht ein, und so stand man denn, nachdem über den Diskussionen fast ein ganzes Jahr verflossen war, im Grunde noch an derselben Stelle, wo man zu diskutiren angefangen hatte. Paul Gerhardt sprach zuletzt in seinem und seiner Confessionsverwandten Namen das Resultat der Verhandlungen dahin aus: „daß sie unverrückt bei allen ihren Lehren verbleiben würden; jedoch erbötig seien, den Reformirten alle nachbarliche und christliche Liebe und Freundschaft zu erweisen, und ebenfalls ihrer Aller Seligkeit von Herzen wünschen und begehren wollten; übrigens aber die Freiheit und das Recht sich ausbehielten, die abweichenden Lehrsätze derselben in Wort und Schrift und auch öffentlich in der Predigt nachzuweisen, und mit handfesten Gründen zu bestreiten und zu widerlegen."

Zu seiner tiefsten Betrübniß vernahm der Churfürst die Erfolglosigkeit des Colloquiums. Als ihm aber zu Ohren kam, daß der Kanzelkrieg auf's Neue und zwar heftiger und gehässiger noch als zuvor entbrannt sei, erließ er am 16. September 1664 abermals ein bedeutend geschärftes in tausenden von Exemplaren durch's Land verbreitetes Edikt, worin er auf das Bestimmteste erklärte,

„daß er den konfessionellen Hader und namentlich die gegenseitigen gehässigen Verketzerungen auf den Kanzeln durchaus nicht länger dulden wolle;“ auch fügte er dieser seiner peremptorischen Erklärung den Befehl bei, daß wenn Jemand sein Kind ohne den sogenannten Exorcismus, der ja überhaupt bei den wenigsten Kirchen mehr gebräuchlich sei, getauft zu sehn begehrte, der desfalls angesprochene Prediger diesen Wunsch ohne Weiteres zu gewähren habe. Dieses Edikt, welches sich in der Forderung zuspitzte, jeder Geistliche solle sich in einem schriftlichen Revers zum Gehorsam gegen dasselbe verpflichten, und im Weigerungsfalle seiner Entlassung aus dem Amt gewärtig sein, brachte zunächst in Berlin und dann weiter im Lande einen gewaltigen Rumor hervor, und gab zu zahlreichen Remonstrationen Anlaß. Der Churfürst aber bestand auf der Befolgung seiner Ordre, und die ersten, welche als Renitenten seinen Zorn zu fühlen bekamen, waren der Probst Lilius und der Magister Reinhardt, beide Prediger an der Nikolaikirche. Trotz aller unterthänigsten Gegenvorstellungen und Gnadengesuche nicht allein des Berliner Magistrats und Ministeriums, sondern auch der brandenburgischen Stände wurden sie ihres Dienstes entsetzt. Jetzt kam die Reihe der Unterzeichnung des Reverses auch an Paul Gerhardt. Dieser nach seinem in den Satzungen der feierlich beschworenen Concordienformel befangenen Gewissen gab die entschiedene Erklärung ab, daß er den Revers, der die Bestreitung der seiner Confession zuwider laufenden Lehre verbiete, nicht unterschreiben könne. So traf auch ihn das Loos seiner beiden Collegen, von denen jedoch der eine, der Probst, in Folge nachträglicher Unterwerfung restituirt worden war. Die Absetzung Gerhardt's, der in den Ton einer gehässigen Polemik niemals miteingestimmt hatte, erregte nicht blos bei seinen Confessionsverwandten das größte und schmerzlichste Aufsehn. Es regnete Petitionen zu seinen Gunsten. U. a. kamen sämmtliche Gewerke der Residenz demüthigst flehend bei ihrem gnädigsten Herrn für ihn ein. Vergebens. Auffallenderweise erklärte der Churfürst u. a: „von der gerühmten sonderbaren Frömmigkeit des Predigers Gerhardt sei ihm nichts bewußt; wohl aber wisse er, daß derselbe die Andern nicht wenig von Unterschreibung des Reverses dehortiret habe.“ Als er sich jedoch immer auf's Neue mit den inständigsten Bitten für Gerhardt bestürmt sah, so resolvirte er endlich im Januar 1667: „weil er von Paul Gerhardt's Person keine Klage außer der vernommen, daß er den Edikten zu subscribiren sich ent-

zogen, Seine churfürstlichen Gnaden aber dafür halten müßten, daß er die Meinung der Edikten nicht recht begriffen hätte: so wollten Sie ihn hiemit plene restituirt und ihm sein Predigtamt nach wie vor zu treiben gestattet haben." — Die lebhafteste Freude bemächtigte sich aller Gemüther. Nur der Begnadigte selbst theilte sie nicht. Er versenkte sich in sein Inneres, und sprach sich dann sowohl dem Magistrat als dem Churfürsten selbst gegenüber mit ebenso großer Entschiedenheit als tiefer Demuth dahin aus, „daß ihm sein Gewissen untersage, von der churfürstlichen Gnade Gebrauch zu machen, weil dieselbe ihm unter der ausdrücklichen Voraussetzung angeboten werde, daß er nur darum der Unterschreibung der churfürstlichen Edikte und Reverse sich entzogen habe, weil er deren Meinung nicht begriffen, und man mit Zuversicht von ihm erwarte, er werde auch ohne Unterzeichnung dem Inhalte derselben nachleben, und somit der formula concordiae, die doch ein Bestandtheil des lutherischen Bekenntnisses sei, sich begeben." Genug, nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen, entsagte er zur größten Betrübniß seiner Gemeine nicht allein, sondern der ganzen lutherischen Bürgerschaft Berlins freiwillig seinem Amte. Wer wagt es, sich zum Richter über ihn aufzuwerfen? Er folgte der Stimme seines Gewissens. War dieses ein irrendes, so war es dies doch nur insoweit, als etwa die Concordienformel, in der er gebunden war, in ihren Bannsprüchen wider die Confession der Reformirten irrte. Sie gebot ihm, über den Dissensus der letzteren das Anathema auszusprechen. Hätte er nicht dennoch auch auf dem kirchlichen und dogmatischen Standpunkte, den er einnahm, anders handeln und im Amte verbleiben können? Viele meinen's, indem ja das churfürstliche Edikt nicht die Bestreitung des andern Bekenntnisses überhaupt, sondern nur jede leidenschaftliche und gehässige Weise derselben ihm untersagte, und nichts als Mäßigung und Milde ihm anempfahl, wie er solche ja schon längst vor Erlaß der Edikte zu üben gewohnt gewesen. Aber wer, dachte er, bestimmt das innezuhaltende Maas der vorgeschriebenen Milde, und überdies war er sich bewußt, daß er durch die so bestimmt und zuversichtlich kund gegebene Erwartung des Churfürsten künftig in seinen Predigten sich nicht minder gelähmt und eingeengt fühlen würde, als wenn auch er den Revers unterschrieben hätte. Lassen wir ihn denn. Er hatte den verhängnißvollen Schritt, den er gethan, allein vor seinem Gotte zu verantworten. Dieser aber ist den Treuen und Aufrichtigen hold, und wird das große Opfer,

welches sein vielfach bewährter Knecht nach seiner besten, ob auch einer Läuterung durch das Evangelium des Friedens noch sehr bedürftigen Ueberzeugung Ihm darbrachte, in Gnaden auf- und angenommen haben.

So saß denn Paul Gerhardt jetzt mit Weib und Kind ohne Amt und Brod; doch hatte ihn die Liebe seiner Berliner Freunde nicht darben lassen. Das Maas seiner Trübsal wurde aber voll, als ihm der Herr im März 1668 auch die treue Gefährtin seines Lebens, seine geliebte Anna Maria durch den Tod von der Seite nahm! Wie fühlte er sich jetzt so vereinsamt und verwaist. Er suchte aber und fand seinen Trost im Gebet zu Gott, und wird sich zu der Zeit wohl auch seines eigenen Liedes „Befiehl du deine Wege" getröstet haben.

Doch wohin nun? Gerhardt blickte still gen Himmel, und sang in seinem Herzen: „Weg hast Du aller Wegen, An Mitteln fehlt Dir's nicht!" Er warf seine Sorgen auf den Herrn, und dieser sorgte. Schon im October 1668 erging an ihn Seitens des Magistrats der damals noch churfächsischen Stadt Lübben in der Lausitz ein Ruf in das daselbst eben erledigte Archidiakonat. Er erkannte darin die höhere Fügung und folgte im Mai 1669. Von seinem Lübbener Leben und Wirken wissen wir nichts, nur daß der dortige Magistrat ihm anfangs mancherlei Unannehmlichkeiten bereitete, die ihn die Liebe der Berliner und deren Zuvorkommenheit gar schmerzlich vermissen ließ. Sieben Jahre lang stand er seinem neuen Amte vor. Was Wunder daß er, der nun Siebzigjährige, gegen das Ende derselben von der langen mühseligen und dornenvollen Pilgerreise ermüdet ein herzliches Verlangen nach der Ruhe der Heiligen im Licht empfand. Nur eine Sorge war es, die je und dann sein Herz beschweren wollte, die Sorge um die Zukunft seines vierzehnjährigen Sohnes Friedrich. Doch gelang es ihm, auch sie auf seinen Gott zu werfen. Als sein Vermächtniß setzte er für seinen zärtlich geliebten Sohn eine Reihe köstlicher Lebensregeln auf, deren Summa lautet: „Bete fleißig, studiere was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in deinem Glauben und Bekenntniß beständig, so wirst du einmal auch sterben und von dieser Welt scheiden willig, fröhlich und seliglich! Amen." — Von nun an lag er segelfertig auf der Rhede der Ewigkeit, ja athmete schon himmlische Heimathsluft. Im Gefühl seiner zunehmenden Schwäche und des herannahenden Endes brach er einmal, während sein Angesicht leuchtete wie eines Engels, in

die Worte seines eigenen Liedes: „Warum sollt' ich mich denn grämen," aus, und sprach mit lauter kräftiger Stimme:

Kann uns doch kein Tod nicht tödten,
Sondern reißt Unsern Geist
Aus viel tausend Nöthen.
Schließt das Thor der bittern Leiden;
Und macht Bahn, Da man kann
Gehn zu Himmelsfreuden!

Bald darauf neigte er friedsam sein Haupt, schloß für diese Welt, die seinem äußeren Menschen mehr Dornen als Rosen getragen, sein treues Auge, und ging in die Wolke jener Zeugen hinüber, deren die Welt nicht werth war. Er starb am 7. Juni 1676. Man bestattete seinen Leib in der Hauptkirche zu Lübben, wahrscheinlich in der Nähe des Altars. Man wird nicht verfehlen, auch dieses Prophetengrab noch einmal hervorstechender zu schmücken als es bisher geschehen ist. In der Kirche zu Lübben bewahrt sein Gedächtniß ein ihn in Lebensgröße darstellendes Oelbild, welches die Inschrift trägt: „theologus in cribro Satanae versutus" (d. i. ein im Siebe des Satan's geschüttelter Theologe) und unter welchem ein lateinisches Epigramm zu lesen ist, das in einer älteren Uebersetzung lautet:

Wie lebend siehst du hier Paul Gerhardt's theures Bild,
Der ganz von Glaube, Lieb und Hoffnung war erfüllt.
In Tönen voller Kraft gleich Assaph's Harfenklängen
Erhob er Christi Lob mit himmlischen Gesängen.
Sing seine Lieder oft, o Christ, in heil'ger Lust,
So bringet Gottes Geist durch sie in deine Brust.

Das glänzendste und dauerndste Denkmal hat Paul Gerhardt sich selbst gesetzt. Seine unsterblichen Lieder sind's. Man könnte sich darüber wundern, daß ihm unter den jahrelangen confessionellen Kämpfen, in denen er mehrentheils der Vorfechter war, und bei den mancherlei harten Schicksalsschlägen, die ihn trafen, die dichterische Stimmung erhalten blieb. Aber Alles, was von außen auf ihn einstürmte, trieb ihn nur um so tiefer in sein Herz und in den Gebetsverkehr mit seinem Gott hinein, und half die unerschöpfliche Quelle lebendiger Heilserfahrung graben, der alle seine Gesänge entströmten. Ich wüßte nicht, auf wen nach Luther das was der Ebräerbrief von Abel aussagt, daß er nemlich noch rede, obwohl er gestorben sei, mit größerem Rechte übertragen werden könnte, als auf Paul Gerhardt. Nach Luther hat bis zu dieser Stunde kein Dichter das Herz des deutschen Christen so ge-

troffen wie er. Viele seiner Lieder wurden zu wirklichen Volksliedern und ertönten vielfach nicht allein in Kirche und Haus, sondern auch in Feld und Wald. Wahr ist, was schon oft bemerkt worden, daß er so ausdrücklich und unmittelbar nicht wie der gleichzeitig mit der Reformation geborene Sängerchor für die Gemeine als solche, sondern mehr aus persönlichem Bedürfniß und individuellen Seelenzuständen heraus seine Lieder dichtete, und diese also einen subjektiveren Charakter an sich tragen. Nichts destoweniger aber athmen sie alle den Geist der Kirche, der er mit ganzer Seele angehörte, und zeigen das fest geschlossene lutherische Bekenntniß als in eine Fülle kräftigen und blühenden Herzenslebens umgesetzt. So schließt mit Paul Gerhardt die Reihe der streng kirchlichen, den Glauben vorwiegend nach seiner objektiven Seite darstellenden und verherrlichenden Dichter ab, und er eröffnet als Sangmeister für immer den Chor derjenigen, in deren an die Herzen der Christen sich wendenden poetischen Ergüssen die persönliche Freude an dem Glaubensobjekte vorherrscht, und die beseligende Noth und Tod überwindende Macht wie sie die subjektive Zueignung desselben im Gefolge hat, sich kundgiebt.

Mit seinen Liedern eins haftet er mit seiner ganzen Person für deren Wahrheit. Was er singt, das ist er; was er bekennt, besiegelt er mit seiner Erfahrung. Ein Mann aus einem Guß, ein ausgestalteter christlicher Charakter stand er an Bildung auf der Höhe seiner Zeit, und überragte sie als Dichter sowohl in der Form wie in dem Gedankenreichthum seiner Schöpfungen. Stand etwa Einer fast ebenbürtig ihm zur Seite, so war es nur Paul Flemming, der Sänger des allbekannten „Laß dich nur nichts nicht dauern." Von Paul Gerhardt, dem kirchlichen Kämpen, hätte man vorzugsweise geharnischte Bekenntnißgesänge, von ihm, dem strengen Asceten, nur Lieder der Weltverachtung erwarten sollen. Aber wie er der Sangmeister der rechten christgläubigen Union ward, indem ihm von Lutheranern und Reformirten mit gleicher Lust und Hingebung nachgesungen wird; so umfaßte er frei und weit geworden durch den Sohn und fern von jeder krankhaft pietistischen Beschränktheit mit kindlicher Liebe alle rein menschlichen Lebensverhältnisse, nur in die Sphäre einer höheren Verklärung sie erhebend. Nicht zu den feierlichen Tönen der Kirchenorgeln nur hat er gesungen; auch vor den Kriegsheeren her ertönten seine Marsch-, Siegs- und Friedenslieder. Heiter vom Schlummer erwacht begrüßt er die „Die güldene Sonne Voll Freud' und Wonne;"

den auf das Feld hinausziehenden Ackerer und Schnitter ermuntert er einzustimmen in sein „Ich singe Dir mit Herz und Mund;“ und heißt ihn Den mit ihm preisen, von dem unabläßig Segen und Wohlthat auf die Erde niederträuft, und der „noch niemals was versehn In seinem Regiment.“ Sich selbst und Alle, die ihn hören, fordert er in seinem: „Geh aus mein Herz und suche Freud In dieser lieben Sommerzeit“ zu einem Lustgange auf in die neu erwachte blühende Natur. Mit fröhlichster Laune erhebt er in dem Liede: „Wer wohl auf ist und gesund, Hebe sein Gemüthe“ die Leibesgesundheit; die von der Reise Heimkehrenden bewillkommt er auf ihrem Wege schon mit dem frohen Zuruf: „Nun geht frisch drauf, es geht nach Haus.“ Die mit der Myrthe geschmückten Brautpaare begleitet er zur Hochzeit mit dem überaus lieblichen „Voller Wunder, voller Kraft;“ verherrlicht den christlichen Ehestand in dem „Wie schön ist's doch Herr Jesu Christ, Im Stande da Dein Segen ist,“ und singt nach Spr. Sal. 31 das Lob christlicher Frauen: „Ein Weib das Gott den Herren liebt, Und sich stets in der Tugend übt, Ist vielmehr Lobs und Liebens werth, Als alle Perlen auf der Erd,“ und wie es in dem Liede weiter heißt.

Seine herrlichsten Lieder jedoch erklingen in der Gemeinde, die er als ein beständiger und unentbehrlicher Gefährte durch das ganze Kirchenjahr, sonderlich durch dessen Festzeit begleitet. Von den 123 Liedern, die er dichtete, haben mindestens 30 in der evangelischen Kirche Deutschlands das allgemeine und vollständigste Bürgerrecht erlangt, und fehlen in keinem irgend nennenswerthen Gesangbuch. Wem wird nicht sofort adventlich zu Muthe, wenn das: „Wie soll ich dich empfangen,“ oder: „Warum willst du draußen stehn“ an sein Ohr schlägt? Wie viel würden wir zur heiligen Weihnachtszeit vermissen ohne sein: „Wir singen dir Immanuel,“ sein: „Fröhlich soll mein Herze springen,“ und sein „Ich steh an deiner Krippe hier.“ Das Neujahrsfest fordert mit Nothwendigkeit sein Pilgerlied: „Nun laßt uns gehn und treten.“ Und ist er es nicht wieder, der zur Passions- und Charfreitagsfeier mit seinem „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“ und namentlich mit dem unvergleichlichen „O Haupt voll Blut und Wunden“ den Grundton angibt? Und auch seine jubelnden Ostergrüße: „Nun freut euch hier und überall,“ und: „Ich weiß daß mein Erlöser lebt;“ wie beschwingen sie die feiernde Seele! Sein Pfingstlied: „Zeuch ein zu meinen Thoren“ eröffnet dem Tröster aus der Höhe die Herzen, oder es thut's kein anderes. Und wen hat nicht schon

sein wundersam beschwichtigendes: „Nun ruhen alle Wälder" mit den schweigenden Wäldern und Feldern in süße Ruhe eingewiegt, und wen unter den Gläubigen nicht sein mächtiger Trutzgesang: „Ist Gott für mich so trete" zu neuem frischem Kampfe wider die Mächte der Finsterniß ermuthigt und gerüstet! Und ständen sie Alle zu Hauf, denen Paul Gerhardt in seinem herrlichen „Befiehl du deine Wege" in seinem zuversichtlich frohen „Warum sollt' ich mich denn grämen?" und in seinem nicht minder frischen und beherzten: „Sollt ich meinen Gott nicht singen?" Trost und Ergebung in's Herz gesungen hat, wer würde sie zählen können!

Genug, Paul Gerhardt ist unser! Von wenigen sagt dies die ganze deutsche evangelische Christenheit mit gerechterem Stolz und freudigerem Dank zu Gott als von ihm. Eines Kirchensängers seines Gleichen hat sich kein anderes Volk zu rühmen. So fahre er denn fort, wie er vieltausendmal gethan, den Sorgenden die Wolken von der Stirn, den Zweifelnden die Nebel von den Augen wegzusingen, und beflügele Alles, was den Accorden seiner Harfe lauscht, oder in sie einstimmt, mit sich zu der sonnig heiteren Höhe hinan, wo wir ihn hinausgehoben über alle Stürme und Wetter des Lebens mit triumphirender Siegesgewißheit jubeln hören:

Satan, Welt und ihre Rotten
Können mir Nichts mehr hier
Thun als meiner spotten.
Laß sie spotten, laß sie lachen!
Gott mein Heil Wird in Eil'
Sie zu schanden machen! —

Fr. W. Krummacher in Potsdam †.

---

365. Joachim Neander.

31. Mai.

Lange schon erfreute sich die lutherische Kirche der kräftigen evangelischen Lieder, die, von ihren Glaubenshelden frisch aus dem Herzen und Leben heraus gedichtet, in ihren Kirchen einen lieblichen Klang und Sang verbreiteten, auch auf den Gassen und in den Häusern gehört und Manchem ein Antrieb und Fingerzeig wurden, der Wahrheit das Angesicht zuzuwenden, — ehe wir dergleichen in der deutsch-reformirten Schwesterkirche wahrnehmen. Sie sang zwar auch, hielt sich aber lange und strenge an die in

der Schrift gegebenen Lieder, reimte die Psalmen ängstlich, und brauchte sie bei ihren Gottesdiensten, ohne die apostolische Vorschrift Col. 3, 16: „Lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen, und geistlichen, lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in euerm Herzen" — in ihrer ganzen Ausdehnung zu beachten. Erst das 17te Jahrhundert läßt uns einen Mann in der deutsch-reformirten Kirche erblicken, der es, in der Vorrede zu der ersten Ausgabe seiner Lieder 1679, offen bekennt, „daß er beinahe Keinen unter den reformirten Deutschen weiß, der geistliche Lieder gedichtet; dahingegen andere, insonderheit die Holländer, viele dergleichen haben ausgegeben." — Darum legte denn er, der, von der Wahrheit des Evangeliums tief ergriffen, in einer innigen Glaubens- und Lebensgemeinschaft mit dem Haupte der Christengemeinde stand, und Gaben der geistlichen Dichtkunst empfangen hatte, die Hand ans Werk, und schenkte, als der Erste namhafte Reformirte, seiner Kirche Lieder, die noch jetzt zum Theil einen Ehrenplatz unter unsern Kirchengesängen einnehmen.

Dieser Mann ist Joachim Neander, ausgezeichnet durch ächt-christliche Frömmigkeit, dichterisches Talent und Liebe zur schönen Natur, — und Bremen hat die, von Vielen ungekannte und ungenannte, Ehre, ihn den Seinigen zu nennen. Daselbst wurde er, nach der gewöhnlichen Annahme, 1640 geboren; und dort verbrachte er auch seine Jugend. Zum Studium der Theologie sich wendend, verlebte er seine ersten Studienjahre mit dem großen Haufen in Eitelkeit des Sinnes, Gleichgültigkeit gegen Gott und gegen das Heil seiner unsterblichen Seele, — einzig darauf bedacht sich recht viele Kenntnisse zu sammeln, um sich dadurch über Andere erheben zu können. An diese Zeit gedenkt er mit tiefem Schmerz in seinem Bußliede: „Ich schäme mich vor deinem Thron", — wo er singt:

„Wenn ich betrübt zurückgedenk'
An meiner Kindheit Jahre,
Alsbald ich mich aufrichtig kränk',
Daß ich so eitel ware.
Ich lief mit großem Unverstand,
Dein Wille war mir unbekannt;
Das Böse wußt' ich allzuwohl:
Ganz blind und toll
Macht' ich das Maaß der Sünden voll."

„Mit Jahren wurd' die Sünde groß,
Brach aus gleich Wasserfluthen;
Gleich wie ein Pferd das zäumelos
Nichts achtet Sporn und Ruthen;
In Hoffart, Neid und Ueppigkeit,
Wild und unbändig jederzeit,
Unreine Herzenslust mich trieb
Von deiner Lieb',
O, Herr! die Sünden mir vergieb!"

Merkwürdig kam ihm aber die rettende Gnade des Herrn entgegen in der Person des Theodor Undereyk, welcher von

1660—1668 Pastor zu Mühlheim a. d. Ruhr, darauf bis 1670 Hofprediger zu Cassel, und von 1670 an Pastor zu St. Martini in Bremen war, und der mit großem Eifer und Ernst das lebendige Christenthum trieb, dafür aber von den kalten, starren Orthodoxen seiner Zeit den Namen eines Schwärmers, Enthusiasten und Mystikers hinnehmen mußte. Zu ihm ging eines Tages der junge, lebenslustige Neander mit zweien seiner Kameraden in die Kirche, „nicht sowohl," sagt Reitz, „aus Neugierigkeit, als aus dem Absehen, was zu hören, so man hernach übel ausdeuten und austragen möchte." Aber es kam anders! Undereyks Predigt traf des Jünglings Herz dermaßen, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte, und als er vollends das Schlußgebet hörte, flossen sie wie ein Strom. Ergriffen, wie er war, entschloß er sich alsbald, dem Prediger sein Herz zu entdecken, wovon ihn seine Genossen vergebens zurückzuhalten suchten. Undereyk wurde nun sein geistlicher Vater, der ihn aufrichtete, und mit den Wegen des Herrn ferner bekannt machte. Das war der Anfang seiner Bekehrung.

Nach einiger Zeit ereignete sich etwas, das ihn, wie eine Mahnstimme, aufs neue zu Gott wies, und zu ernsterer Durchforschung seiner ganzen Lebensweise, so auch zum lebendigen Vertrauen auf Gott leitete. Unter diejenigen Neigungen nämlich, die er noch nicht völlig der Zucht des heil. Geistes unterworfen hatte, gehörte die Jagdliebhaberei. Von derselben getrieben, erstieg er einst einen hohen und steilen Berg, und verirrte sich also, daß er den Weg nicht mehr finden konnte. Der Abend brach herein, und ihm ward in der Einöde bange vor den wilden Thieren. Schon wollte er sich mit Lebensgefahr von einem hohen Felsen herablassen, als ihn wieder ein Grauen ankam, und er nun keinen andern Rath mehr wußte, als sich in seiner großen Herzensangst auf seine Knie niederzuwerfen, und Gott um seine Errettung anzuflehen mit dem Gelübde einer durchgreifenden Besserung seines ganzen Lebens. Und siehe! Da war es ihm, als ergreife ihn Jemand bei der Hand und zöge ihn fort; er folgte diesem Zuge, und fand glücklich den Weg aus diesem Irrsal. Das war eine starke Befestigung seine Bekehrung.

Nun sorgte die treue, erziehende Hand seines Herrn ferner für das Wachsthum seines innern Lebens. Als Hofmeister einiger Frankfurter Kaufmannssöhne bezog er die Universität Heidelberg, und traf dort den jüngern Spanheim, einen Mann von wahr-

hafter Gottseligkeit, dessen Umgang ihm wohlthat und ihn förderte. Von Heidelberg mit seinen Zöglingen nach Frankfurt zurückgekehrt, wurde er hier mit dem gottseligen P. J. Spener, und dem frommen Juristen Schütz zusammengeführt und mit mehreren christlichen Kaufleuten bekannt. „Bei den zwei erstern," sagt Reitz, „hat er einen guten Wachsthum in göttlichem Licht und christlichem Wandel erhalten." Den Andern hat er in dankbarer Erinnerung an ihren gesegneten Umgang 1679 seine Bundeslieder gewidmet.

Nach solcher Förderung seines innern Lebens, fand Neander einen bedeutenderen Wirkungskreis als Rector der reformirten Schule in Düsseldorf, wo er durch sanften und liebevollen Ernst mit Segen an den Herzen seiner Zöglinge arbeitete. „Die Schüler leuchteten in aller guten Zucht, Sitten und Manieren für Andern herfür. Mit seiner besondern Freundlichkeit gewann er ihr Herz, und mit seiner exemplarischen Gottesfurcht hielt er sie in Gehorsam und Respect, und mit seinem steten Fleiß und Treu' im Unterrichten brachte er ihnen die erforderten Wissenschaften bei." — Allein, auch noch über die Schule hinaus erstreckte sich sein Wirken. Er hielt in Düsseldorf auch, nach Speners Weise, Erbauungsstunden, — „und hat da ein Wort der Wahrheit und Weisheit geredet." — „Da er nun auch hieneben zuweilen öffentlich predigte, und zwar ohne viele Kunst, jedoch nicht ohne Beweisung des in ihm wohnenden Geistes, und der auf einige Seelen der Zuhörer wirkenden Kraft: so wurde er beneidet und gehasset, und, mit allen Zeugen der Wahrheit, verfolgt." — Die Kanzel wurde ihm verboten unter dem Vorwande, daß er noch nicht ordinirt und ein Irrlehrer sei. Auch in der Schule wurde er nicht ruhig gelassen, und Angesichts aller Schüler von dem Kirchenvorstand mit solchen Vorwürfen gekränkt, daß seine Schüler sich gedrungen fühlten, ihren Meister zu vertheidigen. Endlich wurde ihm auch sein Schulamt genommen, worauf er sich mehrere Sommermonate in der wilden, höhlenreichen Felsschlucht bei Mettmann aufgehalten, und, angezogen und ergriffen durch die großartigen Naturscenen, unter andern das Lied gedichtet haben soll: „Unbegreiflich Gut", — worin es heißt:

„Gott, wie rühmen dich
Berge, Fels und Klippen!
Sie ermuntern mich;
Drum an diesem Ort,
O, mein Fels und Hort,
Jauchzen meine Lippen!"

„Herr, wie rauscht dahin
Wasser in den Gründen!
Es erfrischt den Sinn,
Wann ich es anhör':
Heilbrunn, ich begehr',
Laß mich dich auch finden."

Diese Gegend ist daher durch Neander, und durch die spätern religiösen Versammlungen, welche der fromme Gerhard Tersteegen daselbst hielt, historisch merkwürdig geworden.

Auf diese Zeit großer Demüthigung sollte aber für unsern Neander eine Zeit großer Freude folgen. Schon 1677 hatte er seinen Sinn seiner Vaterstadt wieder zugewandt bei einer dortigen Prediger-Vacanz an St. Remberti Kirche; allein die Sache zerschlug sich wieder. Aber 1679 im April wurde sein Herzenswunsch, in die Heimath zu kommen und dort thätig sein zu können, erfüllt, und zwar so erfüllt von seinem Herrn, daß es über sein Bitten und Verstehen ging. Man berief ihn nämlich als außerordentlichen Prediger an die St. Martini Kirche in Bremen, wo er seinen geistlichen Vater, Undereyk, nun als seinen Collegen begrüßen, und in dem zweiten Prediger, Cornelius de Hase, einen Herzensbruder finden durfte. Da war er nun recht in seinem Elemente! Er predigte mit Eifer, ferne von kalten, theologischen Speculationen, vom Glauben, der sich durch die Liebe thätig erweiset; er sang dem Herrn geistliche, liebliche Lieder, die in demselben Jahre noch zum erstenmale erschienen, „weil er," wie es in der Vorrede heißt, „vernommen, daß ohne sein Wissen schon etwas davon gedruckt, viele Gesänge von andern nicht recht abgeschrieben, und nicht wenige es auch von ihm begehrt hätten."

Aber, in der Fülle seines Glücks und seiner Kraft wurde er abgerufen, und mußte seinen Hirtenstab nach einjähriger Wirksamkeit bereits wieder niederlegen. Eine heftige Krankheit befiel ihn plötzlich, die nach einem kurzen Verlauf mit dem Tode endigte. Er fühlte gleich im Anfange derselben, daß es seinem Ende entgegengehe, und richtete seine Sachen darauf ein. Es war auch sein Wunsch, abzuscheiden und bei Christo zu sein, wenn es Gott so gefällig wäre. Befragt, warum er einen so sehnlichen Wunsch nach dem Abscheiden habe, antwortete er: „Ich habe mich geprüft, und weiß, daß es keine leibliche oder irdische Dinge sind, die dieses Verlangen nach dem Tode in mir verursachen." Doch diese Sterbensluft hinderte ihn nicht, bei dem Arzte Hülfe zu suchen, zu welchem er sagte: „Nachdem ich zuerst mit dem Arzt meiner Seele mich besprochen habe: so will ich auch den leiblichen Arzt suchen, um meinem Gewissen ein Genüge zu thun durch den Gebrauch der von Gott verordneten Mittel."

Wenn Neander während der Krankheit seines Glaubens und seiner Hoffnung im Ganzen recht froh werden konnte: so hatte er

doch auch manchen Kampf zu bestehen, indem sich ihm das väterliche Angesicht seines Gottes manchmal verbergen wollte. „Es ist," sagte er einmal, „nicht so leicht, sich seiner Gemeinschaft mit Gott in Christo zu versichern, wenn man auf seinem Kranken- und Todbette liegt, als wenn man frisch und gesund ist. Doch ich will mich lieber zu Tode hoffen, als durch Unglauben verloren gehen." — Mit solchem Glaubensmuthe konnte er denn auch in der Stunde der Anfechtung sprechen: „Herr Jesu, du hast ja gesagt, wen da dürstet, der komme zu mir, und trinke." Und da hielt er ihm all' die Worte vor, welche Joh. 7, 37. 38. Jes. 55. 1. Off. Joh. 22, 17. stehen, und fuhr fort: „Ach, Herr, du weißt, wie mich auch dürstet; ach, erquicke du mich doch!" Dieses brachte er mit solcher Empfindlichkeit vor, daß ihm die Augen übergingen.

Schon wurde er immer schwächer, als am Pfingsttag ein Gewitter aufzog. Da sagte er, als es donnerte: „Mein Vater läßt sich hören! Ich wollte, daß er sich einmal recht hören ließe, daß es meines Vaters Elias-Wagen sein möchte." — Schon konnte er nichts mehr genießen, als ein guter Freund dem Sterbenden eine erquickende Frucht brachte. „Sehet," sagte ein Anwesender, „den Segen aus der Hand eures himmlischen Vaters, wiewohl ihr denselben jetzt nicht gebrauchen könnt." Neander antwortete: „Es steht nicht allein geschrieben: Schmecket; sondern schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist. Kann ich denn dieselbe nicht schmecken, so kann ich sie doch sehen." — Am Pfingstmontage fand ihn der Arzt sehr schwach, und verordnete noch schweißtreibende Mittel, während deren Gebrauch Neander sich Hebr. 7. 8. 9. und 10. vorlesen ließ und sagte: „Sind das nicht herrliche Capitel?" — Bei zunehmender Schwachheit äußerte er: „Wenn der Schweiß vorbei ist, alsdann wird es mit mir geschehen sein." Und auf die Frage des Arztes: wie ihm sei? erwiederte er mit lallender Zunge: „Nun hat der Herr meine Rechnung gemacht. Herr Jesu, mache mich auch bereit." Worauf er bald als seine letzten Worte hinzufügte: „Berge sollen weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade will ich nicht von dir nehmen." Denselben Pfingstmontag, den 31. Mai 1680 Morgens zwischen 11 und 12 Uhr entschlief er.

Als ein theures Vermächtniß hat Neander uns 58 tiefinnige geistliche Lieder hinterlassen, unter dem Titel: „Glaubens- und Liebes-Uebung, aufgemuntert durch einfältige Bundeslieder und Dankpsalmen" — welche 1679 zuerst erschienen, und dann oft

wieder aufgelegt sind. Darunter finden sich köstliche Perlen, die von der Gemeinde des Herrn noch heute mit Dank und Freude gebraucht werden. „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" — „Sieh' hier bin ich, Ehrenkönig" — „Der Tag ist hin, mein Jesu bei mir bleibe" — O Menschenfreund, o Jesu, Lebensquell" — „Abermal ein Jahr verflossen" — „Ach was bin ich, mein Erretter" — „Wo soll ich hin, wer hilfet mir?" — „Ich bin ein Herr, der ewig liebt" — „Eitelkeit, Eitelkeit, was wir hier sehen" — „Ach schone doch, o großer Menschenhüter" — „Wie fleucht dahin der Menschen Zeit" — u. s. w., das sind Lieder, die forttönen werden, so lange in der Christenheit gesungen wird.

J. M. Kohlmann in Horn bei Bremen †.

366. Benjamin Schmolk.

9. December.

Seit den Zeiten Ferdinand II., seit dem Erscheinen des Restitutionsedikts von 1629 bis tief hinein in das 18. Jahrhundert war die evangelische Kirche in Oesterreich in vielfachem Grade eine Märtyrerkirche, preißgegeben aller Hinterlist und Gewaltthätigkeit der Jesuiten. Insbesondere war das Nebenland Böhmens, Schlesien, auf die vielfachste Weise bedrängt. Die Reformation hatte hier so gänzlich gesiegt, daß z. B. in Schweidnitz nur 16 angesessene Katholiken sich noch fanden. Da wurden die Liechtensteinischen Dragoner (die schlesischen Seligmacher) über das arme Land losgelassen, in den Fürstenthümern Jauer und Schweidnitz 394 Kirchen, auch solche, die nach der Reformation erbaut waren, den Gemeinden entrissen, die evangelischen Schulen wurden verboten, die Bürger durch Soldaten in die katholischen Gottesdienste hineingezwungen, katholische Priester wurden auch da eingesetzt, wo kein einziger Katholik sich mehr befand, für alle Gebühren mußten doppelte Taxen entrichtet werden, dazu sollten die in die Kirchen Genöthigten schwören, nicht gewungen worden zu sein. (Dieß unterblieb, da man die Gegenforderung stellte, der Landeshauptmann solle beschwören, sie nicht gezwungen zu haben). Die Taxe zum Besten des katholischen Priesters von der Beerdigung eines evang. Pfarrers ward auf 100 Thaler erhöht. Nur drei, sogenannte Friedenskirchen, außerhalb der Mauern wurden mit knapper und verzögerter Auslegung des Westphälischen Friedens in Schweid-

nitz, Jauer und Glogau zu bauen erlaubt. Die Bitte, von den 3 Haupt- und 8 Nebenkirchen in Schweidnitz, die den Evangelischen verschlossen, in Besitz der 30 Katholiken waren, auch nur Eine abzutreten, ward ungnädig abgeschlagen und für das ganze Fürstenthum Schweidnitz, sammt der Stadt, durfte nur Ein Pfarrer und zwei Kapellane angestellt werden. Die Friedenskirchen durften nur von Holz und Lehm gebaut sein. In Glogau stürzte eine solche Kirche ein, aber die Behörde wollte die Wiedererbauung nicht zugeben, weil man versprochen habe, ihre Erbauung, nicht aber ihre Wiederherstellung zu gestatten. Wollte einer der evang. Geistlichen, oft 12—15 Stunden in der Entfernung, einem Kranken das hl. Abendmahl reichen, so mußte er einen besondern Erlaubnißschein des betreffenden katholischen Priesters vorzeigen. Wenn zufällig zwei Kranke im Ort waren, wurde die Besuchserlaubniß doch nur für Einen ertheilt, damit der evang. Geistliche die Reise zweimal zu machen hätte. Es war eben die Absicht in Schlesien wie in Böhmen die evang. Kirche völlig auszurotten. Im Altranstetter Vertrag (1707) wurde durch die kräftige Fürsprache Carls XII. von Schweden, der dem Kaiser Joseph I. einen solchen Schrecken eingeflößt hatte, daß er dem Papst auf den Vorwurf, er habe den Lutheranern zu große Freiheiten eingeräumt, antwortete: es ist nur gut, daß Carl mir nicht zugemuthet hat, selbst lutherisch zu werden, ich weiß nicht, was ich gethan hätte — in jenem Vertrage ward den Schlesiern endlich erlaubt, noch 6 sogenannte Gnadenkirchen zu erbauen, Schulen zu errichten, die Zahl der Geistlichen nach dem Bedürfniß zu mehren, Thürme zu erbauen, ein Glockengeläute zu beschaffen, öffentliche Leichenbegängnisse zu halten. Kränkungen, besonders der Geistlichen, Beschränkungen, wo sie nur immer sich anbringen ließen, und Verleumdungen der Evangelischen dauerten fort, auch nachdem äußerlich ein Friedensstand hergestellt war. Ein Diakonus Krause, der in einer Leichenpredigt gesagt hatte, zur Seligkeit sei nicht nöthig weder die Einwicklung des Todten in eine Mönchskutte, noch nütze die Anrufung der Maria und ihres blauen Mantels etwas, ward um 100 Dukaten gestraft, die der Ankläger, der Rektor des Jesuiten-Collegiums erhielt, ja selbst der Vorgänger unseres Schmolk, Diakonus Wiedmann, wurde wegen eines Gedichts, das er 18 Jahre vorher als Student verfaßt und in dem er ohne alle Schmähung das evang. Bekenntniß im Gegensatz zu dem katholischen herausgehoben hatte, wegen „seines lästerlichen, scabiösen, dem seligmachenden,

katholischen Glauben sehr nachtheiligen Buchs" ins Gefängniß gesetzt und mit Noth dem Pranger entzogen. Er mußte das Land meiden. Das war der schwierige Boden, auf dem der Mann, den unser Gedächtniß feiert, geboren wurde und seine Wirksamkeit finden sollte. Wunderbar und nur durch die Einwohnung des göttlichen Geistes ist es erklärlich, daß statt Liedern „aus Babylon" so viele frische, frohe Dankeslieder diesen geweihten Lippen entflossen und nur sehr selten ein leiser Anklang der schweren Gegenwart vernehmbar wird.

Sehr einfach im äußeren Verlaufe war Schmolks Leben. Er war geboren den 21. Dec. 1672, also am Thomastag. „Dieser mein Geburtstag, sagt er, hat mich in meinem Kreuz und Kummer oft aufgerichtet mit Vorhalt des Worts: mein Herr und mein Gott." Der fromme und gläubige Vater war Pfarrer in Brauchitschdorf im Fürstenthum Liegnitz in Schlesien, ein treuer Zeuge seines Herrn, der 47 Jahr lang sein Amt in dieser Gemeinde verwaltete. Von 4 Kindern das letzte, erhielt unser Schmolk den Namen Benjamin. Noch nicht 3 Jahre hatte er erreicht, als ihm schon die treubesorgte Mutter, ein geborne Dehmel entrissen wurde. Dem Hauslehrer der v. Rothenkirch'schen Kinder, Wießner, der ihn eine zeitlang mit denselben unterrichtet hatte, folgte er, als derselbe nach Schmiedeberg versetzt wurde. Im Jahr 1681 in seinem neunten Jahre trat er in die Schule in Steinau a. d. Oder, wo der Adjunkt Schubart ihn in seine Pflege aufnahm. Nach drei Jahren kam er in das Gymnasium zu Liegnitz und nach weiteren 3 Jahren in das zu Breslau. Als im Frühjahr 1688 der berühmte Schulmann Georg Wende das Rektorat in Lauban antrat, folgte er ihm mit mehreren jungen Leuten dahin. Hier wurde er Mitglied des Palmordens, und diesem Wende verdankt Schmolk die erste Anregung zur Poesie. Fünf Jahre verweilte Schmolk in Lauban und legte einen tüchtigen Grund seiner ferneren Studien. Nach 12jähriger Abwesenheit betrat er, unverdorbenen Herzens und geschmückt mit vielseitigem Wissen wieder das Vaterhaus und predigte mit Beifall als ein 21jähriger Jüngling. Der Patron der väterlichen Pfarrstelle, ein v. Haugwiz, verlieh ihm ein Stipendium von 300 Thalern auf 3 Jahre und auch andere theilnehmende Freunde rüsteten ihn mit den Mitteln aus, die Universität zu beziehen. Er wählte Leipzig. Es war um Michaelis 1693. Seine ersten Collegien in Geschichte und Naturwissenschaften fesselten ihn so mächtig, daß er eine zeitlang schwankte, ob er nicht den ärzt-

lichen Beruf ergreifen wolle. Der frische Zug zur Natur drückte sich auch lebenslang bei ihm in seinen Liedern aus. Ward seine Studienzeit auch durch eine schwere Krankheit unterbrochen, so vollendete er sie dennoch innerhalb 4 Jahren. Mit tüchtigem theologischen Wissen und mit ungebrochenem kindlichen Glauben kehrte er ins Vaterhaus zurück. Schon auf der Universität hatte er sich durch seine Gedichte Belohnung und Beifall, ja die Dichterkrone erworben und deckte damit theilweise seine Studienkosten.

Kurze Zeit stand er hier seinem Vater zur Seite; er verehelichte sich im Jahr 1702 mit Anna Rosina, Tochter des Kaufmanns Rehwald in Lauban, die ihm in Treue und Gleichgesinntheit die oft schweren Stunden seines Berufs tragen half. Sie schenkte ihm 5 Kinder, 2 Söhne und 3 Töchter, von welch' letzteren die 2 jüngeren früh wieder starben. Weit herum hatte sich bald der Ruf der persönlichen Liebenswürdigkeit Schmolks und seiner ausgezeichneten Prediger-Begabung verbreitet. In seinem 30. Jahre, im Jahre 1702 ward er daher als Diakonus an die Friedenskirche in Schweidnitz berufen. Die Parochie umfaßte 36 Ortschaften mit nahezu 14000 Seelen. Es kamen jährlich 1000, später 1700 Taufen vor. Die 3 Geistlichen durften auch in Erkrankungsfällen von auswärts keine Hülfe berufen, im Sommer fanden 3, im Winter 2 Predigten statt, dazu die Reisen zu entfernten Glaubensgenossen, die Wochengottesdienste, das wöchentlich zweimalige Beichtsitzen, die Krankenbesuche, Trauungen, Leichenbegängnisse — kein Wunder, daß nur wenige die Beschwerden dieser Aemter über einige Jahre zu tragen vermochten. Dazu kam die Gefahr, mit einem übel gedeuteten Worte unter der Last so tiefer Bedrückungen den lauernden Feinden ins Gericht zu fallen. Schmolk mit seiner heitern, frischen Gemüthsstimmung, mit seinem verträglichen auch in den Verhältnissen zu seinen Collegen so liebevollen und doch nicht schwachen Sinne, umschiffte alle diese Klippen und Anstände, und man vernimmt nicht, daß er in irgend eine widerwärtige Beziehung zu seiner Obrigkeit und den Katholiken gerieth. Er war aber auch ein loyaler Bürger und feierte immer und immer wieder seinen „Kaiser" bei seinen Siegen und bei allen Erleichterungen (z. B. bei der Erlaubniß Glocken zu haben, Schulen zu errichten), welche die evangelische Gemeinde im Lauf der Zeit erhielt. Am 12. Dec. 1716 legte eine Feuersbrunst halb Schweidnitz in Asche. Sein aus dieser Veranlassung gedichtetes Lied: „Denke Schweidniz, denke dran!" wird noch bei der jährlichen Gedächtnißpredigt ge-

sungen. Der Lebensgang eines evangelischen Geistlichen ist meist ein verborgener. Er säet, er pflanzt auf Hoffnung, in niederschlagenden Erfahrungen, aber auch in Erfahrungen der Wirksamkeit des Gotteswort, unter stiller Hülle geht sein Lauf dahin, im Empfangen aus dem Borne göttlicher Weisheit und Gnade, und im Geben aus dem Reichthum Christi verzehrt sich sein äußeres und inneres Leben. Das war auch der Inhalt des Pastorallebens dieses lebendigen Zeugen. Wie der Vater seiner ersten Gemeinde treu verbunden blieb, so der Sohn seinem Schweidnitz, wo er die Stufen als Archidiakonus (1708), als Senior (1712) und Oberpfarrer (1714) allmählig erstieg. Den Geist seines Wirkens drückt er in der Leichenrede für einen Collegen als sein eignes Erlebniß so aus: „Der predigt am allerkräftigsten, der aus der Erfahrung predigt. Die Arznei, die er selbst gekostet, reicht er Andern desto sicherer. Die beste Kanzel eines Predigers ist sein eigen Herz. Je tiefer aus dem Herzen, je tiefer in die Herzen." Mit dem mitlebenden Geschlechte stirbt der lebendige Eindruck einer begabten Predigerpersönlichkeit, aber wie die Ringe eines in einen stillen See geworfenen Steines sich weit und weiter umkreisen, so geht von Familie zu Familie, wohl in stiller Verborgenheit, das Bild ihres Glaubens und die Wärme ihres Zeugnisses zu jüngeren Geschlechtern über. Wenn aber auch die Spuren des Predigers nicht mehr nachweisbar sind, die belebten Worte des Dichters sind nicht untergegangen.

Wir können die reichen Gaben des in 16 Sammlungen erschienenen Schatzes (die einzige Gesammt-Ausgabe erschien unter dem T.: Hrn. Sch. s. trost- u. geistreiche Schriften Tübingen 1740 u. 1744 in 2 starken Bänden) mit dem neuesten verdienstvollen Bearbeiter (L. Grote Leipzig 1855 und 1860) eintheilen in Lieder (1188 geistliche Gedichte), gereimte Gebete und prosaische Gebete, — überdieß finden sich Leichenreden, in denen neben Wunderlichkeiten des Zeitgeschmacks wahre Goldkörner verborgen liegen, Cantaten über das Kirchenjahr und eine reiche Blumenlese von Gelegenheitsgedichten an die mannichfachsten Personen und Ereignisse. Die erste Sammlung erschien 1704 unter dem Titel „Heilige Liebesflammen der himmlisch gesinnten Seele." Der bleibende Ruhm, den die Kirche diesem ihrem Dichter zutheilt, beruht auf seinen Liedern, mit denen ein vollständiges Gesangbuch könnte ausgestattet werden. Es ist zum Erstaunen, wie reich Schmolk in so schwerer Amtsmühe sich als Liederdichter erwiesen hat. Diese Lieder bewegen

sich allermeist in den gewohnten Melodien; besonders die nach der Melodie: „Was Gott thut das ist wohlgethan" haben etwas Frisches und oft fein Gegensätzliches. Es ist bezeichnend, daß seine Poesie, wie sie denn eine mehr bürgerliche ist, selten zu den höheren Rhythmen, wie z. B. „Wachet auf ruft uns die Stimme," oder: „Wie leuchtet uns ꝛc." sich erhebt, gerade wie es der Fall ist bei Ph. Fr. Hiller, dem Sänger der frommen Kreise in Württemberg. Schmolk steht fest auf dem Grunde des evang. luth. Bekenntnisses, dem zur Voraussetzung die Anerkenntniß der menschlichen Sündhaftigkeit und zur Folge der Rechtfertigung die Aneignung des neuen Lebens in Christo feststehen. Irdischen Dichterruhm suchte er nicht, er wollte eben seine Gabe auf den Altar des Herrn niederlegen zu Seiner Verherrlichung und zur Erbauung seiner Mitchristen; ihm war eben die Poesie das veredelte Kleid, mit dem Gottes ewige Gedanken, die für sich selbst die höchste Poesie sind, sollten dargestellt werden. Der Preis des Erlösers durchdringt alle seine Lieder. In den vielfachsten Weisen und Vergleichungen gipfeln sich zu diesem Thema alle seine Gaben, sie alle haben den Grundton seines Liedes: „Jesus, Jesus ist der Name, der in meinem Herzen steht." Reich ist seine Anwendung auch des A. Testaments, so daß besonders auch Beziehungen auf alttestamentl. Namen (z. B. Mizpa, Bochim (1. Richter 2, 1—6), Kedar, Mara und dgl.) gerne wiederkehren. In dieser Hinsicht hat er viele Aehnlichkeit mit dem reichen noch zu seiner Zeit hinaufreichenden Liederdichter J. A. Lehmus in Rothenburg ob der Tauber, geb. 1707, daselbst als Superintendent gestorben 1788, einem Mann Gottes von hoher priesterlicher Würde. Schmolk erreicht nicht die feste Glaubenszuversicht der Reformationslieder, nicht den dichterischen Schwung eines P. Gerhardt, aber er hat ebenso den gar zu subjektiven Gefühlsstimmungen der Halle'schen Schule widerstanden. Seine Lieder sind meist nicht eigentliche Kirchenlieder, sondern vielmehr Andachtslieder für die Hauskirche. Seine Sprache ist für die Zeit rein, dem Gegenstand angemessen. Die Verse sind wohlklingend und gern zu Gegensätzen sich zuspitzend. Daß, namentlich in den späteren Gelegenheits-Gedichten, öfters matte und in wunderlichem Zeitgeschmack sich verlaufende Verse vorkommen, das bekennt er selbst in den Worten: „wenn die Bäume allzuoft geschüttelt werden, lassen sie auch unreife Früchte fallen." Solche sind wohl auch vorhanden, aber doch keine faulen. Schmolk ist in ausgezeichnetem Sinne ein Volksdichter. Kein Gesangbuch, das ja doch zugleich ein Hausbuch

sein will, besteht ohne einen Blumenstrauß aus seinem weiten Garten: mehrere aus seinen Werken zusammengefügte Gebetbücher waren und sind die tägliche Geistesnahrung christlicher Herzen. Erst noch als dieses eben geschrieben wurde, stand ein Seelsorger an dem Sterbebette einer hochbetagten, christlichen Wittwe, der dieses Schmolk'sche Gebetbuch ein so treuer Lebensgefährte einer langen Wallfahrt geworden war, daß sie zur Verwunderung des Geistlichen das ganze Buch wörtlich ins Gedächtniß gefaßt hatte. Auf Tausenden von Lippen hat am Sonntag geschwebt sein Sonntagslied: „Licht vom Licht, erleuchte mich!" Wie viele haben diesen Morgen begrüßt mit den Worten: „Thut mir auf die schöne Pforten;" wie Viele haben sich gestärkt an dem Trostlied: „Je näher Kreuz, je näher Himmel;" wie Viele sind am Abend entschlafen mit den Worten: „Hirte! Deiner Schafe;" wie Viele haben ihren Glaubensmuth erhoben mit dem Triumphgesang: „Ich geh' zu Deinem Grabe;" wie Viele haben neue Kräfte bekommen in den Volksliedern im höhern Ton: „Allein und doch nicht ganz allein" und „der beste Freund ist in dem Himmel!" Von wie vielen dieser Lieder ist es bekannt und von wie viel mehreren ist es zu glauben, daß sie eine eigene stille Missions-Arbeit an den Herzen ausgeübt haben, und daß sie eine besondere vor Menschen-Augen und Ohren verborgene und doch kräftige Lebensgeschichte in sich schließen. Wie bist du doch so reich, du deutsche evang. Kirche, viel reicher, als es Tausende deiner Glieder auch nur von ferne ahnen!

Noch treten wir an das Kranken- und Sterbebette unseres Schmolk. Schmolk war eine durchaus liebenswürdige Persönlichkeit. Seine Freundlichkeit gegen Jedermann erwarb ihm allgemeine Liebe; die Gaben seines Geistes und Herzens allgemeine Hochachtung. Er war in Demuth, Gottvertrauen und Geduld eine wahre Johannesseele; in ihm hatte Christus eine Gestalt gewonnen, er gehörte zu den seltenen Auserwählten, die von frühester Kindheit an in der Gnadenverbindung mit dem Heilande unverrückt geblieben sind. Er genoß eine kräftige Gesundheit, nur selten von krankhaften Anfällen unterbrochen, doch trug er in sich das Gefühl, daß er schwerlich das hohe Alter seiner Väter erreichen werde und sagte deshalb: „Komme ich nicht an die Zahl meiner Väter, so bin ich um so eher bei ihnen im Himmel!" Am Sonntag Lätare 1730 traf ihn ein Schlagfluß. Er erholte sich zwar von demselben und konnte wie er sagt: „seinem Gott noch 5 Jahre etwas nütze sein." Er ergoß sich in Liedern zum Lobe dessen, der

„ihm noch im Alter aus Liebe eine so scharfe Dornenkrone wachsen ließ." Es erschienen noch 8 Sammlungen geistlicher Gedichte, meist Passions-, Begräbniß- und Trostlieder. Er urtheilte darüber: „Gottes Kraft ist noch immer in meiner Schwachheit mächtig, daß ich zum geistlichen Bau wo nicht große Steine, doch kleine Sandkörnlein bringen kann." Wiederholte Schlaganfälle, in deren Folge eine Erblindung, machten ihn völlig zur „Rose, die unter den Dornen blüht," wie er sich so gerne nannte. Am Bußtage 1735 predigte er zum letztenmale. Als seine Augen nicht mehr seine Gemeindegenossen anzuschauen vermochten, legte er, stille segnend, ihnen noch die Hände auf. Wohlgerüstet entschlief er an seinem Hochzeitstage — den 12. Febr. 1737.

Ihm gilt sein eigenes Wort: „Aus der Abendröthe sehen wir, wie schön der Tag gewesen und wir urtheilen aus den hinterbliebenen Fußstapfen einer unsterblichen Seele, wie nahe sie ihrem Ursprunge gekommen ist."

J. G. Hegler in Markgröningen, jetzt in Canstatt.

---

367. Philipp Friedrich Hiller.

7. December.

Philipp Friedrich Hiller, der Asaph Alt-Würtembergs, geboren am 6. Januar 1699 in Mühlhausen an der Enz, wo sein Vater Pfarrer war, ward frühe schon in der Leidensschule geübt, wie er denn bereits im zweiten Jahr eine vaterlose Waise ward, und als achtjähriger Knabe mit seinem nunmehrigen Stiefvater, dem Bürgermeister Weiß in Vaihingen vor den mordbrennerischen Franzosen, die damals plötzlich ins Land eingefallen waren, eine gefahrvolle Flucht durchmachen mußte. Das waren Vorbilder seines ganzen künftigen Lebens, in welchem er durch viele Anfechtungen von außen und innen sich durchschlagen mußte, aber auch — wie ihm dieß gleichfalls in seiner Kindheit schon durch Rettung von mehreren augenscheinlichen Todesgefahren vorgebildet war — die treue Durchhülfe Gottes reichlich erfahren durfte. Solche nothgepreßte Herzen gaben aber von jeher den besten Klang zum Lobe der herrlichen Gnade Gottes.

Des Vaters Beruf sollte auch sein Beruf werden, und so kam er als vierzehnjähriger Knabe in die evang. Klosterschule nach Denkendorf bei Eßlingen, wo er vom J. 1713—1716 unter

der Geistespflege J. A. Bengel's stand, der damals gerade Klosterpräceptor daselbst geworden war und vor des jungen Hillers Ohren seine Antrittsrede „über den Fleiß in der Gottseligkeit als dem zuverlässigsten Hülfsmittel zur Erwerbung ächter Gelehrsamkeit" gehalten hatte. Der Geist dieses Mannes, auf dessen Stirne einst ein Jüngling das Wort „Ewigkeit" zu lesen meinte, also daß er darüber Buße that und selbst auch ein gesegneter Wegweiser zur Ewigkeit wurde, wirkte unter der ächt kirchlichen, mit Gebet und Betrachtung des Wortes Gottes reichlich durchwobenen Klosterzucht, wie sie in diesen Pflanzschulen für den Kirchendienst damals noch zu Hause war, mächtig auf sein zartes Gemüth und der Umgang mit diesem seine Schüler stets auch seelsorgerisch berathenden Lehrer hatte den entscheidendsten Einfluß auf seine ganze Lebens- und Geistesrichtung. Nachdem er dann noch von 1716—1719 die Klosterschule zu Maulbronn durchlaufen und sofort im Stift zu Tübingen vom J. 1719—1724 Philosophie und Theologie studirt hatte, vicarirte er fünf Jahre lang an verschiedenen Orten Würtembergs und kam dann vom J. 1729—1731 als Informator zu dem Marktvorsteher von Müller in Nürnberg. Hier war er sehr viel im Geist gebeugt und angefochten, hier war es aber auch, daß ein Lied P. Gerhard's: „O Jesu Christ, mein schönstes Licht" die Wünschelruthe für ihn wurde, die ihn in seinem gottinnigen Gemüth die reiche Quelle der geistlichen Dichtkunst finden ließ. Dieses von Gerhard über ein Gebet in Arndt's Paradiesgärtlein (Cl. II. 5.) gedichtete Lied weckte in ihm die h. Sangeslust, 301 Lieder über sämmtliche Gebete des Arndt'schen Paradiesgärtleins zu dichten — die Früchte seiner ersten Liebe zu Christo.

Nicht lange nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1732 Pfarrer in Neckargröningen bei Ludwigsburg, wo er dann auch an der Pfarrtochter von Hessigheim eine „Gehülfin recht nach seinem Herzen", wie er sich eine solche von Gott erbeten hatte, „die Gott liebe und die ihn liebe", gefunden hat. In 37jährigem Ehestand, der mit 11 Kindern gesegnet war, hat er mit ihr stets von Einem Teller gegessen, — so innig Eins waren die Zwei geworden. Auf dieser damals armen Pfarrei lebte er bei allem Mangel und Entbehren doch vergnügt in seinem Gott, mußte aber, gerade als seine Frau in den Umständen ihrer ersten Geburt war, abermals vor den einfallenden Franzosen flüchten und eine harte Nothzeit durchmachen. Sein Sinn dabei war aber der:

Schickst du mir auch alle Tage
Meine Plage,
Schweig ich kindlich in Geduld.

Du, als Vater, brauchst die Ruthen
Nur zum Guten;
Mir bleibt wohl bei Deiner Huld.

Auch in Mühlhausen, seinem Geburtsort, wo man ihn 35 Jahre zuvor als einen schwächlichen Waisen hinweggetragen hatte, und wohin er nun im J. 1736 als Pfarrer berufen wurde, blieb die Anfechtung nicht aus. Hier wurde er durch separatistische Bestrebungen, die in seiner Gemeinde zu Tag traten, vielfach geübt, bis er nach 12 Jahren am 11. Juni 1748 zur Pfarrei Steinheim bei Heidenheim auf dem sogenannten Aalbuch, einem Theil der schwäbischen Alb, befördert wurde. Hier führte ihn Gott auf schweren Kreuzeswegen vollends erst recht hinein in die Tiefen der Leidensnächte und Demüthigungen. Da konnten dann aber auch seine köstlichsten Leidensfrüchte reifen. Nicht nur, daß er mehreremal in Gefahr war, seine treue Gehülfin in tödtlichen Krankheiten zu verlieren, im dritten Jahr seiner Amtsführung traf ihn auch der schwere Schlag, durch eine immer mehr zunehmende Heiserkeit die vorher so klangreiche Stimme zu verlieren, so daß man ihn, obgleich er noch Worte machen konnte, selbst bei mäßiger Entfernung nicht mehr verstand. Nun konnte er nicht einmal seine Söhne mehr selbst informiren, sondern mußte sie mit viel Geldaufwand in entfernte Schulen schicken; noch viel weniger konnte er seinen öffentlichen Dienst an der Gemeinde und insbesondre das Predigtamt versehen; doch besorgte er die Privatseelsorge noch selbst und hielt Sonntags Erbauungsstunden in seinem Hause, öfters auch Kinderlehren, wobei er Jung und Alt in der Nähe befragte. Er mußte aber eben nun einen Vicar annehmen, was den ihm seither stets beschiednen Kampf mit Mangel und Entbehrung nur noch vermehrte. Das aber war die empfindlichste Presse seines Gemüths, so von seiner lieben Kanzel und dem kräftigen, allseitigen Wirken in seiner Gemeinde ausgeschlossen zu sein; denn alle ersinnlichen Mittel konnten den Klang seiner Stimme nicht wieder wecken, und die dringendsten Gebete, die er Gott opferte, führten ihn nur zu der Ueberzeugung, daß es Gottes Wille nicht anders war, als ihn in dieser Schwachheit mit allgenugsamer Gnade zu bewähren.

Und so geschah es auch. Gerade in dieser Unbrauchbarkeit machte ihn der weise Gott nicht nur Einer Gemeinde, sondern der ganzen Kirche viel brauchbarer, als zuvor. Die schwere Anfechtung lehrte ihn nemlich um so ernstlicher aufs Wort merken und führte ihn um so tiefer in die h. Schrift hinein, daß er aus ihren

edlen Bergwerksgründen in den köstlichsten Bibelsprüchen ein Goldkörnlein ums andre zu Tage schaffte und darüber aus vollem Herzen ein Lied ums andre sang, wovon er dann die meisten — im Ganzen sang er 1078 Lieder — nach dem Vorgang von Bogatzky's Schatzkästlein gesammelt herausgab unter dem weltbekannten Namen: „geistliches Liederkästlein", — in der Hitze der Trübsal wohl ausgereifte Früchte eines alten, bewährten Jüngers Christi. Es geht die Sage, er habe manche dieser Lieder in seiner Gartenlaube sitzend und die Harfe spielend gedichtet und die Seinen haben sie ihm, wenn er sie mit seiner heisern Stimme erstmals aussprach, wie sie ihm aus dem Herzen quollen, geheim nachgeschrieben, worauf er sie später verbessert und bereinigt in jene Sammlung aufgenommen. Der erste Theil derselben vom Jahr 1762 enthält Lieder zum Lobe Gottes; und zu solchem Lobe hatte er bei aller Bedrängniß immer auch noch Grund und Ursach genug selbst in seinen äußerlichen Umständen. Denn sehr oft und viel, und gewöhnlich wenn die Noth am größten war, kamen von auswärts Geschenke an Geld und Lebensmitteln ohne Namen an ihn, wodurch gläubige Seelen ihm ihre Dankbarkeit für die aus seinen Liedern und Schriften empfangene geistliche Stärkung und Tröstung thatsächlich zeigen wollten. So durfte er geradezu von der Hand seines ihm wohlvertrauten fürsorglichen himmlischen Vaters leben, der ihn dadurch wie im Bitten und Anhalten, so auch im Danksagen und Loben üben wollte. Recht erfahrungsmäßig und von Grund der Seele konnte er drum singen:

Wenn wir von Tag zu Tagen
Die Nothdurft überschlagen,
Und rechnen dann die Menge,
So sind wir im Gedränge.
Doch wenn wir mit Vertrauen
Ihm auf die Hände schauen,
So nähret allerwegen
Uns ein geheimer Segen.

Wie dieses mag geschehen,
Das kann man nicht verstehen;
Allein man sieht am Ende
Es ging durch Gottes Hände.
Man wundert sich und preiset
Den Herrn, der uns gespeiset;
Man glaubt von Herzensgrunde
Und dankt mit frohem Munde.

Der andre Theil seines Liederkästleins, wie der erste aus 366 Spruchliedern bestehend und von ihm nur zwei Jahre vor seinem Tod herausgegeben, enthält Betrachtungen des Todes, der Zukunft Christi und der Ewigkeit, denen die die Erscheinung Christi lieb haben zum Dienst aufgesetzt. Auf was sein großer Meister Bengel in seinen unterdessen 1740—1748 erschienenen Schriften über die Offenbarung hingewiesen hatte, das begleiteten und belebten Hillers ächt volksmäßig und gemüthlich in klarer Schrift-

mäßigkeit und biblischer Einfalt ertönenden Liederklänge, also daß der Meister und der Schüler, jeder in seiner Weise, in weiten Kreisen eine Bereitschaft auf jenen großen Tag und die Nähe des Herrn und eine Sehnsucht nach der Vollendung des Reichs Gottes auf Erden weckten.

Während Hiller nun dadurch, so wie auch durch Ausarbeitung mancher andern erbaulichen Schriften, z. B. eines „Systems aller Vorbilder Jesu Christi durch das ganze A. Testament", in immer weiterem Umfang für die vaterländische Kirche im Segen wirkte, war er in dem kleinern Kreis seiner Gemeinde, obgleich er sie treulich mit der Wahrheit Gottes verpflegte, doch allerlei Schaden, Verdruß, heimlichen Tücken und offenbaren Widerwärtigkeiten ausgesetzt. Viele übelwollende Glieder der Gemeinde beurtheilten nemlich die Krankheit ihres Pfarrers mitleids- und liebelos und wirkten für seine Entfernung. Solche Feindseligkeiten suchte er aber stets mit sanftmüthigem Ernste zu beantworten, mehr noch aber mit priesterlicher Fürbitte zu vergelten. Sein Sinn war dabei der:

Uns bekriegen
Haß und Lügen
Zwar von außen in der Welt;
Doch von innen
Kann's gewinnen
Wer Geduld und Glauben hält.

Nichts heißt Schade,
Wenn nur Gnade
Unser Herz zufrieden stellt.

Da sein eignes Verhalten in Wahrheit und Gerechtigkeit war, so achtete er muthig die Gottlosen für nichts, dagegen die geringsten und verachtetsten Frommen mit aller herzlichen Liebe für hoch.

Wider alles Vermuthen wurde seine schwächliche Gesundheit — sein Leib war schwach und klein — bis zum hohen Alter gestärkt, in welchem er stets frisch und grünend blieb und eine muntere Gottseligkeit zeigte, also daß sein Umgang lebhaft, gewürzt und angenehm war.

Zuletzt wurde er aber freilich des Lebens in gutem Frieden satt und in der Welt ein ganzer Fremdling, daß er gar manchmal ein kaum abgetrocknetes Auge den Seinigen von seiner Bet- und Studirstube mitbrachte und den Herrn oft und viel mit Sehnsucht bat: „nimm mich Müden hin im Frieden, dort wird Niemand lebenssatt." Ganz besonders wünschte er sich noch ohne langes Krankenlager aufgelöst zu werden und nach so viel Unruh einen ruhigen Heimgang zu haben. Und diesen Wunsch erfüllte ihm auch sein treuer Gott, in dessen Arme er nach Vollendung seines 70. Jahres,

als er die meiſten ſeiner noch lebenden ſechs Kinder verſorgt ſah, durch einen Schlagfluß, der ihn am 24. April 1769 befiel, ohne irgend einen Seufzer der Schmerzen fallen durfte. So that ihm der Herr, wie er ihn gebeten hatte:

Herr! meine Leibeshütte
Sinkt nach und nach zu Grab;
Gewähre mir die Bitte
Und brich ſie ſtille ab.

Gib mir ein ruhig Ende,
Der Augen matten Schein
Und die gefaltnen Hände
Laß ſanft entſeelet ſein.

Laß meine letzten Züge
Nicht zu gewaltſam geh'n,
Und gieb, daß ich ſo liege,
Wie die Entſchlafenen.

So ſchläft er nun jenem großen Tag entgegen, von dem er ſo viel geſungen; er lebt aber gleichwohl noch fort in ſeinen Liedern; die in der Kirche nicht nur, ſondern auch und noch vielmehr in jeder der vielen religiöſen Gemeinſchaften Altwürtembergs, welcher Farbe ſie auch angehören mögen, ertönen; denn ſein Liederkäſtlein iſt nächſt der Bibel und Arndt's wahrem Chriſtenthum eins der vielgebrauchteſten und geſegnetſten Bücher im frommen Schwabenlande, und die Stimme des ſtimmloſen Albpfarrers von Steinheim erſchallt ſelbſt an den Gebirgen des Caucaſus, an den Ufern der Weichſel und in den fernſten Wäldern Amerikas, wo Würtemberger ſich angeſiedelt haben. Das iſt der Lohn der Treue und Demuth, womit er — wie ſein Sohn, der nachmalige Prälat von Anhauſen ums J. 1775 ſich ausgeſprochen — „ſeine vorzügliche Gabe und Geſchicklichkeit in der Dicht- und Redekunſt dem Worte Gottes aufgeopfert hat, nicht das Wort Gottes der Redekunſt nach Art ſo vieler neumodiſcher Dichtkünſtler."

E. E. Koch in Heilbronn, ſpäter in Erdmannshauſen †.

---

368. Gerhard Terſteegen.

3. April.

Mit großem Wohlgefallen und mit herzlichem Danke gegen Gott ſehen die Gläubigen auf dieſen Mann, der uns ſo augenſcheinlich zeigt, was das Chriſtenthum in dem ſchwächſten Werkzeuge vermag, der durch ein edles, frommes, in Chriſti Nachfolge geführtes Leben als Muſter aufgeſtellt werden darf und deſſen Wirkſamkeit in Wort, That und Schrift eine höchſt bedeutende war,

wie namentlich ſeine Lieder auch noch Tauſenden zur Erbauung dienen. Möchte die Kirchengeſchichte uns viele ſolcher Männer nennen können, und doch hat ſie ihn bisher kaum der Erwähnung gewürdigt, wenn wir Kurtz, H. Schmid und Hagenbach's Vorleſungen ausnehmen.

Gerhard Terſteegen wurde zu Mörs in der Preußiſchen Rheinprovinz den 25. November 1697 geboren. Sein Vater war Kaufmann reformirter Confeſſion, der bei ſeinem frühzeitigen Tode 1703 nicht ſoviel hinterließ, daß die Mutter den talentvollen Knaben, der ſchon in demſelben Jahre in das ſpäter durch die Franzoſen geſchmälerte Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt aufgenommen wurde, dem Studium der Theologie, wie Plan und Wunſch war, widmen konnte. Von ſeinen 7 Geſchwiſtern wird uns nichts Erhebliches erzählt, ſie ſtarben alle früh, obwohl ſie ſtark waren; der körperlich ſchwache Gerhard nahm ſich der hinterlaſſenen Familie nach Kräften liebreich an und unterrichtete auch einige Kinder derſelben, obwohl er von den Geſchwiſtern wenig Liebe, ja wohl Verachtung erfahren hatte.

Nachdem Terſteegen die lateiniſche Schule beſucht und ſich beſonders Kenntniſſe in den alten Sprachen erworben hatte, wurde er zu einem Kaufmann in Mülheim an der Ruhr geſchickt, bei welchem er die Lehrlingszeit aushielt. Die Sprachkenntniſſe kamen ihm ſpäter zu Gute, und die nicht freundlichen vier Lehrlingsjahre waren für den phantaſiereichen Jüngling eine heilſame Uebungsſchule. Nach Ablauf derſelben und einigen fortgeſetzten kaufmänniſchen Verſuchen lernte er von einem frommen Leinweber deſſen Handwerk und bald darauf, da dieſes für ſeine Schwächlichkeit ſich nicht eignete, das Seidenbandmachen, das er mehrere Jahre betrieb, bis er etwa 30 Jahre alt es aufgab, theils weil es ihm zu ſeinem Unterhalte nicht mehr nöthig war, theils weil er ſonſt genug und zwar wichtige Dinge zu thun hatte. Der Handwerker war nach gründlicher Erweckung ein tüchtiger Arbeiter im Weinberge ſeines Herrn und Heilandes geworden und in Seinem Dienſte auch ein nicht unbedeutender Schriftſteller.

Er war von frommen Eltern erzogen, namentlich hatte die länger lebende Mutter großen Einfluß ausgeübt; in Mülheim wandte er ſich immer mehr dem religiöſen Leben zu, wobei ihm guter Umgang und Lektüre dienlich wurde. Bedeutenden Einfluß hatte der gleichfalls in Mülheim lebende Candidat der Theologie, Wilh. Hoffmann, der nie ein Amt bekleidete, in Erbauungsver-

sammlungen aber auch außerhalb seines Wohnortes thätig war und befreundet mit dem bekannten Hochmann, in dessen Geiste, wiewohl stiller, wirkte, auch durch Schriften. Derselbe bestimmte ihn in den Uebungen, wie damals die Versammlungen genannt wurden, zu reden, und erweiterte ohne Zweifel seine Kenntnisse in der hebräischen, lateinischen und griechischen Sprache; sie blieben Freunde bis zu seinem Tode 1746, auch in der letzten schmerzensvollen Zeit nicht getrennt, der eine durch Geduld und Glaubensmuth, der andre durch aufopfernde Liebe und Handdienste erquickend.

Tersteegen wurde durch Gottes Gnade früh erweckt; mannigfaltige zum Theil harte Verhältnisse förderten sein inneres Leben, er mußte durch Kämpfe hindurchgehen wie so viele Glaubenshelden, bis er endlich zu dem Frieden gelangte, den die Welt nicht geben kann und zu der festen Glaubensstellung, so daß er 1724 am Abende vor Charfreitag eine Verschreibung an seinen Heiland niederschreiben konnte, Ihm treu zu sein bis an den Tod; er hat Wort gehalten und sein langes Leben hindurch einen weltüberwindenden Glauben bewährt. Christus war ihm das Leben und Sterben sein Gewinn. Wie Zinzendorf kannte er nur Eine Passion, die war sein Heiland. Von Ihm redete, schrieb er; in Mülheim war er der Seelenfreund Unzähliger, und dort wie an anderen Orten verehrten ihn viele als den, der sie zum Heiland geführt hatte. Tag und Nacht stand er seinen Mitmenschen zu Dienste. Er verstand auch einfache Arzneimittel zu bereiten, wobei er sich vorzüglich nach Richter in Halle richtete, und vertheilte sie unentgeltlich an Arme. Sie wurden von Vielen begehrt und auch weithin verschickt. Trotz seiner geringen Mittel hatte er von jeher eine bedeutende Wohlthätigkeit ausgeübt und von seinem elterlichen Vermögen nichts behalten. Er lebte stets einfach und kannte den Genuß, Andre genießen zu lassen. Der arme Handwerker ging schon in frühen Jahren Abends, wenn er nicht bemerkt werden konnte, mit Gaben zu Armen und entzog sich was er andern schenkte. Doch um das geistige Wohl Anderer war er am meisten bekümmert, und hierin hat er Unsägliches geleistet, so daß Jung Stilling behauptet, seit der Apostel Zeiten hätte Keiner so viel Seelen dem Herrn zugeführt. Die Liebe Christi drängte ihn, er hatte selbst Gnade erfahren. Man lese seine geistliche Lotterie, sein Blumengärtlein, das schon früh entstand, 1729 zuerst erschien und allmählig erweitert wurde; welch ein tiefes, frommes, kindliches Gemüth spricht sich überall aus! Das eigne Ich galt ihm nichts; Gott zu preisen

und zu dienen, war ſeine Aufgabe; Ihm überließ er ſich, von Ihm nahm er Alles, was ſich ereignete, Leid und Freud, mit Dank und Vertrauen. So ſagt er:

Wer etwas liebt und will, was Gott nicht ſelber iſt,
Verlängert ſeine Qual und hindert ſeinen Frieden;
Rein ab bis auf den Grund, aufrichtig, ohne Liſt;
Wer Gott will ſein gemein, muß werden abgeſchieden;

und an andrer Stelle:

Gott iſt die Sonne; ich ein Strählchen Seines Lichts,
Trenn' ich von Ihm mich ab, bin ich ein finſtres Nichts;
Halt' ich mich ſtets an Ihn, ſo wird mir Licht und Leben
Und alle Tugenden ſein ſtiller Einfluß geben.

Der gebrechliche Mann, deſſen Sinn auf ſtille Zurückgezogenheit ging, wollte doch ſelbſt die mit Unruhe verbundene Thätigkeit nicht meiden und wirkte wo und wie er konnte; in jüngern Jahren mag er dem Quietismus ſich in etwa zugeneigt haben, wie auch einem ſtrengeren Separatismus. Auch ſeine Reiſen waren miſſionsartig; jährlich ging er nach Holland, wo ein großer Freundeskreis war, zum Theil aus den höchſten Ständen. Ein dortiger Freund, Pauw, unterſtützte ihn reichlich; er, der ſo viele glänzende Anerbieten ausſchlug, nahm von ihm und einigen andern Freunden gern das Wenige, was er bedurfte, die meiſten Gaben Dürftigen zuwendend; ſeine vielfachen Schriften mochten ihm wenig einbringen. Später reiſte er oft nach Crefeld, wo er in der Mennonitenkirche auf vielfaches Bitten auch einmal die Kanzel beſtieg, und in's Bergiſche, wo namentlich in Solingen, Wan, Elberfeld, Gemarke ihm viele in chriſtlicher Brüderlichkeit zugethan waren und ihn als ihren geiſtlichen Vater ehrten, auch noch nach ſeinem Tode, z. B. Engelbert Evertſen, Jac. Teſchemacher und Wilh. Week. Es war ein lieblicher Brüderbund, alle dem Herrn dienend; Terſteegen, ihr gefeierter Mittelpunkt und ihre Stütze, blieb einfältig und demüthig; ſeine Liebe und Langmuth war nicht zu erſchöpfen und zeigt ſich auch in Tauſenden von Briefen, die er nach allen Seiten ſchrieb. Viele ſind gedruckt und werden noch mit Segen geleſen. An Anfeindungen fehlte es nicht, namentlich von Geiſtlichen; man kennt den dürren Zuſtand der damaligen Kirche und mancher mochte unſerem Terſteegen ſeinen Ruhm und Zuſpruch nicht gönnen, wie er wohl auch wegen Unluſt an den unerquicklichen Predigten die Kirche nicht beſuchte. Er verkannte den damals ſo verdunkelten Werth der Kirche und führte mehr ein in-

nerliches Leben und hatte eine kleinere Gemeinschaft mit gleichgestimmten Seelen. Mancher Prediger aber schätzte ihn sehr hoch und wandte sich an ihn, um sich seiner großen Erfahrung zu bedienen. Sein Leben floß segensreich für viele dahin, bis es 1750 noch bewegter wurde. Damals entstanden im Mülheimischen geistliche Bewegungen, wozu die Anregung von einem zu Duisburg Theologie studirenden Holländer Chevalier ausging. Tersteegen nahm Theil daran, weil er sie für gut hielt und sprach, nachdem frühere Versammlungen eingegangen waren, wieder öffentlich mit ungeheurem Beifall. Hunderte strömten in sein Haus, um ihn zu hören. Wir haben in den geistlichen Brosamen noch viele seiner damals gehaltenen Reden, in denen ein tiefer Ernst herrscht und eine große Herzlichkeit; aus seinen Gebeten weht den Leser der Hauch der innigsten frommsten Empfindung an. Bald erhob sich gegen ihn ein großer Sturm, indem die Mülheimer Geistlichkeit gegen ihn auftrat und seine Wirksamkeit zu hemmen suchte, besonders der ref. Prediger Wurm. Wir wissen, wie einem Arnd, Spener, Francke von Amtsbrüdern begegnet wurde; dem „Laien" mußte es noch übler ergehen. T. vertheidigte sich mit aller Sanftmuth und wurde von der Obrigkeit geschützt. Auch gegen seine Schriften wurde sogar auf Synoden geeifert. An seinem Freunde, dem Oberconsistorialrathe Hecker in Berlin hatte er einen tüchtigen Beschützer und das Blumengärtlein erschien mit Preuß. Privilegium zu Duisburg; derselbe theilte auch ein jetzt unbekannt gewordenes Schriftchen von ihm „Gedanken über die Werke des Philosophen von Sanssouci" dem großen Friederich mit, der über den Gegner seiner religiösen Ansichten die Worte aussprach: Können das die Stillen im Lande?

Der schwache in beschränkten Lebensverhältnissen lebende Mann blieb unverheirathet, wozu er auch Neigung haben mochte; er hegte sonst gegen den Ehestand wenigstens in spätern Jahren die größte Achtung, nur wünschte er, daß er nicht von Gott abführe. Man hat ihn wohl als Feind der Ehe angeklagt, wie auch als unkirchlichen Mystiker und Separatisten, wie schon oben angedeutet ist. T. war kein Feind der Kirche und schätzte die tüchtigen Prediger, wie ihn z. B. der 1761 nach Mülheim berufene P. C. Engels; aber er verkannte nicht den damaligen Verfall und hielt sich zurück, eine Genossenschaft warmer Christen bildend, die der Kirche sehr heilsam wurde; auch jetzt noch zeichnen die Tersteegianer sich durch Kirchlichkeit aus und sind dem Separatismus und dem Sektiren

feind, wie er es war. Er äußerte ſich, er habe etwas wichtigeres zu thun, als eine Sekte zu ſtiften. Lebendige Chriſten aus allen Confeſſionen waren ihm liebe Brüder, er fragte nicht, woher ſie kämen, ſondern wohin ſie gingen. Wollen wir ihn einen Myſtiker nennen, ſo geſchieht's im edelſten Sinne; er ſelbſt ſchätzte den Lodenſtein, de la Badie, Berniere, die Guion, wie die älteren Thomas v. Kempen, Ruysbroek, Tauler und überſetzte manches aus ihren Schriften. Er hielt ſich an die heilige Schrift als Richtſchnur ſeines Glaubens und Lebens und blieb nüchtern, verſtändig, praktiſch, auf die Hauptwahrheiten ſtets hinweiſend ohne ſich in dunkle Lehren zu vertiefen. Sein Leben war ſtrenge wie es ein edler Pietismus fordern konnte, aber er blieb weit entfernt von allem mürriſchen, ſonderlichen Weſen. Vom heiligen Abendmahle hielt er ſich zurück weil er mit Calvin und dem Heidelberger Katechismus glaubte, es mit offenbaren Sündern nicht genießen zu dürfen, doch ließ er Andern ihre volle Freiheit und ſprach über die Heiligkeit der Sakramente mit großer Ehrfurcht. Er redet oft vom inneren geiſtigen Genuſſe des Abendmahles. Er war ein durch und durch religiöſer Mann, ſein Wandel im Himmel, ſein Leben in Gott verborgen mit Chriſto. Sein Freund Stahlſchmidt aus Freudenberg, der in früheren Jahren ſich an ihn als ſeinen Seelenarzt gewendet und liebevolle Aufnahme gefunden hatte, urtheilte nach ſeinem Tode, er ſei ein apoſtoliſcher Mann geweſen, in deſſen Weltanſchauung und Ueberzeugung alle Confeſſionen ſich hätten wiederfinden und verſöhnen können.

T. blieb bis zu ſeinem Tode in Mülheim wohnen und ſtarb den 3. April 1769 mit ruhiger Ergebung und unter herzlichen Unterredungen mit vielen auch aus der Ferne zum Abſchiede herbeieilenden Freunden. Ihr Troſt war ſein Glaube und ſeine Hoffnung, worin ſie mit ihm übereinſtimmten; ſein Andenken blieb im Segen und noch nach vielen Jahren grüßten ſie ſich mit Sprüchen und Verſen aus der Lotterie und dem Blumengärtlein, das ihnen von dem höchſten Werthe war, wie es noch ein Lieblingsbuch inniger Seelen iſt, mit Recht geprieſen von einſichtsvollen Kennern, wie von Bunſen, Lange, Schubert, Knapp. Das Lied: Gott iſt gegenwärtig ꝛc. iſt in viele Geſangbücher aufgenommen; und bei Miſſionsfeſten hat der Vers aus einem andern: Wann grünt Dein ganzer Erdenkreis ꝛc. ſchon unzählige erquickt und ſpricht ſein Gefühl für Miſſion aus, wie es die damalige Kirche nicht kannte. Im Gebiete der inneren Miſſion war er ein Held, ohne allen

Glanz und Namen. Er ruht von seiner Arbeit und seine Werke folgen ihm nach. Allen Christen ist er ein theurer Bruder, sie danken und preisen Gott, daß Er ein so herrliches Werkzeug ausgerüstet zum Dienste in der Kirche und zum Segen Vieler.

Das dankbare Mülheim hat ihm 1838 ein Denkmal gesetzt bei dessen Einweihung alle evang. Prediger ihre Verehrung gegen den theuren Mann aussprachen. Die schon bald nach seinem Tode durch seinen in Homburg v. d. H. lebenden Freund Dr. Burckard verfaßte sehr bezeichnende Inschrift lautet:

Hier ruht ein Gottesmann, ein Menschenfreund und Christ,
Der recht durch Kreuz bewährt, nunmehr vollendet ist;
Ein Priester von Gott selbst, der stets vor ihn getreten,
Und tausend Seelen Heil durch Christi Geist erbeten,
Der Jesu nur gelebt und Jesum nur verklärt.
Ach daß ein solcher starb! Doch nein, es lebt Tersteegen
Und bleibt bei Zion hier im ew'gen Ruf und Segen.

G. Kerlen in Mülheim a. d. Ruhr †.

---

369. Johann Sebastian Bach.

28. Juli.

Joh. Seb. Bach, der größte Tonmeister des vorigen Jahrhunderts, ist geboren zu Eisenach am 21. März 1685, gestorben in Leipzig am 28. Juli 1750. Sein Ahnherr, Veit Bach, ein Bäcker zu Preßburg in Ungarn, wanderte aus seiner Heimath, als ums Ende des 16. Jahrhunderts der evangelische Glaube bedrängt ward, und siedelte sich an in evangelischem Lande unweit Gotha. Von ihm, der die Tonkunst leidenschaftlich liebte, pflanzte sich die Neigung auf seine Söhne fort, und ist in seinen Nachkommen als erbliche Naturgabe wirksam geblieben durch sechs Menschengeschlechter in zwei Jahrhunderten. Drei seiner Enkel sandte ihr Landesherr, der Graf von Schwarzburg, auf seine Kosten nach Italien, um dort die hohe Schule der Tonkunst durchzumachen. Der mittlere dieser Enkel, Christoph (1615—1661) ist der Großvater Sebastians; Christophs Sohn und Sebastians Vater, Johann Ambrosius, war Hof- und Stadtmusicus in Eisenach. Kaum zehn Jahr alt war Sebastian eine älternlose Waise; er kam zu seinem Bruder, dem Organisten Johann Christoph, der ihm den ersten Clavierunterricht ertheilte. Dem begabten Knaben genügten bald

die leichten Anfangsübungen nicht mehr; der Bruder aber wollte dem regelmäßigen Fortschritt der Schule nichts abgebrochen wissen, und weigerte dem Schüler ein Heft mitzutheilen, das die schönsten Tonsätze berühmter Meister enthielt; da stahl es der Knabe und schrieb heimlich in mondhellen Nächten das Heft ab; der Bruder entdeckte den Diebstahl, nahm Original und Copie fort, und Sebastian hat beide erst nach des Lehrers Tode, der bald darauf erfolgte, wieder gesehen.

Nun doppelt verwaiset wanderte Sebastian nach Lüneburg, und trat dort als Chorschüler in das Gymnasium zum Kloster St. Michaelis. Seine schöne Sopranstimme schaffte ihm gute Aufnahme; als aber die Stimme anfing sich zu ändern, ergab sich das seltene Naturspiel, daß gleichzeitig mit den oberen Soprantönen die tiefere Octave erklang; diese sonderbare Doppelstimme dauerte acht Tage lang, da war nicht bloß sein Sopran, sondern die Singstimme überhaupt verloren. — Von Lüneburg pilgerte er mehrmals nach Hamburg, um den berühmten Organisten Johann Adam Reinken zu hören, zuweilen auch nach Celle, wo sich eine französische Opern-Capelle befand.

In seinem 18. Lebensjahre, 1703 ward er als Hofmusicus in Weimar angestellt, das Jahr darauf als Organist in Arnstadt, dann in Mühlhausen, 1708 wieder in Weimar als Hof-Organist; dort weilte er 9 Jahre, neben dem Kirchendienst auch mit weltlicher Kunst als Concertmeister und Musiklehrer beschäftigt; aus dieser Zeit scheinen die ältesten seiner (weit später erst veröffentlichten) Tonwerke herzurühren.

Bald ward sein Name bekannt und berühmt als des größten lebenden Orgelspielers und Tonsetzers: dieser Ruf ward bestätigt, als im Jahre 1717 der Franzose Marchand nach Dresden kam und dort seiner Kunst wegen glänzend aufgenommen, am Hofe Anstellung erhalten sollte. Da gedachte der churfächsische Capellmeister Volumier — sei es in Eifersucht gegen den anmaßlichen Franzosen, oder aus reiner Verehrung deutscher Kunst — Sebastians Kunst zum Wettstreit zu rufen, um Marchand zu demüthigen. Es ward Tag und Stunde des Wettstreites auf dem Clavicymbalo festgestellt, welcher in Gegenwart einer zahlreichen vornehmen Gesellschaft im Hause des Grafen v. Flemming stattfinden sollte. Bach erschien zur gegebenen Zeit, Marchand nicht; als man nach ihm schickte, erfuhr man, daß er „bei früher Tageszeit mit der geschwinden Post aus Dresden verschwunden" sei. Bach ließ sich

nun allein hören zur höchsten Bewunderung und Erbauung der Gesellschaft und blieb ohne Kampf Sieger.

In demselben Jahre berief der Herzog von Anhalt-Cöthen den jetzt in die Blüthe der Kraft und des Ruhmes getretenen zu seinem Capellmeister; Sebastian verweilte dort 6 Jahre, und diente dem jungen geistvollen Fürsten mit Hingebung, hier neben der geistlichen auch die weltliche Tonkunst eifrig anbauend und mit neuen Gestalten erfüllend. Um 1722 reiste er nach Hamburg, und ließ sich dort auf der trefflichen Orgel der Katharinenkirche zwei Stunden hindurch hören, zur Bewunderung einer ansehnlichen Zuhörerschaft; eine halbe Stunde widmete er der Durchführung des Chorals: „An Wasserflüssen Babylon" in der Weise, wie vordem der Organist zur Einleitung oder zum Schluß, in der Frühmette oder in der Vesper, zu figuriren pflegte. Damals war der Organist Adam Reinken, den Bach der Knabe mehrmals zu hören gereist war, ein fast hundertjähriger Greis; er stand im Rufe, gegen Kunstgenossen stolz und neidisch zu sein; als aber Sebastian der Mann in jenem Choral alle Herrlichkeit heiliger Kunst entfaltet hatte, da grüßte ihn der Greis mit dem Wort: „Ich dachte diese Kunst wäre gestorben; ich sehe aber, daß sie in euch noch lebet."

Endlich, um das Jahr 1723, trat Sebastian in diejenige Richtung, in der er bis ans Ende verharrte: er ward an Kuhnaus Stelle zum Stadtcantor in Leipzig erwählt, zugleich zum academischen Kirchen-Musik-Director. Treulich stand zu ihm der Pastor an St. Nicolai, Salomon Deyling, und der Professor der Beredtsamkeit, J. M. Gesner, beide seinen Werth erkennend und mit Begeisterung verkündend, wogegen der Philologe Ernesti, der die Tonkunst für eine Störerin der Wissenschaft erklärte, in gespannter Haltung gegen ihn stand. Gesner hat Sebastians Lob auf eigenthümliche Weise gesungen, indem er bei der Erklärung des Quintilian (instit. orat. 1, 12, 3) der römischen Lobpreisung des fabelhaften Orpheus die Größe des wirklichen deutschen Sängers gegenüberstellt.

Die Thätigkeit des Meisters in diesem durch 27 Jahre bis an den Tod geführten Amte war bewundernswerth an Reichthum, Tiefe und Treue. Als Cantor zu St. Nicolai hatte er den gewöhnlichen Gottesdienst zu leiten, zwei oder dreimal Sonntags, daneben war er Dirigent des academischen Gottesdienstes zur St. Thomaskirche; hiezu kam fortwährender Musikunterricht, selbst mit

Anfängern im Clavier- und Geigenspiel, desgleichen musikalische Compositionslehre vom einfachen Generalbaß bis zum vierfachen Contrapunkt; dazu die fast ununterbrochene Chor-Uebung für sonn- und festtägliche Gottesdienste, für welche er nicht allein das Grundbuch — die Partitur —, sondern mehrentheils auch die Einzelstimmen (deren viele noch in den Bibliotheken zu Berlin, Breslau ꝛc. erhalten sind) eigenhändig schrieb. Das Wunderwürdigste von Allem freilich ist, wie er mitten in diesem Drange täglicher Arbeit die unvergänglichen Tonwerke schaffen konnte, an Zahl und Gestaltung fast unübersehlich, an Gehalt und Lebenskraft unvergleichlich, dauernde Zeugnisse des deutschen und evangelischen Geistes.

Denn der evangelische Sinn, der den Erzvater des Hauses aus seinem Vaterlande getrieben, blieb ein Erbe der Familie bis in späte Zeiten. Noch in der vierten Generation war es Gewohnheit, daß sich seine zahlreichen und zerstreut wohnenden Nachkommen, großentheils ehrsame Cantoren und Schulmeister, alljährlich in der alten Heimath einmal zusammen fanden zum Familienfest, wobei es ernst und fröhlich herging: ein Choral machte den Anfang, allerlei Liedlein ernster und fröhlicher Art bis zur Ausgelassenheit beschlossen das Fest. Wenngleich manche unter ihnen namhafte Künstler waren, so gelüstete es doch keinen, auszuwandern, um als fahrender Schüler Ruhm, Ehre und Gold zu ärndten. Auch Sebastian trug zu solcher Art wenig Neigung, obwohl ihm, wie einer seiner Feinde gesteht, seine unerhörte Kunst überall eine Goldgrube hätte werden können. Er hatte ein einträgliches Amt, aber bei der zahlreichen Familie keinen Ueberfluß, und ließ sich genügen an warmer Häuslichkeit und unabläßiger Arbeit. Weitere Reisen kamen selten vor, und gewöhnlich nur in Auftrag, z. B. bei Orgelrevisionen oder auf besondere Einladung hoher Personen. Ehre und Ruhm kamen ihm ungesucht, auch Feinde und Neider; doch ist sein Leben äußerlich ohne große Scheinbarkeit vergangen.

Aber diesem reichgesegneten kerngesunden Leben fehlte es nicht an innerlichen ernsten Prüfungen. In seinem 24. Jahre heirathete er die Tochter seines Oheims, die ihm 7 Kinder gebar, darunter die später berühmten Söhne Friedemann und Emanuel; die geliebte Frau ward ihm unerwartet durch den Tod entrissen. — Aus einer zweiten Ehe stammen 13 Kinder, von denen Christian und Christoph namhafte Tonsetzer wurden. Die Hälfte seiner

Kinder sah er vor sich ins Grab sinken; doch blieb sein Herz ungebrochen, seine Seele aufrecht in Arbeit und Gebet. — Eine andere Prüfung war ihm aufbehalten bald nach dem letzten Augenblicke höchsten Glanzes der Ehren. König Friedrich der Große lud ihn mit seinem ältesten Sohne Friedemann nach Potsdam, um den damals 62jährigen Künstler zu bewundern und mit königlicher Huld zu belohnen. Von dort heimgekehrt fühlte er wachsende Augenschwäche; eine Operation mißglückte, die Sehkraft ging verloren. Aber auch in den Tagen der Blindheit verließ ihn das Werk seines Lebens nicht: er dictirte seinem Schwiegersohne einen Tonsatz über die Weise: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein", und oft ließ er noch sein wunderbares Orgelspiel erklingen. Zehn Tage vor seinem Tode kehrte das Licht in seine Augen wieder; die Hoffnung, den Geliebten für die Dauer genesen zu sehen, erfüllte sich nicht; ein Schlagfluß endete sein Leben.

Es läge weit außer dem Zwecke dieser Darstellung, wenn wir versuchen wollten, die ganze Bedeutung bachischer Kunst gleichsam nach ihrer Seele und Leiblichkeit vor Augen zu stellen; wir beschränken uns vielmehr darauf, nachzuweisen, wie Bachs Kunst sich zur Kirche seiner und unserer Zeit verhält, welche Werke allgemein verständlich und wirksam sind, und welchen geistlichen Gewinn wir aus ihnen erwerben mögen.

Das bachische Zeitalter, die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ist Vielen nur bekannt als die verrufene Zeit der Orthodoxie, des Pietismus, der Steifheit und Rohheit; manche Gebildete stellen sich vor, es habe damals wenig anderes gegeben als geistigen Tod, versunkenes Volksthum, Zöpfe, Perrücken und Reifröcke. Die solches sagen, haben nur die Oberfläche geschaut und auch diese nicht genau. — Von Prinz Eugen bis auf Friedrich den Großen giebt es zwar deutsche Zöpfe, aber auch deutsche Hiebe von solcher Wucht, wie mancher spöttisch lächelnde Enkel weder leisten noch tragen könnte, der seinen Ahnherrn lästert und dessen Mark nicht kennt. Die bürgerliche Tüchtigkeit des Königs Friedrich Wilhelm, die in Francke und Spener erscheinende evangelische Frömmigkeit der Liebesthat, die mächtigen Erweckungen des wissenschaftlichen und künstlerischen Geistes in Leibnitz, Winckelmann, Lessing und Klopstock, endlich auch das Spiel der Gegensätze zwischen bürgerlicher Einfalt und höfischer Verderbniß, zwischen volksthümlicher, selbstvergnüglicher Beschränkung und Fremdländerei, zwischen

Kirchlichkeit und Freigeisterei — das Alles sind nicht Zeichen verlöschenden Lebens; vielmehr war die lastende Dumpfheit, welche hundert Jahre zuvor das deutsche Adlersgemüth umfangen, gelüftet, und der Blick dem kommenden Lichte ahnungsvoll zugewandt. Freilich war Bachs Zeitalter auch in Vereinzelung und Vereinsamung, in subjectivem Eigensinn befangen, daher manche Lebensblüthe verkümmert blieb, die unser Volksleben verborgen in sich trug; aber nicht alle Blüthen sind fruchtlos verweht, wie denn jene Helden selbst, deren Thaten und Werke den Bau der späteren Zeit mitbegründen halfen, das redende Zeugniß ihres eigensten Zeitlebens sind. Oder sollten Händel und Bach nicht an sich selber schon Zeugnisse volksthümlicher Lebenskraft sein, da sie selbst in jener jämmerlich genannten Zeit erzogen sind, auf sie gewirkt haben und dankbare Anerkennung bei ihr gefunden? Wie geheimnißvoll offenbar übrigens auch die schönen Künste das Zeitleben mitbauen und regeln, das ist oft zu wenig erwogen: kaum daß man dem pericleischen und raphaelischen Zeitalter solche Wechselwirkung von Kunstschönheit und Lebenswirklichkeit zugesteht, nach der sonderbaren Sitte der zeitsinnigen Historiker, nur die Plastik Kunst zu nennen. Welch' tiefen Einfluß aber eben die Tonkunst auf die zeitlebende Menschheit ausübt, das ist in unseren Tagen sehr gewaltig, ja oft zum Erschrecken sichtbar geworden.

Der Zustand der evangelischen Kirche von 1720—1750 ist nun jener Gegensätze Spiegel und Licht. Denn im kirchlichen Leben spiegelt sich, was dem Geisterkampfe zwischen Weltverstand und Seelentiefe zu Grunde lag; und woher empfinge das ganze Zeitbild sein Licht, wenn nicht aus dem Glaubensleben? — Die Liturgie bestand in den rein lutherischen Ländern ziemlich unverändert nach der ursprünglichen Weise (vergl. Winterfeld, Evg. K.-Gesang 3, 342), aber vieler Orten galt sie schon für ein veraltetes Erbstück, das man gelegentlich ändern oder abschaffen dürfe. Am lebhaftesten ward der Gemeindegesang von den Zeitsinnigen bekämpft, freilich nicht ganz ohne Grund; denn wenn der Kritiker Mattheson „die faulen schläfrigen Noten des Chorals" mit besseren Weisen will vertauscht wissen, so trifft er allerdings die Entartung des Kirchengesanges, die heute langsam zu weichen beginnt. Wirklich ist die Schönheit des evangelischen Volkskirchengesanges zerstört seitdem die calvinische Psalmodie mit ihren langgestreckten gleichsilbigen Tönen an die Stelle der ursprünglichen melodischen Rhythmik getreten war.

Bach aber sah den alten Liedweisen ins Herz. Kannte er auch wohl nur von wenigen die ursprüngliche Form, weil die Impietät des vorangegangenen Menschenalters das Gedächtniß der Kirchentöne und ihrer vorzüglichsten Meister Eccard, Prätorius u. s. w. fast vernichtet hatte: so schaute sein tiefer Blick den unverwüstlichen Kern der melodischen Gestalt, den die calvinische Psalmodie nicht hatte zerstören können. Diesen melodischen Kern ergriff er, bald die gangbare Gestalt — wie sie noch heute großentheils besteht — unverändert bewahrend, bald sie in freier Weise fortgestaltend, neue rhythmische und harmonische Motive einfugend, zuweilen in wunderbarer Kühnheit etwas wesentlich Neues entwickelnd, letzteres vornämlich in den Orgel-Figurationen, z. B.: „Dies sind die heilgen zehen Gebot" (G-dur $\frac{6}{4}$) — „An Wasserflüssen Babylon" (G-dur $\frac{3}{4}$) — „O Mensch, bewein dein Sünde groß" (Es-dur $\frac{4}{4}$) — „Nun komm der Heiden Heiland" (G-moll Aeol. $\frac{4}{4}$).

Solche kühne Neuerung, die Melodie innerlich umzugestalten ohne sie unkenntlich zu machen, ist auch den Tonsetzern der altkirchlichen Zeit nicht ganz fremd geblieben; Eccard[1]), Prätorius, Gesius u. A. Nur Wenige, wie Osiander und Vulpius, scheinen solche Veränderungen grundsätzlich fern zu halten, Osiander vornämlich deshalb, um die Gemeinde mit dem Schülerchor zusammen singen zu lassen. — Dem geschulten Chore steht zu, Kunstgesang neben dem Gemeindegesang zu üben, daher er bei Festliedern, Einleitungen, Schlüssen, auch in abwechselnden Antwortgesängen sich größerer Freiheit bedienen durfte.

Seb. Bachs Weise ist überwiegend dem Kunstgesange zugewandt; über sein Verhältniß zum Gemeindegesang fehlt es uns gänzlich an Nachricht; nur aus Vergleichung verschiedener Umstände dürfen wir schließen, daß er den Gemeindegesang würdiglich geleitet, der gangbaren Form sich anschließend, welche bei den schwerathmigen psalmodirten Zeilen der Ruhepunkte bedurfte, die dann durch Zwischenspiele belebt wurden. Mit Recht haben diejenigen, welche um die Herstellung der alten Liedweisen bemühet sind, die Zwischenspiele verworfen; nicht begründet ist dagegen die allgemeine Verdammniß aller Zwischenspiele, so lange noch die psalmodische Form besteht. Namentlich die Bachischen, soweit sie

[1]) Eccard z. B. in der Schlußzeile von „Nun lob mein Seel den Herren", — Gesius in „Ein feste Burg" in der zweiten Zeile, — M. Prätorius in der Schlußzeile des Aufgesangs von „Allein zu dir, Herr Jesu Christ."

gedruckt vorliegen, sind oft von hohem Kunstwerth und erbaulicher Schönheit, z. B. zu „Das alte Jahr vergangen ist" (Dorisch, D-moll ¼) — „O Mensch, bewein dein Sünde groß" (Es-dur ¼). Auch haben sie historischen Grund in der weit vor Bach schon bräuchlichen Weise, die Schlüsse und Anfänge der Zeilen durch melodische Figuration der Unterstimmen zu verweben, so daß Cantus firmus und Figuration[1]) sich wechselseitig auslegten.

Aus dem Obenangeführten ist ersichtlich, daß Bachs Compositionen für die Herstellung des Gemeindegesanges nicht geeignet sind, und keineswegs als Grundlage solcher Herstellung dienen können. Wenn etwa die bekannte Choralsammlung von C. F. Becker in solchem Sinne sollte gebraucht werden, wie das schon von einseitig begeisterten Künstlern versucht ist: so wird die Gemeinde irre an ihrem Gesange, und singt unsicherer denn zuvor. Denn alle bisher vorliegenden Choralbearbeitungen zeigen, daß sie der Meister gar nicht gedacht hat als objective Ausprägung der Liedweise, wie sie dem unisonen Gesang des Volkes, zumal bei mannigfachen Textworten verschiedener Lieder, zu Grunde liegen müßte: sondern es sind vielmehr Bachs mehrstimmige Tonsätze jeder ein individuelles Abbild der einzelnen Strophe an ihrer Stelle, nach ihrer Verbindung und Bedeutung im Kunstgesang der Cantate.

Diese Cantaten, deren Anzahl allein schon in Staunen setzt, — es sollen 168, also über drei Jahrgänge, vorhanden und außerdem mehrere verloren sein — waren für den sonn- und festtäglichen Kirchendienst bestimmt, den Hauptgottesdienst vorzubereiten. Sie schließen sich der regelmäßigen Pericope dem Inhalt nach an, und stellen die evangelische Liturgie in einem Idealbild vor. Bibelwort und Kirchenlied bilden die Grundlage, jenes gewöhnlich einzeln recitirend vorgetragen, dieses in mancherlei Weisen als Choral, als Fuge, figurirt, frei oder von Instrumenten begleitet. Die Form der Cantaten ist unendlich mannigfaltig, fast jede ein einziges Bild ihrer Art. Da es ohne Anschauung durch Auge und Ohr (Partitur und Aufführung) unmöglich ist, über Tonwerke gründlich zu urtheilen, so seien hier nur einige der vorzüglichsten genannt, die auch den minder künstlerisch Gebildeten leicht zugänglich werden. So sind theilweise schon früher durch

[1]) Cantus firmus, fester Gesang, heißt die Grundmelodie, Figuration die melodische Bewegung (Beweglichkeit) der Nebenstimmen.

A. B. Marx, Winterfeld und verwandte Kunstfreunde in Einzelausgaben, andere in der großen Gesammtausgabe der Bach-Gesellschaft veröffentlicht. Als rechtes Eingangsstück, um Liebhaber und Volk zu entzücken, ist zu nennen: „Du Hirte Israel höre" über Psalm 80 — lieblich und gewaltig, mäßig schwer, unvergeßlich wirkend. „Ein feste Burg," in allen 4 Versen durchcomponirt mit freiester Figuration und subjectiv liedhaften Zwischensätzen, ist ein kühn gewaltiges Werk, anfangs schwierig, bald eindringend, den vorgeschrittenen Anfängern zu empfehlen. „Wachet auf, ruft uns die Stimme" ist eine der edelsten und feierlichsten Figurationen, gleich der vorher genannten in den einzelnen 3 Versen durchcomponirt, doch gediegener in der Fülle und Ausführung der Nebenglieder. „Bleib bei uns, denn es will Abend werden," ist von wunderbar wehmüthiger Lieblichkeit, vielen Singvereinen schon vertraut und geliebt. Endlich die Weihnachts-Cantaten; welche Zartheit und Größe, milde Hirtenflur und Reich der Herrlichkeit ist hier neben einander gemalt!

Wenn hier nur einzelne um der leichten Ausführbarkeit willen, die auch zum sonntäglichen Dienst sehr brauchbar sind, angeführt worden, so wird jeder Kundige sie leicht auf das Doppelte und Dreifache vermehren. Die Grundbedingung ihrer Ausführung ist nur: gewissenhafte Uebung der Einzelstimmen und einfältiger Gesammtvortrag, ohne subjective Ueberspannung, streng tonisch und rhythmisch wiedergebend was geschrieben stehet; auf diesem Wege ist es möglich, Sänger und Hörer mit einiger Mühe, die reichlich lohnet, einzuführen in die ächte evangelische Tonkunst, die es in ihrer Art hat, feste dauernde Gestalten des Heiligen objectiv auszuprägen, also daß sie bei wiederholtem Vortrag nicht ermüden, sondern immer tiefer ins Herz dringen und ein unverlierbares Gut werden.

Während das für den Augenblick Geborene eben zur Anregung gut ist, aber nicht zum Born der Seele hinabströmt: so ist aller göttlichen Kunstwerke Signatur, ewig zu sein, das Gedächtniß zu befruchten, die Liebe zu mehren. Dieß werden alle treu Arbeitenden inne, wenn sie die schwierigen Werke antreten: die hohe Messe in H-moll und die Matthäus-Passion. Beide Werke dürfen nicht geschwind versucht werden; erst nach jahrelangem Versenken in ihre Tiefe gelingt Verständniß und Darstellung; dann aber schließt sich ein Reich der Schönheit auf, wie es nur des Sehers Entzückung ahnet: in der Messe aller Glanz der alten

Kirche voll alterthümlicher Hoheit, aber mit Anklängen der Verklärung durchathmet, welche nicht das tridentinische Rom, sondern das Urbild der apostolischen Zeit den frommen Meister gelehrt; in der Passion aller Tiefsinn evangelischen Lebens, gewaltig und rührend, die Thaten und Gedanken der neuen Kirche dramatisch zusammen fassend: also daß in beiden Werken eines deutschen Meisters versöhnt erscheint was sich im Gedränge der zeitlebenden Kirchen leider bekämpft: die Idee des Gottes-Reiches, welche die katholische, und die der Gottes-Kindschaft, welche die evangelische Kirche als ihr eigenthümlich Erbe erkennt. — Welches von beiden Werken das höhere sei, ist nicht zu sagen; die Messe hat den Vorzug erhabenen überweltlichen Glanzes in epischer Darstellung der göttlichen Wunderthaten; die Passion trägt den Vorzug, den Heiland persönlich darzustellen, demüthig und herrlich, segnend und zürnend, im liebenden Geleit der Jünger und im Kampf mit der bösen Welt. Die Höhepunkte der Messe sind das Credo und Sanctus; die Edelsteine der Passion sind die Einsetzungsworte, wo mit recht evangelischer Freude verkündet wird das „Trinket Alle daraus," — und das Wort am Kreuz: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen," — und neben diesen Zeugnissen der Herrlichkeit die gewaltigen Schauerscenen des „Kreuzige," „Barrabam," „Er hat gesagt, ich bin Gottes Sohn," „Steig' herab vom Kreuz," den bittern Kampf der Gegenwart vor Augen malend, damit der Sieg desto herrlicher sei.

Neben den Gesangwerken sind als wesentliches Glied des Kirchendienstes die Orgelwerke zu betrachten. Der Gebrauch der Orgel, ursprünglich nur der Stütze des Gesanges bestimmt, erweiterte sich in der evangelischen Kirche zu freieren Gestaltungen. Die Vor-, Zwischen- und Nachspiele zur Liturgie entwickeln sich zu selbständigen Bildern, bald den Choral auszubilden, bald die Stimmung des Festes trauernd und freudig auszusprechen, hierin die innerste Aufgabe aller schönen Kunst erfüllend, das Seiende zu verklären, d. h. in die Klarheit zu heben, die der Seele Heimath ist. — Bachs Orgelwerke sind ein Schatz von unermeßlichem Werthe, weil hier die freie kühne Seele hoch über dem Worte schwebend ausströmen konnte was kein Auge gesehen und nur der selige Traum ahnet. Und doch sind sie nirgend von dem keuschen Bewußtsein abgefallen, des Heiligen Diener zu sein; denn die allerhöchste Technik, die unbegreifliche Kühnheit der Erfindung bleibt stets in den Schranken der demüthigen Wahrheit, schwankt nirgend

in die Eitelkeit der Weltkunst hinüber, von welcher Sünde wir sonst keinen der späteren Orgelmeister ganz frei sprechen können. — Die „Choral-Figurationen" in den Breitkopfschen Ausgaben, durch Mendelssohn erneuert, der „Anfahende Organist," die „Präludien, Fugen und Fantasien" für die Orgel können das halbe Menschenleben eines treuen Jüngers ausfüllen, weil sie eben so lehrhaft wie erbaulich, so technisch wie ideal unerschöpflich reich sind.

Schon vorhin ist angedeutet, wie Bachs Thätigkeit überwiegend dem Kunstgesange zugewendet ist, gegen welche Richtung der Gemeindegesang verhältnißmäßig in Schatten gestellt ist. Der Liedgesang ist das vorzugsweis kirchliche Kleinod der evangelischen Gemeinde; der künstlerische Chorgesang dagegen hat seiner freieren Bewegung zufolge wohl Neigung, über das Reinkirchliche hinaus zu schweifen. Nicht unrichtig ist daher die Unterscheidung in Kirchlich und Geistlich, deren sich der tiefsinnige Winterfeld (Evang. Kirchengesang 3, 298. 311. 342. 427.) bedient, um die Eigenthümlichkeit der Bachischen Zeit von der früheren — altrömischen und altlutherischen — abzusondern. Es geht durch alle Bachischen Kirchenwerke ein geistlicher Grundton; wie ihm das Heilige vor Augen steht, bezeugt die Beischrift auf jedem seiner eigenhändig geschriebenen Notenblätter S. D. G. = Soli Deo Gloria. Selten jedoch vernehmen wir in einzelnen Choralen den Ton der kindlich volksthümlichen Einfalt der stillen Versenkung in das Unnennbare, das in reinem Lichtleben schimmernde Wesen wie in Eccards Liede „Ich lag in tiefer Todesnacht," oder Orlandos „Christ ist erstanden," oder Haßlers „Christ, unser Herr, zum Jordan kam," „Aus tiefer Noth" oder Prätorius „Von Gott kommt mir ein Freudenschein" und Eccards Weihnachtslied „O Freude über Freud." — Anklänge an die altkirchliche Heiligkeit fehlen auch Bach nicht, z. B. in den Liedversen „Der Herr ist mein getreuer Hirt," — „Wer hat dich so geschlagen" — „Ich bins, ich sollte büßen" — „Bald rufst du mich zu höhern Freuden" — „Laß dein' Engel mit mir fahren" — u. a.

Es werde aber mit diesem Unterschied von Kirchlich und Geistlich doch ja nicht ein Tadel auf die Bachische Art und Kunst geworfen. Er war hingegeben dem Ideal der Zeit, welches bei beginnender dialectischer Bewegung der Geister in der dramatischen Entfaltung erkannt ward. Dramatisch, d. h. persönlich wirkend, leidend und kämpfend, stellen alle Bachischen Hauptwerke

das Heilige dar; wir schauen den gegenwärtigen Heiland in menschlicher Prophetie, in übermenschlicher Herrlichkeit inmitten der menschlich bewegten Jünger, der dämonisch entzündeten Widersacher; das größte Schauspiel der Geschichte tritt in glühenden Lebensfarben vor unsere Augen; da genügt nicht mehr der einfache Glanz des ungebrochenen Lichtes jener morgenröthlichen Jugendzeit; es treten weltliche Mächte herzu, aber — so weit Bachs Gewalt reicht, nur dienstbar, niemals überwältigend.

Dieser Ueberhang in das weltliche Gebiet ist an unserem Meister auch sonst ersichtlich; denn er ist der Gründer der neueren weltlichen Tonkunst, weltlich jedoch in dem Sinne, daß es nicht feindlich sei dem Heiligen, sondern als wirklicher Theil der Gottesschöpfung erscheine: dienstbar, nicht selbständig. Das ist es, was der moderne Sinn meist auffällig findet, daß alle Concert-, Kammer- und Virtuosen-Musik von Seb. Bach einen allzu ernsten, ja kirchlichen Ton in sich halte.

Dessen ungeachtet — oder auch, weil die Tiefe und Größe seiner Kunst ihn stetig erfüllte — hat Bach doch nirgend im engsten Sinne volksthümlich geschrieben. Ein Liebeslied aus seiner Jugendzeit klingt steif und ist eben so wenig in den Volksmund gekommen, als die Choralmelodien (Liedweisen), 47 an der Zahl, welche erweislich von ihm herrühren, in die Gemeinde gedrungen sind (Winterfeld 3, 289.).

Mit jenen Betrachtungen über die Stellung Bachischer Werke zur Kirche und zum Volke soll also keineswegs eine Rüge ausgesprochen, sondern nur die Schranke seiner Eigenthümlichkeit bezeichnet sein: der Eigenthümlichkeit, welche einsam, ursprünglich, in ihrem Kreise vollendet, einen Gipfel der Kunst darstellt, der, obwohl in seiner Zeit wurzelnd, doch hoch über die Zeit hinausragt, um vielen Zeitaltern das Licht eines Leitsterns zu gewähren. Sonderbar ist diese Geltung zu Tage gekommen seit den hundert Jahren nach seinem Tode. Anfangs geehrt, dann aus dem Gedächtnisse schwindend, fast zur Sage geworden, nur den tieferen Künstlern bekannt und geliebt, darauf in den Tagen der erwachenden Kirche aufs Neue im Gedächtnisse der Enkel wieder belebt, endlich in unserer Zeit als Hort und Angelpunct aller wahren Tonkunst erkannt, hat Sebastian Bach die sonderbare Ehre erfahren, den entgegengesetzten Parteien gleich werth zu sein, mindestens äußerlich in gleichem Preise des Unerreichbaren, Unübertrefflichen zu stehen. So haben nicht blos Mozarts und Beethovens grund-

verschiedene Richtungen in ihm die Achse alles künstlerischen Denkens gefunden, sondern Mendelssohn und Richard Wagner, die Classiker und die Zukunftsmusiker berufen sich auf ihn als ihren Meister. Rechnet man ab, was hier Unwahres zwischenläuft, indem der äußerliche Cultus eines berühmten Namens gleichwie mit dämonischem Einflusse die unselbständigen Geister bewältigt; so bleibt doch ein achtbarer Rest ehrlicher Verehrer auf beiden Seiten, die in ihm die Versöhnung des Zeitkampfes finden. Diese seltsame Erscheinung ist wohl dadurch zu erklären, daß wir in Bach den absoluten Künstler erkennen, dem alle Mittel, Gestalten und Farben seiner Kunst in gleicher Leichtigkeit zu Gebote stehen, und der mit ihnen alte und neue Gedanken, zeitliche und ewige Ideen auszusprechen weiß, der endlich Heiliges und Weltliches darstellt, jedes vollkommen in seiner Art, aber das Heilige in weltwirkender Beweglichkeit, das Weltliche von heiligem Ernst überschattet. Daher wird, wo das Studium Bachs ernstlich begründet ist, die wahre Hoheit der Kunst, welche Heiliges und Weltliches verklären soll, offenbar werden; nicht zu lehrhafter Uebung, nicht zu sinnlicher Ergötzlichkeit, sondern zur Erhebung in die Freiheit, welche im Reiche lebendiger heiliger Schönheit waltet.

E. Krüger in Göttingen.

---

4. Aus der Brüderkirche.

370. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf.

13. August.[1])

„Christen sind ein göttlich Volk, aus dem Geist des Herrn gezeuget, ihm gebeuget, und von seiner Flammenmacht angefacht: vor des Bräutigams Auge schweben, das ist ihrer Seele Leben, und sein Blut ist ihre Pracht. Königs-Kronen sind zu bleich vor der Gottverlobten Würde; eine Hürde wird zum himmlischen Palast; und die Last, drunter sich die Helden klagen, wird den Kin-

[1]) Sein Name ist im ev. Kal. von seinem Todestage, dem 9. Mai, welches der Tag des Gregor v. Naz. ist, auf den 13. Aug. verlegt, an welchem der eigentliche Anfang der Brüdergemeinde gefeiert wird, vergl. S. 496.

dern leicht zu tragen, die des Kreuzes Kraft gefaßt." Mit diesen Worten, im Jahre 1731 an eine königliche Prinzessin von Dänemark gerichtet, hat der Gottesmann, dessen wir jetzt gedenken, ohne es zu wollen, sich selbst gezeichnet.

Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und Pottendorf stammte aus einem uralten in Oesterreich angesessenen adlichen Geschlechte, das im Jahre 1662 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Schon im Zeitalter der Reformation hatten seine Vorältern sich der reinen Lehre zugewendet und sein Großvater verließ um der Gewissensfreiheit willen seine heimathlichen Erbgüter und siedelte sich in Franken ohnweit Nürnberg an. Sein Vater, ein frommer Staatsmann und kursächsischer Minister, stand in Verbindung mtt Spener, der ihm bei seinem Eintritt in die zweite Ehe mit einer Freiin von Gersdorf eine fromme Nachkommenschaft und göttliche Weisheit wünschte, um solche „in dieser verderbten Zeit, da es vor Menschen unmöglich scheint, Kinder, so viel mehr im höheren Stande christlich aufzuziehen", aus dem Strome des allgemeinen Verderbens zu erretten. Nikolaus Ludwig, geboren am 26. Mai 1700 war die einzige Frucht dieser Ehe und schon sechs Wochen nach seiner Geburt starb sein Vater: nach vierjährigem Wittwenstande verheirathete sich seine Mutter in zweiter Ehe mit dem preußischen General-Feldmarschall von Nazmer, ihr Sohn aber blieb in den Händen seiner Großmutter, der Frau von Gersdorf in Groß-Hennersdorf in der Ober-Lausitz, wo er bis zur Vollendung seines zehnten Jahres unter Mitwirkung seiner unverheiratheten frommen Tante Henriette von Gersdorf und eines gleichgesinnten Hauslehrers adlich und christlich im spenerschen Geiste erzogen wurde. Sein Taufpathe war nebst den Kurfürstinnen von Sachsen und von der Pfalz der ehrwürdige Spener, der noch vor seinem Ende bei einem Besuche in Groß-Hennersdorf den vierjährigen Knaben mit Auflegung seiner Hände segnete. „Meine liebe Großmutter" — so schreibt er selbst — „hat mich zehn Jahre lang in ihrem Cabinet behalten, meine Tante Henriette hat Abends und Morgens mit mir gebetet und den Tag über dem Gebet gemäß gewandelt." Er war ein Frauenzögling bester Art. „In meinem vierten Jahre" — sagt er — „fing ich an Gott mit Ernst zu suchen, so viel es meine kindischen Ideen an die Hand gaben. Sonderlich aber ist von der Zeit an mein beständiger Vorsatz gewesen, ein treuer Diener des gekreuzigten Jesu zu werden. Den ersten tiefen Eindruck auf mein Herz machte das,

was mir meine Mutter von meinem seligen Vater und dessen herzlicher Liebe zur Marterperson des Heilandes sagte." — „Ich erinnere mich einmahl sehr darüber geweint zu haben, daß ich in einer Haus-Betstunde den Vers verschlafen hatte: Unser lieber Vater du bist, weil Christus unser Bruder ist. Diese Idee machte in meinem vierten und fünften Jahre einen recht süßen Eindruck auf mich; denn ich glaubte, daß sonach Jedermann berechtigt sei, mit dem Heiland brüderlich umzugehen." In diesem Kindesalter schrieb er auch wohl zärtliche Briefe an den Heiland und warf sie zum Fenster hinaus, in der Zuversicht, daß der Herr sie empfangen und lesen würde. Schon damals galt von ihm, was er später zu seiner Charakterisirung sagte: „Ich habe Eine Passion, und die ist Er, nur Er." — Empfindsamkeit und unwahre Empfindelei, Schäferspiele in Perücken gehörten mit zu der Eigenheit jener Zeit: Zinzendorf war von Natur zart empfindend und, wenn er von spielenden sinnlichen Ausdrücken seiner zarten Liebe zum Lamme Gottes, dessen Blut für uns geflossen ist, nicht frei war, so galt doch seine Empfindung dem höchsten und edelsten Gegenstande, war natürlich und herzhaft, und mit feuriger Thatkraft, mit Glaubensmuth und Hingebung verbunden. Ueberall brach bei ihm der heilige Geist mit tiefer Erkenntniß und Erfahrung durch die weichen und auch weichlichen Formen hindurch, in welchen sein mit Christo gekreuzigtes und durch Christi Blut gereinigtes, selig seinen größten Wohlthäter feierndes Sünderherz sich ausspricht.

Frühzeitig wurde dieses warme Herz durch tiefsinnige bodenlose Speculationen versucht. „In meinem achten Jahre" — sagt er — „kam ich durch ein Lied, welches meine Großmutter vor dem Schlafengehen gesungen, in eine Meditation, und aus derselben in ein tiefes Speculiren, darüber ich die Nacht ohne Schlaf lag, und dieß ging so weit, daß mir zuletzt Hören und Sehen verging. Die raffinirtesten Ideen der Atheisten entspannen sich in meinem Gemüth und ich ward dadurch so angegriffen, und so tief hineingebracht, daß Alles, was ich seitdem von Zweifeln des Unglaubens gelesen und gehört, mir sehr seicht und unzulänglich schien und keinen Eindruck auf mich machte." Durch Abkehr des Willens überwand er entschlossen und für immer diese Anfechtung. „Was ich glaubte, das wollte ich", — schreibt er — „was ich dachte, das war mir odiös, und ich faßte damals gleich den festen Entschluß, den Verstand in menschlichen Dingen so weit zu brauchen, als er langte, und mir ihn soweit aufklären und

schärfen zu lassen, als es nur immer damit getrieben werden könnte; im Geistlichen aber bei der im Herzen gefaßten Wahrheit so einfältig zu bleiben, daß ich sie zu Grunde aller andern Wahrheiten legen könnte, und, was ich nicht daraus herleiten könnte, gleich wegzuwerfen." So ward Zinzendorfs Theologie ihrer Quelle nach entschiedne Herzens-Theologie und warf sich, befreit von allem Grübeln über die Gründe und Abgründe alles Seyns, mit ganzer Macht auf die Zwecke des christlichen Lebens und Schaffens. Darin bestand seine Schranke, aber auch seine Stärke.

Als zehnjähriger Knabe wurde er unter Leitung eines unglücklich gewählten Hofmeisters dem Pädagogium in Halle übergeben, das damals der ehrwürdige Gründer A. H. Francke noch selbst leitete: viele begnadigte Männer waren dort versammelt und gingen ab und zu: die Verbindungen der halleschen Pietisten erstreckten sich über viele Länder und im Jahre 1715 erschien auch als Besuchender der Missionar Ziegenbalg aus Ostindien mit einigen getauften Malabaren. Wenn man vielleicht in wohlgemeinter Absichtlichkeit zu viel that, um den aufstrebenden Geist des jungen Grafen zu demüthigen, und ihm dadurch seine Jugend verbitterte, so lebte er übrigens doch in seinem Elemente, umgeben von Worten und Werken der Liebe Christi, und die Liebesflammen schlugen aus seinem Herzen hoch empor dem Heiland entgegen. Nie hat er ein Lied gesungen, das nicht von den tiefsten christlichen Ideen und inniger Liebe Jesu durchdrungen wäre: aber die schönsten einfachsten Gesänge sind gerade die früheſten von seinem dreizehnten Jahre an. Nach seiner ersten Communion dichtete er ein Lied, das anhebt:

So ist es denn geschehen,
Ich habe Gott gesehen;
Er hat sich eingefunden
Und sich mir verbunden:

und schließt:

Es ward an mir gesehen
Sein Tod und Auferstehen,
Sein Kampf und Ueberwinden,
Sein Suchen und sein Finden.

Schon damals war sein Sinn auf das Wirken und auf die Gemeinschaft mit gleichgesinnten Freunden gerichtet. Mit einigen Mitschülern errichtete er einen frommen Bund, dessen Mitglieder sich erst Tugendsclaven, dann die Gesellschaft der Bekenner Jesu Christi nannten. Zuletzt aber blieben sie bei dem bedeutungs-

vollen Namen des Senfkorns-Orden. Ihr Siegel war ein Ecce homo mit der Umschrift Nostra medela (unsrer Wunden Heilung). Mit Friedrich von Wattewille schloß er noch einen besondern Bund zur Bekehrung der Heiden und zwar nur solcher, an die sich sonst niemand machen würde. So wurde seine Schulzeit eine Weissagung seiner künftigen Werke.

Sechzehn Jahre alt war er, als sein Vormund ihn auf die Universität gehen ließ, und zwar gerade auf diejenige, die mit den Pietisten in Halle im schroffsten Gegensatz war, nach Wittenberg. Da sollte er seine vortrefflichen Gaben zu einer ehrenvollen Laufbahn im Staatsdienst ausbilden und den frommen Eifer auf das Maaß herabstimmen, bei welchem ein junger Graf sein Glück in der Welt machen könnte. Aus Gehorsam ergab sich Zinzendorf dem Studium der Rechte, blieb aber der glühenden Liebe zu seinem Heiland treu und feierte das Jubiläum der Reformation im Jahre 1717 mit einem Bußliede. Der Hallesche Rigorismus gegen Kartenspiel, Tanz und ähnliche Lustbarkeiten war mit ihm nach Wittenberg gewandert, saß aber nicht so fest in seiner Seele, daß er nicht manche Zweifel gegen diese strenggesetzliche Zucht hätte in sich aufkommen lassen. Im Umgange mit den in ihrer Art auch frommen Wittenberger Professoren ward er inne, daß nicht alle Orthodoxen Feinde des christlichen Lebens und nicht alle Pietisten lauter Frömmigkeit seien. Auf beiden Seiten sah er Recht und Unrecht und der achtzehnjährige Jüngling wagte es, zwischen Halle und Wittenberg Frieden stiften zu wollen. Seine Angehörigen untersagten ihm dieses Liebeswerk: doch hatten seine wohlgemeinten Bemühungen wenigstens die Folge, daß zwischen A. H. Francke und dem würdigen Oberhofprediger Löscher in Dresden eine nicht ganz unfruchtbare Unterredung zu Stande kam.

Die gegenwärtigen Leiter seiner Jugend, die seinem auf das geistliche Leben gerichteten Sinn die Nahrung entziehn wollten, die derselbe in Wittenberg wie in Halle gefunden, versetzten ihn nach Utrecht, wo er an seinem neunzehnten Geburtstage anlangte. „Ich kam also" — schreibt er selbst — „nach Utrecht auf die Universität mit meiner Wittenbergischen Theorie und Halleschen Praxi, welches eine besondere Espece eines jungen reisenden Menschen formirte, wovon manche erbauliche Specialia zu communiciren wären." Auf der ganzen Reise war sein Sinn von allem Irdischen abgezogen und innigst vom Verlangen nach Jesu erfüllt. In der Bildergallerie zu Düsseldorf sah er damals das Bild des Ecce homo

mit der lateinischen Unterschrift: „Das habe ich für dich gethan: was thust du für mich?“ was einen tiefen Eindruck bei ihm zurückließ. In Utrecht las er neben seinen juristischen Studien Speners theologische Bedenken, lernte englisch und ließ sich mit Reformirten und mit Philosophen in theologische Controversen ein, wobei er bald bemerkte, daß seine Argumente nicht immer ausreichten. Nach einiger Zeit setzte er seine Wanderung nach Paris fort, wo andere junge deutsche Edelleute damals nur die Zerstreuungen der üppigen Stadt und die Vergnügungen des Hofes suchten. Er lebte daselbst nicht nur in lautrer Sittenreinheit, sondern suchte auch die Bekanntschaft ernster Christen unter den katholischen Priestern und Bischöfen auf und trat selbst in eine vertrauliche Verbindung mit dem frommen Erzbischof von Paris, Cardinal Noailles. Er fand die Prälaten in ihrem Kirchenglauben so fest gegründet, als er in dem seinigen war, und beide Theile entsagten bald der Controverse, um sich in der Liebe Christi zu vereinigen. Später noch, im Jahre 1738, schrieb er: „Uebrigens habe ich in der katholischen Religion nach meiner Art alles, was Jesum liebt, sehr theuer und hoch gehalten, und ich würde mich jetzo unglücklich schätzen, von einem redlichen Katholiken und Liebhaber Jesu unter ihnen, wenn ich gleich in vielen Stücken ganz andere Principia hege, für fremd angesehn zu werden.“ Die Gränzsteine der Confessionen, als von Gott geordneter verschiedener Haushaltungen, zu verrücken, lag nicht in seinem Sinne: und wenn er in der Brüdergemeinde mährische Brüder und auch Reformirte mit den Lutheranern in der Abendmahls-Gemeinschaft vereinigte, so wollte er diese Gemeinschaft nicht auf die großen Körperschaften ausdehnen, in welchen Gläubige und Ungläubige unter göttlicher Duldung und Ordnung zusammen gehalten werden.

Der ein und zwanzigjährige Jüngling glühte von Eifer, etwas Neues und Ganzes im Dienste seines Heilandes zu schaffen, bedurfte aber eines äußern Anlasses, um das Werk, das ihm noch dunkel vorschwebte, zu beginnen. Schon glaubte er das Rechte gefunden zu haben, als er nach seiner Rückkehr aus Paris bei einem Besuch in Halle aufgefordert wurde, in den Franckeschen Stiftungen die Stelle des selig verstorbenen Baron von Canstein, der dort die erste Anstalt zur Bibelverbreitung gestiftet, einzunehmen. Aber die Seinigen versagten ihm die Einwilligung, weil sie die Absicht fest hielten, ihn im sächsischen Staatsdienste aufsteigen zu lassen. Er gehorchte und wurde als Hof- und Justizrath bei

der Landesregierung angestellt. Zu derselben Zeit ward er mündig, verheirathete sich und kaufte von seiner Großmutter das Gut Berthelsdorf, welches an ihr Gut Groß-Hennersdorf angränzte und zu welchem der unbebaute Hutberg gehörte. Seine Gemahlin war eine geborene Gräfin Reuß, Schwester seines Freundes Heinrich XXIX zu Ebersdorf. Am 22. December 1722 besuchte der Graf zum ersten Male seit seiner Vermählung mit seiner Gemahlin die neuerworbene Besitzung. Der Weg führte die Reisenden im Winterdunkel am Fuße des Hutbergs vorbei und da erblickten sie im Walde ein Licht, das aus einem neuerbauten Hause herüber leuchtete. Es war das Haus der ersten ausgewanderten mährischen Brüder, welches diese am 17. Juni dieses Jahres auf des Grafen Grund und Boden erbaut und seit dem October bezogen hatten. Er trat in die Hütte ein, bewillkommnete freundlich die Bewohner, fiel mit ihnen auf die Kniee und betete inbrünstig um Gottes Segen für die neuen Ansiedler. Dieß ist der Anfang von Herrnhut.

Seit dem Jahre 1468 hatten die Nachkommen der Hussiten, bald geduldet, bald verfolgt, in dem böhmischen Gebirge und in Mähren unter dem Namen der Brüder-Einheit oder Brüdergemeinde eine einfache, möglichst apostolische und ihrer Lage angemessene Kirchenordnung angenommen, in der Reformationszeit sich Luthern genähert und seine Billigung erhalten, schätzten aber ihre kirchliche Zucht zu hoch, als daß sie dieselbe hätten aufgeben mögen, um sich in die große Masse der evangelischen Kirche aufzulösen. Eine neue Erweckung in ihrer Mitte hatte im Anfang des 18. Jahrhunderts neue Bedrückungen veranlaßt, in Folge deren Mehrere unter ihnen zur Auswanderung entschlossen waren und einen Ort suchten, wo sie unangefochten ihrem Herrn dienen könnten. Durch die Empfehlung des Prediger Schäfer in Görlitz waren sie nach Berthelsdorf gewiesen worden und der Graf hatte auf die Fürsprache seines frommen Gutsverwalters eingewilligt, daß ihnen vorläufig eine Zufluchtsstätte auf seiner Besitzung gewährt würde. Fast ohne sein Zuthun war es geschehen, daß die Erstlinge dieser verfolgten Brüder sich jene Hütte am Hutberge zur bleibenden Wohnung gegründet hatten. Aber bald erkannte er in diesen Ansiedlern, die sich schnell mehrten, den vom Herrn ihm zugeführten Grundstoff, an und in welchem er das Werk lebendig ausbilden und gestalten sollte, zu welchem ihn Gott auserkoren und ausgestattet hatte. Er faßte den Gedanken auf, seine

empfindungsvolle Liebe des Herrn, als des blutenden Lammes, dieser empfänglichen Gemeinde einzupflanzen und sie zu einem Sauerteig für die erstorbene Christenheit zu machen. Der in Speners Geiste fromme Prediger Rothe, den er nach Berthelsdorf berief, ging auf seinen Sinn ein, erweckte Freunde sammelten sich um ihn, und bald zog der neue Heerd christlichen Lebens viele Aufgeregte an, die als Inspirirte und Separatisten in der verdorrten Kirche keine Heimath mehr fanden. In dieser wunderlichen Mischung machten sich auch hochfahrende Geister geltend und es drohten bald allerlei Meinungen die junge Pflanzung durch Schwärmerei, Zwietracht und Zank zu verwüsten. Der Graf suchte durch die Ueberlegenheit seiner Stellung und seines Geistes dem Unfrieden zu steuern und, weil er es redlich meinte, so half zur rechten Stunde der Herr selbst. Am 13. August 1727 ward bei der Feier des heiligen Abendmahls in Berthelsdorf unter vielen Thränenströmen der Geist der Liebe über die wohl vorbereitete Versammlung ausgegossen, und die Frucht dieses Gnadentages, dessen Gedächtniß noch heute unter den Gedenktagen der Brüdergemeinde gefeiert wird, ging nicht wieder verloren.

Im Anschluß an die alten Ordnungen der mährischen Brüder bildete sich die Verfassung, Sitte und Liturgie der neuen Gemeinde aus und Zinzendorf war die Seele dieser neuen Schöpfungen. Um dieses christliche Gemeindeleben nicht untergehn zu lassen, lehnte man die Verschmelzung mit der lutherischen Kirche und die Stellung unter das landübliche Kirchenregiment ab, so sehr auch die Prediger Schäfer und Rothe dazu drängten. Doch blieb die neue Gemeinde durch das Siegel seines Geistes, welches ihr Zinzendorf aufprägte, wesentlich ein Gewächs der deutschen lutherischen Kirche, deren Gemüths-Innigkeit erst in ihr sich vollkommen als Gemeindeleben ausprägte. Der Geist des lutherischen Laienthums, der sonst nur im Kirchenliede zu seinem vollen Rechte kam, gedieh hier zur freiesten Entfaltung und das Laien-Patronat, das sonst oft so hölzern ausgeübt war, fand durch Zinzendorf als Kirchenpatron die herrlichste Verklärung. Bei allem Recht und Ansehn, das dem Predigtamte unangetastet blieb, wurde durch die lebendige Mitwirkung vieler niedern Aemter der Unterschied von Geistlichen und Laien, der aus der römischen Kirche in das Lutherthum herübergetragen war, so ausgeglichen, daß die ganze Gemeinde sich als Volk Gottes fühlen konnte. Das Amt des Predigers, aber auch das Amt des Patrons, war, wie jedes andre Amt, ganz im

apostolischen Sinne nur brüderlicher Dienst an der Gemeinde, nach dem Worte des Herrn: „Einer ist euer Meister, ihr seid alle Brüder."

Dem tief und weit schauenden Scharfblick Zinzendorfs verborg es sich aber nicht, daß ein fester Bestand und eine sichere Stellung in der großen Familie der christlichen Kirchen nur dann der neuen Gemeinde gesichert wäre, wenn sie neben dem öffentlichen Bekenntnisse zur Augsburgischen Confession nicht nur ein geordnetes Predigtamt, sondern auch das durch uralte Ueberlieferung geweihte Amt des Bischofs bewahrte, wie es die mährischen Brüder bewahrt hatten, und er sorgte dafür, daß durch Händeauflegung eines Bischofs dieser Märtyrer-Gemeinde das Episcopat auf die erneuerte Brüdergemeinde überging, wodurch bei der bischöflichen Kirche Englands die Amthandlungen der Brüder eine Anerkennung fanden, die leider bis auf den heutigen Tag der lutherischen Kirche Deutschlands von ihr versagt wird. Auch für sich selbst begehrte der Graf das geistliche Amt, und nach Niederlegung seiner Stelle im Staatsdienst bestand er Examina in Stralsund und Tübingen, um zur Ordination zu gelangen. Im Jahre 1737 wurde er Bischof und Ordinarius der Brüdergemeinde. Aber wie innig er sich mit dieser neuen Stiftung verbunden fühlte, so wollte er doch durch dieses Band so wenig als durch seine Zugehörigkeit zur lutherischen Confession in seinem allgemeinen Beruf für alle gnadenbedürftigen Seelen sich beschränken lassen. In einer Gemeinderede zu Herrendyk bei Amsterdam sprach er sich im Jahre 1741 ganz unumwunden in folgenden Worten darüber aus: „Ich bin von Gott dem Herrn dazu bestimmt, das Wort von Jesu Blut und Tod zu treiben, nicht mit Künstelei, sondern mit Gotteskraft, ohne darauf zu achten, wie es mir dabei gehn wird; und das ist mein Beruf gewesen, ehe ich etwas von den mährischen Brüdern gewußt habe. Ich bin und bleibe zwar mit den mährischen Brüdern verbunden, die unser Evangelium von Jesu Christo ins Herz gefaßt und mich und andere Brüder zur Bedienung ihrer Gemeine berufen haben; doch trenne ich mich dadurch nicht von der lutherischen Kirche: denn ein Zeuge kann in dieser Religion leben und bestehen. Indeß kann ich mich mit meinem Zeugniß nicht an eine Religion binden, sondern die ganze Erde ist des Herrn und alle Seelen sind sein; ich bin mich Allen schuldig. Es wird mir wohl so wenig künftig als bisher an Widerspruch fehlen; aber das Wort von Jesu dem Gekreuzigten ist Gotteskraft und

göttliche Weisheit, und was sich dem widersetzt, das wird zu Schanden werden."

Der Widerspruch, den der Graf erlitt, war ebenso ausgedehnt, wie seine Wirksamkeit. Wer könnte die Orte alle zählen, wo er dem Heiland Seelen zu gewinnen suchte, ohne Unterschied unter Hohen und Niedrigen! Von der Schweiz bis Litthauen, in Berlin und in der Wetterau, in Holland und England und bis in die fernen Gegenden von Nord-Amerika, bis in die Hütten der Negersclaven von St. Thomas kann man seine Fußtapfen verfolgen, und sein Wort kam nie leer zurück: es war immer Einigen ein Hauch des Lebens zum Leben, Andern ein Hauch des Todes zum Tode. Zweimal mußte er auf längere Zeit Sachsen verlassen, doch ohne daß die Gemeinde in Herrnhut, die bald zu 600 Seelen und darüber angewachsen war, Schaden erlitt. Zinzendorf zog mit seiner Pilgergemeinde, die ihn begleitete, umher, gründete neue Niederlassungen in verschiedenen Ländern, predigte, dichtete und schrieb für die Verherrlichung des Namens Jesu. Durch Anlegung von selbständigen Ortschaften wurde dafür gesorgt, daß die Brüder unvermischt mit der Welt in ihrer Weise dem Herrn dienen und die Kinder, auch die Jünglinge und Jungfrauen, in ihrem Sinne erziehen konnten. Ihre Freunde aber, die da und dort zerstreut lebten (die Diaspora genannt), besuchten sie fleißig, führten ihnen geistliche Nahrung zu und wirkten durch sie in größeren Kreisen als ein Salz der Erde. Nur auf die zunftmäßige Theologie der Universitäten wirkten sie nicht ein: kaum, daß sie einige stille Anhänger unter den Geistlichen hatten, die sich zum Pietismus hinneigten. Johann Wesley verdankte zwei herrnhutischen Brüdern, mit welchen er auf der Ueberfahrt nach Amerika zusammentraf, die Erleuchtung über die Rechtfertigung allein aus dem Glauben: er machte auch einen Besuch in Herrnhut, wurde aber weder von dem Grafen, noch von der Gemeinde angezogen. Beide Männer hatten verwandte Ziele und Bestrebungen, aber jedem war vom Herrn eine besondere originale Gestalt der Gotteskindschaft gegeben und ihre Arbeitsfelder so angewiesen, daß sie sich nicht vermischen durften. Ebenso wenig konnte der ebenso gesalbte als gelehrte Würtemberger Theolog Johann Albrecht von Bengel sich mit der Zinzendorfischen Seelenführung vereinigen, weil Zinzendorf wohl die Schrift lebendig anzuwenden, aber nicht gründlich im Zusammenhang auszulegen verstand. Die Pietisten, aus deren Schooße Zinzendorf hervorgegangen, waren ihm am nächsten ver-

wandt, waren ihm aber zu ängstlich und zu gesetzlich, und wußten sich in seine freie fröhliche Erscheinung nicht zu finden. Es sind eben im Reiche Gottes mancherlei Formen, die einander ausschließen: aber es ist Ein Geist, der sie verbindet und die verschiednen Gnadengaben in gesonderten Bezirken für denselben Zweck der göttlichen Regierung gebraucht.

Die Sitten der feinen Welt und der Höfe kannte der Graf von Jugend auf und bewegte sich mit Leichtigkeit und Sicherheit in den höchsten Kreisen: aber er legte auf diese Dinge nicht den geringsten Werth und benutzte seine Verbindungen nur für die Sache Christi und seines Reichs. An dem dänischen Hofe stand er in der größten Gunst und war im Juni 1731 zur Krönung des Königs Christian VI. eingeladen worden. Daselbst machte er die Bekanntschaft des königlichen Ober-Stallmeisters Grafen Laurwig, dessen Kammermohr Anton ein Negersclave aus der dänisch-westindischen Insel St. Thomas ihm von dem traurigen Zustand der dortigen Neger und von der Sehnsucht seiner leiblichen Schwester Anna nach Erkenntniß des wahren Gottes erzählte. Um dieselbe Zeit sah er zwei von den Grönländern des dänischen Missionars Egede und faßte den Gedanken, diesen treuen Arbeiter zu unterstützen. Dieß waren die ersten Anlässe zu den Missionen der Brüdergemeinde in Westindien und Grönland. Und bald (1732) begann mit den einfachsten Mitteln, aber mit starkem Glauben unter dem Spott der Welt die Missionsarbeit der Brüdergemeinde, die in so großem Segen steht bis auf den heutigen Tag. Der Jugendtraum des Grafen wurde erfüllt, daß er das Evangelium den Heiden brächte, und zwar den elendesten, mit welchen sonst niemand sich befassen wollte. Da aber bei überraschend gesegneter Wirksamkeit in Westindien die von ihm und der Gemeinde ausgesandten Brüder in Folge des Hasses der Pflanzer, die nicht wollten, daß ihre Sclaven Christen würden, ins Gefängniß geworfen und in die gefährlichste Lage versetzt waren, reiste er selbst über das Meer, und es gelang ihm, die Gefangenen zu befreien und Alles in besseren Gang zu bringen. So trat er immer für die Seinigen ein und bekannte sich zu den Geschmäheten und Verachteten, ohne sein selbst zu schonen, und in apostolischer Treue führte er aus, was er als Jüngling zu Halle dem Herrn gelobt hatte, ein Diener zur Bekehrung der Heiden zu werden, aber grade nur derjenigen, welche die verachtetsten waren, der Negersclaven, der Grönländer, der Eskimos, der Hottentotten.

Wie er aber seinem Herrn vertraute, daß die Kraft des Blutes Jesu auch die elendesten verkommensten Heiden zu retten und Gottes Ebenbild in ihnen zu erneuern vermöchte, so sah er auch in den Höchsten und Mächtigsten unter den Menschen nur elende Sünder, die allein in Christo durch Buße und Glauben Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit empfangen könnten. Als er vernahm, daß der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen sich seiner Auflösung näherte, so drängte ihn die Liebe Jesu, diesem Fürsten, der ihm viel Gnade erwiesen, seinen Dank dadurch zu bewähren, daß er ihn mit aller Ehrerbietigkeit auf das Heil seiner Seele aufmerksam machte, und es gereicht diesem Könige zur Ehre, daß er, obwohl mit einigem Widerstreben des Fleisches, sanftmüthig und willig die Wahrheit sich sagen oder vielmehr schreiben ließ: denn schriftlich wurde die Sache unter ihnen verhandelt und die merkwürdigen Briefe, die sie gewechselt haben, sind noch vorhanden.

Von Kindesbeinen an war Zinzendorf in der Gnade seines Heilandes geblieben und vor seinen Augen gewandelt, mit ihm umgegangen, als sähe er ihn mit seinen leiblichen Augen. Auf Reisen stieg er wohl öfter aus dem Wagen, ging allein und redete mit ihm Worte, wie diese: Ach, mein Heiland könnte ich Dir nur einmal meinen ganzen Plan vorlegen! Daher war er auch der Reinheit seines Werks so gewiß und, wenn seine rasche Natur, sein heftiges Temperament, seine ungezähmte Phantasie ihn bisweilen zu Uebereilungen und falschen Schritten hinriß, so half ihm der Herr bald wieder zurecht und, wenn man meinte, er sei noch in einer leidenschaftlichen Bewegung, die soeben heftig ausgebrochen war, so erstaunte man, ihn schon wieder in der ganzen Würde und Ruhe eines seligen Kindes Gottes zu finden. Einst hatte ihn eine kleine Unordnung kurz vor der Abend-Betstunde in die äußerste Bewegung versetzt und er hatte wohl eine Stunde lang zornig geschmält. Unmittelbar darauf erscheint er im Betsaal und hält eine gesalbte Rede in dem reinsten priesterlichen Geiste. Er war nur mittlerer Größe und in späteren Jahren etwas corpulent: aber sein Antlitz strahlte von einer heiligen Klarheit, die sich aus seinen dunkelbraunen Augen über das ganze Gesicht ergoß, und in seinem Anstand war herzliche Leutseligkeit mit adlicher Sitte und priesterlicher Weihe vereinigt. Nach dem Heimgang seiner Gemahlin († 1756), die ihm eine treffliche Gehülfin gewesen, verheirathete er sich im Jahre 1757 am 27. Juni in zweiter Ehe mit

einer seit vielen Jahren durch ihre Treue im Dienste des Herrn allgemein legitimirten Aeltestin der Gemeine, Anna Nitschmann, die er bloß mit Rücksicht auf seinen Beruf zur Gehülfin erwählte. Sie überlebte ihn, aber nur um wenige Tage († 21. Mai 1760). Seine erste Ehe war mit vielen Kindern gesegnet, von denen aber die meisten in der Kindheit oder in der Jugendblüthe starben: als Jüngling wurde auch sein Sohn Christian Renatus heimgerufen, dessen Lied „Marter Gottes, wer kann dein vergessen" noch allen Gläubigen unter uns bekannt ist, besonders der letzte Vers: „Die wir uns allhie beisammen finden", mit welchem scheidende Brüder in Christo sich schon so oft den letzten Händedruck gegeben. Sein geliebter Schwiegersohn Johann von Wattewille war bei ihm, als er von der Erde schied.

Im Jahre 1760 war die Einwohnerschaft von Herrnhut bis auf 1300 Personen gewachsen und am 3. Mai dieses Jahres empfing der Graf daselbst Einen der ersten mährischen Brüder, der gerade an dem Tage der Grundsteinlegung des ersten Gemeinhauses, am 12. Mai 1724 dort angekommen und seit einigen zwanzig Jahren den Ort nicht gesehen, da er mit seiner Frau während dieser ganzen Zeit in Amerika, Holland, England und Irland dem Werke des Herrn gedient hatte. Er selbst, der Graf, führte die Angekommenen herum und zeigte ihnen alles Neue, was inzwischen entstanden war. Am Abend vereinigte er eine große Gesellschaft zu einem Liebesmahl und hielt dabei seine letzte Rede, deren Grundton jene Worte eines früher von ihm verfaßten Liedes waren: „Herrnhut soll nicht länger stehen, als die Werke seiner Hand ungehindert drinne gehen." Der vierte Mai war ein Sonntag und da blieb er, wie er schon seit vielen Jahren gewohnt war, den Nachmittag in stiller Einsamkeit, um mit seinem Herrn über sich und den ihm anvertrauten Kirchenplan auszureden. „Der selige Blick, der zu solcher Zeit an ihm wahrgenommen wurde, wenn er im Geist war an des Herrn Tage, reizte oft seine nächsten Geschwister, ihn auf ein paar Augenblicke zu besuchen, nicht um mit ihm zu reden, welches sie sorgfältig vermieden, sondern ihn nur zu sehen. Die letzten Sonntage sah man seine Augen oft voll Thränen, und dabei seinen Blick so lieblich selig, daß es einen tiefen Eindruck auf seine nächsten Freunde machte[1])." Am fünften Mai stand er nach einer fast ganz schlaf-

[1]) Aus dem Diarium der Brüdergemeinde.

losen Nacht mit einem heftigen Katarrhalfieber auf, arbeitete aber noch, besuchte seine kranke Gemahlin und wohnte am Abend einem Liebesmahle bei, wo ein Lied von 36 Strophen, das er am Nachmittag auf den gestrigen Festtag der ledigen Schwestern gedichtet hatte, theils gesungen, theils vorgelesen wurde. Nach dem Liebesmahle blieb er noch in vertraulicher Unterhaltung mit seinen drei Töchtern und einigen andern Personen seines Hauses und äußerte unter Anderm: Wenn er sonst krank geworden sei, so habe er jedesmal nach der Ursache der Krankheit geforscht und was ihm sein Herr damit sagen wolle; und sobald er die Ursache erfahren, habe er sie lieber seinen vertrauten Freunden entdeckt, als sie bei sich behalten. Er wisse, daß es dem Heiland nicht entgegen sei, wenn man sich auch öffentlich vor seinen Geschwistern als einen Sünder darstelle, und es mache die Zucht allemahl leichter. Dießmal aber sei er gewiß, daß ihm der Heiland mit dieser Krankheit nichts dergleichen zu sagen habe: Er sei heiter in seinem Gemüthe und mit seinem Herrn ganz einverstanden. Am Morgen des achten Mai war er bei steigender Fieberhitze im Geiste besonders munter, empfing alle Besuchenden mit dem Ausdruck der zärtlichsten Liebe und sprach: „Ich weiß nicht auszudrücken, wie lieb ich euch Alle habe: wir sind ja wie die Engel zusammen, als wenn wir im Himmel wären." Und zu Einem der Umstehenden sagte er: „Hättest du das im Anfang gedacht, daß Christi Gebet, auf daß sie Alle Eines seien, so selig unter uns zu Stande kommen würde." Am Nachmittag vollendete er noch eine Arbeit, dankte dem Herrn für die vielen Wohlthaten, die er an ihm und der Gemeinde erwiesen und richtete dann an David Nitschmann und Andre die Worte: „Habt ihr wohl im Anfang gedacht, daß der Heiland so vieles thun würde, als wir nun wirklich mit Augen sehen, an den Gemeinorten, an so vielen hin und her zerstreuten Kindern Gottes und unter den Heiden? Bei diesen habe ich es nur auf Erstlinge angetragen und nun geht es in die Tausende." Seine letzten Worte, die er an seinen Schwiegersohn richtete, waren: „Mein guter Johannes, ich werde nun zum Heiland gehen; ich bin fertig; ich bin in den Willen meines Herrn ganz ergeben, und Er ist mit mir zufrieden. Will Er mich nicht länger hier brauchen, so bin ich ganz fertig zu Ihm zu gehen: denn mir ist nichts mehr im Wege." Bald darauf hauchte er seine Seele unter dem Kirchensegen, den Johannes von Wattewille über ihm sprach, bei dem Worte „Frieden" aus: dieß geschah am 9. Mai Morgens 10 Uhr 1760, nach-

dem er 60 Jahre weniger 17 Tage gelebt. Am 16. Mai gegen Abend wurde seine Hülle auf dem Gottesacker des Hutbergs in feierlicher heiliger Stille unter dem Geleite von Tausenden zur Erde bestattet. Auf dem Stein, der seine Gebeine decket, liest man unter seinem Namen die Inschrift: „Er war gesetzt, Frucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibe." Wer möchte dazu nicht Amen sagen! Amen.

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

371. Gottlieb August Spangenberg.

18. September.

Unter den Bischöfen der Mährischen Brüder und der Brüder-Unität finden sich allerdings mehrere, welche nicht allein das Innere der Gemeinschaft mit bleibendem Segen ihres Wortes, Liedes, und persönlichen Ganges erfüllt, sondern auch über deren Grenzen hinaus die evangelische Christenheit erbauet haben; von keinem aber gilt es in größerm Maaße als vom Bischofe August Gottlieb Spangenberg, der mit seinem Bruder Georg, einem gleichfalls in der Kirchengeschichte bedeutenden Manne, da er zu der katholischen Kirche übergegangen noch evangelischer wurde als er gewesen, nicht zu verwechseln ist. Dem Grafen Zinzendorf steht der demüthige Student, Helfer, Aelteste, Ordinarius und Bischof Spangenberg in jeder Beziehung so unzertrennlich nahe, daß man kaum anders kann als bei dem Elisa an den Elias, bei diesem mit an jenen zu denken. Dabei sind sie demungeachtet nach Herkommen, Gabe, Wirkungsweise und Zeitalter noch verschieden genug, so daß sie wie Luther und Melanchthon oder Calvin und Beza in ihrer Art auch verschiedne und jeder eine selbstständige Beschreibung erfordern.

Mit Spangenberg ist es auch von früher Jugend her und ehe noch die Anziehungskräfte der Brüderkirche auf ihn wirken, auf Aussonderung und Zurüstung eines vorzüglichen Werkzeuges des Herrn und der Gemeine in der Gemeine abgesehn. Klettenberg in der Grafschaft Hohenstein wird 1704 die Stätte seiner Geburt, Ilefeld 1714 seine Schule, Jena unter Buddeus 1722 seine hohe Schule. Von der Mutter, Elisabeth geb. Nesen, die er schon im vierten Jahre verlor, erzählt man, daß sie sich darüber gewundert, wie wenig von der Versöhnung in Christus gepredigt

werde, über eine Wahrheit, auf welcher doch unsre Seligkeit beruhe. Der Vater, ein lutherischer Prediger, der gegen überhandnehmende Irrlehren und ein ihnen verwandtes neues Gesangbuch treulich ankämpfte, nahm die vier mütterlich verwaisten Söhne mit sich in die Oberstube, kniete in ihrer Mitte und empfahl sie mit inbrünstigem Gebete in die höhere Mutterpflege. Noch spät feiert Spangenberg in Briefen an den Bruder Georg das Andenken an diese Eltern und den in ihnen enthaltenen Ruf des Herrn. Zehnjährig schon ganz verwaist, und als Schüler zu Ilefeld durch eine Feuersbrunst all seines Vermögens beraubt, so daß die Mittel zur Fortsetzung der Studien ganz zu fehlen schienen, trat er, obgleich mit Thränen, doch mit Gelehrigkeit in die Zuchtschule der Entbehrung ein, welcher er zeit seines Lebens auf allen Stufen und in jeder Lage Ehre gemacht. Es ist zum Erstaunen, mit wie Wenigem er ausgekommen, und wie weit er es in der Nachfolge des Apostels (Phil. 4, 12—13) gebracht; denn sorgenfreie Genügsamkeit bei großer Sorgfalt für alle Erfordernisse der Gemeine stand ihm wie eine natürliche kampflose Tugend an. Im Uebrigen sah Spangenberg in der Folge seine Schüler- und erste Studentenzeit nur als Irrfahrt, als ausbrechendes Verderben und erfolgloses Schwanken zwischen hohen Vorsätzen und vielen Rückfällen an. Der gerade Weg zum Heilande hin sollte ihm erst noch gewiesen werden. Drei Jahre hatte er bereits ohne allen Beistand von Außen und ohne andern Trost als aus dem berühmten Buche, Joh. Gerhards Meditationen, zu schöpfen war, um Frieden der Seele gerungen, als er die Universität bezog, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Das damalige Jena war vor allen Hochschulen geeignet, die innern Kämpfe des Jünglings zum Abschluß zu führen, und unbeschadet seiner großen Eigenthümlichkeit ihm die Bestimmungen alle zu eröffnen, welche er als Gehülfe Zinzendorfs, als Stütze der Brüdergemeine und besonders als ihr Theolog zu erfüllen hatte. Dort einigte sich in gesunder und fruchtbarer Weise, was zwischen Halle und Wittenberg streitig war, kirchliche Rechtgläubigkeit und die Richtung auf inneres Leben, Gelehrsamkeit und praktisches Christenthum; Buddeus und Walch entzogen sich der Pflege der Erweckungen nicht, deren Werkzeuge sie theilweise selbst gewesen waren; zwischen einem hier sich bildenden Studenten- und Magister-Vereine zu eigner gegenseitiger Erbauung und zu gemeinsamer Ausübung innerer Mission für die zahlreichen Volksclassen und den Brüdern zu Herrnhut, deren Ge-

meinschaft 1727 zu Stand und Wesen gekommen war, konnte es, wenn die Vorsehung des Herrn Anlässe herbeiführte, an freundlichen und innigen Anziehungen nicht fehlen. Spangenberg, bei dem die durchreisenden Herrnhuter einzukehren pflegten, wurde für dieß Alles die leitende Persönlichkeit. Seine Jenaer Geschichte eröffnet sich mit Gemüthserfahrungen, deren seligen Ausgang er nachmals so bezeichnet: für ein ihm vor dem Herrn gestattetes Zährlein würde er allen Königreichen der Welt mit tausend Freuden entsagt haben. Einst hörte er als Gast eine Vorlesung des Buddeus an; der Professor hielt den Studenten auf Anlaß von Ap. Gesch. 26, 29. die unvermeidliche Aussicht eines rechten Theologen auf Schmach und Trübsal vor, und gerade dieser Gesichtspunkt entschied über den juristischen Hospitanten, daß er Theologie studiren mußte. Wie fing er dieß nun an? Er hörte, wie er es später beschrieb, ein Privatissimum bei dem Herrn d. h. er nahm den Katechismus vor, prüfte Punct für Punct, erstlich ob es sich in der h. Schrift so verhalte, zweitens ob er daran glaube, und versuchte drittens oft unter heißen Thränen, ob er darnach innerlich und äußerlich leben könne. Sein unabläßiges Studium der Schrift heilte ihn gar bald wieder von der Neigung zu mystischen Schriften, welcher er sich ergeben hatte. Dem Absonderungswesen hing er viel längere Zeit nach. Wenn er nun aber ebenso sehr und noch mehr sich durch christliche Toleranz ausgezeichnet, und zu Jena sich dereinst gerade von den frommen Leuten darum entschieden zurückzieht, weil sie etwas aus ihm machen und an seinen Reden ihre Eitelkeit weiden wollen, wodurch seine Seele gefährdet wird, so wird man wohl Bedenken tragen müssen, Spangenbergs Separatismus schnell zu beurtheilen. Was daran unächtes war, verstand er nachmals selbst zu richten, und nachdem er es in Halle, wie sich bald zeigen wird, gleichsam gebüßt, wurde er doch der christlichen Gemeinschaft, wie sie ihm Bedürfniß war, erst in der Brüdergemeine recht theilhaftig und froh. Was der Kirche Wesen sei, darüber hatte er schon zu Jena dieselbe Meinung gefaßt und mit seinem Denken und Sein verwebt, welche er nachmals in Schriften und Liedern herzhaft ausdrückte, auch für biblisch, überdieß für lutherisch erklärte. Die Kirchen, wie sie heißen, gelten ihm nur als — Religionen; sie sind gleichsam Elemente, aus denen sich der Herr seine Kirche d. h. die Gemeine der Kinder Gottes sammelt. Solch ein Kind Gottes kann in jeder Religion oder Secte geboren werden und möglicher Weise ganz einsam existiren.

Wo aber zwei oder drei oder mehrere sich in dem Herrn vereinigt finden und sich einander zur Nachfolge des Herrn ermahnen und helfen, da entstehen Kirchlein, Gemeinen des Lammes, welche wie viele oder wo sie sein mögen immer nur Eine Kirche Christi ausmachen.

Schon hatte Spangenberg in Folge der Besuche Zinzendorfs in Jena und seines eignen in Herrnhut einen Zug dorthin im Herzen als er noch mit Freudigkeit und Segen dem Dienste des Herrn in Jena oblag; die Sorge für die Freischulen in der Vorstadt führte die andre herbei, daß Präceptoren rechten Sinnes genug da sein möchten, die das Netz ziehen hälfen. Um deren Ausbildung auf sich nehmen zu dürfen, suchte er und erhielt den Magistergrad. Hiedurch ward seine Laufbahn auf eine Zeit lang eine ungewisse, nämlich ob sie nach Ordnung und Verfassung der Kirche oder in der außerordentlichen Weise und Brüdergemeindelich gehen sollte. An ungesuchten Empfehlungen fehlte es nicht; eine kurze Probe aber, welche Halle mit ihm, er mit der für ihn wie es scheinen konnte geeignetsten Facultät machte, führte den Beweis einer jetzt bestehenden Unverträglichkeit zwischen seiner religiösen Richtung und der landeskirchlichen Theologie herbei. Eine erste Berufung nach Halle hatte Spangenberg schon aus dem Grunde abgelehnt, weil er sich vor dem ansehnlichen Gehalte und Stande eines Professors scheuete, so daß auch der jüngere Francke (August Gotthilf) ihn mit dem Wunsche losließ, „der Herr schenke Ihnen so viele Seelen als Sie Groschen, ja wohl Pfennige um seines Namens willen verläugnen." Endlich willigte er doch ein als Adjunct der theologischen Facultät und Aufseher des Waisenhauses nach Halle zu gehen. Länger als vom Herbst 1732 bis Sonnabend vor Ostern 1733 ist seines Bleibens daselbst nicht gewesen. Schon im Briefwechsel von Jena her hatte Spangenberg gefragt: Wie? Ihr könntet in Halle den N. N. nicht tragen, ob er gleich mit Jesu Geist getauft und ein Kind Gottes in euren Augen wäre, weil er einen Irrthum, die Wiederbringung, mitbrächte? In der That, den Spangenberg mit seinen Kenntnissen und Gaben, mit seiner bedeutenden Persönlichkeit hätte man sich auf dem Lehrstuhle und im Waisenhause gar zu gern gefallen lassen, nur den Spangenberg mit seiner Intoleranz gegen das gewöhnliche Kirchenwesen und mit seiner Toleranz gegen allerlei Heterodoxie, mit seinem Anspruch an absonderliches Abendmahl, mit seinen separatistischen Freunden in der Vorstadt Glaucha, mit seiner Anhänglichkeit an Zinzendorf

wollte man nicht tragen. Schuld und Unschuld war auf beiden Seiten; und beide Seiten haben hinterher bereuet. Aber so sehr war der Weg des Herrn in dem Ausgang zu erkennen, der auf Scheidung von Halle zur Vereinigung mit Herrnhut ging, daß gegen Wunsch und Voraussicht der Beschwerdeführer ein plötzlicher Befehl militärischer Ausweisung des Separatisten von Berlin eintraf. Unter vieler Theilnahme und Begleitung zog er aus der Stadt, zunächst nach Jena, wo ihm alte nicht geringere Anhänglichkeit erwiesen wurde. Aber schon längst hatte ihn Zinzendorf sich zum Mitarbeiter ersehn. So unlieb es den Vorstehern von Herrnhut war, einen gerade von Halle vertriebenen sich zuzueignen, so lieb mußte ihnen der Mann selbst sein, der auf ihren Gemeindedienst mit seinem ganzen Herzen und Wesen einging, der ihnen hohe Gaben, schon reiche Erfahrung zubrachte und wenn er manches zu bereuen hatte, was er zu Halle gethan, doch darin den Herrn pries, daß derselbe ihm einen Wirkungskreis vorbehalten, wo er in Armuth und Niedrigkeit, in Freiheit von weltförmigen Verhältnissen als in seinem Lebenselemente bleiben und doch Frucht bringen konnte.

Durch die sechzig Jahre, die er der Brüdergemeine gelebt, drückt er es auf allen Stufen der Wallfahrt mit noch innigerem Nachdruck und fast unbewußt seines Dienstes und Verdienstes um dieselbe aus, wie unaussprechlich selig ihn schon auf Erden diese Unität in dem Herrn gemacht. Von 1733 an ist ihr inneres Gedeihen, ihre Anfechtung, Schmach und Noth, ihre Verpflanzung und Verbreitung, besonders nach Niederland, England und Pennsilvanien mit Spangenbergs Wirken, Leid und Freude unlösbar verwebt. Bis zum Heimgange Zinzendorfs 1760 bleibt er dessen vertrautester Gehülfe, der ihm an allen Orten und in allen Sachen vor und nach arbeitet, von da an reift er mehr und mehr zum Erzvater der Gemeinen und der Direction selbst, und wirkt auch in den letzten Jahren und Tagen bis zur Sterbestunde auf das Ganze beseelend ein. Bis zum Theologen und Apologeten, bis zum Staatsmann und allgemeinen Agenten der Unität hinauf, und bis zum Haushalter, bis zum Handwerker und Ackersmann hinab giebt es keine amtliche oder brüderliche Dienstart dieser Gemeinschaft, welcher sich Spangenberg nicht mit erfolgreicher Hingebung wie es noth war oder sein Auftrag lautete unterzogen hätte. Zuerst trat er als Helfer, als Diakon ein, ein Stand, den er nicht nur mit einem schönen Liede sondern auch durch Leben und Wandel vorzugsweise verherrlicht hat, so entschieden er auch zum Regieren im Dienen

berufen war. Schon 1733 erscheint er als Führer eines Brüderhäufleins, welches er nach Stettin und bald darauf nach Kopenhagen zu bringen hat, von wo aus es nach St. Croix in Westindien abgehen soll. Seit 1735—64 hat er bald die sogenannte pilgernde Gemeine in Deutschland und anderswo, bald die Seegemeinen, welche zwischen England und Amerika auf dem Wege sich befanden, persönlich geleitet, bald den neuen Ansiedelungen der Brüder sowohl in Holland und England als in Pennsilvanien und andern Staaten zu Stand und Wesen verholfen, bald Missionen der mannichfaltigsten Art und Richtung vorgestanden, vornehmlich von Bethlehem dem ältesten und wichtigsten amerikanischen Pflanzorte der Unität aus unternommen und gepflegt, endlich als Ordinarius sämmtliche Angelegenheiten in jenem Welttheile geleitet. Einmal ist er dreizehn Jahre von Herrnhut entfernt. Nach Zinzendorfs Heimgange tritt er desto ersehnter dort wieder auf, nimmt von da an an der allgemeinen Direction beständigen Antheil, insonderheit visitirt er die lausitzer und schlesischen Orte, hält sich des Seminars wegen zu Barby fleißig auf, begleitet und berathet die Conferenzen und Synoden da und dort hin, bis ihn Alter und Kränklichkeit in immer engere Kreise bannt. Zwei Male hat sich Spangenberg mit einer schon im Dienste der weiblichen Gemeine bewährten Wittwe verheirathet: einmal mit der Wittwe Immig, die der Gemeine schon seit 1727 mit dem Segen ihrer Gabe und Treue zugehörte, und an deren Grabe Zinzendorf bezeugte, es sei keine Aussicht, eine Arbeiterin ihres Gleichen wieder zu bekommen; nach deren Heimgang 1754 mit der Wittwe Mickisch, welche Spangenberg seine Martha zu nennen pflegte, und von der er sagte, wird mir von ihrer Herzlichkeit, ihr von meinem stouren (unbiegsamen) Wesen ein wenig zu Theil, so wird uns beiden geholfen. Er überlebte auch diese. Bis zu seinem Ende war es dann anderer Geschwister ganz besondere Freude ihn häuslich zu pflegen.

Es ist hier nicht der Ort den großen reichen Zusammenhang seiner Fahrten, Thaten und Leiden zu verfolgen; wer davon zu wissen begehrt, hat an den allgemeinen Geschichten der Unität ergiebige Quellen, auch an dem von ihm selbst aufgesetzten Lebenslaufe und an den Auszügen aus seinen Briefen, welche sich in Risslers Leben Spangenbergs 1794 finden. Hier genügt es diejenigen Züge seines Sinnes und Wandels hervor zu heben, in denen sich der ganze Herrnhuter in der edelsten Bedeutung des

Namens, ein rechtes Exempel von Unitätsliebe und demnach auch ein ausgeprägtes Christenthum deutlicher erkennen läßt, dessen Name sich ohne Widerspruch in den evangelischen Kalender reihet.

Vieles davon tritt schon in seinem Verhalten gegen den Grafen von Zinzendorf hervor. Sie waren in der Erscheinung sich ähnlich, an stattlicher Gestalt, an Haltung und Gang, ein Umstand, der mehrmals sowohl zu Herrnhut als bei dem Eindruck, den sie auf die Rothhäute Nordamerikas machten, angemerkt worden. Auf jeden Fall kann man in dem Angesichte Spangenbergs, wie es z. B. im Evang. Kalender für 1855 abgebildet ist, den Geist seines Lebens, diese kräftige innige Brüderlichkeit, diese in tiefer Demuth und Einfalt gegründete Geradheit und Wahrhaftigkeit gegen jedermann wieder erkennen, die er in seinem wichtigsten einzelpersönlichen Verhältnisse auch ganz besonders bewährt hat. Der Mann, der eine sprechende Freude daran hatte, jedermann in dem Herrn unterthan zu sein, sah zeit seines Lebens schon zu den Gaben eines Cammerhof, eines Johannes von Wattewille, wieviel lieber zu der dem Grafen verliehenen Gnade hinauf. Es ist ihm volle Wahrheit, wenn er von Kopenhagen aus ihm schreibt, wie solltest du deinen Fuß hassen. Spangenberg war minder originell und tiefsinnig als Z., und wie sogleich an den vorliegenden Vorträgen und Gedichten wahrzunehmen ist, wenn auch ähnlich doch anders begabt. Bis zur Nüchternheit klar und durchsichtig, kaum den Theologen zu spüren gebend, geschweige daß er sich in Theosophie versuchen sollte, lebt und webt er doch so sehr im Vorstellungskreise der h. Schrift und im Brüdergemeingefühle, daß es nicht anders kommen kann, er überzeugt, greift in die Herzen ein und die Einfachheit wird zur Erhabenheit. Ein Redetalent aus England bekannte zu Newyork nach einer von Spangenberg gehaltenen Charfreitagspredigt, ach wie übertrifft dieser plane Vortrag meine großen Worte und Weisheit! Eine so anspruchslose Größe war denn auch würdig, die Einfalt so zu rühmen wie es in dem Liede Spangenbergs geschehen ist:

Heilge Einfalt, Gnadenwunder!
Tiefste Weisheit, größte Kraft!
Schönste Zierde, Liebeszunder,
Werk, das Gott alleine schafft!
Wenn wir in der Einfalt stehen,
Ist es in der Seele Licht;
Aber wenn wir doppelt sehen,
So vergeht uns das Gesicht.

Einfalt denkt nur an das Eine,
In dem alles andre steht;
Einfalt hängt sich ganz alleine
An den ewigen Magnet.

Die Allgewalt, mit welcher dieser Magnet, Christi Blut, sämmtliche Gemeindeglieder an sich zog und festhielt, ließ auch die Irrungen, welche menschlicher Weise unter ihnen, zumal zwischen den am meisten leitenden Werkzeugen vorfallen konnten, nicht lange bestehen. Diese herzinnige Freundschaft Zinzendorfs und Spangenbergs hatte ihre Proben zu bestehen, und bewährte sich mehrmals in der rührendsten Weise. Der letztre macht irgendwo die Anmerkung, daß die Arbeiter der Brüdergemeine in der ersten Zeit „einander sehr scharf waren." Später straft er sich der Krickelei wegen, wie er es nennt, viele male selbst. Befremdet ward er zu Kopenhagen darüber, daß man ihm zu Herrnhut die Neigung zutraute, mit den andern Brüdern, die er dorthin geleitet, wider Willen der Gemeine nach Westindien zu gehen. Aber in welche gelinde Rede hüllt er dieß Befremden: „O wie herzlich gern will ich zu euch kommen, wie gern will ich noch lernen! Ich bitte dich, laß mich nicht in solchem Verdacht bei dir stehen, traue mir doch soviel geänderten Sinn zu, daß ich mir selbst nicht zu leben gedenke." „Ich bin in Kopenhagen zu gar nichts nütze gewesen als daß ich einige confus gemacht, die sich ihres Zustandes schmeichelten." Da er in Würtemberg, in England und sonst in den Augen des Grafen so manches versehn hatte, nahm er die Rügen jedesmal ganz kindlich auf und schrieb gewiß in völligem Ernst: „Ich merke wohl, daß ich nichts nütze bin, wenn mich die Brüder nicht in genauer Zucht halten. Darum bitte ich dich auch herzlich, gebt mir einen gesetzten tiefgehenden Bruder mit nach Georgien, dem ich könne unterthan sein, und unter seiner Disciplin Accurateſſe lernen." Desto anerkannter war Spangenbergs Unentbehrlichkeit und Unersetzlichkeit auf Seiten Zinzendorfs und der Direction. „Weder Ich noch Johannes (v. Wattewille), schreibt der Graf, haben erachtet Manns genug zu sein das auszurichten, was Spangenberg, der amerikanische Original-Mann präſtiren kann, der doch unter uns dreien die wenigste Zeit hat." Einmal aber, um das Jahr 1750 war Spangenberg, den, wie er wiederholt selbst bezeugt, die Vergangenheit mehr als Zukunft und Gegenwart betrübte, weil man nicht anfangs, sondern je später je mehr das eigne Verderben tiefer erkenne, einmal also — war Spangenberg so sehr an sich selbst

sowohl als dadurch, was von England und Deutschland her verlautete, an dem Grafen und der Gemeine irre geworden, daß er entweder sich ganz in die Stille zurückzuziehen oder nach Jamaica zu gehen gedachte, um zu sehen, ob ihn der Herr zur Bekehrung einiger Neger brauchen würde. In der That bedurfte es nur des Wiedersehns und des nahen persönlichen Umgangs, und der Schade war nicht nur geheilt, sondern hatte nun eine desto reichere Innigkeit und Anhänglichkeit zur Folge. Nach der Zeit geschah es, daß Zinzendorf schrieb:

Wir ziehn mit dir an Einem Joch,
Sind dir nicht erst von heut und gestern
Getreue Brüder, liebe Schwestern,
Nur heute mehr als jemals noch;

Spangenberg aber sich wieder mit dem Namen der zärtlichen Bruderliebe ihren armen Joseph nannte, und auf der Seereise, da er sich neuerdings nach Pennsilvanien eingeschifft, an den Ordinarius schrieb: „Ich weiß nicht anders als daß Sie mich lieb haben, ich habe wohl etliche Jahre daran gezweifelt — ich danke nochmals für Ihr halten, da ich lassen wollte — Adieu du lieber Mann, ich küsse dich recht brünstig im Geist und drücke mich dir ans Herz, möchte mich lieber an Deinen Hals hängen und satt weinen als schreiben; will also schließen." Und als er in Amerika die Botschaft von des Grafen Heimgang empfangen hatte: „der Jünger des Herrn kommt mir keinen Tag aus dem Gemüthe, Er war das größte Kleinod unsrer Zeiten, ein schöner Diamant in dem Ringe an der Hand unsers Herrn; ein Diener Jesu ohne Gleichen, eine Säule im Hause des Herrn, der Mund des Herrn an sein Volk. — Der Herr lasse uns nun halten über dem was wir durch ihn empfangen haben, daß man uns ehe in Stücken risse, ehe wir von diesem Grunde weichen."

Als Spangenberg in Briefen und Gedichten diese Trauer feierte, war der leuchtendste Theil seiner arbeitsvollen Laufbahn, seine nordamerikanische Mission dem Abschlusse nahe. Der Grundgedanke der Brüder, der sie dorthin von England aus geleitet hat, war, überhaupt die Gemeine des Gekreuzigten auszubreiten, den Unzufriednen, den Ausgewanderten der Europäischen Kirchen liebend nachzugehen, von Sectirerei sie zu heilen, und wo sich die Thür aufthun würde, Heiden durch das Evangelium selig zu machen. Dieß Unternehmen mußte schon deshalb gelingen, weil es durchherrschender Grundsatz war, nichts zu suchen als Seelen, sich durch

Arbeit das Brodt zu verdienen, die Schmach für Segen zu achten, und ganz darauf sich zu fassen, daß es schon wie überschwenglich reicher Lohn gelten müsse, wenn hie und da kleine Anfänge mit einzelnen Bekehrten erlangt werden könnten. Heute noch blühet die reinliche, fleißige Brüderstadt, Bethlehem in Pennsilvanien, wer kann sie nennen, ohne Spangenbergs zu gedenken, der die dorthin gelangte Pilgergemeine geleitet und als ihr Hausvater, Bauherr, Prediger, Seelsorger sie gegründet und Jahrzehnde hindurch anwesend oder abwesend gehütet hat bis sie zum festen weithin leuchtenden Gemeinde-Orte mit so zahlreichen Fortpflanzungsgemeinen wurde. Und durchwandern wir die ganze Gnaden-, Segens- und Märtyrer-Geschichte der Brüdermission für die Indianer Nord-Amerikas in allen ihren namhaftesten Stationen bis in die letzten Tage ihres Patriarchen David Zeisberger und bis nach Fairfield hinauf, oder die einzelnen lieblichen Pflanzstätten christianisirten Heidenthums zu Schekomeko, in der Wachau, in Gnaden- und Friedenshütten u. a. alles weiset uns auf den amerikanischen Original-Mann, auf Spangenberg zurück. So wie er am meisten aufs Ganze gewirkt hat, womit er auch betraut war, so gern und hingebungsvoll aufs einzelne Persönliche. Er erscheint da wie ein Feldhauptmann, der überall wo es möglich ist auch den Dienst des Gemeinen thut; er besitzt Talent und Muth für das Eine, und doch neigt sich das Herz mehr dem Andern zu. Im J. 1753 äußert er sich brieflich also: „Wenn ich mich anders recht kenne, so sind zwei Dinge vorzüglich bei mir. Das eine ist: ich bliebe lieber still und brächte die mir übrige Zeit des Lebens im seligen Umgange mit meinem Schmerzensmanne zu, ohne von Geschäften, die den Kopf occupiren, behindert zu werden — das habe ich in Jena etliche Jahre genossen; das andere: ich ginge gern zu den Heiden, die von ihrem Gott und Schöpfer, der für sie sein Blut vergossen, nichts wissen. Da lebt mir mein Herz, und ich könnte mich freuen, über dem Geschäfte zu verhungern, zu verschmachten oder zu Tode gemartert zu werden." Besonders sehnte er sich — vorzüglich wohl seit er die westindische Mission als Aufseher besucht — nach einer Sendung zu den Negern. Durfte er nun auch die eigentlichen Wege der persönlichen Heidenmission nicht so wie seine Brüder Rauch, Büttner, Mack u. a. begehen, so hat ihn doch an Willigkeit und Treue die Beschwerden und Gefahren der bahnbrechenden Reisen durch wirthlose Gegenden auf hunderte von deutschen Meilen zu ertragen, an väterlicher Pflege der christlichen Indianer, an Theilnahme

an ihren Leiden von den Weißen und an jeder Art von Schmach, welche auf dem Werke ruhte, niemand übertroffen; konnte er nicht den heidnischen Sprachen so obliegen, daß er wie Mack oder Zeisberger hätte darin predigen und dichten mögen, denn er bediente sich der englischen Sprache, so scheint ihm doch in dem, daß er in Gedanken und Gefühlen den Heiden um des Herrn willen Heide zu werden begabt und getrieben war, nicht so leicht ein Andrer es gleich gethan zu haben. In Wahrheit war es ihm sammt der von ihm geleiteten Gemeine gegeben, nachdem sie durch viel Trübsal, durch böse und gute Gerüchte gegangen, alle ihre Feinde zu ermüden und zu überwinden.

Spangenberg wurde 1762 nach Europa zurückgerufen. Kaum zu Herrnhut angekommen besuchte er die Grabstätte Zinzendorfs. Obgleich er auch von da an mit seinem Leben in den Dienst der Unität ganz aufging, und dem was unter Gebet vor dem Herrn zu Schluß und Spruch gekommen war, sich jederzeit mit Freuden unterwarf, so ist doch gewiß, daß soweit der Graf einen Nachfolger haben konnte und sollte Spangenberg es war. Die Brüder nahmen ihn, so oft er als Mahner und Rather in seiner vollen Freimüthigkeit auftrat, dankbar auf, und auf dem von ihm am wenigsten überschätzten Gebiete der Gelehrsamkeit, war er ihnen als Geschichts- und Lebensbeschreiber, als Glaubenslehrer und Vertheidiger ohnehin nicht ersetzlich. Die Declaration über die Beschuldigungen gegen die Brüder, die Lebensbeschreibung des Grafen (v. 1764 an, 8 Theile) und das Vorbild der Glaubenslehre (Idea fidei fratrum) sind die bleibendsten Denkmale seines großen Fleißes und seiner verständigen treuen Hingebung für alles, was dem Brudervolke nah zu gehen schien. Unbestochne Wahrheitsliebe spricht aus allen diesen Schriften. Früher hatte Spangenberg, wenn die Gemeinde Widerspruch und Unglimpf erfuhr, den Grundsatz gelten lassen, nicht alles beantworten, sondern nur „stille fortmachen." Als er aber in Folge eigner Beunruhigung über so manches, das vorgefallen war, ans Prüfen ging, und fand wie die Sachen wirklich standen, gab er sich mit großem Erfolg daran, im Großen und vollständig der Welt Erklärung zu geben. Seine Schriften von dieser Art haben bei den Brüdern selbst sowie außerhalb wesentlich dazu beigetragen den Frieden und das gute Gewissen zu stärken. Man kann von seiner Abbildung der Bruderlehre kaum sagen, daß sie ein gelehrtes Werk sei, die Gelehrsamkeit, die er besitzt, bleibt ganz im Hintergrund, an der damals unter den Gläubigen Allen

herrschenden Enthaltung von Schulausdrücken und zugespitzten Bestimmungen nimmt er auch Theil, ein Lehrgebäude ist, was er giebt, fast nur im katechetischen Sinne, nur daß er sich durchaus nicht erlaubt, was die Theologen der Zeit fast alle, den Bestand der Lehre und Geschichte der h. Schrift zu sichten. Hat er irgend einen Anlaß durch Reden und Briefe in die weitere Kirche herein als Zeuge zu wirken, so fühlt man ihm den Zorn und Unwillen über die zunehmende Zweifelei nnd Vernünftelei an; denn in ihm wird der Beruf der Brüdergemeine, die Leuchte der Gnaden- und Versöhnungswahrheit mitten unter den Dämmerungen, ja Finsternissen der Aufklärungszeit durchscheinen zu lassen und für das reine sanfte Feuer der Heilandsliebe einen Heerd auf bessere Zeiten zu bewahren, ein ganz persönlicher. Wie oft hat er mit freimüthiger Herzensberedtsamkeit auch Professoren und Pastoren über ihre Halbheit und Untreue gestraft, und in dieser Hinsicht verständigt sich sein katholischer Bruder ganz mit ihm, der gehofft hatte, als Spangenberg Neuwied besichtigen sollte, noch einmal ihn zu sehen und zu umarmen, aber darüber starb. Nur in immer engern Kreisen konnte er als Mahner und Lehr-Vater auftreten. Mit rührender Zärtlichkeit und Vorliebe wendet er sich je später je mehr an die Kinderschaar der Gemeine. Spangenberg wußte und fühlte wie Zinzendorf lebhaft und tief, welche eigenthümliche und schwere Aufgabe der Bruder-Kirche in Ansehung der Erziehung zugefallen war. Besonders Eine schöne Kinderpredigt ist im Gedächtniß geblieben, wo er über den Segensspruch, dein Alter sei wie deine Jugend redet und ihn besonders dahin wendet, daß sie Kinder bleiben und dadurch es immerhin werden sollen. Damit er recht als Patriarch endigen möge, trieb ihn als schon längst Leiden und Entkräftung ihn ins Krankenzimmer einschränkten, von wo aus der Vielbesuchte nicht aufhörte die Conferenz zu berathen, ein Verlangen noch einmal zu seinen Brüdern, auch den geringsten zu sprechen. Man fuhr ihn auf seinem Alters-Stuhle auf ein Erntefeld unter die Schnitter und die Garben; er sprach zu ihnen von der Feldarbeit, die er in Amerika selbst gerne mit gethan, ermunterte sie zum Lobe, stimmte an Nun danket Alle Gott, und ertheilte ihnen den Segen. Bald darauf schlief er in die Ewigkeit hinüber; er starb d. 18. September 1792 im 88. Jahre. Spangenberg ruht auf dem Hutberge. Man sang dem auserwählten Knechte ein sehr feierliches Schlaflied.

C. J. Nitzsch in Berlin †.

372. Die evangeliſchen Salzburger.

5. Auguſt.[1])

Wie in dem tiefeingeſchnittenen Gebirgspaß des Münſterthals zwiſchen Court und Corrandelin, führt auch in dem noch engeren Salzachthal zwiſchen himmelhohen ſchroff anſteigenden Felſenwänden beim „Paß Burg" ein ſchmaler Weg, der nur noch dem rauſchenden Fluſſe neben ſich Platz läßt, in die Thalweitung hinein; und bei „den Oefen der Salzach" machen auch wirklich die Bergwände den Verſuch, ſich zuſammenzudrängen und Fluß und Weg zu erdrücken; die Stirnen ſtoßen bereits zuſammen. Wir ſehen darin ein Bild des gläubigen Völkchens der Salzburger, das man auch zerdrücken wollte und das doch endlich in die freie Ebene durchgebrochen iſt. Wie das zugieng, wollen wir in der Kürze berichten.

Man weiß, wie zur Zeit der Reformation ein Durſt nach Wahrheit, ein Sehnen nach Erleuchtung durch viele Länder gieng und in manchen derſelben, wie in Italien und Spanien, nur durch gewaltthätige Maaßregeln unterdrückt werden konnte. So war's auch in den herrlichen Gebirgsthälern des Salzburger Landes; und als das neuerſtandene Wort Gottes zu Luthers Zeit auch in dieſe Gebirge drang und eine kleine Anzahl von Geiſtlichen mächtig ergriff, da fanden dieſe alsbald bereitwillige Zuhörer und offenes freudiges Entgegenkommen für die frohe Botſchaft, daß auch ohne Verdienſt der Werke Gnade und Friede durch Jeſum Chriſtum, den Sohn Gottes, zu erlangen ſei. Damals aber ſtand das Land unter der Regierung eines geiſtlichen Fürſten, des Erzbiſchofs von Salzburg, der ſomit Kläger und Richter in Einer Perſon war, und deſſen Maaßſtab den Gehorſam des Unterthanen nach deſſen Glaubensbekenntniß maß. Der Krummſtab aber iſt

[1]) Unter dieſem Datum iſt ihr Gedächtniß im evang. Kalender angeſetzt, als dem Tage, an welchem ſie auf den Eid, dem evangeliſchen Glauben treu zu bleiben, den Salzbund ſchloſſen.

von jeher etwas Anderes gewesen als jener Stab, von dem es heißt: „Das Scepter Deines Reichs ist ein gerades Scepter!" So kam es, daß jene evangelischgesinnten Geistlichen ihr Leben durch die Flucht retten mußten, und Einer, dem das nicht gelang, es durch das Schwert verlor. Die Gläubigen in den Gebirgen sahen sich genöthigt, ihren Glauben möglichst geheim zu halten und sich in der Stille aus der Bibel und andern guten Büchern zu erbauen. Sie starben aber nicht aus, obgleich der Zugang zu den Lebensquellen, an welchen sich heutzutage das evangelische Christenvolk zu laben pflegt, ihnen versagt war. In den folgenden anderthalbhundert Jahren, in welchen je nach der Gesinnung der regierenden Erzbischöfe, die Evangelischen mehr oder weniger in Ruhe gelassen wurden, nahm ihr Häuflein nicht ab, sondern wuchs in die Tausende und Zehntausende: es muß ihm also doch eine bedeutende Lebenskraft innegewohnt haben. Eine größere Verfolgung, die auch eine ganze Gemeinde unter schmerzlichen Umständen zur Auswanderung trieb, brach erst im J. 1685 unter einem harten Regenten aus; und damals entstand auch jenes bekannte rührende Exulantenlied von Joseph Schaitberger, das also anhebt:

Ich bin ein armer Exulant;
Also thu' ich mich schreiben;
Man thut mich aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiben u. s. w.

Diese Auswanderung war aber nur ein schwaches Vorspiel von dem, was vierzig Jahre später geschah, nachdem 1727 Leopold Anton v. Firmian Erzbischof von Salzburg geworden war, ein Mann, hochfahrend wie Haman, hartherzig wie Kajaphas, und finster wie Philipp II. von Spanien. Sein Großinquisitor, der Kanzler Christian v. Röll, war verschlagen, gefühllos und habsüchtig, auf die Wolle der Schafe bedacht, der Schafe selbst nicht achtend.

Beide hatten miteinander den Plan entworfen, die Evangelischen entweder wieder in die römische Kirche hinein, oder aus ihrem Vaterland hinauszutreiben. Ersteres mußte dem Einen Ehre, letzteres dem Andern Geld eintragen. Aber das Eine wie das Andere gieng nicht so leicht, wie sie meinten. Den ersten Versuch mußten die Jesuiten machen, denn in einem katholisch aussehenden Hause einen verborgenen Protestanten herauszuwittern, verstand Niemand besser als sie; auch wußten sie zur rechten Zeit die Tiger-

krallen zwischen den Sammtpfoten hindurchstechen zu lassen. Dabei giengen ihnen die weltlichen Beamten mit großer Bereitwilligkeit an die Hand. Die friedlichen Wohnungen der Ketzer wurden überfallen, ihre Insassen in den Kerker geworfen, und nur nach langer Zeit gegen schwere Geldopfer wieder freigelassen, oder auch ohne Weiteres aus dem Lande gejagt. Freilich waren es immer nur Einzelne, aber doch so viele, daß die Gefängnisse sich füllten, und wer noch frei an ihnen vorübergehen konnte, sie nur mit Angst und Grauen ansah, denn er wußte ja nicht, ob er nicht morgen selber auf der andern Seite dieser Wände sitzen werde. Diese peinliche Ungewißheit stieg endlich auf einen so hohen Grad von Spannung, daß bereits ein dumpfes Dröhnen aus der Ferne einen gewaltsamen Bruch ahnen ließ, und über unwegsame gefährliche Gebirgspfade im tiefen Dunkel der Nacht die Glaubensgenossen zu gemeinschaftlichen Berathungen zusammeneilten, weil der Druck fast nicht mehr zu ertragen war. Wenn da auf einmal wie dort auf den Gefilden von Bethlehem ein Licht vom Himmel die finstre Schlucht beleuchtet hätte, so hätte man können sehen, wie Leute, die sich zum erstenmal in ihrem Leben begegneten, einander um den Hals fielen und ihren beiderseitigen Kummer ausweinten, aber auch auf festes Halten am Wort Gottes und treues Zusammenhalten einander die Hände reichten, und sich an dem Bewußtsein der Gemeinsamkeit aufrichteten. Von da an erfolgten auch entschiedenere Erklärungen und offenere Widerreden gegen die Anmuthungen der Verfolger; und die Regierung ließ ihre Soldaten in's Gebirge einrücken, um jedes fernere Zusammentreten der Rebellen, wie man sie jetzt nannte, zu verhindern. Und doch war damit die Noth noch lange nicht auf's Höchste gestiegen.

Den Ketzern Wort zu halten, ist bekanntlich in der römischen Kirche nie der Brauch gewesen. Auch der Kanzler von Röll hielt das nicht für nöthig; denn nachdem er durch freundliche Worte, Concessionen und Versprechungen ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher geheimen Protestanten zusammengebracht und mehr als zwanzigtausend Personen auf seine Liste gesetzt hatte, war sein Zweck erreicht, den ganzen Umfang der evangelischen Partei durch ihre eigenen Angaben constatirt zu sehen, und er konnte nun getrost seine Zusagen verleugnen und sein friedliches Panier fallen lassen. Er konnte jetzt sichere Schritte thun und planmäßig auf die Austilgung der Ketzerei hinarbeiten. Die Verfolgung gieng fort wie vorher; aber von nun an konnte auch kein Streich mehr

fehl gehen, denn die Ziele waren bezeichnet, wie eine ausgesteckte Eisenbahn.

Aber was darauf berechnet war, die Gläubigen auseinander zu sprengen, trieb sie nur um so enger zusammen. Sich zu verbergen hatte jetzt keinen Zweck mehr, nachdem man die ganze Genossenschaft so bis in's Einzelne hinein kannte, und sie traten im Gegentheil nur um so kühner und muthiger hervor und schlossen sich um so entschiedener ab. Wie die freien Männer der Schweiz durch die Gewaltthaten der östreichischen Statthalter sich dazu getrieben glaubten, den Bund auf dem Rütli zu schließen, so waren auch für die evangelischen Salzburger die Umstände bei einem Punkt angekommen, wo sie eine feierliche und feste Verbrüderung zu einem Bunde für nöthig hielten. Sie nannten ihn den Salzbund. Am 5. August 1731 versammelten sich mehr als hundert Männer von allen Seiten her auf einem einsamen Platz im Salzachgrunde. Um ein großes Salzfaß her knieten sie nieder, entblößten die Häupter, falteten die Hände, tauchten dann die benezten Finger in das Salz und hoben die rechte Hand zum Himmel empor. Sie schwuren es dem dreieinigen Gott zu, im Leben und Sterben unverbrüchlich zu halten am evangelischen Glauben, und einander in ihrem gemeinsamen Elend brüderliche Liebe und unerschütterliche Treue zu beweisen. Darauf verschluckten sie das Salz zum Denkmal ihres Bundes unter stillen Thränen. Es wurde beschlossen, an die protestantischen Fürsten Deutschlands Abgeordnete zu schicken und sich von ihnen Schutz zur Auswanderung und neue Wohnsitze zu erbitten. Dieser Bund wurde der Salzbund genannt, wohl in der Erinnerung an jenen Salzbund zwischen Gott und Israel, von welchem 4. Mos. 18, 19. und 2. Chron. 13, 5. die Rede ist. Ihr Bekenntniß und ihre Zusammenkünfte wurden nunmehr offener und zahlreicher; Schüsse und Trommelschlag luden freimüthig zu den letztern ein.

Es gab bald Gelegenheit, den Ernst des Gelöbnisses durch die That zu bewähren. Die eine Partei trieb natürlich die andere immer wieder zu entschiedenerem Auftreten. Die Regierung entsendete eine neue Schaar von Soldaten, um die Häuptlinge der Widerstrebenden in ihre Gewalt zu bekommen. Die Evangelischen strömten zusammen, um es mit Gewalt zu verhindern. Beinahe wäre es zu einem feindseligen Zusammenstoß, zu Krieg und Blutvergießen gekommen. Die Parteien standen einander schlagfertig gegenüber. Aber noch zu rechter Zeit behielt der Geist der dul-

denden Sanftmuth die Oberhand. Ohne Widerstand wurden die Anführer ergriffen und fortgeführt, und am Tage darauf wurden andere Vorsteher gewählt und zu ihrem Amte eingesegnet. Das war ein Sieg des ächten, christlichen Geistes, der freilich von den Gegnern nicht anerkannt wurde, denn kurz darauf begannen die Dragonaden, die denen in den Cevennen wenig nachgaben. Siebentausend Mann, Infanterie und Cavallerie, vom Kaiser erbetene Hilfstruppen, besetzten die evangelischen Wohnungen, hausten wie Feinde, plünderten wie Räuber, und bedrängten die Armen und die Reichen mit schamlosen Mishandlungen. Glücklicherweise hatten die Widersacher die Unvorsichtigkeit begangen, auch ein Dragonerregiment mitzuschicken, das größtentheils aus Protestanten bestand, die sich nicht zu Plagegeistern ihrer Glaubensgenossen hergeben wollten, vielmehr ihnen alle Freundlichkeit bewiesen und ihnen nach Kräften evangelische Handreichung thaten. Und wenn auch diese Wohlthat sich nur auf Einzelne erstreckte und das Versehen bald entdeckt und berichtigt wurde, so gehörte doch dieser Umstand zu den Erquickungen, die der HErr hie und da in der Wüste Seinem Volke von den zerstreuten Balsamsträuchen träufeln läßt.

Zum Auswandern in Gegenden, wo sie ihren Glauben ungestört bekennen und frei zu den Quellen des Lebenswassers hintreten könnten, waren die evangelischen Salzburger längst entschlossen; als es aber nun doch so weit kommen sollte, da zeigte sich's erst, wie tief die Liebe zur Heimath, insonderheit in den Gemüthern der Gebirgsbewohner, gewurzelt ist. Das Schweizerheimweh ist sprüchwörtlich geworden; von den Eingebornen der schottischen Hochlande weiß man, daß ihr Heimweh zuweilen in eine wirkliche Krankheit ausartet, die nur in der Heimathluft geheilt werden kann. Auch die Salzburger sind ein Gebirgs- und Hirtenvolk, dem die Heimath über alles geht. Von dem Weltbürgerthum unsrer Tage, das hauptsächlich dem Mammon dient, hatte man wenigstens damals noch keinen Begriff. Die Erde ist des HErrrn und was darauf ist; aber den Neigungen des Gemüths läßt sich durch vernünftige Gründe nicht beikommen. Im November 1731 erließ der Erzbischof einen Befehl im ganzen Lande, daß alle Evangelischen, die keinen Grundbesitz hätten, binnen acht Tagen mit Sack und Pack das Land verlassen müßten; den Grund- und Hausbesitzern wurde eine Frist von 1—3 Monaten eingeräumt, innerhalb welcher sie ihr Eigenthum veräußern

könnten. Jetzt fühlten die Leute erst recht, was es heiße, das Land der Väter mit dem Rücken ansehen zu müssen. Zudem war der Winter vor der Thüre. Es entstand, namentlich unter denen, welche alsbald auswandern sollten, große Bestürzung und Verwirrung; und mancher muß sich selber gesagt haben, wie schwer es ihm geworden wäre, den freien Entschluß der Wanderung zu fassen, wenn Gott nicht durch die Strenge der Obrigkeit der Schwäche zu Hilfe gekommen wäre, so daß sie fort mußten, wenn sie nicht von ihrem Glauben abtrünnig werden wollten. Und als der 24. November gekommen war, ließ man ihnen nicht einmal mehr dazu die Wahl: die kaiserlichen Reiter trieben mit blanken Schwertern Alles auf und aus, was bisher noch gesäumt hatte, Knechte vom Pflug, Mägde vom Vieh, Diener von den Herrschaften, Väter und Mütter von den Kindern, wo die Ehen gemischt waren. Lautes Wehklagen, Jammern und Weinen auf allen Seiten, das jedoch bald durch das erhebende Märtyrerbewußtsein in freudige Begeisterung übergieng, so daß ganze Dorfschaften Lust bekamen, mitzuziehen. In Salzburg freilich gab es noch einen mehrtägigen Aufenthalt, bis die Pässe ausgestellt waren, und während der Zeit viel Hohn und Spott, und viele Machinationen der Jesuiten, sie zum Abfall zu bewegen, was auch bei Einigen gelang. Bei Weitem die Meisten aber, gegen tausend Personen, schifften sich auf der Salzach ein und fuhren Bayern zu. Das Salzwasser ihrer Thränen mischte sich mit der Salzachwelle, die ihre Kähne trug.

Mittlerweile hatten die Verfolgten schon im Jahre 1730 bei den protestantischen Fürsten in Deutschland Hilfe gesucht, das Corpus Evangelicorum in Regensburg sich an den Erzbischof gewendet und auf die betreffenden Artikel des Westphälischen Religionsfriedens verwiesen, der Erzbischof aber die Anwendbarkeit derselben beharrlich geleugnet, da ja seine evangelischen Unterthanen Rebellen seien. Eine Bitte an den Kaiser blieb gleichfalls erfolglos. Auch Repressalien, von Seiten protestantischer Fürsten gegen ihre katholischen Unterthanen in den Niederlanden, in Preußen, Holstein, Hannover und Hessen verübt oder gedroht, änderten nichts in der Sache. Es blieb kein anderer Ausweg übrig, als den Flüchtlingen eine sichere Wohnstätte und freundliche Aufnahme zu bereiten, was namentlich von dem König Friedrich Wilhelm von Preußen geschah, der durch Krieg und Pest entvölkerte Landstriche in Lithauen für sie parat hielt. Die Zeit bis zum letzten Termin, Georgii 1732, wurde ihnen aber noch schwer ge-

nug gemacht, so daß Hunderte den Mishandlungen mitten im Winter entflohen, über die schneebedeckten Tyroler-Gebirge ihren gefährlichen Pfad suchend. In langen Zügen zu Hunderten und Tausenden zogen die letzten der Angesessenen in die Fremde. Sogar katholische Stadtbewohner, Beamte, Soldaten, Priester schlossen sich, von der Begeisterung der Emigranten ergriffen, unterwegs zu Hunderten an sie an. Nachdem der Erzbischof mit einem förmlichen Eid alle Emigranten verdammt hatte, giengen auch denen vollends die Augen auf, die sich bisher noch durch irgend einen Grund hatten abhalten lassen, ihre geheime Vorliebe für das Evangelium kund zu geben und die Letzten, die ihrem bisherigen Herrn ungetreu wurden, waren seine Bergleute, die am 9. November 1732, 750 Mann mit Weib und Kind, die Schiffe bestiegen und die Bergwerke des Erzbischofs leer stehen ließen. Mit Zähneknirschen sah der hartherzige Fürst sie den Fluß hinabfahren; und als im Frühjahr 1733 noch einmal zweitausend Auswanderer das Land verließen, hatte er 30000 seiner besten Unterthanen verloren, die ihm nie wieder ersetzt wurden.

Der Zug der evangelischen Salzburger durch die evangelischen Lande Preußen zu sah einem Triumphzug gleich. Man empfieng sie mit Jubel, verpflegte sie mit zarter Sorgfalt, entließ sie mit Thränen, und behielt da und dort Einzelne von ihnen zurück, die wie Märtyrer geehrt und wie Familienglieder untergebracht und versorgt wurden. Die ersten Züge wurden vom König von Preußen selbst auf's Huldreichste begrüßt, durften in Berlin einige Tage rasten, und wurden dann reichlich beschenkt und mit tüchtigen Predigern des Evangeliums versehen, nach Lithauen befördert. Ihnen folgten immer Mehrere nach; die Getrennten kamen wieder zusammen, Eltern und Kinder, Mann und Weib, Braut und Bräutigam, die sich für's ganze Erdenleben geschieden glaubten, fanden sich wieder, und diese Freude, ein Vorschmack der himmlischen, wiederholte sich, so oft eine neue Gesellschaft von Emigranten nachkam.

In Lithauen fanden die Einwanderer Raum genug, fruchtbaren Boden und alle mögliche Hilfe und Erleichterung. Das Land blühte neu auf; Dörfer, Weiler und Höfe mit Schulen und Kirchen wuchsen auf, die Saatfelder grünten, und auf den Auen weideten zahlreiche Heerden. Die Bilder der Heimath erbleichten freilich nicht so schnell in ihrer Erinnerung, und mancher sehnsüchtige Gedanke an die schöne Gebirgswelt des Vaterlandes stieg

noch immer in ihren Seelen auf; aber sie konnten ja auch den Druck und die Verfolgung nicht vergessen, welche sie aus ihren Thälern vertrieben hatten, und sahen sich jetzt mit tiefgefühltem Danke im Besitz des größten, heißersehnten Kleinods, der köstlichen Gewissensfreiheit, und durften nunmehr ungestört am Brunnen des Wortes Gottes sich erlaben. Sie waren und blieben fleißige und treue Unterthanen, wahre und fromme Christen. Die Opfer der Heimath wurden nicht vergeblich gebracht.

Chr. G. Barth in Calw †.

II. Das westliche Europa.

Die Niederlande.

373. Hugo Grotius.

18. August.

Die Zahl der christlichen Staatsmänner, die mit bewußtem Sinn und Geist ihr Werk als einen Gottesdienst getrieben und ihre Aufgaben mit den Wahrheiten und Interessen des Christenthums in Einklang zu bringen gesucht oder verstanden haben, ist in allen Jahrhunderten eine sehr kleine gewesen. Zu diesen wenigen gehört ein Mann, der durch die Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Bildung, die Merkwürdigkeit seiner Schicksale und Führungen, die unerschütterliche Standhaftigkeit seines Bekenntnisses und den segensreichen Erfolg seiner persönlichen und literarischen Wirksamkeit die Bewunderung seiner Zeitgenossen und die Hochachtung der Nachwelt sich erworben hat, Huig van Groot oder Hugo Grotius, aus einer edlen niederländischen Familie de Cornet, ausgezeichnet als Jurist, Historiker, Philolog, Politiker, Philosoph, und Theolog. Er gehörte einem Zeitalter an, das nicht blos von hohen geistigen Interessen und mächtigen kirchlichen Bewegungen, sondern auch von schweren politischen Stürmen erfüllt war; seiner lebendigen Theilnahme an diesen allen entsprach die Empfänglichkeit seiner Natur und die Vorzüglichkeit der Gaben, die er bekommen hatte.

Hugo Grotius war geboren zu Delft am 10. April 1583, brachte seine Kindheit und Jugend unter den günstigsten Verhältnissen zu und genoß im elterlichen Hause eine treffliche Erziehung. Ein leuchtendes Vorbild sah er in der Wirksamkeit seines Vaters, welcher Bürgermeister jener Stadt und Curator der Universität zu Leyden war. Frühzeitig erwachte das lebendige Verlangen in ihm, dem geliebten Vater ähnlich zu werden und einst in seine Fußtapfen zu treten. Seine glänzenden Anlagen begünstigten ihn dabei; sie schienen ihn nicht minder für die wissenschaftliche, wie für die praktische Laufbahn zu befähigen. Schon in einem Alter

von 9 Jahren versuchte er sich in lateinischen Versen, in seinem vierzehnten machte er die Vorarbeiten zu einer Ausgabe des Marcianus Capella, im funfzehnten erhielt er die juristische Doctorwürde, im sechszehnten trat er mit jener Ausgabe zuerst als Schriftsteller auf.

Die Richtung seines Lebens war so entschieden: er blieb nicht bei trockener Gelehrsamkeit stehen, und der Reichthum des Wissens, das er einsammelte, verdunkelte ihm nicht den Blick auf das Heil seiner Seele. Den Religionsunterricht hatte er von einem in der Geschichte des Arminianismus bekannt gewordenen Manne, dem Prediger Uytenbogaert, empfangen; so ward er frühzeitig mit der eigenthümlichen Richtung der Arminianer vertraut, lernte im Gegensatze gegen eine schroffe Prädestinationslehre die Freiheit innerer, lebensvoller Selbstentscheidung auf dem Grunde des in Christi Erlösungstode für alle dargebotenen Heils erkennen, und blieb diesem Bekenntnisse unter allen, oft schweren, Schickungen seines Lebens unwandelbar treu. Seinen hauptsächlichsten wissenschaftlichen Unterricht verdankte er den beiden Scaliger, vorzüglich Joseph, der früh die künftige Größe in ihm ahnte; später trat er auch mit Isaac Casaubonus in eine vertraute und dauernde Freundschaft. Hierdurch entschied sich zugleich die Richtung seines Lebens und seiner geistigen Anschauung. Er versenkte sich in das classische Alterthum und widmete demselben ein ernstes und eindringendes Studium voll Eifer und Hingebung. Dies gab seinem gesunden und freien Wahrheitssinne eine kräftige Nahrung; mit dem daraus in ihn überströmenden Geiste schritt er an alle Aufgaben religiöser und politischer Denkart heran. Dies war nicht blos für seine nachmalige praktische Wirksamkeit von entscheidender Wichtigkeit, sondern auch für die wesentlichsten Culturinteressen der damaligen Zeit vom größten Segen. Es war ja die Periode eingetreten, wo in Deutschland und den Niederlanden unter der fördernden Obhut eines äußerlich ruhigen Lebens, die freilich für Deutschland nur eine Stille vor dem Sturm war, das edle Erz antiker Bildung in den Werkstätten der christlichen Wissenschaft verarbeitet und verwerthet, und insbesondere, wie die formale Seite der alten Classiker bereits von den Reformatoren und ihren ersten Nachfolgern benutzt und empfohlen worden war, auch der Inhalt und die großen Ideen derselben, für die schon Luther und Melanchthon so warme Fürsprache eingelegt hatten, in die Kreise eines wahrhaften und wohlgegründeten christlichen Lebens hinübergezogen werden

sollten. Am höchsten galten in dieser Beziehung mit Recht die tragischen Dichter der Griechen, zu deren Studium man damals in Deutschland weniger gelangte als zu den Lateinern. Grotius erwarb sich eine sehr vertraute Bekanntschaft mit ihnen und war in ihrer Auslegung und Uebertragung sehr glücklich, wenn auch seine kritischen Leistungen schon nach dem Standpunkte der damaligen Zeit weniger befriedigen konnten. Seine meisterhaften, metrischen wie prosaischen Uebersetzungen fanden ungetheilten Beifall und machten den Gedankenschatz des Alterthums zu einem Gemeingute der gebildeten europäischen Welt.

Von nun an wurde seine literarische Thätigkeit immer vielseitiger, das Aufsehen, das er erregte, immer größer. Die verschiedensten Geister der alten Welt, wie Aratus und Lucan, behandelte er mit dem größten Fleiße; weniger glücklich versuchte er sich auch im geistlichen Trauerspiele. Durch Beschluß der Generalstaaten ward er 1601 zu ihrem Historiographen oder Geschichtschreiber ernannt; dadurch war ihm die Bahn zu geschichtlichen Studien und Darstellungen geöffnet. Dem verdanken wir seine meisterhafte Geschichte des niederländischen Freistaats, die in der richtigen Würdigung menschlicher Angelegenheiten, in der kräftigen Zeichnung der Charaktere und dem anziehenden Gemälde der Seelenzustände, selbst in der Form und Ausdrucksweise, am meisten an sein großes Vorbild Tacitus erinnert. Von philosophischem Geiste aber war alle seine Thätigkeit, und nicht am wenigsten die literarische, in dem Maße durchdrungen, daß derselbe sich neben seinem christlichen Sinne und seiner tiefen Frömmigkeit mit einem mächtigen Hauche durch alle seine Arbeiten hindurchzieht, und Leibnitz ihn unter den gelehrtesten Zeitgenossen vorzugsweise als tiefen Denker hervorhob.

Von den vorbereitenden und allgemeinen Studien hatte er sich allmählich der Rechtswissenschaft zugewandt; ihr widmete er auch seine nächste praktische Thätigkeit: er trat als Rechtsanwalt auf und gewann bald einen solchen Ruf, daß es für ihn die Brücke zu wichtigeren Aemtern wurde. Man ernannte ihn 1607 zum Generalfiscal und 1613 zum Rathspensionär in Rotterdam, in welcher Eigenschaft er zugleich Mitglied der Stände von Holland war. Hierdurch kam er auch mit seinem einflußreichen Gönner und Freunde, dem als Staatsmann und Märtyrer gleich berühmt gewordenen Großpensionär Johann von Olden-Barneveld, nicht blos in nahe Berührung, sondern auch in die vertrauteste Freundschaft. Bald nachdem er ihn kennen gelernt und liebgewonnen

hatte, nahm er ihn auf einer Gesandtschaftsreise nach Frankreich mit, wo Grotius durch seinen Geist und seine Gelehrsamkeit allgemeine Bewunderung und durch sein ganzes angenehmes Wesen so ausgezeichneten Beifall bei dem Könige Heinrich IV. fand, daß er ihm sein Bildniß an goldener Kette schenkte. Hätte diese fürstliche Zuneigung nicht auf einem tieferen Grunde beruht, würde er nicht später auch am englischen Hofe dieselbe Anerkennung bei König Jakob I. gefunden haben.

Die Geschichte des Grotius ist nunmehr eine Zeitlang von der Olden-Barnevelds kaum zu trennen; beide wurden in die schweren kirchlichen Streitigkeiten, die in der damaligen Zeit das Land bewegten, auf das tiefste verwickelt. Beide vertraten die Freiheit des Gewissens und Glaubens in den Werken der Heiligung; sie schützten dasselbe Recht, wodurch die Niederlande von der spanischen Herrschaft frei geworden waren. Moritz von Oranien aber, der mit denselben Mitteln zu seiner Statthalterwürde sich emporgeschwungen hatte, wandte jetzt vielmehr jene Gewalt, gegen die er mit ihrer Hülfe grade gekämpft hatte, gegen sie an, ohne von dem Streite der Arminianer auch nur eine leise Vorstellung zu haben. „Ich weiß nicht," war seine trostlose Aeußerung, „ob die Prädestination grau oder blau ist, aber das weiß ich, daß die Pfeife des Advokaten und die meinige eine kreischende Dissonanz bilden." Bei solcher Stellung und Gesinnung ist denn auch das Verfahren wohl zu erklären, aber wahrlich nicht zu rechtfertigen, dessen sich Moritz von Oranien schuldig machte. Zur Schlichtung der kirchlichen Streitigkeiten hatte er 1618 die Dordrechter Synode berufen. Da ließ er denn Angesichts derselben plötzlich die beiden Freunde, ohne Wissen und Zustimmung der Stände, verhaften, ihnen in formlosester Weise von persönlichen Feinden den Prozeß machen und zugleich allen Widerspruch gewaltsam unterdrücken. Er wollte mit Einem Schlage vernichten, was ein Anrecht auf allmähliche Entwickelung der Wahrheit und Ausscheidung des Verkehrten hat; aber das Religiöse und Politische schmolz hier in einander. Es war nicht zu verwundern, wenn sie die Folgen dieser trüben Mischung ohne weiteres Verschulden büßten.

Die Bewegung, welche die Arminianer (später nach ihrer Vertheidigungsschrift Remonstranten genannt) in der niederländischen Kirche und bald auch über die Grenzen derselben hinaus hervorgerufen hatten, war insofern eine ihrem Grunde nach wohlberechtigte, als sie sich der starren Behandlung der Lehre von

der abſoluten Gnadenwahl, die nachgrade von allen Kanzeln herab die Gemüther beſchäftigte oder erſchütterte, widerſetzten. Es war eine naheliegende, aber keineswegs nothwendige Folge davon, daß ſie ſich nun ihrerſeits in eine pelagianiſirende Richtung verflachten, und die ernſteren und tüchtigeren unter ihnen haben es meiſt zu jener geſunden Mitte gebracht, durch welche auch Luther ſich von Calvin unterſchied. Daß Männer wie Olden-Barneveld und Hugo Grotius ſich ihrer annahmen, wirkte gradezu nachtheilig für ſie; denn dieſe ſtanden zugleich als die Häupter der republikaniſchen Partei da, die dem Statthalter Moritz von Oranien den Weg zum Throne verſperrte. Der Ausgang der Dordrechter Synode war deshalb auch leicht vorherzuſehen; 61 einheimiſche Theologen der reformirten Kirche waren ſorgfältig ausgewählt worden und konnten die 28, die ſich von auswärts auf die ergangene Einladung eingefunden hatten, leicht überſtimmen. Die Remonſtranten wurden als Beklagte vorgeladen, ihre Lehre durch Stimmenmehrheit verworfen und ſie ſelbſt aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſtoßen. Die Prediger verloren ihre Aemter und viele Anhänger Armins flüchteten ſich in's Ausland, namentlich auf ſchleswigſchen Boden (Friedrichſtadt), wo ſie freie Religionsübung zugeſtanden erhielten. Die Lehre von der abſoluten Prädeſtination ward von neuem wieder als kirchlicher Lehrbegriff feſtgeſtellt, aber allerdings in der Praxis der niederländiſchen Kirche nach und nach gemildert. Eine allgemeine Synode iſt ſeitdem nicht wieder berufen worden.

Die durch dieſe Mittel gebrochenen beiden Säulen der remonſtrantiſchen Partei konnten nunmehr leicht geſtürzt werden. Olden-Barneveld wurde zum Tode mit dem Schwerte verurtheilt, den er mit ruhigem Muthe und feſtem Gottvertrauen ertrug; Grotius ſollte eine lebenslängliche Gefangenſchaft auf der Feſtung Löwenſtein am Weſtende des Bommelerwaards erleiden. Aber aus dieſer Haft befreite ihn ſchon nach zwei Jahren (1621) ſeine treue und muthige Gattin Maria, die Tochter des Bürgermeiſters von Reigersberg zu Veer in Seeland. Da er für ſeine Arbeiten oft Bücherkiſten erhielt, die nachher wieder fortgeſchafft wurden, und man dieſe bald gar nicht mehr unterſuchte, gelang es ihr, ſich in einer ſolchen Kiſte in's Gefängniß bringen zu laſſen, wo ſie ſeine Kleider anzog und zurückblieb, während er wieder in derſelben hinausgeſchafft wurde. Als man die Liſt entdeckte, wurde man von ihrer edelmüthigen Liebe ſo gerührt, daß man ſie der Haft entließ und ihr die Erlaubniß ertheilte, ihrem Manne, der noch

eine Zeitlang in den katholischen Niederlanden umhergeirrt und endlich verkleidet nach Frankreich entkommen war, dorthin zu folgen. Er hatte sich nach Paris gewandt und war dort von König Ludwig XIII., dem er 1625 sein berühmtes Buch über das Recht des Kriegs und Friedens widmete, wohlwollend und ehrenvoll aufgenommen und mit einer Pension von 3000 Livres begnadigt. Aber die unduldsame Haltung der schroffen Reformirten und die Abneigung Richelieu's, dem er sich nicht willfährig genug erwies, verbitterte ihm allmählich seinen dortigen Aufenthalt, so große Anerkennung er auch selbst von Seiten der katholischen Gelehrten erfuhr: er mußte sich nicht blos von dort wieder entfernen, sondern verlor auch sogar durch Richelieu's Einfluß sein Jahrgehalt (1631). Mit fröhlichem Vertrauen kehrte er in sein Vaterland zurück. Hier war inzwischen (1625) auf Moritz dessen Bruder Friedrich Heinrich von Oranien in der Statthalterschaft gefolgt. Dieser wollte seines Bruders schweres Vergehen offenbar gern in etwas wieder gut machen und bewies ihm schon brieflich eine große und wohlthuende Theilnahme. So würde denn Grotius in anerkanntester Wirksamkeit hier haben leben können, wenn nicht die unaufhörlich geschäftige Gegenpartei auf seine Entfernung gedrungen und schließlich auch wirklich seine Verurtheilung zu ewiger Verbannung durchgesetzt hätte. Er wandte sich zunächst nach Hamburg, aber er blieb nicht verlassen: der Ruf seiner lauteren Gesinnung und seiner staatsmännischen Tüchtigkeit war bereits durch die gebildeten Länder Europa's gedrungen. Von allen Seiten kamen Aufforderungen zu glänzenden Stellungen und einflußreichen Aemtern: die Könige von Dänemark, Polen und Spanien wetteiferten, ihn in ihre Dienste zu ziehen. Aber alle überwog eine Einladung nach Schweden, die seinen Entschluß bestimmte: 1634 trat er in die Dienste dieses Landes. Am stärksten schwebte ihm dabei der von dem edlen und geistvollen Kanzler Oxenstjerna ihm verheißene Schutz und die lebhafte Theilnahme der Königin Christine an allen Werken der Bildung und Gelehrsamkeit vor, obwohl er nicht gleich persönliche Theilnahme bei ihr erwarten konnte, da sie bei Lebzeiten des Vaters seiner Berufung widerstrebt hatte. In der That sah er die gehegten Erwartungen befriedigt, wenn er auch nur kurze Zeit in dem Lande selbst verweilte. Denn schon im folgenden Jahre wurde er zum Staatsrathe und schwedischen Gesandten am französischen Hofe ernannt, und er durfte es wagen, selbst gegen Richelieu's allmächtigen Willen, in Paris zu erscheinen.

Zehn Jahre lang verwaltete er dieſen wichtigen Poſten mit großer Klugheit und zu allgemeinſter Anerkennung. Auf der Rückreiſe nach Schweden, die er über Holland machte, fand er in Amſterdam eine ſo außerordentlich günſtige Aufnahme, daß er ſich mit neuen Banden an ſein Heimathsland gefeſſelt fühlte. Die Hochachtung gegen ſeine glänzenden Gaben und Verdienſte war eine aufrichtige und allgemeine; man bereute, was man an ihm verſchuldet hatte, und ſuchte das frühere wieder gut zu machen. Dies wirkte ſo mächtig auf ihn ein und erfüllte ſein Herz mit ſo frohen Hoffnungen, daß er den Entſchluß faßte, in ſein Vaterland zurückzukehren, und daß er ungeachtet der zuvorkommendſten Aufnahme, die er in Schweden fand, dort ſeine Entlaſſung nahm, die ihm nur mit großem und aufrichtigem Bedauern ertheilt ward. Die gründliche und umſichtige Berichterſtattung über ſeine Wirkſamkeit in Paris, die dieſem ſeinem Abſchiede voraufging, hatte den Schmerz über ſein Scheiden noch vergrößert. Aber er ſollte den geliebten Boden ſeines Vaterlandes nicht wieder betreten: auf der Rückreiſe erlitt er Schiffbruch an der pommerſchen Küſte, er kam krank in Roſtock an und fand dort ſeinen Tod am 28. Auguſt 1645 in ſeinem 63. Lebensjahre. Seine letzten Stunden waren voll Glaubens und Gebets, er rief zu ſeinem Heiland um Erlöſung. Seine Leiche wurde in der Familiengruft zu Delft beigeſetzt.

Hugo Grotius gehört zu den Herolden und Vorläufern einer neuen Zeit, deren Schriften einen großen und bahnbrechenden Einfluß übten, deren religiöſe Denkweiſe aber, bei aller Berechtigung in gewiſſen Grundzügen, doch dem gleichzeitigen Strome jenes verflachenden Geiſtes, der in Deutſchland als Rationalismus, in England als Deismus auftrat, für die Dauer nicht zu widerſtehen vermochte. Die ſpäter ſo laut gewordenen Rufe nach Gewiſſensfreiheit und Entfernung des Symbolzwangs haben hier ihren Anfang genommen; zugleich haben dieſe Beſtrebungen auf wiſſenſchaftlichem Gebiete für bibliſche Kritik und Schriftauslegung einen hohen Werth; nur daß auch hier, wie in dem Kampfe der kirchlichen Duldſamkeit mit dem ſtarren Dogmatismus, in dem Zuſammenfließen der kirchlichen und politiſchen Richtungen und Parteien, in der Verbindung des Alterthums mit dem Chriſtenthume u. a., jene trüben Miſchungen ſich zeigten, die nicht zu einem gedeihlichen Erfolge beitragen konnten.

Grotius' literariſche Thätigkeit ging von der politiſch-ökonomiſchen und publiciſtiſchen zu der theologiſchen, namentlich zur

Exegese und Apologetik, über. Alle stehen bei ihm in einem wahrhaft innerlichen Zusammenhange, weil er sich bei Allem von seinem durch die christliche Wahrheit durchdrungenen und getragenen Rechtssinne bestimmen ließ. Doch kann hier von den übrigen nur in der Kürze die Rede sein. Alle sind durch Klarheit, Bündigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnet; man wird in der ganzen Richtung des außerordentlichen Mannes unwillkürlich an den Erasmus erinnert, wenn auch die Behauptung allerdings zu weit gehen mag, er habe den Charakter desselben auch darin nicht verleugnet, daß er je länger je mehr zur römischen Kirche sich hingeneigt, namentlich in der Lehre von der Tradition. Ohne eine freie Bewegung, als die, worin die orthodoxe Theologie des 17. und 18. Jahrhunderts einem großen Theile nach sich zeigte, hätte er nicht die Fragen des Staats- und Völkerrechts unter das Licht des Evangeliums stellen können. Eben darum stand er auch so weit und so frei in seiner ganzen Anschauungsweise da, daß er durch alle äußerlichen Formen und Umhüllungen hindurch das wahrhaft Christliche erkannte und die echten Glieder der unsichtbaren Kirche auch in den übrigen Bekenntnissen sah und ehrte. Sein erstes Werk, das ihm sogleich einen bedeutenden Namen verschaffte, handelte über das freie Meer oder über das Anrecht der Holländer auf den indischen Handel und war gegen die Spanier gerichtet, die für ihre Anerkennung der niederländischen Unabhängigkeit als Gegenbedingung die Forderung stellten, daß die Holländer den Handel nach Indien aufgeben sollten.

Ein zweites, vielleicht sein eigentliches Hauptwerk, war das schon erwähnte vom Rechte des Kriegs und Friedens, das, man mag nun über seine Richtung urtheilen, wie man will, jedenfalls einen bedeutenden wissenschaftlichen Fortschritt auf diesem Gebiete bezeichnete. An die Stelle der einseitigen mittelalterlichen Grundlage einer theokratischen Ableitung war hier zum ersten Male die Theorie des Gesellschaftsvertrags gesetzt worden, die denn doch jedenfalls, auch wenn sie nicht bestehen bleiben konnte, einmal wissenschaftlich durchgearbeitet werden mußte. Die darin ausgestreuten reichhaltigen praktischen Winke verliehen demselben einen unschätzbaren Werth; es galt als ein „reiches Erfahrungsbuch für diplomatische Geschäftsführung." Gustav Adolph von Schweden soll es immer bei sich geführt haben, und der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz fand sich durch dasselbe bewogen, den ersten in Deutschland wirksam gewesenen Lehrer des Natur- und Völkerrechts in

der Person Samuel von Pufendorfs 1661 an seine Heidelberger Hochschule zu berufen.

Wir kommen zu seinen zahlreichsten Schriften, den theologischen, in welchen sich im allgemeinen ein rationalisirender Spiritualismus zu erkennen giebt. Seine Lehranschauungen waren schon durch den in seiner Jugend genossenen arminianischen Unterricht in dieser Richtung gefärbt worden; in dem lebhaften Streite, in welchen er selbst hineingezogen wurde, war der ursprünglich eingenommene Standpunkt noch befestigt und stärker ausgebildet worden. So hat er denn auch dem Unglimpf der Parteien sich aussetzen müssen: die einen verurtheilten ihn als einen Socinianer, die andern fanden seine Vertheidigung des Versöhnungstodes und genugthuenden Verdienstes Christi viel zu orthodox. Und allerdings wich er in einem Punkte, wie das auch andere vor und nach ihm in den verschiedenen Bekenntnissen gethan haben, von dem kirchlichen Lehrbegriffe ab: in dem Tode des Heilands ließ er mehr den stellvertretenden als den genugthuenden Akt zum Vorschein kommen; die Erlösung war seiner eigenthümlichen Geistesstellung mehr eine juristische That, eine Lossprechung von Seiten Gottes um Christi willen, und zugleich ein Strafexempel, das von der Strafe zurückschrecken sollte; damit sei dem Bedürfnisse des gerechten und heiligen Gottes genügt und der göttliche Abscheu vor der Sünde im hellsten Lichte aufgezeigt. Aber die Heiligung des wiedergeborenen Lebens war damit nicht zu ihrem Rechte gekommen.

In seinen (lateinisch geschriebenen, wie ursprünglich die meisten seiner Schriften) Anmerkungen zum A. u. N. T. huldigte er gleichfalls im wesentlichen der bei den Arminianern herrschenden Geistesrichtung und wissenschaftlichen Methode. Lange Zeit wurden sie daher nur von Anhängern dieser Partei gelesen und blieben darüber hinaus ziemlich unbeachtet. Kirchliche Dogmatiker, wie der Wittenberger Abraham Calov, der gleichwohl später in seinem Bibelwerke das Wichtigste und Inhaltreichste von ihm in trefflich überarbeiteter Gestalt gab, warnten vor der allgemeinen Richtung, die darin herrschte. Sie ist noch in unserem Jahrhunderte als kritisch-historische Auslegungskunst eifrig geübt und weiter ausgebildet worden, ohne jedoch andere und tiefere Richtungen daneben verdrängen zu können. Ueberall, wo man eine „voraussetzungslose" Dogmatik verlangte und auch die Lehren der kirchlichen Dogmatiker auf Grund der heiligen Schrift prüfen wollte, wurden seine Auslegungen mit entschiedenem Beifall begrüßt und durch deutsche

Theologen wieder an's Licht gezogen und weiter verbreitet. Grotius erscheint somit als Chorführer der grammatisch-historischen Schule, die bei uns im vorigen Jahrhundert durch J. A. Ernesti ihre vorzüglichste Pflege und Ausbildung erhielt. Die Gefahren und Mängel der Methode zeigten sich aber bald: schon die lose, abgerissene, scholienartige Form der Anmerkungen mußte wesentliches, besonders für die genaue Auffassung des Zusammenhangs, vermissen und darum den Lehrgehalt nicht bestimmt und umfassend genug hervortreten lassen. Die allgemeinen logischen Denkformen müssen ersetzen, was an eigenthümlicher Schärfe des biblischen Gehalts fehlt; am wenigsten kann daher von einer klaren und bündigen Feststellung des Schriftprincips die Rede sein, für das die folgenden Jahrhunderte immer so eifrig gearbeitet haben. Wenn er Aussprüche der Bergpredigt durch Parallelen classischer Autoren erläutern wollte, so war das ein Mißgriff, der aber die folgenden Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart hinein noch oft genug begangen worden ist. Grade in der christlichen Ethik sollten die tiefgreifenden principiellen Abstände des Alterthums von der christlichen Wahrheit unzweideutig in die Augen springen. Andere haben darin noch mehr gefehlt als er; denn Grotius bewahrte immer die nüchterne Mäßigung und besonnene Klarheit. Wenn daher nicht minder eine willkürliche Auffindung des Typischen einzelne prophetische Stellen gradezu aus dem Zusammenhange riß, so lenkte Grotius wieder in denselben zurück, auch wenn manche herrschende Vorurtheile und Lieblingsmeinungen dadurch zerstört wurden. Er hat vielfach nur Wege gezeigt und Bahnen eröffnet, aber in seinen Leistungen sind viele fruchtbare Keime späterer reichhaltiger Entwickelung vorhanden.

Seine einflußreichste, von allen Parteien mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommene Schrift war seine apologetische über die Wahrheit der christlichen Religion (1627), die viele Auflagen erlebt und in die verschiedensten Sprachen, auch in's Malaiische und Chinesische, übersetzt worden ist. Schon auf der Veste Löwenstein hatte er den Grund dazu gelegt; sein Absehen war dabei auf die weite Christenheit, ja über dieselbe hinaus auf die Wanderer zu Wasser und Lande in den heidnischen Ländern gerichtet. Er dachte sie sich besonders wirksam auch in den niederen Volkskreisen; sie ist es aber merkwürdiger Weise vorzüglich in den höheren Ständen und gelehrten Kreisen geworden, aber sie hat theilnehmende Bewunderung gefunden und viel Segen gestiftet selbst bis in die

neuere Zeit hinein. Die Schrift zerfällt in 6 Bücher: das erste handelt von der Religion und dem Wesen Gottes im allgemeinen, von Wunder und Weissagung; das zweite zeigt die Wahrheit des Christenthums mit den klarsten und siegreichsten Beweisen: fordert Jemand noch dringendere, fügt er hinzu, so muß er wissen, daß die Beweisarten nach den Gegenständen verschieden sind, und da die angeführten so viele weise und fromme Männer befriedigt haben, so ist der Grund seines Unglaubens darin zu suchen, daß er nichts für wahr halten will, was seinen Leidenschaften zuwider ist. Das dritte Buch geht auf die heilige Schrift, ihre Echtheit und Glaubwürdigkeit ein; das vierte widerlegt die nicht-christlichen Religions-Systeme, zunächst das Heidenthum; das fünfte stellt das wahre Verhältniß des Judenthums zum Christenthum in das rechte Licht, und das sechste bekämpft den Islam. Auch jetzt noch manches schätzbare Material, wenn auch die Forderungen der wissenschaftlichen Bearbeitung andere geworden sind. — Auch die ersten scharfsinnigen Erörterungen des allgemeinen Kirchenrechts verdanken ihm die Protestanten: er vertheidigte 1613 als Fiscal-Anwalt der Stände Hollands das gemäßigte und einsichtsvolle Benehmen dieser Stände bei den heftigen kirchlichen Streitigkeiten in einem besonderen Buche, worin er auch vornehmlich die Reste derjenigen Rechte sorgfältig sammelte, welche die Fürsten in Kirchensachen seit den ältesten Zeiten ausgeübt hatten.

Man darf in Wahrheit behaupten, daß Grotius mächtig und folgenreich wie wenige Gelehrte des 17. Jahrhunderts auf die gesammte Bildung und Richtung des geistigen Lebens in Europa eingewirkt hat. Sein frisches, gesundes und kräftiges Wesen brach auf den wichtigsten Gebieten eine neue Bahn; mit künstlerischer Meisterschaft behandelte er jeden in die Hand genommenen Stoff, blieb von allem Kleinlichen und Pedantischen frei und war darum den Weisen ein Aergerniß und den gewöhnlichen Menschen ein Räthsel; bei alledem mild versöhnlich, wie Melanchthon und der ihm befreundete Calixtus, über den Parteien stehend im Staat wie in der Kirche, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, „ein heroisch-antiker Mann, aber mit ungeheuchelter Christen-Demuth."

Friedrich Lübker in Flensburg †.

374. Richard Baxter.

16. Juni.

Richard Baxter gehört nicht blos wegen seiner tiefeingreifenden, von herrlichen Geistesgaben unterstützten Predigtwirksamkeit, sondern auch wegen seiner unzählig vielen überaus segensreich gewordenen Schriften praktisch-christlichen Inhalts zu den ausgezeichnetsten Männern der evangelischen Kirche in England während des 17. Jahrhunderts. Die Kirchengeschichte dieser sturmbewegten Zeit stellt sein Charakterbild mitten hinein in die Kämpfe, von welchen England gleichzeitig auf dem Gebiet des politischen und des religiös-kirchlichen Lebens bis in seine Grundfesten erschüttert wurde. Als entschiedener Vertreter der Freiheit und Selbständigkeit der Kirche steht er auf der Seite der Presbyterianer gegenüber den sogenannten Episcopalisten, welche für die alte innige Verbindung der Kirche und ihrer bischöflichen Verfassung mit dem Staat unter dem Könige als ihrem „obersten Regenten" stritten. Und als neben den Episcopalen und den Presbyterianern eine dritte Partei, die der Independenten, im äußersten Gegensatz zum Staatskirchenthum nicht blos dieses, sondern auch das Princip der presbyterialen Verfassung der Gesammtkirche verwarf, den Grundsatz von der unbedingten Selbständigkeit der Einzelgemeinde aufstellte und das Panier des mit religiösem Fanatismus gepaarten Republikanismus aufwarf, behauptete Baxter dagegen fest und entschieden die Gewissensstellung, die er von Anfang auf dem Grunde des Evangeliums eingenommen. Gegenüber dem allgemein verbreiteten geistlichen Tode in der Episcopalkirche drang er mit mächtiger Predigerstimme auf persönliches geistliches Leben im lebendigen Glauben an das Wort, wie die gewaltigen Independentenprediger dieser Zeit. Mitten unter den politischen und kirchlichen Parteikämpfen stellt er sich ohne Einseitigkeiten und Härten als ein eigenthümlicher christlicher Charakter dar, der das Gepräge der durch Christum in Gott gefundenen Ruhe zeigt, — „ein Mann der wahrhaft rechten Mitte, welche das Evangelium allein zu offen-

baren und zu verleihen vermag", wie ihn der selige Neander genannt hat. — Darauf war von früh an seine ganze Lebensentwicklung angelegt.

Am Sonntagsmorgen des 12. Novembers 1615 in Rowton, einem Dorf in der englischen Grafschaft Shropshire, von nicht unbemittelten Landleuten zu der Stunde, da die Glocken zur Kirche läuteten, geboren, empfing R. Baxter von frühester Kindheit an die Eindrücke der tiefernsten Frömmigkeit, zu der sein früher einem ganz weltlichen Leben ergebener Vater gerade zur Zeit seiner Geburt erweckt worden war. Während der große Haufe sich am Sonntag nach äußerlich abgemachtem Gottesdienst bis tief in die Nacht der Welt- und Sinnenlust hingab, feierte der Vater, der wegen seines christlichen Ernstes „Genaunehmer und Heuchler" gescholten wurde, mit den Seinen den Tag des Herrn in stiller Zurückgezogenheit durch andächtiges Lesen der Schrift und alter Erbauungsschriften, wie durch eingehende Besprechung christlicher Wahrheiten. Die empfangenen Eindrücke wurden in ihm durch das eifrige Lesen der Schrift, in der sein Vater ihm zunächst den geschichtlichen Inhalt erschloß, und der wenigen ihm zugänglichen puritanischen Erbauungsschriften befestigt. Zwar fanden die Lockungen der Sinnen- und Weltlust einen Wiederhall in seinem Fleisch und Blut; zwar blieb er nicht unbefleckt von manchen Kindheits- und Jugendsünden, die er offen bekennt. Aber desto schärfer strafte ihn sein Gewissen, desto ernster wurde sein Abscheu vor dem Bösen, und sein Streben nach der Heiligung. Was er in dieser Beziehung dem Vater verdankte, spricht er mit folgenden Worten aus: „Gott gebrauchte ihn als Werkzeug, die ersten religiösen Ueberzeugungen und das erste Wohlgefallen an einem heiligen Leben in mir zu erzeugen, so wie auch mich von den gröbern Ausbrüchen der Sünde zurückzuhalten. Als ich noch sehr jung war, erfüllten mich seine ernsten Reden von Gott und von dem zukünftigen Leben mit Scheu vor der Sünde."

Außerdem machte noch ein Zwiefaches auf das jugendliche Herz Baxters einen nachhaltigen und tiefen Eindruck: das Erdbeben, welches am Krönungstage Karls des Ersten plötzlich dem ausgelassenen Festjubel des Volks ein Ende machte, und die Lectüre eines alten Erbauungsbuchs „die Erlösung", welches ein armer Dorfbewohner seinem Vater geliehen hatte.

Die Frucht seiner bisherigen inneren Entwicklung war der Entschluß, dem Herrn als Prediger des Evangeliums zu dienen.

Die Mittel der Eltern reichten zu seinem Unterhalt auf der Universität nicht hin. Er wurde daher, nur sehr mangelhaft vorgebildet, einem Caplan in London zur Vorbereitung für den geistlichen Stand überwiesen. Die Versuchungen der Welt traten dort gerade durch seinen Lehrer von Neuem mächtig an ihn heran. Aber er entflieht ihnen, da er einen frommen Freund findet, aus dessen Munde er zum ersten Mal ein freies Gebet als unmittelbaren Erguß des Herzens hört, mit dem er nun fleißig betet und die besten Erbauungsschriften der Kirche eifrig liest.

Nach anderthalb Jahren kehrte er nach Hause zurück, um dort unter der Führung eines ehrwürdigen frommen Geistlichen, Garbett, seine theologischen Studien und die Arbeit an der Förderung seines inneren Lebens eifrig fortzusetzen. Dort hatte er noch manche Kämpfe zu bestehen, ehe er zur vollen Heilsgewißheit und Ruhe in Gott gelangte.

Mit einer tief erschütterten Gesundheit zurückgekehrt, und nach menschlichem Bedünken nur noch eine kurze Spanne Lebenszeit vor Augen, mußte er den ehrgeizigen Hoffnungen auf Erlangung der höchsten akademischen Grade und auf literarischen Ruf entsagen. Er fühlte sein Fleisch und Blut unter diesen körperlichen Leiden aufs Schmerzlichste gekreuzigt. Aber die Frucht davon war desto tieferer Ernst im Ringen nach der Gnade und in der Vorbereitung auf die Ewigkeit. Später sagt er einmal, er preise in Demuth die gnädige Vorsehung Gottes, die ihm seinen Schatz in einem irdenen Gefäße gegeben, in der Schule der Leiden ihn auferzogen und das Kreuz Christi ihn so bald habe erkennen lassen, damit er vielmehr, um mit Luther zu reden, ein Kreuzestheologe (theologus crucis) als ein Ruhmestheologe (theol. gloriae) würde.

Aber schwerer waren die Kämpfe, die er in seinem Innern in Folge praktischer Verirrungen durchzumachen hatte. Die strenge Selbstprüfung ließ ihn immer nur den Blick auf das sündliche Verderben seines inwendigen Menschen gerichtet behalten. Dazu kam, daß er irriger Weise den Grad der Heilsgewißheit nach der Lebendigkeit seines Gefühlslebens bemessen wollte und darüber bei dem durch seine Kränklichkeit ohnehin schon sehr wandelbaren Zustande seiner Gefühlsstimmungen in qualvolle Zweifel an seiner Aufrichtigkeit im Glauben und an wirklichem Besitz geistlichen Lebens gerieth. „Ich wunderte mich", sagt er, „über die gefühllose Härte meines Herzens, daß ich über Sünde und Hölle, Christus und Gnade, Gott und Himmel denken und reden konnte, ohne mehr

dabei zu fühlen". Eine andere Verirrung bestand darin, daß er willkürlich das Ersterben des alten Menschen und den Anfang der Wiedergeburt in seinem inneren Leben nach sicheren Merkmalen und Empfindungen genau bestimmen wollte. Der Geist Gottes aber führte ihn als Sieger aus diesen Kämpfen heraus. Er verlernte es, „nur bei sich selbst sich aufzuhalten", und erkannte, daß bei aller strengen Selbstprüfung doch noch „ein höheres Werk erforderlich sei, nämlich öfter den Blick auf Gott, Christus, den Himmel, als auf das eigene Herz zu richten." Er erkannte, wie die vorbereitende Gnade „oft in unmerklichem, allmäligem Uebergange zur Wiedergeburt führe, und auch im Leben des Wiedergeborenen noch viel vom alten Menschen übrig sei."

Die Bildung seines geistlichen Lebens wurde aber erst vollendet durch den Sieg über die Anfechtung, die seinem Glauben durch die Macht des Zweifels bereitet wurde. Es schienen ihm durch den zweifelnden Verstand alle früheren Gründe seines Glaubens entkräftet; es stellten sich ihm solche Berge von Schwierigkeiten dar in Beziehung auf die Menschwerdung Gottes, die Person Christi und sein Werk, daß er, wie er bezeugt, dadurch wäre erdrückt und überwältigt worden, wenn nicht Gott seine Stärke gewesen wäre. Er erkannte es als eine Gnade Gottes, daß diese Anfechtung erst so spät nach tiefer Einwurzelung seines Glaubens in den Grund der göttlichen Wahrheit, so daß er in der Kraft Gottes ihr widerstehn konnte, über ihn gekommen sei; denn „wenn der Wipfel des Baumes sich höher erhebe, würden auch seine Wurzeln stärker und senkten sich tiefer, daß er größere Stürme aushalten könne."

Mit solcher in innerem Kämpfen und Ringen gewonnenen reichen geistlichen Erfahrung trat R. Baxter in seine Amtslaufbahn ein. Er überließ sich darin ganz der göttlichen Führung, ohne irgend jemals eine Berufung nachzusuchen. Seinen Hauptwirkungskreis fand er als Prediger in der Gemeinde des Fleckens Kidderminster in der Grafschaft Worcester. Das im November 1640 zusammengetretene lange Parlament hatte eine Commission zur Reform des Clerus niedergesetzt. Viele schlechte Geistliche kamen den gefürchteten Untersuchungen durch Vergleiche mit ihren Gemeinden zuvor, indem sie unter Abtretung eines Theils ihres Einkommens in die Anstellung von Substituten und Hilfspredigern willigten. So auch der Vicar von Kidderminster, ein Miethling, der die Gemeinde schwer vernachlässigt hatte. Aus dieser Gemeinde erging

der Ruf an Baxter, und er nahm ihn im April d. J. 1641 als einen Ruf des Herrn an.

Aber nur eine kurze Zeit ruhiger und gesegneter Wirksamkeit war ihm dort unter den jetzt ausbrechenden politischen Stürmen, die von nun an auch sein Leben zu einem sehr unruhvollen und bewegten machen, vergönnt. Als in Folge des um die Mitte desselben Jahres (1641) durch das Unterhaus gegangenen Gesetzes, welches die bischöfliche Kirche abschaffte, zwischen den Anhängern derselben und des Königs, den sogenannten Cavalieren, einerseits, und den Anhängern des Parlaments, den nach dem kurzen Schnitt ihres Haupthaars so genannten Rundköpfen andererseits, der Bürgerkrieg entbrannte, und der König im Februar des folgenden Jahres durch einen Aufruf in den ihm treu gebliebenen Grafschaften sein Heer sammelte, wurde auch Kidderminster von diesen Wirren betroffen und Baxter plötzlich auf längere Zeit von seiner Gemeinde hinweggerissen. Indem er zufällig vor dem Cavalier, der auf dem Markt den Aufruf des Königs verlas, vorübergeht, ruft dieser ihm nach: „Da geht ein Verräther". Er ist seines Lebens nicht sicher; er muß Kidderminster verlassen; in der Hauptstadt der Grafschaft, wo seine Kleidung ihn als Puritaner kenntlich macht, verfolgt ihn der Ruf: „Nieder mit den Rundköpfen". Er flieht in die Grafschaften von Mittelengland, um hier dem für das Parlament wider den König sich sammelnden Heere sich anzuschließen.

Ein entschiedener Gegner der unwürdigen radicalen Bekämpfung der Staatskirche von Seiten der independentischen Fanatiker, trat er ebenso entschieden auf die Seite des Parlaments und der in demselben herrschenden Partei der Presbyterianer, weil er nur hier den wahren Ernst christlicher Frömmigkeit, nur hier das aufrichtige Streben nach einer gründlichen Erneuerung des kirchlichen Lebens erblickte. Für die Parlamentstruppen und die zahlreichen puritanischen Flüchtlinge hielt er sonntäglich Gottesdienst. Als nach dem Siege bei Naseby im Juni 1645 die Independenten unter Cromwells Führung über die presbyterianische Partei das Uebergewicht erhielten und Baxter das Umsichgreifen sectirerischer Schwärmerei in dem Heer der Independenten wahrnahm, fühlte er sich berufen, diesem von den Presbyterianern verabscheuten Unwesen mit aller Kraft entgegenzuarbeiten, und wirkte bis zum Ende des ersten Bürgerkrieges 1647 als Caplan eines Regiments, welches er auf allen seinen Zügen begleitete.

Da entreißt ihn plötzlich eine schwere Erkrankung diesem un-

ruhvollen Leben. Er findet auf dem Gute eines Barons freundliche Aufnahme und Pflege. Hier verfaßt er während einer viermonatlichen stillen Zurückgezogenheit, den Tod beständig erwartend, „um seinen Gedanken an den Himmel nachzuhelfen und sich den Rest seines Lebens und seinen Tod zu versüßen", seine „ewige Ruhe der Heiligen", eine Schrift voll des tiefsten und heiligsten Ernstes und des seligsten Friedens in Gott. Außer der Fülle geistlichen Lebens enthält dieses merkwürdige Buch auch bedeutsame Aeußerungen über die innere Erneuerung, die Baxter für sein Vaterland in dieser großen Zeit der Heimsuchung erwartet. „O daß ich", ruft er aus, „doch schauen könnte, wie alles Volk dem Evangelio gehorcht und sich sehnt nach Reformation und nach der Herrschaft Christi; o welch ein gesegnetes Land wäre England!"

Nach seiner Genesung kehrte Baxter auf den Ruf seiner Gemeinde nach Kidderminster zurück, um dort seine frühere Wirksamkeit wieder aufzunehmen, die nun von 1648—1660 eine friedliche und reich gesegnete war. Den Ruf, Karls des Zweiten Heer als Prediger in den Kampf gegen das Independentenheer zu begleiten, lehnte er ab. Bald darauf sah er die Reste des vernichteten königlichen Heeres durch seine Gemeinde flüchten. Ueber die Usurpation der Herrschaft durch Cromwell konnte Baxter nur ein verwerfendes Urtheil aussprechen. Andererseits erkannte er aber das Gute an, was derselbe in seiner Regierung that, insbesondere die Gewährung der Glaubens- und Gewissensfreiheit. „Ich preise Gott", sagt er, „der mir unter einem Usurpator, gegen den ich mich erklärte, solche Freiheit und reiche Gelegenheit, sein Evangelium mit Erfolg zu verkündigen, schenkte, wie ich sie unter einem König, dem ich Gehorsam geschworen und gehalten habe, nicht wieder erlangen kann." Unter dem Schutz der Regierung Cromwells entfaltete Baxter zu Kidderminster eine bewundernswürdige pastorale Wirksamkeit.

Seine kirchliche Thätigkeit in der Gemeinde war ein Ringen nach der Verwirklichung des Ideals eines Geistlichen, wie er es in seiner Schrift über den Beruf des evangelischen Geistlichen (the reformed Pastor) den Predigern seiner Zeit als Vorbild vor Augen stellte. Seine Predigten waren so ergreifende und gewaltige Zeugnisse von der Sünde und von der Gnade Gottes in Christo, daß die geräumige Kirche die Zuhörer nicht faßte. Er begnügte sich nicht mit der gewöhnlichen Sonntagspredigt, sondern richtete noch für jeden Donnerstag Vormittag eine Wochenpredigt

ein, hielt jeden Donnerstag in seinem Hause Privatversammlungen zur Besprechung und Wiederholung der Predigt und zur Ertheilung seelsorgerischen Rathes. An einem Tage in der Woche versammelte er bei sich die Jugend zur Unterweisung in der Heilslehre und zu Gebetsübungen. Mit besonderer Vorliebe pflegte er in der Gemeinde die häuslichen Andachten in den Wohnungen gottesfürchtiger Gemeindeglieder, indem er die erweckten Leute dort zu bestimmten Zusammenkünften veranlaßte, zu denen Jeder Zutritt hatte, um mit ihnen die Angelegenheiten des inneren Lebens zu besprechen und sie zu gegenseitiger Erbauung anzuleiten. Zwei Tage in jeder Woche stellte er mit 14 Familien Katechisationen an, indem er mit jedem einzelnen Gliede ernstlich sprach und ihm eindringliche Ermahnungen ertheilte. Der speziellen Seelsorge widmete er viel Zeit; jedes einzelne Glied der Gemeinde war Gegenstand seiner unermüdlich suchenden und pflegenden Hirtenliebe. Er konnte sagen, daß unter 600 Communicanten nicht 12 seien, von denen er nicht hoffen könne, daß es ihnen wirklich ein Ernst sei mit der Frömmigkeit. Die Ersparnisse von seinem geringen Einkommen verwandte er für die Armen und zur Erziehung armer Knaben, aus denen er manche für den geistlichen Beruf sich ausbilden ließ. Viel Fleiß und Sorgfalt verwandte er auf den Religionsunterricht der Kinder; hier setzte er die Hebel an, um durch die Kinder den Widerstand der ungläubigen Eltern zu brechen und sie zu Christo zu ziehen; er bezeugt selbst, daß Mehrere der Erwachsenen und Bejahrten vornehmlich durch ihre Kinder für das Evangelium gewonnen seien. Durch die spezielle Seelsorge und den Kinderunterricht trat er den Vätern und Müttern nahe, um auf die christliche Erziehung der Kinder unmittelbar einzuwirken. Er war eifrig in der Sorge dafür, daß jede Familie eine Bibel hatte und daß gesunde christliche Erbauungsschriften in der Gemeinde von Jung und Alt gelesen werden konnten. Die Frucht solcher Wirksamkeit war, daß in der Gemeinde keine Spaltungen aufkamen, und von Außen keine Sectirer und Schwärmer in sie eindrangen. Die früher so verwilderte Gemeinde wurde so von Innen heraus erneuert. „Als ich hinkam," sagt er, „gab es in jeder Straße höchstens Eine Familie, die Gott gemeinschaftlich anrief, und als ich wegging, gab es mehrere Straßen, wo auch nicht Eine Familie ohne häuslichen Gottesdienst war."

Mitten in so umfangreicher Pastoralthätigkeit fand er auch noch Zeit zu fruchtbarer schriftstellerischer Arbeit. In dieser

Zeit verfaßte er das schon erwähnte Buch, in welchem er seinen Amtsgenossen, mit denen er Zusammenkünfte und Unterredungen über die Aufgaben des geistlichen Amtes hielt, das Bild eines rechten evangelischen Geistlichen nach dem Worte Pauli Ap. 20, 28: „So habt nun Acht auf euch selbst und auf die ganze Heerde" vor Augen hielt. Er schrieb eine Schrift über die Selbstverleugnung, die mit gewaltigem Wort den Abgrund der Sünden in der Selbstsucht aufdeckt. Sein Aufruf an die Unbekehrten wurde binnen Jahresfrist in 20,000 Exemplaren gedruckt. Elliot, der Evangelist der Indianer Nordamerikas, hat ihn in die Sprache der Indianer übersetzen lassen. Unter anderen sind noch die Schriften: „Jetzt oder nie", „über die Bekehrung", und „über den Frieden des Gewissens" hervorzuheben. Die Kraft dieser Schriften liegt nicht in rednerischem Schmuck, sondern in dem schlichten Wort der Wahrheit, das von der eigenen Erfahrung zeugt.

Im April 1660 verließ Baxter seine Gemeinde in K., um einem Ruf nach London zu folgen. Hier predigte er vor dem Parlament an einem von demselben festgesetzten Buß- und Bettage über Ezech. 36, 31, indem er die Sünden, die im Königsmord und in der Aufrichtung der Republik begangen waren, ernst strafte. Indem er der Wiederherstellung des rechtmäßigen Königthums sich aufrichtig freute, arbeitete er jetzt in London, zum königlichen Caplan ernannt, an der Verwirklichung weitgreifender allgemeiner kirchlicher Projecte, aber freilich ohne die erstrebten Ziele zu erreichen.

Schon früher hatte er sich um die Vereinigung der kirchlichen Parteien und Richtungen Englands eifrig bemüht. Er gehörte zu dem vom ersten Parlament des Cromwellschen Protektorats eingesetzten Committee, welches das Wesentliche und Fundamentale des christlichen Glaubens als Grundlage für wahre Union und gegenseitige Duldung bestimmen sollte. Das Mittel zur Vereinigung der Kirchen auf dem Grunde des im apostolischen Bekenntniß und Taufgelübde sich darstellenden fundamentalen Inhalts des christlichen Glaubens erblickte Baxter in einer gemeinsamen Kirchenverfassung. Jeder einzelnen Gemeinde sollte nach dem Vorbild der ältesten Kirche ein Bischof vorgesetzt und ihm ein Kreis von jährlich gewählten Laien als Vorstehern und Pflegern der Gemeinde beigesellt werden. Die so verfaßten, ganz selbständigen Gemeinden sollten dann zu einer großen landeskirchlichen Einheit durch Diöcesan- und Nationalsynoden ver-

bunden werden. Diese Verfassung sollte die Grundeigenthümlichkeiten der Episcopalkirche, der presbyterianischen Verfassung und der Independentengemeinschaft in sich vereinigen.

Baxter machte diese Ideen in den meist unter dem Vorsitz des Königs abgehaltenen Conferenzen von Theologen freimüthig geltend. Noch ehe das dürftige Resultat dieser Verhandlungen in der Declaration des Königs vom 25. Oct. 1660 veröffentlicht war, wurde ihm der Bischofssitz von Hereford angeboten. Statt dessen erbat er sich aber die Wiederanstellung bei seiner Gemeinde zu Kidderminster, weil er den Zusagen des Königs nicht traute, als Bischof der königlichen Kirchenpolitik gegenüber in große Gewissensnoth zu kommen fürchtete und „mit den unwissenden und unfähigen Geistlichen, welche an die Stelle der vielen frommen Geistlichen getreten waren, die durch die Restauration ihre Aemter verloren hatten, nichts anzufangen wußte". Er durfte jedoch nicht in seinen alten stillen Wirkungskreis zurückkehren. Er sah sich in Folge der Ablehnung des Bisthums als verborgener Feind des Königs verdächtigt; er wurde wegen mündlicher und schriftlicher Aeußerungen, die aus dem Zusammenhang gerissen und geflissentlich übel gedeutet waren, landesverrätherischer und antimonarchischer Gesinnung bezichtigt. Auf der Savoy-Conferenz im März 1661 arbeitete er nochmals unermüdlich an der Vereinigung der Bischöflichen und der gemäßigten Puritaner. Er überreichte auch den Entwurf einer „reformirten Liturgie" als Umarbeitung des allgemeinen Gebetbuchs; aber es traten ihm im Widerstand der Bischöfe unüberwindliche Hindernisse entgegen. Seine öffentliche kirchliche Thätigkeit war damit abgeschlossen.

Der König bestätigte im J. 1662 die vom Parlament angenommene sogenannte Uniformitätsakte, welche die Wiederherstellung des Friedens der Kirche bezweckte. Durch sie wurde festgesetzt, daß die Geistlichen, „die das allgemeine Gebetbuch in der vom Parlament und von den Bischöfen aufgestellten Revision nicht unbedingt annehmen würden, ihre Aemter und Einkünfte verlieren sollten." In Folge dessen wurden 2000 Geistliche presbyterianisch-puritanischer Richtung abgesetzt. Auch Baxter sah sich nun von jedem öffentlichen kirchlichen Amt ausgeschlossen. Erst jetzt in den Ehestand tretend, lebte er von nun an in der Stille zu Acton bei London, widmete sich schriftstellerischer Arbeit, hielt in seinem Hause und in anderen Häusern vielbesuchte Privatgottesdienste, wurde aber als Uebertreter des Gesetzes, weil er Conventikel halte, ange-

klagt und zu sechsmonatlichem Gefängniß verurtheilt, welches seine Frau mit ihm theilte.

Durch die Toleranzverordnung Karls II. vom J. 1672, welche alle Strafgesetze gegen die Nonconformisten suspendirte, Erbauungsversammlungen an bestimmten Orten gestattete und die dissentirenden Prediger unter den Schutz der Obrigkeit stellte, gewann auch Baxter wieder die Freiheit, seine Predigtthätigkeit in London öffentlich, wenngleich nicht in einer Kirche, auszuüben. Zu seinen geistgesalbten Predigten strömte das Volk in großen Schaaren. Er schrieb unter anderen eifrig und viel gelesenen Erbauungsschriften ein Buch für die häusliche Erbauung und hielt Vorträge vor den rohen und unwissenden Leuten eines Stadttheils, der durch seine Bewohner berüchtigt war. Das verursachte ihm neue Anfeindungen und Verfolgungen; seine treue fromme Gattin starb ihm im J. 1681; die Regierungsbeamten forderten ihn vor das Gericht, und nur das ärztliche Zeugniß, daß der todtkranke Mann nicht ohne Lebensgefahr transportirt werden könne, schützte ihn vor einer gewaltsamen Hinwegführung und Einkerkerung. „Wie auf stürmischer See", sagt er, „eine Woge die andere drängt, so folgte eine Plage und Gefahr der andern". Besonders nahm darauf seinen Eifer eine erklärende Umschreibung des neuen Testaments zunächst für den Zweck häuslicher Erbauung in Anspruch. Da erneuerten sich die Verfolgungen. Er wurde wegen einzelner Stellen in seiner Erklärung des neuen Testaments vom Oberrichter vor das öffentliche Tribunal gefordert, und hier trotz seiner Bitte um eine gründliche gelehrte Untersuchung als ein gefährlicher Irrlehrer und als ein Feind des Königs, der Bischöfe und der Kirche zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt.

Außer der geschilderten praktischen Thätigkeit wandte sich Baxter auch den Bestrebungen zu, die den Gebieten der äußeren und inneren Mission angehören.

Das Werk der Ausbreitung des Evangeliums in der noch nicht christlichen Welt faßte er im weitesten Umfange als Aufgabe der Kirche ins Auge. „Es ist ein schmerzlicher Gedanke", sagt er, „daß fünf Sechstheile der Menschheit immer noch Heiden und Muhamedaner sind, und daß die christlichen Fürsten und Prediger nicht mehr für ihre Bekehrung thun". — „Das Herz eines Gläubigen", sagt er ein anderes Mal, „muß bluten bei dem Gedanken, daß eine so große Zahl der Menschen Heiden, Muhamedaner und Ungläubige sind, und daß der schlechte Lebenswandel

der Christen selbst mit ihren Streitigkeiten und Spaltungen das größte Hinderniß ihrer Bekehrung ist, und daß die Muhamedaner und viele Heiden mehr Gottesfurcht und Sittlichkeit zeigen, als die unter ihnen lebenden Christen". Von Herzen freute er sich der Missionswirksamkeit John Elliots unter den Indianern Nordamerikas. Eine mittelbare Theilnahme an derselben war ihm vergönnt durch die Uebersetzung seines Aufrufs an die Unbekehrten und durch das Gelingen seiner Bemühungen um Erhaltung einer Gesellschaft zur Beförderung des Reiches Gottes unter den Ureinwohnern Nordamerikas, die unter Cromwell sich gebildet und unter seinem Schutze Collecten gesammelt hatte.

Die Masse leiblichen Elends und sittlichen Verderbens, welche er in London vor Augen sah, ließ ihm keine Ruhe, die Arbeit der inneren Mission zur Rettung der Verlorenen kräftig in die Hand zu nehmen. Er war eifrig thätig bei den umfassenden Werken der rettenden Liebe, die nöthig wurden in Folge einer furchtbaren Seuche, die 100000 Bewohner der Hauptstadt in dem einzigen Sommer des J. 1665 hinraffte, und einer schrecklichen Feuersbrunst, die 1666 zwei Drittel von London in Asche legte. Besonders faßte er als das erste und wichtigste Gebiet, von dem aus eine Besserung des Volks ausgehen müsse, das Haus und die Familie ins Auge. Um das Haus auf dem Grunde des Heils erbauen zu helfen, schrieb er sein Familienbuch für arme Leute und seine für die häusliche Andacht bestimmte Erklärung des neuen Testaments. „Das religiöse Leben," sagt er, „und die Wohlfahrt und der Ruhm der Kirche wie des Staats beruht hauptsächlich auf der häuslichen Zucht und Pflichterfüllung. Wenn wir diese vernachlässigen, lassen wir Alles zu Grunde gehn. Wenn ihr die Besserung und Wohlfahrt eures Volkes wünscht, so thut Alles, was ihr vermögt, zur Beförderung des religiösen Lebens im Hause".

Baxter wirkte in dieser Weise unermüdlich für das Reich Gottes bis zu seinem Tod. Sein letztes Krankenbett zeigte ihn seinen Freunden noch als einen Mann des Glaubens, von dessen Leibe Ströme lebendigen Wassers flossen. „Ihr kommt hierher", sagte er einmal zu ihnen, „um sterben zu lernen. Ich versichere euch, daß euer ganzes Leben, mag es noch so lang sein, kaum hinreicht zur Vorbereitung auf den Tod. Wählt Gott zu eurem Theil, den Himmel zu eurer Heimath, Gottes Ehre zu eurem Ziel, sein Wort zu eurer Richtschnur, dann habt ihr nicht nöthig, euch zu fürchten". Der oft wiederkehrende Ruf seiner Gebete war: „Gott

sei mir Sünder gnädig". Als er einst vom Schlummer aufwachend ausgerufen hatte: „Ich werde ruhen von meiner Arbeit" und ein Freund darauf erwiederte: „Deine Werke werden dir nachfolgen", antwortete er: „Nichts von Werken"; sein Bekenntniß war: „Meine ganze Hoffnung gründet sich allein auf die freie Gnade Gottes in Christo". Wenn er unter den heftigsten Schmerzen Gott um Erlösung durch den Tod bat, fügte er demüthig hinzu: „Doch mir gebührt es nicht, dir vorzuschreiben, wann du willst, was du willst, wie du willst!" So konnte er unter vielen Schmerzen freudig bezeugen: „Ich leide Pein, aber ich habe Frieden". Sein letztes Wort war der Zuruf an den treuen Freund, der an seinem Sterbelager stand: „Der Herr lehre Dich sterben". In dem hohen Alter von 77 Jahren gab er am 8. December 1691 seinen Geist auf. Sein seliges Sterben entsprach dem Bekenntniß in seinem letzten Willen: „Ich, ein unwürdiger Diener Jesu Christi, übergebe meinen Geist mit Vertrauen und Hoffnung auf die himmlische Seligkeit in die Hände Jesu, meines verherrlichten Erlösers und Versöhners, und durch seine Vermittlung in die Hände Gottes, meines versöhnten Vaters, des unendlichen Geistes, der das Licht, das Leben und die Liebe ist".

David Erdmann in Breslau.

Schottland.

Verfolgungen unter Karl II.

375. Jacob Guthrie.

14. August.

Er war der erste Geistliche der schottischen Kirche, welcher, als Opfer der gegen dieselbe von Karl II. verhängten Verfolgungen — die 28 Jahre hindurch, mit bald größerer bald geringerer Grausamkeit dauerten, bis die Revolution von 1688 der Herrschaft des Hauses Stuart für immer ein Ende machte — den Märtyrertod starb.

Die Feindschaft des Königs Karl gegen den jener presbyterianischen Kirche eigenthümlichen Geist, besonders gegen das Fundamentalprincip ihrer Verfassung:

daß Jesus Christus das einzige Haupt seiner Kirche

sei und seine königliche Gewalt mit keinem irdischen Machthaber theile,

war gewissermaßen von seinen Vätern auf ihn vererbt. Sowohl sein Großvater Jacob I., als sein Vater Karl I., waren unablässig beflissen gewesen, das von der englischen Kirche seit ihrer Reformation anerkannte königliche Regiment in kirchlichen Angelegenheiten auch in Schottland zur Geltung zu bringen. Schon Ersterer, welcher in der bischöflichen Hierarchie England's die festeste Stütze für seine kirchliche Gewalt erkannte, hatte der schottischen Kirche eine bischöfliche Verfassung aufgedrängt, die ihr in zwiefacher Beziehung nur verhaßt sein konnte: einmal, weil die Schotten ihre Presbyterialverfassung als die allein schriftmäßige erkennen zu müssen glaubten, dann aber, weil sie die Aufdrängung der bischöflichen durch königliche Befehle als einen freventlichen Eingriff in die ausschließlich ihrem unsichtbaren Haupte zustehenden Rechte betrachteten. Als aber Jacob's Nachfolger, Karl I., dazu schritt, auch die den katholischen Kirchengebräuchen ähnlichen gottesdienstlichen Ceremonien, welche unter ihm in die englische Kirche eingeführt waren, der schottischen aufzunöthigen, da erhob der presbyterianische Geist nach langem Schlummer sich in seiner ganzen Kraft, um die ihm auferlegten Fesseln zu zerreißen. Geistliche, Adel, Bürger und Landvolk verbanden sich 1638 durch den „Nationalcovenant", in welchem sie dem Herrn ihrem Gott und Einer dem Andern eidlich gelobten, ihre Kirche, wie sie aus der Reformation hervorgegangen, wiederherstellen, und allen ihr durch unrechtmäßige königliche Gewalt aufgedrängten Neuerungen, wie namentlich dem Bischofthume, absagen zu wollen.

Der, in Folge dieser, in der schottischen Kirche sogenannten „zweiten Reformation", vom Könige gegen Schottland beschlossene Krieg war eine der nächsten Veranlassungen, daß die schon lange auch in England gegen ihn glimmende Unzufriedenheit zur hellen Flamme aufloderte, Großbritannien durch revolutionaire Stürme bis in seine Grundfesten erschüttert, der Thron umgestürzt ward, und Karl I. 1649 in London sein Leben unter dem Henkerbeile endigte.

Durch die Kunde von diesem verabscheuungswerthen Frevel wurden die Herzen der mit treuer Liebe an ihrem angestammten Königshause hängenden Schotten von eben so viel Unwillen als Schmerz erfüllt. Sofort proclamirten sie des unglücklichen Monarchen ältesten Sohn, Karl II., als ihren König und luden ihn,

der nach Holland geflüchtet war, ein, zum Antritte seiner Regierung sich nach Schottland zu begeben. Zur Bedingung derselben aber machten sie zugleich, daß er eidlich gelobe, nie eine Veränderung der jetzt in Schottland wiederhergestellten Presbyterialverfassung veranlassen, sondern selbst sie beobachten und in seinem Hause beobachten lassen zu wollen; ein Gelöbniß, das der junge König nicht nur vor seinem Eintritt in Schottland durch Unterzeichnung des Covenants ablegte, sondern auch demnächst bei seiner Krönung durch feierlichen Eidschwur erneuerte.

Sein Verbleiben in Schottland war jedoch damals nicht von langer Dauer. Schon 1651 ward er durch Cromwell gezwungen, wieder nach dem festen Lande zu fliehen, wo er bis zu der 1660 in England erfolgten Gegenrevolution blieb, welche ihn auf den Thron seiner Väter zurückführte.

Nur zu bald nach seiner Restauration offenbarte er durch die von ihm zur gänzlichen Vernichtung der presbyterianischen Kirche ergriffenen Maaßregeln, welches geringe Gewicht jene von ihm geleisteten Eidschwüre für ihn hatten. Auch hatte sein gesammtes Benehmen während seines ehemaligen Aufenthaltes in Schottland schon damals die ernstesten Besorgnisse der heller blickenden Presbyterianer, denen bei aller Loyalität für ihren irdischen Monarchen die Treue gegen ihren himmlischen König höher stand, erregt.

Zu diesen gehörte besonders Jacob Guthrie, Pastor zu Berling. Wie er stets als treuer Hirte seiner Gemeinde den Rathschluß Gottes zu ihrer Seligkeit inständigst an's Herz gelegt hatte, so hatte er auch von jeher als eifriger Zionswächter für die Rechte und Freiheiten seiner Kirche gekämpft und sich dadurch schon früher den Haß des Königs, wie des von diesem zur Ausführung seiner Maaßregeln gegen die schottische Kirche ernannten Statthalters, Grafen von Middleton, zugezogen.

Eine willkommene Veranlassung diesen Haß geltend zu machen fand sich bald.

Guthrie hatte sich mit 9 andern Geistlichen in dem Hause eines Freundes zu Edinburgh versammelt, um gemeinschaftlich mit ihnen eine demüthige Adresse an den König zu entwerfen, in der sie ihm zu seiner Rückkehr Glück wünschten, ihre loyalen Gesinnungen aussprachen, und wie angelegentlich sie zu Gott beteten, daß seine Regierung glücklich und gesegnet sein möge; aber ihn zugleich an die von ihm beschworenen Pflichten gegen die schottische Kirche erinnerten. Ihre Absicht war, diese Adresse allen ihren

gleichgesinnten Brüdern im ganzen Lande zu übersenden, um so viele Unterschriften derselben wie möglich zu erlangen.

Kaum hatte Middleton Nachricht von dieser Privatzusammenkunft erhalten, als er die Theilnehmer derselben durch eine Abtheilung Soldaten in's Gefängniß schleppen ließ, das Guthrie nicht anders, als um durch Henkershand zu sterben, verlassen sollte.

Erst nach langer Haft ward gegen ihn die Untersuchung wegen Hochverraths begonnen, und diese Anklage auf zwei frühere Thatsachen gegründet. Es war von Guthrie, der sich stets als treuer Unterthan des Königs gezeigt und unter Cromwell's Protectorate nicht selten, den englischen Befehlshabern gegenüber, für die Rechte Karl's öffentlich gestritten hatte, in einer 1650 von ihm herausgegebenen Schrift die Willfährigkeit, mit der dieser, bevor man von seinen günstigen Gesinnungen für die Kirche Ueberzeugung erlangt, zur Unterzeichnung des Covenants und zur Regierung zugelassen war, getadelt worden. Der andre Grund jener Anklage war folgende Thatsache. Auf des Königs Veranlassung war 1651 von dem schottischen Parlamente eine frühere gesetzliche Bestimmung, durch welche alle Männer, die sich bis dahin als offenbare Feinde des Covenants und der presbyterianischen Kirche gezeigt hatten, vom Dienste des Königs und des Staates ausgeschlossen waren, wieder aufgehoben worden. Guthrie hatte dieß in einer damals gehaltenen Predigt als einen Verrath an der Sache des Herrn ernstlich getadelt und nachdem er die Ladung erhalten, vor dem Könige und der Ständeversammlung zu erscheinen, um sich deshalb zu verantworten, diese Ladung mit einer ablehnenden Protestation gegen die Befugniß der bürgerlichen Autorität, in Sachen, die ganz allein die Ausübung seiner geistlichen Pflichten beträfen, als Richterin zu erkennen erwiedert: eine Protestation, die auf einem von der schottischen Kirche zu allen Zeiten, wenngleich nicht immer mit Erfolg, der weltlichen Macht gegenüber festgehaltenen Grundsatze beruhete. Der damals so unsichere Zustand der öffentlichen Angelegenheiten in Schottland hatte seine Gegner verhindert, ihn wegen derselben zur Rechenschaft zu ziehen; jetzt sollte es nachgeholt werden.

Nachdem die Untersuchung gegen ihn am 20. Februar 1661 vor dem schottischen Parlamente eröffnet worden, vertheidigte Guthrie sich mit solcher Beredtsamkeit, Gesetzkenntniß und Beweiskraft, daß seine Freunde darüber eben so erstaunt, als seine Feinde beschämt wurden. „Mylords," sagte er in dieser Rede zu seinen

Richtern, „mein Gewissen kann ich nicht preisgeben, aber diesen alten hinfälligen Körper und dieses verwesliche Fleisch gebe ich gern preis, mögt Ihr gegen dasselbe verhängen, was Ihr wollt, sei es Tod, oder Verbannung, oder Gefängniß, oder sonst etwas, nur bitte ich Euch wohl zu erwägen, was Euch mein Blut nützen kann. Nicht durch meine Vertilgung, oder die vieler Andern, werdet Ihr den Covenant und das Werk der Reformation von 1638 vertilgen. Mein Blut, meine Gefangenschaft, oder meine Verbannung wird zur Verbreitung desselben mehr beitragen, als mein Leben oder meine Freiheit vermöchten, sollte ich auch noch viele Jahre leben. Darum bitte ich demüthig, daß, nachdem ich bereits meines Pfarramtes, meiner Wohnung und meines Unterhaltes beraubt und genöthigt worden bin, mit meiner Familie von dem Mitleiden Anderer zu leben, und nachdem ich jetzt acht Monate Gefangenschaft erduldet habe, Ihr mir nicht noch andere Leiden auferlegen möget, indem ich mit den Worten des Propheten Jeremias (26, 14 u. 15.) schließe: „„Siehe ich bin in euren Händen, ihr möget's machen mit mir, wie es euch recht und gut dünkt. Doch sollt ihr wissen: wo ihr mich tödtet, so werdet ihr unschuldig Blut laden auf euch selbst, auf diese Stadt und ihre Einwohner!““

Diese Rede Guthrie's machte auf die Versammlung einen solchen Eindruck, daß einige Mitglieder sich mit der Erklärung zurückzogen, daß sie keinen Theil haben wollten an dem Blute dieses Gerechten. Dennoch erfolgte das Urtheil des Parlaments dahin, daß er als Hochverräther auf dem Marktplatze zu Edinburgh aufgehängt, demnächst sein Haupt abgeschlagen und auf einem der Stadtthore aufgesteckt, „auch sein Vermögen confiscirt und seine Kinder für alle künftigen Zeiten unfähig erklärt sein sollten, irgend eine Art von Amt, Würde, bewegliches oder unbewegliches Gut, oder irgend sonst etwas innerhalb dieses Königreiches zu besitzen oder zu genießen.“ Dieses Urtheil empfing er mit der größten Ruhe, indem er sagte: „Mylords, möge dieses Erkenntniß Euch niemals mehr betrüben, als es mich betrübt, und möge mein Blut niemals von des Königs Hause gefordert werden!“

Die Zeit von der Fällung des Erkenntnisses bis zu dessen Vollstreckung, die am 1. Junius 1661 erfolgte, brachte Guthrie in der ungetrübtesten Seelenheiterkeit zu,[1]) und diese stieg, als der

[1]) Man hat von ihm mehrere in dieser Zwischenzeit geschriebene treffliche Briefe an Freunde und Bekannte.

Morgen seiner Hinrichtung kam, bis zum Frohlocken. Auf seinem Wege zum Richtplatze bat er, da seine Arme auf dem Rücken zusammengebunden waren, daß einer derselben so weit gelöst werden möchte, damit er, durch die lange Gefangenschaft des Gehens ungewohnt, auf einen Stab sich stützen könne. Als er auf der verhängnißvollen Leiter sich befand, redete er, wie der Bischof Burnet, als Augenzeuge seiner Hinrichtung, berichtet, „eine ganze Stunde lang mit der größten Ruhe, wie Jemand, der eine gewöhnliche Predigt hält, nicht aber weiß, daß er zum letzten Male spricht." Indem er angelegentlich die Schaar der Umstehenden ermahnte, den Covenants[1]) treu zu bleiben, welche Leiden auch über sie kommen möchten, war seine Rede zugleich eine ernste Strafpredigt wegen der Sünden, deren Schottland sich durch Abfall oder Lauheit, in Hinsicht des mit dem Herrn geschlossenen Bundes, schuldig gemacht, und dadurch den Zorn Gottes sich zugezogen habe. „Diese heiligen, feierlich und öffentlich Gott geschworenen Eide," sprach er, „die, seitdem wir sie eingegangen, durch die Bekehrung so vieler Tausend Seelen besiegelt wurden, können von Niemandem, von keiner Parthei oder Gewalt der Erde gelöst oder aufgehoben werden, sondern, wie sie es jetzt sind, werden sie auch für alle künftigen Zeiten für dieses Königreich verbindlich bleiben. Ich rufe Gott zum Zeugen an," fügte er hinzu, „daß ich dieses Schafott nicht vertauschen möchte mit dem Palaste oder der Mitra des größten Prälaten in Großbritannien. Gelobt sei Gott! der einem solchen Elenden, wie ich bin, Gnade erzeigt, seinen Sohn in mir offenbart, mich zu einem Prediger seines theuren Evangeliums berufen und gewürdiget hat, meine geistlichen Arbeiten, trotz dem Widerstande Satan's und der Welt, durch seinen heiligen Geist in nicht wenigen Herzen dieses Volkes zu versiegeln."

Zum Schluß sprach er: „Jesus Christus ist mein Licht und mein Leben. Er ist meine Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung; nach ihm allein geht mein Verlangen. Ihn, ja Ihn empfehle ich euch mit aller Kraft meines Geistes. Preise Ihn, o meine Seele, bis in alle Ewigkeit!" Darauf schloß er mit den Worten Simeon's: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frie-

[1]) Außer dem vorhin erwähnten Nationalcovenant von 1638 waren seit dem Beginne der Reformation in Schottland, zur Vertheidigung derselben, zu verschiedenen Zeiten Bündnisse geschlossen worden, welche die Bezeichnung „Covenant" erhielten, weil dieß das in der englischen Bibelübersetzung für den „Bund" Israel's mit Jehova gebrauchte Wort ist.

den fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen," und in dem Augenblicke, als er von der Leiter herabgestürzt ward, rief er, das vor sein Antlitz gebundene Tuch wegziehend: „Die Covenants, die Covenants werden nach Schottland neues Leben bringen."

So starb der ehrwürdige Jacob Guthrie, der mit Recht der erste Märtyrer für „Christi Krone und Covenant"[1]) genannt werden mag, da das ihm schuldgegebene Verbrechen, dem Wesentlichen nach, in seiner Weigerung bestand, Christi königliche und alleinige Herrschaft über seine Kirche durch Anerkennung der angemaßten Gewalt einer irdischen Macht beschränken zu lassen.

In welcher hohen Verehrung ein solcher Märtyrer jenes Grundsatzes, wie Guthrie, damals in Schottland stand, ergiebt sich aus nachstehender Thatsache. Sein des Hauptes beraubter Leichnam ward von seinen Freunden in einen Sarg gelegt und nach dem Chorgange der Alten Kirche gebracht, wo derselbe von einer Anzahl Frauen höheren Standes zu einer anständigen Beerdigung vorbereitet ward. Da einige der Damen ihre Taschentücher in das Blut des Märtyrers tauchten, tadelte der anwesende Sir Archibald Primrose sie deshalb, da dieß den Anschein „papistischen Aberglaubens" habe; worauf eine von ihnen erwiederte: „Wir beabsichtigen nicht, es zu Aberglauben oder Abgötterei zu mißbrauchen, sondern diese blutigen Tücher zum Himmel zu erheben und den Herrn anzuflehen, daß er sich des hier vergossenen unschuldigen Blutes erinnern wolle." Während die Frauen so beschäftigt waren, trat ein feiner junger Mann ein, und schüttete über den Leichnam eine Phiole wohlriechender Essenz aus, deren Duft die ganze Kirche erfüllte. Als sie dieß wahrnahmen, rief eine der Frauen: „Gott segne Euch, Herr, für diese That der Liebe, die Ihr dem erschlagenen Leichnam eines treuen Dieners Jesu Christi erwiesen habt." Der junge Mann machte, ohne ein Wort zu sprechen, eine Verbeugung, und zog sich zurück.

K. G. v. Rudloff in Nisky in der Oberlausitz †.

---

[1]) Das war der Wahlspruch der Covenanter (schottischen Presbyterianer), mit dem sie während der 1639 begonnenen großbritannischen Bürgerkriege ihre Fahnen geschmückt hatten.

376. Hugo M'Kail.

22. December.

Die unter König Karl II. von England gegen die treuen schottischen Presbyterianer begonnenen Verfolgungen, von denen bei Jacob Guthrie (S. 547) die Rede gewesen ist, nahmen bis zum Jahre 1666 einen immer gewaltthätigeren Charakter an, namentlich auch durch zahllose militairische Erpressungen und Mißhandlungen, die vorzugsweise diejenigen Theile von Schottland trafen, wo die Liebe zu der presbyterianischen Kirchenverfassung besonders tief in die Herzen des Volkes eingedrungen war, also sich dagegen sträubte, sie, die ihr als heilige Glaubenssache galt, gegen die von königlicher Willkühr ihr aufgedrungene bischöfliche zu vertauschen.

Seit Jahren hatten die gläubigen Schotten, nachdem sie mit tiefem Schmerze genöthigt gewesen, ihre geliebten Pastoren vertreiben, sie in den Kerker oder in Verbannung wandern, und deren Stellen durch unwürdige Miethlinge einnehmen zu sehen, die Barbareien eines rohen Kriegsvolkes ohne Widerstand ertragen, fest an der Hoffnung haltend, daß der Schrei ihrer Unterdrückung nicht vergebens zum Himmel aufsteigen, und die Stunde ihrer Befreiung früher oder später schlagen werde; bis endlich im Herbst 1666 ein von königlichen Soldaten im Westen Schottlands verübter Act empörender Brutalität dem ruhigen Erdulden dieser unleidlichen Unbilden ein Ende machte, indem ein Theil des Landvolkes jener Gegend, unter Theilnahme einiger dortigen Gutsbesitzer, sich gegen die grausamen militairischen Peiniger erhob. Dieser Aufstand war jedoch von geringer Ausdehnung und von kurzer Dauer, da die große Mehrzahl, selbst der entschiedensten Presbyterianer, ihren Grundsätzen nach, jedem bewaffneten Widerstande durchaus abgeneigt war. Das Häuflein der Insurgenten ward daher in der Nähe von Edinburgh, wohin es, dort mehr Unterstützung hoffend, nachdem es feierlich den Covenant erneuert hatte, gezogen war, nach tapferer Gegenwehr von den königlichen Truppen bewältigt.

Mit der unnachsichtlichsten Strenge ward gegen Alle, die an diesem Aufstande Theil genommen hatten, oder dieser Theilnahme verdächtig waren, sowie gegen Alle, die nur den Insurgenten Obdach und Nahrung gegeben, oder auf irgend eine Weise mit ihnen in Verbindung gestanden hatten, verfahren und an einer großen Anzahl von ihnen die Todesstrafe vollstreckt.

Unter den so Bestraften befand sich auch Hugo M'Kail, ein junger Prediger, gelehrt, beredt und von der innigsten Frömmigkeit. Er war nur sehr kurze Zeit mit den Insurgenten zusammen gewesen, und hatte sie vor dem Tage des Gefechts, welches dem Aufstande ein Ende gemacht, verlassen, da er wegen körperlicher Schwäche zur Ertragung der Beschwerden unfähig war; aber er hatte früher sich veranlaßt gefunden, in einer Predigt von den Leiden, welche die wahre Kirche Christi zu allen Zeiten habe erdulden müssen, zu reden und dabei gesagt, daß sie und das Volk Gottes von einem Pharao auf dem Throne, einem Haman im Staate und einem Judas in der Kirche verfolgt worden wären; und obgleich er von diesen Bezeichnungen keine weitere Anwendung gemacht hatte, so war seine Aeußerung doch zu den Ohren des unbarmherzigsten Verfolgers der Presbyterianer, Erzbischofs Sharp, gelangt, der den „Judas in der Kirche" auf sich beziehen zu müssen glaubte. M'Kail würde deshalb schon damals festgenommen sein, hätte er sich nicht durch Flucht der Verhaftung entzogen und eine Zeitlang an verschiedenen Orten verborgen aufgehalten.

Vor den Geheimenrath gebracht, ward er über die Anstifter und Leiter der Insurrection befragt, und welche Verbindungen sie sowohl im Lande als außerhalb desselben gehabt hätten. Er erklärte seine gänzliche Unwissenheit über irgend eine solche Verbindung und bekannte offen, in wie fern er selbst an jenem Unternehmen Theil genommen habe. Das mit dem Namen der spanischen Stiefeln bezeichnete, damals häufig gegen die verfolgten Presbyterianer zur Anwendung gebrachte Marterwerkzeug ward ihm darauf mit der Erklärung vorgelegt, daß wenn er nicht bekenne, dasselbe sofort bei ihm zur Anwendung kommen solle. Feierlich betheuerte er auf's Neue, daß er nichts mehr zu bekennen habe. Der Scharfrichter legte darauf sein Bein in den Marterstiefel und schritt zu seiner grausamen Arbeit. Nachdem ein heftiger Schlag den Keil hineingetrieben und das Bein gequetscht hatte, ward M'Kail auf's Neue gedrängt zu bekennen; aber vergebens. Schlag auf Schlag folgte mit beträchtlichen Zwischenräumen, um die furchtbare Pein zu verlängern; aber mit christlicher Standhaftigkeit faßte der heldenmüthige Märtyrer seine Seele in Geduld. Sieben oder acht aufeinander folgende Schläge hatten das Fleisch und die Sehnen bis auf die Knochen gequetscht, als er, ohne ein Zeichen der Ungeduld oder Bitterkeit, nochmals feierlich vor dem Angesichte Gottes erklärte, daß er nichts mehr sagen könne, sollten auch alle Glieder

seines Leibes dieselbe Marter erdulden, wie dieses arme Bein. Dennoch ward noch dreimal der Keil hineingetrieben, bis der Knochen selbst zerschmettert war, und eine heftige Ohnmacht ihm das Bewußtsein raubte. Er ward nach dem Kerker zurückgetragen, und, ungeachtet die Marquise von Douglas und die Herzogin von Hamilton sich dringend für ihn bei dem Statthalter und bei Sharp verwendet hatten, verurtheilt, wegen Theilnahme an der Insurrection und wegen Erneuerung des Covenants als Hochverräther auf dem Marktplatze zu Edinburgh gehängt zu werden.

Als er, nachdem dieses Erkenntniß ihm vom Geheimenrathe verkündigt worden, wieder in sein Gefängniß zurückgeführt war, warf er sich auf die Kniee und betete mit großer Inbrunst für sich und die fünf Andern, welche mit ihm zu derselben Todesstrafe verurtheilt waren; worauf er zu einem ihn besuchenden Freunde sagte: „O welche große Freude, in wenigen Tagen das Antlitz Jesu Christi schauen zu können!" und als er klagen hörte, daß er so jung, in einem Alter, wo er der Kirche Gottes noch so viel hätte nützen können, sterben müsse, sprach er: „Ein Tropfen meines Blutes kann durch Gottes Gnade Ihm mehr Herzen gewinnen, als die Predigten vieler Jahre vielleicht nicht vermocht hätten."

Während seines Aufenthaltes im Gefängnisse bis zur Stunde seiner Hinrichtung war er, betend und Gott lobpreisend, zum Staunen aller Hörer, wunderbar erquickt, ja in einem Zustande heiliger Freude und himmlischen Friedens, die ihn keinen Augenblick verließen. Als man ihn fragte, wie es mit seinem zerschmetterten Beine stehe, antwortete er scherzend: „die meinem Nacken bevorstehende Gefahr läßt mich mein Bein vergessen." Auch seine Leidensgenossen zu dieser Glaubensfreudigkeit zu ermuntern ließ er sich angelegen sein. Nach dem gemeinschaftlichen Abendessen las er ihnen aus der heil. Schrift vor, namentlich den 16. Psalm, und sagte dann: „Wir werden morgen Abend nicht mehr im Lande der Lebendigen den Herrn in seinem Worte vernehmen können, aber dort sein, wo das Lamm selbst unsre Schrift und das Licht sein wird, in dem wir wohnen, dort wo der lautere Strom des lebendigen Wassers von dem Stuhle Gottes und des Lammes fließt." Er schlief ruhig die Nacht und weckte am Morgen seinen Leidensgefährten Johann Wodrow mit den scherzenden Worten: „Auf! Johann, Ihr seid zu lange im Bette, wir beide sehen gar nicht aus wie Leute, die heute noch gehängt werden sollen, da wir so lange schlafen." — Dann betete er mit großer Inbrunst, daß der

Herr ihm und seinen Gefährten verleihen möchte, heute ein gutes Bekenntniß seiner Erbarmungen vor so vielen Zeugen abzulegen.

Als sie um zwei Uhr Nachmittags, den 22. December 1666, zum Richtplatze geführt wurden, sah M'Kail, wie Alle, die ihn von früher kannten, sich überzeugten, heiterer und ruhiger aus, wie je zuvor. Seine Erscheinung auf dem Wege erregte, wie der gleichzeitige Geschichtschreiber Kirkton erzählt, „ein solches Wehklagen, als niemals zuvor in Schottland gesehen war; nicht eine trockene Wange war in der ganzen Straße oder an allen den zahllosen Fenstern des Marktplatzes." Die ausnehmende Jugendlichkeit und Zartheit seiner Gestalt, und die Anmuth und Ruhe seines Antlitzes ergriff Jeden, der ihn sah; — ein inniges Gefühl von Mitleid, vermischt mit Abscheu, durchdrang die Menge, und während Einige den Bischöfen fluchten, beteten Andre für den jugendlichen Märtyrer. Nachdem er auf dem Wege zum Richtplatze den 31. Psalm gesungen, betete er, auf demselben angekommen, mit solcher Kraft und Inbrunst, daß viele Anwesende bitterlich weinen mußten. Als er die Leiter ergriffen hatte, um hinauf zu steigen, rief er mit lauter Stimme: „Es kümmert mich nicht mehr, diese Leiter hinauf, und noch über dieselbe hinauszusteigen, als wenn ich zu meines Vaters Hause ginge", und, sich an seine Leidensgenossen wendend: „Freunde, fürchtet euch nicht, jede Sprosse dieser Leiter ist eine Stufe näher zum Himmel."

Dann hielt er, auf der Leiter stehend, seine letzte Rede, in welcher er unter Anderm sagte: „Und jetzt gebe ich willig mein Leben hin für die Wahrheit und Sache Gottes, die Covenants und das Werk der Reformation, das einst als der Ruhm dieses Volkes betrachtet ward; nur der Wunsch, dieses zu vertheidigen und jene bittere Wurzel des Prälatenthums auszurotten, ist es, was mich hieher geführt hat." Als er darauf seine anwesenden Freunde weinen sah, sprach er: „Weinet nicht, sondern betet und danket dem Herrn, der mich jetzt aufrecht hält, und mich bei diesem letzten Schritte meiner irdischen Wanderschaft nicht verlassen wird; denn mein Trost und Lohn ist Seine Verheißung: Ich will den Durstigen geben von dem Brunnen des lebendigen Wassers umsonst (Off. 21, 6), und ich höre mir zurufen: Der Geist und die Braut sprechen, komm! (Off. 22, 17); und zu Euch, meine Freunde, sage ich: Ich gehe zu meinem Vater und zu Eurem Vater, zu meinem Gott und zu Eurem Gott (Joh. 20, 17), und zu den heiligen Aposteln und Märtyrern, und zu der Stadt des lebendigen Gottes,

zum himmlischen Jerusalem .... (Hebr. 12, 22). Und ich sage Euch Allen Lebewohl; Er wird Euch ein besserer Tröster sein, als ich, und mich besser erquicken, als Ihr es vermögt. Lebt wohl, lebt wohl in dem Herrn!" — Dann betete er noch einmal, und als sein Gesicht verbunden worden, um ihn hinabzustoßen, da riß er plötzlich das Tuch ab und rief: „Wenn Ihr Euch vielleicht wundern möget, in meinem Antlitze keine Entmuthigung wahrzunehmen, so will ich Euch den Grund davon sagen. Außer der Gerechtigkeit meiner Sache ist das mein Trost, was von Lazarus, als er starb, gesagt wird, daß die Engel seine Seele in Abraham's Schooß trugen. Wie jetzt hier in diesem feierlichen Augenblicke ein Zusammenströmen des Volkes, ein Schafott, ein Galgen und viele Leute sind, die aus den Fenstern blicken, so ist dort eine größere und feierlichere Vorbereitung der Engel, um meine Seele in Christi Schooß zu tragen; und Er wird sie Seinem Vater darstellen, fleckenlos und rein durch Sein Blut, und dann werde ich immer mit dem Herrn sein." Darauf endigte er mit einem Aufschwunge christlicher Beredtsamkeit, der oft bewundert worden ist: „Und jetzt höre ich für immer auf zu sterblichen Geschöpfen zu reden und beginne mit Gott meinen Verkehr, der nun in Ewigkeit nicht aufhören wird. Lebt wohl, Vater und Mutter, Freunde und Verwandte! Lebe wohl, Welt und alle deine Freuden! Lebt wohl, Sonne, Mond und Sterne! — Willkommen Gott und Vater, Willkommen, süßer Jesus Christ, Du Mittler des neuen Bundes! Willkommen, gesegneter Geist der Gnade und Gott alles Trostes! Willkommen Herrlichkeit, willkommen ewiges Leben! Willkommen Tod! — O Herr, in Deine Hände übergebe ich meinen Geist, denn Du hast meine Seele erlöset, Herr Gott der Wahrheit!"

„So verließ die Erde," sagt ein schottischer Geschichtschreiber, „eine der leuchtendsten, reinsten und heiligsten Seelen, die jemals eine bloß menschliche Gestalt belebten; ein frohlockender Märtyrer für Christi alleinige Herrschaft über Seine Kirche und für jenen heiligen Covenant, in welchem die Kirche Schottlands Treue und Gehorsam ihrem göttlichen und einzigen Haupte und Könige gelobt hatte. So lange es wahre schottische Presbyterianer geben wird, wird auch von ihnen der Name jenes jungen christlichen Märtyrers in der liebevollesten Erinnerung und glühendsten Bewunderung gehalten, und von der schottischen Kirche als einer der schönsten Juwelen betrachtet werden, die sie jemals zu des siegenden Erlösers Krone der Herrlichkeit hinzuzufügen gewürdigt ward." K. G. v. Rudloff in Nisky †.

377. Johann Blackader.

18. Januar.

Zu den unter Karl II. von England gegen die glaubenstreuen schottischen Presbyterianer verhängten Verfolgungen, von denen so eben in den Lebensbildern von Jacob Guthrie und Hugo M'Kail die Rede gewesen ist, gehörte auch die, daß gegen Ende des Jahres 1662 ungefähr vier Hundert Geistliche von ihren Pfarrstellen vertrieben wurden, und zwar grade die ehrwürdigsten, diejenigen, die sich durch ihre Frömmigkeit, ihre Hirtentreue und ihre populären Gaben besonders auszeichneten, weil grade sie, wegen ihres Einflusses auf das sie verehrende Volk und wegen ihres Eifers für die Erhaltung der presbyterianischen Kirche, den, deren gänzliche Vernichtung bezweckenden, Maaßregeln der Regierung am hinderlichsten waren.

Mitten im Winter mit den Ihrigen aus ihren Häusern vertrieben und aller Subsistenzmittel beraubt, zeigten sie eine Kraft der Glaubenstreue, welche sie ihren Gemeinden noch theurer und verehrungswerther machte, und, wie ein Geschichtschreiber jener Zeit, der selbst zu diesen vertriebenen Geistlichen gehörte (Kirkton) sagt: „als die armen verfolgten Geistlichen Abschied von ihren Gemeinden nahmen, war das Volk aufgelöst in Thränen; und ihre Abschiedspredigt ward oft durch lautes Wehklagen und unwillkührliche Ausbrüche des Schmerzes unterbrochen."

Den abgesetzten Geistlichen war es nicht gestattet, in ihren früheren Kirchspielen zu bleiben, sondern entfernte Orte wurden ihnen zu ihrem Aufenthalte angewiesen, unter Androhung schwerer Strafen, wenn sie dieselben verlassen würden. Aber das Band gegenseitiger Liebe, welches sie mit ihren ehemaligen Gemeinden verknüpfte, war zu fest, als daß es durch die Befehle und Strafandrohungen der Regierung hätte gelöst werden können. Viele der vertriebenen Geistlichen fuhren, jenen Strafandrohungen Trotz bietend, fort in abgelegenen Häusern die sich um sie schaarenden heilsbegierigen Seelen durch ihre Lehren und Gebete zu erquicken und zu trösten. In so großer Menge geschah dieß, daß oft kein geschlossener Raum gefunden werden konnte, groß genug die versammelten Gläubigen zu fassen; sie waren daher genöthigt, sich mit den Geistlichen in's Freie zu begeben, um gemeinschaftlich den Gott, „der sich den Himmel zu seinem Stuhl und die Erde zu seiner Füße Schemel gemacht hat", anzubeten. So entstanden die

„Feldgottesdienste", gegen welche bald die Wuth der Verfolger auf's Heftigste entbrannte.

Die Militairbefehlshaber wurden angewiesen, wo sie von einer solchen gottesdienstlichen Versammlung Kenntniß erhielten, sie durch die Gewalt der Waffen auseinander zu treiben, und besonders der Person des Geistlichen sich zu bemächtigen. Die Todesstrafe und Vermögensconfiscation wurden denen, welche solche Versammlungen zusammenberufen oder leiten würden, schwere Geldstrafen aber den Gutsbesitzern und Gemeinden angedroht, auf deren Grund und Boden dieselben stattfänden, und Belohnungen allen denen verheißen, welche sich der Personen bemächtigen und sie zur Haft bringen würden, die bei denselben thätig gewesen wären. Aber statt dadurch entmuthigt zu werden, schienen sowohl Geistliche wie Volk, je strenger sie deshalb behandelt wurden, um so entschlossener in diesen gottesdienstlichen Zusammenkünften zu beharren, die nach und nach immer häufiger gehalten und immer zahlreicher besucht wurden.

Das Volk, nachdem es im Geheimen von dem Orte einer solchen Versammlung, zu der gewöhnlich eins der einsamst gelegenen Gebirgsthäler gewählt wurde, benachrichtigt worden, strömte in großen Schaaren zu derselben: und, nachdem es hier das Evangelium hatte verkündigen hören von den Lippen seiner geliebten Pastoren, die ihm durch die von denselben erduldeten Leiden um so theurer geworden waren, und in Gemeinschaft mit ihnen den Gott seiner Väter angebetet hatte, zerstreute dasselbe sich wieder, friedlich nach seinen Häusern zurückkehrend. Und ohne Zweifel hatte die Gefahr, welcher es bei dieser Gottesverehrung ausgesetzt war, eine mächtige Wirkung, die Gemüther über jene Gleichgültigkeit und Erstarrung zu erheben, die nur zu oft in Gemeinden herrschen, welche ihren Gottesdienst in friedlicher Ruhe in ihren gewöhnlichen Gotteshäusern abhalten. Diejenigen, welche so jeder Gefahr trotzten, um das Evangelium in seiner beseligenden Fülle und Reinheit verkündigen zu hören von Männern, die dadurch sich dem Verluste ihres Lebens aussetzten, mußten dasselbe lieben, und grade diese Gefahren es ihnen noch theurer machen. Das innige Ergriffensein, mit dem sie der kühnen und glühenden Beredtsamkeit eines Geistlichen horchten, der, vielleicht ein Sterbender, den Sterbenden predigte, nicht wissend, ob nicht vor Ablauf des Tages sein Blut mit dem ihrigen vermischt den Boden tränken werde, mußte aber auch durch den mächtigen Einfluß der Scenerie, in deren Mitte diese Versammlungen gehalten wurden, auf's Höchste gesteigert werden.

Die das Gefühl des Abgeschiedenseins von allem weltlichen Treiben erregenden weitausgedehnten Bergmoore, die hehre Majestät finsterblickender Felsklippen und hoher Berge, und der weite Himmel über ihnen, von dem die Sonne auf ihren Gottesdienst herabschauete, konnten nur in ihren Herzen das Bewußtsein des Feierlichen und Erhabenen verstärken. Und daß unter diesen, unberechenbar mächtigen, äußeren Einflüssen die unendlich wichtigere Gegenwart des Geistes Gottes sich den Seelen der zum wahren Leben erweckten und anbetenden Schaaren in ausgezeichneter Weise offenbarte, davon geben alle aus jener Zeit darüber vorhandenen Nachrichten Zeugniß; auch werden nicht wenige Beispiele berichtet, wo die ausgelassensten Charaktere, ja die Soldaten selbst, welche, um die Versammlungen zu stören, gekommen waren, plötzlich vom Gefühl ihrer Sünden ergriffen zur Buße und Bekehrung geführt wurden.

Bald begann man auch das heilige Abendmahl in offenem Felde zu feiern, und dieß waren in Wahrheit für die müden „Wanderer“[1]), wie sie genannt wurden, von denen so manche für ihre Liebe zum Evangelium gelitten hatten, „Zeiten der Erquickung von dem Angesichte des Herrn.“

Die Geistlichen, welche dem heiligen Berufe sich gewidmet hatten, in einem solchen „nicht von Menschenhänden gemachten“ Tempel dem armen, nach dem Brodte des Lebens hungernden Volke dasselbe durch Wort und Sakrament darzureichen, waren genöthigt, unstät und flüchtig umherzuirren, und in den abgelegensten Orten sich verborgen zu halten, jeden Augenblick ihrer Verhaftung und Bestrafung gewärtig. Denn die Regierung hatte nicht nur hohe Belohnungen für die Habhaftmachung derselben verheißen, sondern auch durch eine gegen sie verkündigte Achtserklärung Jedem bei schwerer Strafe verboten, ihnen Nahrung oder Obdach zu geben, oder in irgend einer Weise Gemeinschaft mit ihnen zu haben.

Zu diesen Geistlichen gehörte auch Johann Blackader, vor seiner Absetzung Pastor zu Traquair. Kühnen Geistes, unerschütterlichen Glaubens und unerschrockenen Muthes in der Ausübung seines heiligen Berufes war er unter den Ersten, die das Evangelium in den Feldern von Galloway und Nithsdale predigten.

[1]) Diese Bezeichnung erhielten die den Verfolgungen entfliehenden Presbyterianer nach Hebr. 11, 38: „Sie, deren die Welt nicht werth war, und sind umhergeirrt (nach der englischen Bibelübersetzung „umhergewandert“) in Wüsten, auf Bergen und in den Klüften und Löchern der Erde.“

Die Leiden, denen er sich unterzog, und die Gefahren, welchen er, von dem Geheimenrathe in die Acht erklärt, sich aussetzte, würden Stoff zu der interessantesten Novelle geben. Seine beredten und gewaltigen Predigten in den Feldern und auf den Bergen von Teviotdale waren gesegnet, nicht nur zur Erquickung der verfolgten Presbyterianer, die, um ihn zu hören, sich von allen Seiten um ihn schaarten, sondern auch zur Bekehrung vieler Einwohner dieser geistlich lange verwahrlost gewesenen Gegenden, die, in Unkenntniß des Evangeliums lebend, sich bis dahin dem Raube und jeder Art von Gewaltthätigkeit ergeben hatten. Im April 1681 ward Blackader, als er sich heimlich in Edinburgh aufhielt, verhaftet und zur Untersuchung vor den Geheimenrath gebracht. Auf die hier gegen ihn, als hartnäckigen Uebertreter der gegen Conventikel und Feldgottesdienste erlassenen Verordnungen, erhobene Anklage erwiederte er: „Ich bin ein Diener des Evangeliums, wenn gleich ein unwürdiger, und habe die strengste Verpflichtung dieses Dienstes zu warten, wie ich an dem großen Tage des Gerichts dafür verantwortlich sein werde. Das that ich und werde nicht aufhören es zu thun, wo auch immer der Herr mich, es sei in den Häusern oder auf den Feldern, dazu berufen wird sein Evangelium zu verkündigen, denn ich kenne keine Stelle im Worte Gottes, die mir das verbietet."

Die kühne Glaubenszuversicht seiner Vertheidigungsrede imponirte dem Geheimenrathe so sehr, daß derselbe nicht wagte die angedrohete Todesstrafe gegen ihn zu verhängen; er ward vielmehr verurtheilt, nach dem auf einer Felsklippe im Meere gelegenen Schlosse Baß gebracht zu werden, in dessen ungesundem Kerker ihn eine Krankheit befiel, die im Anfange des Jahres 1686, also nach beinahe fünfjähriger Gefangenschaft, mit seinem Leben seinen Leiden ein Ende machte.

In einem an einen seiner Freunde geschriebenen Briefe ist von Blackader die Schilderung einer Abendmahlsfeier vorhanden, die er in einem Thale der Grafschaft Teviotdale gehalten hatte. Sie giebt davon ein so lebensvolles Bild, daß sie hier folgen mag.

„Wir begannen die Austheilung des Sacraments," sagt derselbe, „indem wir sie und uns selbst dem unsichtbaren Schutze des Herrn der Heerschaaren befahlen, in dessen Namen wir zusammengekommen waren. Unser Vertrauen war auf den Arm Jehovah's, der besser ist als Kriegswaffen oder die Stärke der Hügel. Der Ort, wo wir zusammenkamen, war in jeder Hinsicht bequem und

schien ausdrücklich für unsern Zweck geschaffen zu sein. Es war eine grüne und anmuthige Anhöhe, ganz nahe am Ufer des Whittader-Flusses. Auf beiden Seiten befand sich ein geräumiger Abhang in der Gestalt eines Halbkreises, bedeckt mit lieblichem Grün und zu einer beträchtlichen Höhe sanftaufsteigend. Ueber uns war der klare blaue Himmel, denn es war ein süßer und stiller Sabbathmorgen, der in Wahrheit einer der Tage des Menschensohnes zu werden versprach. Der Ort hatte eine Feierlichkeit, wie sie sich für diese Veranlassung eignete und die ganze Seele zu einer reinen und heiligen Stimmung erhob. Die Communiontische[1]) waren auf den Rasen am Wasser aufgestellt, und rings um sie hatte sich das Volk mit geziemender Ordnung geschaart. Aber die bei Weitem größere Menge saß auf dem Abhange des Hügels, der von oben bis unten voll Menschen war, ein so erfreulicher Anblick, als man nur jemals in der Art haben konnte. Anfänglich war einige Besorgniß vorhanden, aber das Volk blieb ungestört und das Ganze ward in so ordentlicher Weise vollbracht, wie es sonst zur Zeit des hellsten Mittages in Schottland geschehen war. Und fürwahr, der Anblick so vieler ernsten, gesammelten und andächtigen Angesichter mußte die Widersacher mit ehrerbietiger Scheu ergriffen haben und ihnen furchtbarer gewesen sein, als jede fleischliche Macht grimmiger Blicke und kriegerischer Schlachtordnung. Wir begehrten nicht den Schutz irdischer Könige, denn eine geistliche und göttliche Majestät leuchtete über dem Werke, und wir fühlten mit Gewißheit, daß der große Meister der Versammlung in unsrer Mitte gegenwärtig sei. Hier war in der That das Wirken des Herrn, der uns einen Tisch deckte in der Wüste in der Gegenwart unsrer Feinde, und eine Säule der Herrlichkeit aufrichtete zwischen uns und dem Feinde, gleich der feurigen Wolke, die ehemals das Lager Israel's von den Egyptern trennte, für jene ermuthigend, für diese aber dunkel und schrecklich. Obgleich unsre Gelübde nicht dargebracht wurden innerhalb der Räume eines Gotteshauses, so fehlte ihnen doch nicht die Aufrichtigkeit der Herzen, die besser ist, als die äußere Herrlichkeit heiliger Gebäude: Mitten unter den einsamen Bergen erinnerten wir uns der Worte unsers Herrn, daß die Zeit komme, wo man Gott anderswo als in Jerusalem und auf dem Berge Samaria's

[1]) Das heil. Abendmahl wird in der schottischen Kirche an einem Tische sitzend empfangen. Die ganze Gemeinde, mit Ausschluß der Unerwachsenen und der wegen gegebenen Aergernisses zu dem Tische des Herrn nicht Zugelassenen, nimmt jedesmal daran Theil.

anbeten werde, daß das wahre Heiligthum nicht in geweihten Gebäuden oder irdischen Tempeln bestehe. Wir erinnerten uns der Bundeslade der Israeliten, welche vierzig Jahre in der Wüste weilte, ohne eine andre Wohnstätte, als die Stiftshütte. Wir gedachten Abraham's und der alten Patriarchen, welche ihre Opfer auf die Felsen, statt des Altars, legten und süßduftenden Weihrauch anzündeten unter dem Schatten des grünen Baumes."

„Alle ordnungsmäßigen Formen wurden beobachtet. Die Communicanten, deren Anzahl bei dieser Feier ungefähr 3200 betrug, traten auf der einen Seite vor und zogen sich auf der andern wieder zurück, indem ein Weg offen gelassen war, damit sie ihre Sitze am Hügel wieder einnehmen konnten. Die Communion wurde ruhig beendigt, indem das Volk von Herzen die Opfer seiner Dankbarkeit brachte, und mit freudevoller Stimme dem Felsen seines Heiles sang. Es war lieblich, als die Nacht herabsank, seinen Gesang in vollem Einklange gegen die Hügel schwellen zu hören, indem die ganze Versammlung sich zu einem Accorde vereinigte und Gott mit der Stimme der Psalmen pries."

v. Rudloff zu Nisky †.

Frankreich.

378. Philipp von Mornay.

12. November.

Wenn das Evangelium ein Herz völlig ergriffen hat, so heiligt es nicht nur alle Triebe und Kräfte, nein! es giebt auch neue Kräfte; — wie nach den Tagen der Trockenheit ein warmer Frühlingsregen die Keime, die lange geschlummert haben, zum fröhlichen Aufblühen weckt, so wachen in dem neuen Herzen auch Richtungen und Gedankenreihen auf, die bisher dem Geiste und Herzen selbst tief verschlossen und verborgen geblieben waren. Es liegt dann in der wundervollen Mannigfaltigkeit menschlicher Anlagen, daß, da unter allen Millionen, die gelebt haben, keines einem andern völlig gleich war, auch in den Wiedergeborenen eine wundervolle Mannigfaltigkeit sich offenbart. Doch auch in dieser Verschiedenheit erblickt der tiefere Forscher nach den einzelnen Völkergruppen wieder

einzelne gemeinsame Züge, und das wäre der herrlichste Völkergarten, in dem jede berechtigte und geheiligte Eigenthümlichkeit der Nationen in voller, harmonischer Blüthe stände. — Hat auch die Reformation die ganze abendländische Christenheit in Bewegung gebracht, in allen diesen Landen herrliche Blüthen getrieben, so hat jedes Land außer den gemeinsamen Licht- und Lebensbeiträgen, doch noch seine besondere Segensgeschichte zu erzählen.

Reich an Mannesmuth, reich an lebendigem Bekenntnisse, reich an edlem Märtyrerblute ist besonders Frankreich gewesen, und was diese Nation an edler Anlage, an geistvollem Zeugenmuthe, an unerschütterlicher Ueberzeugungstreue hervorzubringen vermag, das hat sie im Reformationszeitalter — beides an Männern und Frauen — so erwiesen, daß sie sich der deutschen deshalb mit Recht zur Seite stellen darf. In der ersten Reihe der Männer, deren sich die französische evangelische Kirche rühmen kann, ist Philipp von Mornay, Herr von Plessis Mornay. Er war auf seinem Stammschloß Buhi den 5. Nov. 1549 geboren. Sein Vater, Jakob von Mornay, mit den höchsten Häusern Frankreichs, selbst mit den Bourbonen verwandt, war zugleich eifriger Katholik, seine Mutter aber neigte sich dem evangelischen Glauben zu und wählte für ihren Sohn einen Anhänger des neuen Glaubens, Gabriel Prestat, zum ersten Lehrer. Der Vater aber, der seinen Einfluß fürchtete, brachte den Sohn im achten Jahre in das Colleg Lisieux in Paris und vertraute ihn einem streng katholischen Lehrer an. Der Vater starb indeß im Jahr 1559. Die Mutter bekannte sich nunmehr offen zum evangelischen Glauben, rief ihren Sohn zurück und erzog ihn in ihrem Bekenntnisse. Schon war sein Herz so vom Evangelium ergriffen, daß er seinem katholischen Priester erklärte: er sei entschlossen, fest in dem, was er in dem Dienste Gottes gelernt habe, zu verharren und wenn ihm über einen Punkt Zweifel aufstießen, fleißig in den Evangelien und den Schriften der Apostel zu lesen. Sie gaben seinem Geist nicht nur die ernsteste Beschäftigung, sondern das Evangelium war sein Lebensquell, aus dem er Kraft, Geduld, Trost und Entschlossenheit schöpfte. Bei seiner vornehmen Geburt waren ihm, begünstigt durch seine Verwandten, hohe kirchliche Würden angeboten, die er nun verscherzte. Mit festem, nie wankendem Sinne bekannte sich Mornay von nun an zur Reformation. Unter den Stürmen bürgerlicher Kriege vollendete er seine Studien und trat, um seine Kenntnisse zu erweitern, dann eine mehrjährige Reise an. Er hielt sich längere

Zeit in Deutschland, besonders in Heidelberg auf und ging von da nach Italien. Diese Reisen begriffen die Jahre 1565 bis 1572. Mit ausgedehnten Sprachkenntnissen (lateinisch, griechisch, hebräisch, deutsch, italienisch, spanisch) kehrte er heim. Durch reiche Anschauung von Zuständen, in vielumfassender Kenntniß der Menschen erlangte er jene wissenschaftliche Ausbildung und jene Kenntniß europäischer Staatsverhältnisse, die seinen Blick in den schwierigsten Verhältnissen erleuchtete. Zuletzt aus den Niederlanden heimgekehrt, überreichte er, jetzt 23 Jahre alt, dem Admiral Coligny eine Denkschrift über dieses Land und über die Frage: ob es rathsam sei, gegen dasselbe eine französische Unternehmung zu versuchen. Coligny war über diese Arbeit voll Erstaunen und wollte eben den Verfasser mit einer Sendung an den Prinzen von Oranien betrauen, als im Jahr 1572 am Bartholomäusfest Coligny ermordet wurde. Mornay entging dem Morden nur durch Begünstigung seines Hauswirths, er entkam nach mancherlei Gefahren nach Dieppe und von da nach England, wo man schon von seinen Talenten gehört hatte und ihn freundlich aufnahm. Einer seiner Verwandten hatte ihm einen Paß von dem Herzog von Guise angeboten, er wies ihn zurück; ich will, so sprach er, nicht mein Leben denen verdanken, in deren Dienst es zu verwenden ich mir ein Gewissen machen müßte. In England suchte er die Königin Elisabeth für die Sache der evangelischen Kirche Frankreichs zu gewinnen. Im folgenden Jahre kam er nach Frankreich zurück, und sprach sich gegen das Bestreben der Protestanten aus, ihrer Sache dadurch aufzuhelfen, daß sie dieselbe mit der des Herzogs von Alençon verbanden. Als er sich 1575 nach Sedan flüchten mußte, lernte er dort eine junge Wittwe kennen, Charlotte Arbaleste von Feuquières, eine Frau, ihm an Geist, Charakterstärke und religiösem Sinn ganz ebenbürtig, die ebenfalls nur wie durch ein Wunder dem Tod am Bartholomäustag entgangen war; er heirathete sie am 3. Januar 1576.

Kurz darauf trat er in Verbindung mit Heinrich, König von Navarra, der ihn sogleich in seinen vertrauten Umgang aufnahm. Er wurde von nun an der große Wortführer seiner Sache, die er eins wußte mit der Sache der Reformation, und sein Abgeordneter in das Ausland. Sendungen nach England und Flandern hielten ihn bis 1582 außer Frankreich. Nach seiner Rückkehr nahm er hervorragenden Antheil an der Nationalsynode in Vitré, wo er eine Gesammtsynode aller protestantischen Kirchen in Europa in

Antrag brachte. Zwar zeigte sich dieser Vorschlag nicht ausführbar, er erhöhte aber sein Ansehen in dem protestantischen Frankreich. Von dieser Zeit an und bis Heinrich auf den Thron Frankreichs kam, war Mornay die Seele aller seiner Berathungen und leistete ihm unschätzbare Dienste als tüchtiger Soldat, sparsamer Verwalter, gewandter Politiker, unermüdlicher Schriftsteller. Wir zwei werden uns, so lange wir leben, nicht mehr trennen, das war das Wort Heinrichs. Handelte es sich davon, die Hilfe protestantischer Fürsten anzurufen oder bei ihnen das manchmal schwankende Betragen Heinrichs zurechtzulegen, so war er es, der, wenn er nicht selbst die Gesandtschaft übernahm, die Anweisungen für die Gesandten ausfertigte. Mußte man die Ansprüche des Hauses Lothringen bekämpfen oder dem Publikum über die Entwürfe der Guisen die Augen öffnen oder die Anklagen und Fluchbullen von Rom beantworten, so war es allemal Mornay, der das Wort führte. Hatten die protestantischen Kirchen sich über die Nichtbeobachtung schützender Verordnungen zu beklagen, so war er es, der die Vorstellungen verfassen, oft sie selbst dem Könige vorlegen mußte. War ein Kriegsunternehmen entworfen, so war es Mornay, an den man sich wandte, sein Gelingen zu sichern, und wenn es nicht von Erfolg war, es zu entschuldigen. Mit einem Worte, öffentliche und geheime Verhandlungen, politische und religiöse Fragen, Geschäfte in Finanz-, Kriegs- und Verwaltungssachen — Alles ging durch seine Hände, nichts geschah ohne ihn. Heinrich pflegte zu sagen: Mornay kann ich so wenig entbehren, als mein Hemd. Er war das von ganz Europa hochgeachtete Organ des Königs von Navarra, und sein rechter Arm in der Schlacht. Eines der gelungensten und wichtigsten Geschäfte war der Antheil, den er nahm an der Aussöhnung Heinrichs III. mit dem König von Navarra 1589. Für diesen Dienst belohnten ihn beide Könige mit der Statthalterstelle von Saumur. Kurz darauf ward Heinrich III. ermordet. Mornay begab sich sogleich, nachdem er den schwachen Mitbewerber Cardinal von Bourbon in seine Gewalt bekommen hatte, zu dem neuen Könige nach Tours und kämpfte muthig bei Ivry. Bisher war Mornay gleichsam das religiöse und kirchliche Gewissen Heinrichs, er sprach mit aller Offenheit auch zu ihm über seine sittlichen Verirrungen — Mahnungen, die der König mit fast kindlicher Offenheit hinnahm. Heinrich ernannte ihn zum Staatsrath, zog ihn aber nicht mehr wie früher zu seinen geheimen Berathungen. Er erkannte, daß er veranlaßt würde,

seinem Glaubensbekenntnisse untreu zu werden, und fand sich durch die unüberwindliche Anhänglichkeit Mornay's an seinen Glauben in Verlegenheit gesetzt; überhaupt gilt auch von ihm das Wort, daß große Wohlthaten, die großen Dank ansprechen, dem Herzen des Empfängers leicht lästig werden. Er gebrauchte ihn fortan hauptsächlich zum Unterhändler bei den Hugenotten und den fremden Fürsten. Mornay reiste nochmals nach England und brachte es durch seinen Einfluß bei der Königin Elisabeth dahin, daß sie ihre Hilfstruppen nicht aus Frankreich zurückrief. Um dieselbe Zeit kündigte Heinrich IV. an, er wolle sich in der katholischen Religion unterrichten lassen; der Grund, den er selbst aussprach, war: die Messe für ein Königreich! Mornay glaubte, es sei nun an der Zeit, an die Ausführung seines Plans zu gehen, die protestantischen Kirchen unter sich selbst und mit den Katholiken durch gegenseitige Einräumungen durch ein großes Concil zu verbinden. Heinrich IV. gab sich den Anschein, als wolle er in diesen Plan eingehen, und lud Mornay ein, die gelehrtesten protestantischen Theologen zu veranlassen, sich zu einer Besprechung vorzubereiten. Während aber der eifrige Protestant theologische Glaubensgenossen warb, schrieb Chiverny, der Kanzler des Königs, an den Bischof von Chartres: er solle nur unerschrocken bleiben, die Theologie brauche ihm keine Sorge zu machen. Nun endlich merkte Mornay, daß er bisher sei getäuscht worden und die Abschwörung ohne weitere Besprechung vor sich gehen solle. Er gab sich dazu her, der Mittelsmann zwischen dem König und den protestantischen Abgeordneten zu werden; aber er bestand darauf, das Edikt von Mantes (1593) zu erwirken, welches den Protestanten Sicherheitseinräumungen gewährte und das Edikt von Nantes vorbereitete. Mornay, von seinem Könige immer weniger ins Vertrauen gezogen, nahm keinen Antheil an der Entwerfung dieses Aktenstücks, er überwachte aber seine Ausführung mit unermüdeter Aufmerksamkeit, weßwegen man ihn auch den Schutzherrn, „den Papst" der Protestanten nannte. Heinrich ließ sich eine solche Ueberwachung nur mit Unwillen gefallen. Ihn hatten die Calviniſten bis zur ersten Stufe des Thrones geführt, Heinrich verließ sie, um denselben zu besteigen. Er war auch darüber erzürnt, daß Mornay 1598 seine berühmte Schrift über die Einsetzung des h. Abendmahles erscheinen ließ und damit, wie der König meinte, die allmählig sich beruhigenden Leidenschaften wieder entflammte. Diese Schrift, ausgegangen von einem so hochstehenden, so hochangesehe-

nen Manne, flog von Hand zu Hand, und empfahl sich durch die Eleganz ihres Styls. Sie war gegen die Messe und überhaupt gegen den katholischen Ceremoniendienst gerichtet und enthielt bei 5000 Stellen aus den Kirchenvätern und andern Theologen der Kirche. Bei dieser massenhaften Ansammlung hatte er die einzelnen Stellen nicht immer nach den Schriften der Verfasser richtig angeführt. Du Perron, Bischof von Evreux, wies dies nach und übertrieb noch die Ungenauigkeiten. Mornay wollte diesen Vorwurf nicht auf sich liegen lassen, und forderte den Bischof auf, in einer öffentlichen Verhandlung vor beiderseitigen Zeugen seinen Vorwurf zu beweisen. Die Zeugen waren auf katholischer Seite: der Kanzler Belièvre, de Thou und Pithon; für die Protestanten: du Frèsne, Canage, Casaubon; die Besprechung fand statt den 4. März 1600 in Fontainebleau. Mornay, dem man keine Zeit gelassen hatte, die Anführungen zu berichtigen (man gab ihm erst früh 1 Uhr das Verzeichniß der angefochtenen Stellen), ward der Ungenauigkeit von etwa 12 Punkten überführt, von denen einige ganz unbedeutend waren. Die Verhandlung wurde abgebrochen, und der König erklärte laut und mit einer Freude, die ihm zur Unehre gereicht, den Triumph des Bischofs von Evreux. Er wollte eben sich selbst rechtfertigen über seinen Abfall. Mornay kehrte gekränkt nach Saumur zurück und gab eine Darstellung der Verhandlung. Diese Schrift erregte vollends den Zorn des Königs; er nahm ihm die Oberleitung der Bergwerke, zog seine Gnadengehalte ein, drohte ihm mit gerichtlicher Verfolgung. Mornay aber, gesichert in seiner vom König unabhängigen Statthalterstelle in Saumur und umgeben von der allgemeinen Verehrung seiner Glaubensgenossen, war vor solchen Verfolgungen sicher, die doch auch der König nicht weiter treiben wollte.

Mornay verlor im Jahr 1605 seinen einzigen Sohn, der in Holland unter Moriz diente, und im Jahr 1606 seine Gattin, die ihm im Sterben das Versprechen abnahm, sich in der Traurigkeit über ihren Tod der Sorge für die protestantische Kirche nicht zu entziehen. Diese Frau hatte das Leben ihres Gemahls für den Sohn in der treuherzigen Sprache der Zeit verfaßt. Guizot sagt von ihr: „Da ist kein romantischer Zug in ihren Gefühlen und ihren Wünschen, nicht die geringste eitle Hingebung, mag sie von sich oder ihrem Gemahl sprechen. Weit entfernt, etwas auszuschmücken, zeigt sie immer weniger, als sie fühlt; es ist die reinste Wahrheit, zurückgeführt auf den einfachsten Ausdruck, indem sie

zur Belehrung und Erbauung ihres Sohnes die Erlebnisse ihres Gemahls erzählt."

Hatte auch Mornay sich oft über den Undank Heinrichs IV. schwer zu beklagen, so ergriff ihn doch tiefer Schmerz bei seinem Tode. Er sah wohl ein, die protestantische Partei, nun nicht mehr geschützt und durch die starke Hand des Königs gezügelt, werde zu ihrer Vertheidigung zu den Waffen greifen und diese verzweifelte Eröffnung bürgerlichen Kriegs ihren Sturz herbeiführen. Er wendete seinen ganzen Einfluß, der aber unglücklicherweise durch die Gewaltthätigen und Ehrgeizigen seiner Partei bekämpft wurde, daran, die Protestanten von diesem äußersten Schritte zurückzuhalten. Er leistete damit für den Frieden die größten Dienste, welche die Königin-Regentin dadurch anerkannte, daß sie ihm die Gnadengelder wieder ausbezahlen ließ, die Heinrich ihm entzogen hatte. Bei der großen Erhebung im Jahr 1620 suchte er nochmals als Vermittler aufzutreten. Bei der Erbitterung der Gemüther jedoch zeigte sich dieses Geschäft zwar ehrenvoll, aber nicht wirksam. Die Versammlung in Rochelle hörte nicht auf seinen Rath und die königliche Gewalt entzog ihm durch eine unwürdige Verrätherei seine Befehlshaberstelle in Saumur; er verließ mit tiefstem Schmerz, einzig getröstet durch seinen Glauben, eine Stadt, die unter seiner Verwaltung in hohe Aufnahme gekommen war. Er zog sich in sein Schloß in Forêt sur-Sèvre zurück. Nach Ausfertigung seines Testamentes sagte er: Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als zu sterben. Er segnete seine Familie und seine Diener. „Ich habe," fuhr er fort, „eine große Rechenschaft abzulegen; ich habe viel empfangen und wenig gethan; darum erbarme, erbarme, erbarme dich meiner, o Gott! Während meines Lebens habe ich nichts gesucht, als die Ehre Gottes, ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten!" Den 11. Febr. 1623 früh starb er 74 Jahre alt.

Du Plessis Mornay ist einer der größten und reinsten Charaktere seiner Zeit; sein Genius war von hoher Begabung. Als Politiker und Kämpfer fürs Evangelium, als Gesandter, Geschäftsmann und Soldat besaß er eine seltene Vereinigung großer Eigenschaften. Seine Größe ging aus dem evangelischen Glauben hervor. Der Befestigung desselben war sein Leben vor allem andern geweiht. In einer Zeit der Gewaltthätigkeit zeigte er die ungebeugte Reinheit eines guten Gewissens. Mitten in der Ungunst, welche die Protestanten im Lauf des 17. Jahrhunderts verfolgte,

erwarb und erhielt sich Mornay in seinem Volke einen hohen Rang in der öffentlichen Meinung. Ja selbst Voltaire in seiner Henriade giebt ihm das schöne Zeugniß:

Er war ein kluger Freund, ein ernster Philosoph.
Er durfte tadeln und man liebt ihn doch.
Sein Beispiel lehrte mehr als selbst sein Mahnen.
Der ernsten Tugend war sein Herz geweiht.
Er wandelte mit festem Fuß auf schlüpfrigem Grunde.
Die Luft des gift'gen Hofs hat nie sein Herz befleckt.
Rein war sein Leben, wie Krystall;
Klar, wie der Quell, der aus dem Felsen sprudelt.

Selbst ein Jesuit d'Avigny nennt Mornay den rechtschaffensten Edelmann seiner Sekte. Anquetil, ein Katholik, ein angesehener Historiker, dazu geistlichen Standes, sagt: „Mornay war ein rechtschaffener, seiner Religion redlich und treu ergebener Mann, lebhaft und entschieden in seinen Beschlüssen, freimüthig in seinen Rathschlägen. Er war sehr unterrichtet und ein größerer Theologe als viele Theologen aus Beruf." Bei seiner Sendung nach London im Jahre 1579 hat er das vielgelesene, in vielen Ausgaben verbreitete Buch: de veritate religionis christianae (über die Wahrheit der christlichen Religion) mitten unter den anstrengendsten diplomatischen Verhandlungen verfaßt. — Er hat unendlich viel geschrieben. Seine politischen Schriften sind enthalten in 12 starken Bänden und diese schließen nicht die Hälfte derselben in sich; ebenso reich sind seine theologischen Werke. In lebendiger, tief gehender, tief eingreifender Ausführung enthalten diese Schriften noch für heute Musterstücke französischer Beredtsamkeit. So lange eine evangelische Kirche in Frankreich besteht, kann sie den Namen des Mannes nie vergessen, der sein ganzes reiches Leben ihrem Schutze und ihrer Begründung geweihet hat. Auch ist in neuerer Zeit sein Wirken und sein Gedächtniß vielfach wieder erneuert worden. — Gustav Garisson sagt von ihm (Revue de deux mondes 1848): „Viele Jahre wendete sich die Achtung und Huldigung von ganz Europa auf ihn; er war der König der Intelligenz, der gebietende Beherrscher der Zeitanschauung; er war das Orakel seines Jahrhunderts; Könige, Minister, Gelehrte, Soldaten bis zum niedersten Pfarrer kamen, um aus ihm Rath und Trost zu schöpfen, aus ihm, der unerschöpflichen Quelle der Weisheit, des Wissens und der sittlichen Güte." J. G. Hegler in Canstatt.

379. Die Aufhebung des Edikts von Nantes.

17. October.

Es ist eine trübe Zeit, die auf den folgenden Seiten in raschen Zügen geschildert werden soll, denn selten haben in irgend einem Lande die weltliche und die kirchliche Macht ein schändlicheres Beispiel von Ungerechtigkeit und Grausamkeit gegeben; es ist aber auch eine erhebende Zeit, eine Zeit heldenmüthiger, unverwüstlicher Glaubenstreue. Lüge und rohe Gewalt verbanden sich um die Gewissensfreiheit zu unterdrücken; es gelang ihnen, ihr Triumph ward ihnen aber zur Schmach; die Nachwelt hat über den Kampf entschieden, und den scheinbar Besiegten allein den Preis des Sieges zuerkannt.

Durch das, den 13. April 1598 zu Nantes erlassene Religions-Edikt hatte Heinrich IV. den langen blutigen Bürgerkriegen in Frankreich ein Ende gemacht; den Reformirten war dadurch ein, wenn auch in Einzelnem beschränkter, aber doch immerhin rechtlicher Bestand zugesichert worden. Es war die erste öffentliche Anerkennung der Gewissensfreiheit von Seiten eines französischen Regenten, und insofern ein Sieg des protestantischen Princips über die Ansprüche Roms auf Alleinherrschaft. Der abtrünnige König hatte seinen frühern Glaubensgenossen überall die freie Ausübung des Privatgottesdienstes gestattet, die des öffentlichen jedoch nur da, wo sie im Jahr 1597 bereits eingeführt war, und mit Ausschluß der Hauptstadt Paris; sie sollten auf keine Weise beunruhigt und ihre Kinder ihnen nicht entrissen werden; in Bezug auf den Zutritt zu allen Aemtern, die Aufnahme in Schulen und Universitäten, die Theilnahme an Hospitälern und öffentlichen Armen-Anstalten sollten sie den Katholiken gleichgestellt sein. Da indessen die Hugenotten auch eigene politische Rechte besaßen und durch ihre feste Organisation eine mächtige Partei im Staate bildeten, zu einer Zeit wo die Gleichheit des Gesetzes für alle Bürger noch nicht als höchster Grundsatz galt, so konnten es die Katholiken, welche die große Mehrheit ausmachten, nicht über sich bringen, sich in die, den verhaßten Ketzern gemachten Concessionen zu fügen; es entstanden Reibungen, oft von der bedenklichsten Art. Zudem fuhr der, an die Fehden des 16. Jahrhunderts gewöhnte hugenottische Adel fort, an den innern Unruhen und Kriegen Theil zu nehmen, die unter Ludwig XIII. das Land heimsuchten. Der seit 1626 die Regierung leitende Cardinal von Richelieu setzte alle Kräfte

daran, Ordnung und Friede herzustellen; der reformirte Bund wurde besiegt; durch das Edikt von Nismes, Juli 1629, entriß der Cardinal den Protestanten ihre frühern politischen Rechte, ließ ihnen aber ungeschmälert ihre kirchlichen, die doch jedenfalls die Hauptsache waren. Von nun an lebten sie ruhig, im Ganzen von der Regierung wenig gestört, nur von Localbehörden hie und da bedrängt und durch Bekehrungsversuche belästigt. Viele Adelige traten zum Katholicismus über, Bürger aber und Bauern blieben standhaft; sie ergaben sich dem Ackerbau, dem Handel, der Industrie und erhoben sich rasch zu einem Wohlstand, der häufig den Neid der Gegner erregte. 1652 bestätigte der Cardinal Mazarin das Edikt von Nantes; seit Langem war die Lage der Reformirten nicht so blühend, so befriedigend gewesen; immer mehr wuchs aber auch der Groll der katholischen Geistlichkeit. Da sie nicht mehr die Ketzer verfolgen sollte, gab sie sich selber für ein Opfer der Verfolgung aus; bei der 1656 gehaltenen allgemeinen Versammlung des Clerus ward bitter über den Druck geklagt, den die Kirche zu dulden hätte. Mazarin sah sich genöthigt diesen eiteln Klagen Gehör zu schenken; es traten für die Reformirten neue Beschränkungen ihrer Rechte ein; doch erst als der Minister 1661 starb und Ludwig XIV. selber die Regierung antrat, erhob die Intoleranz voll Hoffnung ihr Haupt. Der König war persönlich nicht zur Grausamkeit geneigt; allein abergläubisch und im Haß der Hugenotten erzogen und von all' dem Uebermuth eines absoluten Despoten erfüllt, gieng er leicht auf die Rathschläge derjenigen ein, die ihn zur Bekämpfung der Ketzerei hindrängten. Das Edikt von Nantes war zwar noch als Reichsgesetz in Kraft, es fanden sich jedoch Mittel um es zu umgehn und Jesuiten um alle Eingriffe zu beschönigen; dem schlauen Beichtvater des Königs, dem Pater Lachaise, gebührt hiebei der vornehmste Ruhm.

Bereits 1661 wurden in jede Provinz zwei Commissäre geschickt, ein katholischer und ein reformirter, um zu erforschen, wie es mit der Beobachtung des Edikts von Nantes gehalten würde. Es hätte hieraus ein guter Erfolg erwachsen müssen, wenn es damit redlich gemeint gewesen wäre; was vermochte aber, bei unvermeidlichen Conflikten, der einer verhaßten Minorität angehörende reformirte Commissär gegen den von der Regierung und der Geistlichkeit unterstützten katholischen? Statt Nutzen zu bringen, rief die Maßregel nur neue Bedrückungen hervor; an vielen Orten wurden Kirchen und Schulen geschlossen und wohlthätige Anstalten zum

Besten der Katholiken confiscirt. Auf solche vereinzelte Verletzungen des Edikts, die nur gewisse Localitäten zu treffen schienen, folgten bald allgemeinere, aus denen des Königs Absichten schon genugsam ans Tageslicht traten: die Reformirten sollten ihre Todten nur früh morgens oder spät abends begraben; die Relaps, das heißt, die, welche den Protestantismus abgeschworen hatten, aber nachher wieder zu ihm zurückgekehrt waren, sollten des Schutzes des Edikts nicht mehr genießen, sondern, als Entweiher der katholischen Religion, des Landes verwiesen werden; die Priester wurden ermächtigt, in Begleitung einer Magistratsperson, zu den Kranken zu gehen um sie zu fragen, ob sie in der Ketzerei sterben oder sich bekehren wollten. Es ist kaum nöthig auf den Mißbrauch aufmerksam zu machen, der mit dieser Maßregel getrieben ward; halb bewußtlose Sterbende wurden mit Fragen gequält, und sprachen sie ein Wort oder machten sie ein Zeichen, das man als Aeußerung katholischer Gesinnung deuten konnte, so fielen sie der römischen Kirche anheim. Noch empörender war eine Verordnung aus dem Jahr 1665, der zufolge die Kinder der Reformirten, die Knaben vom 14., die Mädchen vom 12. Jahre an, ermächtigt wurden ohne und gegen den Willen ihrer Eltern katholisch zu werden. Zu öffentlichen Aemtern wurden längst keine Reformirte mehr berufen; nur Colbert, der Finanzminister, der ihre Redlichkeit und Ordnungsliebe kannte, ließ sie noch zu den von seiner Verwaltung abhängenden Stellen zu, so wie er auch, als dem Staate nützliche Bürger, diejenigen beschützte, die Handel und Ackerbau trieben und Fabriken besaßen.

Es würde die Gränzen dieses Aufsatzes weit überschreiten, wenn alle die einzelnen Beschlüsse der Reihe nach aufgeführt werden sollten, die in diesen Jahren von der französischen Regierung gegen die Reformirten ausgiengen; sämmtliche Garantien des Edikts von Nantes wurden nach und nach aufgehoben oder wenigstens faktisch als nicht mehr bestehend angesehn. Was aber nicht übergangen werden darf, das ist, daß sich überall in diesen traurigen Zuständen der Einfluß der Geistlichkeit auf die unverkennbarste Weise sichtbar macht. Man hat zuweilen alle Schuld dem König allein aufgebürdet; ein großer Theil der Verantwortlichkeit gehört aber den französischen Bischöfen jener Zeit; Ludwigs Last wird nicht vermindert dadurch, daß er als Werkzeug des Clerus erscheint, nur darf dieser sich nicht weigern sie ihm tragen zu helfen. Von 1665 an bringen die General-Versammlungen der Geistlichkeit re-

gelmäßig ihre Beschwerden und Begehren gegen die Reformirten an den Hof; sie drängen den König „das so schön angefangene große Werk zu vollenden;" durch ihr Vertrauen geschmeichelt, erklärt er, sein Bestreben sei, alle seine Unterthanen in dem nemlichen Glauben vereinigt zu sehn. Fast alle von nun an erlassenen Edikte sind in den Beschlüssen der Bischöfe begründet; was diese vorschlugen erhob der König zu Gesetzen; so absolut er sich dünkte, so war er hier doch nur das Instrument fanatischer Priester, und während er dem päpstlichen Stuhl gegenüber die Freiheiten der gallikanischen Kirche wahrte, arbeitete er im Sinne und zum Nutzen Roms durch Unterdrückung des Protestantismus.

Noch regte sich kein Widerstand; die im 16. Jahrhundert von mehreren Hugenotten so kühn vertheidigte Lehre von dem Rechte sich den Tyrannen zu widersetzen, fand längst keine Billigung mehr; die französischen Reformirten wollten treue Unterthanen der von Gott eingesetzten Obrigkeit sein. Die, welche sich unter den immer härter werdenden Druck nicht beugen wollten, wanderten aus; es waren dieser Auswanderer bereits so viele, daß 1669 ein Verbot erschien, ohne königliche Genehmigung sich nicht in der Fremde niederzulassen. In eben diesem Jahre trat der Marschall Türenne zum Katholicismus über; mehrere andre große Familien hatten es bereits gethan, um sich in der königlichen Gunst zu erhalten. Statt in solchem Benehmen nur die Schwäche charakterloser Höflinge zu sehn, hielt Ludwig XIV. es für ein Zeichen, daß die Ketzerei bald nur noch unter den niedern Volksklassen Anhänger zählen würde, die es dann nicht schwer fallen dürfte in den Schooß der Kirche zurückzutreiben. Dazu kam, daß er, von Gewissensbissen gequält über sein schlechtes Leben, aber zu feig um es zu bessern, durch das gute Werk der Ausrottung der Häresie seine Sünden zu büßen gedachte. „Es gefiel ihm, sagt ein Zeitgenosse, der Herzog von S. Simon, auf dem Rücken Anderer Buße zu thun, zumal auf dem der Hugenotten und der Jansenisten." Zuvörderst versuchte er es nun durch Geld Bekehrungen zu erkaufen; zu diesem Zweck ward eine eigene Kasse errichtet, deren Verwaltung der zum Katholicismus übergetretene Pelisson übernahm; die Gelder giengen durch die Hände der Bischöfe; fünf bis sechs Livres, höchst selten größere Summen, wurden für eine Bekehrung gezahlt. Pelisson legte dem König Listen von Hunderten von Convertiten vor, um ihn zu überzeugen, daß es mit der Ketzerei ein Ende nehme; man weiß aber, daß viele der auf diese Listen eingetragenen Namen

erdichtet waren, und daß die meisten andern nur solchen angehörten, die durch das äußerste Elend gezwungen das Geld annahmen, oder selbst Schurken, die sich an einem Orte für ihr Abschwören bezahlen ließen, um sofort an einem andern das nemliche Geschäft zu wiederholen. Am Hofe war man entzückt über die Erfolge dieser „vergoldeten Beredsamkeit, die weniger gelehrt aber wirksamer war als diejenige Bossuets." „Indem ihr die Herzen der Ketzer gewinnt, sagten die Bischöfe in einer ihrer Anreden an den König, bezwingt ihr die Hartnäckigkeit ihres Geistes; sie wären vielleicht nie in die Kirche zurückgekehrt, hätte man ihnen einen andern Weg gezeigt als den mit Blumen bestreuten, den ihr vor ihnen aufgethan habt."

Als nach dem Frieden von Nimwegen Ludwigs Stolz aufs Höchste gestiegen war und die Schmeichler ihn den Großen nannten, da gieng er immer ernster daran den Gedanken auszuführen, daß in seinem Reiche, so wie nur ein König darin herrscht, auch nur ein Glaube herrschen sollte. Es war die Zeit wo Frau von Maintenon anfieng ihren Einfluß auf ihn auszuüben; die Reformirten hofften, daß diese Enkelin des tapfern Agrippa d'Aubigné, die freilich seit ihrem 16. Jahr katholisch geworden war, ihrer Abstammung eingedenk sich der Verfolgten annehmen würde. Anfangs that sie auch in der That einige Schritte um den Eifer des Königs zu mäßigen; aber von Ehrgeiz verzehrt, unterließ die klug berechnende Frau bald jeden Versuch, der sie dem Verdacht geheimer Hinneigung zur Ketzerei hätte aussetzen können: all' ihr Dichten und Trachten gieng nur darauf aus dem König zu gefallen und ihn an sich zu fesseln. Sie betheiligte sich eifrig an dem Bekehrungswerke und rühmte sich ihrer Geschicklichkeit darin; auf Wirklichkeit und Ernst der Ueberzeugung kam es ihr dabei nicht an: „bekehrt euch, schrieb sie einem Freunde, bekehrt euch wie so viele es thun, mit Gott oder ohne ihn, wie es euch gefällt, wenn ihr euch nur bekehrt."

Den protestantischen Mächten Europa's gegenüber behauptete zwar Ludwig XIV. immer noch, er respektire das Edikt von Nantes; sogar in einer Verordnung von 1682 wagte er noch zu sagen, er sei nicht gesonnen etwas dagegen zu thun. Was er bisher unternommen hatte widerlegte schon hinreichend diese offizielle Unwahrheit; indessen war es ihm noch nicht genug; die Eingriffe in die Rechte der Reformirten häuften sich von Tag zu Tag, die Maßregeln wurden immer gehässiger, gleich als ob man es darauf ab-

gesehn hätte die Bedrängten zum Aufstand zu reizen, um sie dann unter dem Vorwand der Empörung desto sicherer mit Gewalt unterdrücken zu können. Ihre Ausschließung von allen öffentlichen Aemtern, die längst im Gebrauch war, ward nun förmlich als königlicher Wille verkündigt; um die Verbreitung protestantischer Schriften zu verhindern, ward ihnen der Betrieb des Bücherdrucks und des Buchhandels untersagt; ebenso die Ausübung der Medizin, weil zu befürchten sei, ein protestantischer Arzt, wenn er katholische Kranke besorgt, mache sie nicht zeitig genug auf die Nothwendigkeit aufmerksam den Priester zu rufen; die Katholiken durften keine protestantische Dienstboten, die Protestanten keine katholische mehr haben; die gemischten Ehen wurden verboten; vor dem 16. Jahr sollte kein Kind mehr ins Ausland geschickt werden; alle unehlich Gebornen wurden für katholisch erklärt, und da man diesem merkwürdigen Gesetze rückwirkende Kraft beilegte, geschah es, daß es auf achtzigjährige Greise angewandt ward. Das frühere Edikt über das Abschwören der Kinder wurde verändert, indem man das Alter auf das 7. Jahr herabsetzte; da genügte es nun, daß ein den Eltern Uebelwollender vor einer obrigkeitlichen Person erklärte, er wisse ein Kind habe die Absicht katholisch zu werden, und alsobald wurde es seiner Familie entrissen und diese genöthigt die Kosten seines Unterhalts zu bezahlen. Den Neubekehrten erlaubte man die Zahlung irgend welcher Schulden drei Jahre lang zu verschieben. Der Uebertritt eines Katholiken zum Protestantismus zog Galeerenstrafe nach sich; mit derselben Strafe bedrohte man die Prediger, welche Katholiken, Neubekehrte und Relaps zum Gottesdienst zuließen; wie konnten sie aber den Eintritt solcher Leute in die Kirchen verhindern? mancher mochte aus böser Absicht einer Predigt beiwohnen, nur um die Bestrafung des Geistlichen, der ihn vielleicht weder gekannt noch bemerkt hatte, herbeizuführen.

Dies ist ein Auszug aus den in diesen Jahren gegen die Protestanten erlassenen königlichen Edikten. Die niedrigsten Begierden, die schlimmsten Leidenschaften wurden angeregt, bald um die Schwächern zur Bekehrung zu verleiten, bald um den Verrath aufzumuntern; Niemand, weder am französischen Hofe noch unter der französischen Geistlichkeit, fragte sich welchen Werth durch solche Mittel erlangte Bekehrungen haben könnten! War Einer nur äußerlich katholisch, um den Rest kümmerte man sich nicht. Da indessen trotz der Edikte und der Geld-Austheilung die Ketzerei

nicht verschwand und die zur Verzweiflung getriebenen Hugenotten, statt sich zu empören, dennoch fortfuhren sich unter den Druck zu beugen, legte der Kriegsminister Louvois die Hand ans Werk; er meinte, wie ein katholischer Zeitgenosse berichtet, man müsse die Sache militärisch betreiben. Der König erklärte seinem Rath, er sei nun fest entschlossen die völlige Bekehrung der Ketzer vorzunehmen und für das Wohl der Kirche das Aeußerste zu thun. Da begannen die Dragonaden, „die gestiefelten Missionen" wie das Volk sie nannte, zuerst in der Provinz Poitou. Man sandte Truppen in Städte und Dörfer, überall wo Protestanten wohnten; diese hatten allein die Last der Einquartierung zu tragen; Louvois schrieb an Marillac, den Intendanten von Poitou: „Der König hat mit großer Freude vernommen wie viele sich in eurer Provinz bekehren; er wünscht, daß ihr fortfahret euer Bestes dafür zu thun, und wird es gut heißen, wenn ihr die meisten Reiter und Offiziere bei den Protestanten einquartiert; sollten nach billiger Vertheilung diese nur zehn Mann bekommen, so gebt ihnen zwanzig." Auf des Ministers Befehl ward den Soldaten gestattet die Widerspenstigen zu plündern, zu quälen, zu mißhandeln; die rohsten Auftritte fanden statt, wie in einem von wildem barbarischem Feind eroberten Land. Aehnlich verfuhr man in Bearn, und bald in den meisten andern Provinzen, zu einer Zeit, wo man am Hofe Kunst und Literatur beschützte, wo Paris der Sammelplatz der Schöngeister war und man sich rühmte an der Spitze der europäischen Bildung zu stehn. Begeistert von den Erfolgen des Missionswerks der Dragoner schrieb Frau von Maintenon an ihren Bruder: „ich glaube daß in Poitou das ganze Volk sich bekehrt; es wird bald für lächerlich gelten dieser Religion anzugehören."

In dieser Noth nahm die schon früher begonnene Auswanderung bedeutend zu; trotz der harten Edikte gegen die Flüchtlinge und gegen die, welche ihnen behülflich waren, gelangten Viele nach der Schweiz, nach England, Holland, Brandenburg, Dänemark, wo sie die gastfreundlichste Aufnahme fanden. Die Zurückgebliebenen, voll bewundernswürdigen, kaum glaublichen Vertrauens auf des Königs Gerechtigkeit, wandten sich an ihn, allein natürlich vergebens; blutige Verfolgung war die Antwort auf ihre Gesuche, Relaps und Hartnäckige wurden hingerichtet, Andere in großer Zahl auf die Galeeren geschickt. Des Königs Rathgeber, der Pater Lachaise, der kalte, arglistige Kanzler Letellier und Frau von Maintenon drangen in ihn den letzten Schritt zu thun durch Auf-

hebung des Edikts von Nantes. „Der König, schrieb die Maintenon im August 1684, wird Alles thun, was der Religion zum Nutzen gereichen kann; dies Unternehmen wird ihn mit Ruhm krönen vor Gott und den Menschen.“ Im Mai des folgenden Jahres fand die gewöhnliche Versammlung des französischen Clerus statt; sie wünschte dem König feierlich Glück zu seinen wunderbaren Siegen über die Ketzerei; er hatte, sagten die Bischöfe, die katholische Kirche erniedrigt gefunden, durch seinen Eifer habe er sie aber glänzend wieder aufgerichtet; alle Vernünftigen haben dem Irrthum entsagt, ohne Waffengewalt sind sie zurückgeführt worden, nur durch Wohlthaten wurden die Herzen gewonnen! Aus den durch die Wohlthat der Dragonaden verwüsteten Provinzen ward an den König gemeldet, überall schwören Tausende ab, bald werde kein Reformirter mehr übrig sein. Wozu also noch das Edikt von Nantes? Der Moment war gekommen es aufzuheben; den 18. October 1685 unterschrieb Ludwig XIV., im Schlosse von Fontainebleau, dessen Revocation.

Das neue Edikt begann mit einer Lüge: „Wir sehn mit gerechtem Danke gegen Gott, daß unsre Bemühungen ihren Zweck erreicht haben, indem der größte und beste Theil unsrer Unterthanen, die der vorgeblich reformirten Religion zugethan gewesen, die katholische angenommen haben, wodurch das Edikt von Nantes nun überflüssig wird.“ Dann folgen die einzelnen Bestimmungen: Verbot des protestantischen Gottesdienstes im ganzen Königreich; in 14 Tagen sollen die Prediger das Land verlassen und unterdessen, bei Galeerenstrafe, ihr Amt nicht mehr versehn; diejenigen unter ihnen die sich bekehren erhalten eine Pension, um ein Drittel stärker als ihr früherer Gehalt; wollen sie Advokaten werden, so sollen sie von den nöthigen akademischen Studien dispensirt sein; die Eltern sollen ihre Kinder katholisch taufen und erziehen lassen bei 500 Livres Geldstrafe; den Ausgewanderten, wenn sie in einer Frist von vier Monaten nicht zurückgekehrt sind, werden ihre Güter confiscirt; Verbot des Auswanderns bei Strafe der Galeeren für die Männer, und lebenlänglicher Einsperrung für die Frauen. Zum Schlusse hieß es: „es dürfen übrigens die sogenannten Reformirten, bis es Gott gefällt sie zu erleuchten, im Lande bleiben ohne belästigt zu werden, unter der einzigen Bedingung ihre vorgebliche Religion nicht öffentlich auszuüben.“ Die innere Gewissensfreiheit und selbst der Hausgottesdienst schienen demnach gesichert; bald zeigte es sich aber, daß dies nur eine bittere Täu-

schung war; der Kriegsminister gab den Commentar zum Schluß des Edikts, indem er in die Provinzen schrieb: „der König will, daß man diejenigen, die seine Religion nicht annehmen wollen, mit der äußersten Strenge behandle."

So war die, von der weltlichen und geistlichen Macht längst vorbereitete unglückliche That vollbracht. Höflinge und Hoftheologen waren entzückt; der Kanzler Letellier, als er das große Staatssiegel dem Edikt aufdrückte, rief aus, jetzt könne er, wie Simeon, in Frieden fahren. Die geistreiche Frau von Sevigné schrieb an ihre Tochter: „du hast das Edikt gesehn durch welches der König dasjenige von Nantes widerruft; nichts ist schöner! kein Fürst hat je etwas denkwürdigeres gethan, keiner wird je etwas größeres thun!" Bossuet verglich Ludwig XIV. mit Constantin, Theodosius, Carl dem Großen und rief aus: „Gott allein hat dies Wunder verrichtet; König des Himmels, beschütze den der Erde; das ist der Kirche und der Bischöfe Wunsch!" Aehnlich drückten sich Flechier und selbst Massillon aus; sogar die Jansenisten stimmten ein; Arnault meinte, die Mittel zur Ausrottung der Ketzerei seien zwar ein wenig gewaltsam gewesen, aber keineswegs ungerecht. Es wurden Denkmünzen geprägt zur Verewigung des Besiegers der Ketzers; nirgends war der Jubel größer als in Rom, wie früher nach der Bartholomäusnacht; Innocens XI. ließ ein Te deum singen und übersandte dem König ein Schreiben, in dem er ihm das Lob der gesammten Kirche verhieß.

Kein unparteiischer Katholik würde es heute noch wagen in diesen Jubel einzustimmen; keiner dürfte Gründe finden zur Rechtfertigung von Ludwigs That. Die französischen Reformirten waren ruhige, friedliche Bürger gewesen, ihre politische Macht war längst gebrochen, sie bildeten keine Partei mehr, sie verlangten nur Gewissensfreiheit; bisher hatten sie dem Druck nur Geduld entgegengesetzt, nirgends war auch nur eine Spur von staatsgefährlichen Grundsätzen bemerkbar geworden. Es läßt sich nicht der geringste Vorwand finden um die Revocation zu entschuldigen, die allein das Werk des mit dem Fanatismus verbündeten Despotismus ist. Und was war damit erreicht? Ludwig XIV. hatte der katholischen Religion aufhelfen wollen, aber an die Stelle der strengen Rechtlichkeit der Hugenotten trat immer größere Sittenlosigkeit, an die ihrer Glaubenstreue Unglauben und Freigeisterei. Von Holland herüber rief Baile der katholischen Geistlichkeit zu: „täuscht euch nicht, euer Triumph ist nicht der der wahren Religion,

sondern der des Deismus; eure Kirche wird Gott davon Rechenschaft geben." Die französischen Zustände im 18. Jahrhundert sind hinreichender Beweis für die Wahrheit dieses Worts. Zudem war der Wohlstand des Landes zu Grunde gerichtet; die Reformirten brachten ihren Gewerbfleiß, ihre Bildung, ihre Gelehrsamkeit in die Fremde, und Frankreichs Stern sank immer mehr.

Hatte aber wenigstens die Revocation die kirchliche Einheit hergestellt? Jetzt erst erwacht der Geist des Widerstands; die sprüchwörtlich gewordene Hugenottengeduld hat ein Ende, das alte Vertrauen auf den König ist dahin. Das Edikt ward mit der schärfsten Strenge ausgeführt und durch hinterlistige Maßregeln noch verschlimmert. Den Predigern war eine Frist von 14 Tagen zugesichert um das Land zu verlassen; dem berühmten, wegen seiner Gelehrsamkeit am meisten gefürchteten Claude gestattete man nur 24 Stunden um sich zur Reise zu bereiten; manchen wurden die Pässe verweigert um die Frist zu verzögern und sie als Uebertreter des Edikts bestrafen zu können. Den Laien war das Auswandern verboten; nur wenigen hochgestellten Personen ward es erlaubt. Der tapfere Admiral Duquesne, der Gründer der französischen Marine, damals 80 Jahr alt, ward vor den König berufen, der ihn dringend bat katholisch zu werden: „während 60 Jahren, antwortete der Greis, habe ich dem Kaiser gegeben was des Kaisers, laßt mich nun, Sire, Gott geben was Gottes ist." Ihm ward erlaubt im Lande zu bleiben und seinen Söhnen in die Fremde zu gehn. Trotz aller Hindernisse, trotzdem, daß die Gränzen mit Truppen besetzt wurden, zogen die Reformirten, bald vereinzelt bald schaarenweise aus dem unglücklichen Land; die einen, unter mancherlei Verkleidung, die andern über gefahrvolle Gebirgspässe, noch andre schlugen sich durch mit dem Degen in der Hand. In drei Jahren sollen 50,000 Familien ausgewandert sein. Die Zurückgebliebenen traf um desto härtere Verfolgung; die Kirchen wurden zerstört, die Bibeln verbrannt, die in den Einöden der Cevennen gehaltenen Versammlungen durch Dragoner auseinander gesprengt. Der Wuth der Gegner setzten die Hugenotten eine unbeugsame Festigkeit entgegen; mehrere Prediger kehrten mit Lebensgefahr zurück; ein Edikt aus dem Jahr 1686 verhängte Todesstrafe über sie und lebenslängliche Galeeren über die, welche sie aufnahmen oder beschützten. Ueberall durchzogen Truppen die Provinzen, es war eine förmliche wilde Jagd auf die, welche die königliche Wohlthat nicht anerkennen wollten. Die, welche man auf

der Flucht oder bei Versammlungen traf, wurden mit Ketten belastet nach den Galeeren geschleppt; schon im Juni 1686 waren deren über 600 zu Marseille, und bald eben so viel zu Toulon; unter ihnen mehrere aus den vornehmsten Familien des Landes, David von Caumont, 79 Jahr alt, und Ludwig von Marolles, königlicher Rath; letzterer starb 1692 und wurde auf dem Begräbnißplatz der Türken begraben, dem für die bis ans Ende in ihrem Glauben verharrenden protestantischen Galeerensklaven bestimmten Ort. Die Frauen wurden in Thürme eingeschlossen; ihre Zahl war beinahe ebenso groß als die der Männer auf den Galeeren. Noch waren die Reformirten unbewaffnet; allein aufs äußerste getrieben, griffen sie endlich zur Wehr, der Camisardenkrieg brach aus, und mit ihm eine neue Periode in der tragischen Geschichte des französischen Protestantismus.

C. Schmidt in Straßburg.

---

380. Isaac le Febvre.

13. Juni.

Zu den gesegneten Zeugen jener Leidenszeit gehört der Parlaments-Advokat le Febvre. Seine Lebensbeschreibung erschien im Druck, in Rotterdam 1703 bei Abraham Acher, unter dem Titel: Histoire des souffrances et de la mort du fidèle Confesseur et Martyr, M. Isaac le Febvre. Es ist ein Beispiel unter vielen Tausenden ähnlicher.

Isaac le Febvre erblickte das Licht der Welt im Jahre 1648 zu Chatelchignon in Nivernois. Seine Familie gehörte zu den angesehensten des Landes, und wurde wegen ihrer Frömmigkeit und Tugend hoch geachtet. Schon seine Großeltern lebten und starben im Schooße der gereinigten Kirche. Le Febvre wurde sorgfältig erzogen, und eignete sich, bei ausgezeichneten Gaben, bald eine gründliche, gelehrte Bildung an. Im Jahre 1663 ging er nach Genf um Philosophie, und darauf nach Orleans um die Rechte zu studieren. Am letzteren Orte vertheidigte er seine Thesen, und erhielt die Doktorwürde. Nun begab er sich nach Paris, und ließ sich, auf Grund seiner Zeugnisse, in das Verzeichniß der Parlaments-Advokaten eintragen. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt und Wirken daselbst, kehrte er in die Provinz zurück, wo er es übernommen hatte, die Vermögens-Verhältnisse der Marquise

von St. André Montbrun zu ordnen. Schon hier mußte er die erste Anfechtung, der Religion halber, erfahren. In Folge einer verleumderischen Angeberei, ließ ihn der Intendant von Rochefort vor sich fordern; doch erkannte man bald seine Unschuld. Es folgte eine Reise nach Paris, wo er kaum angelangt war, als das Edikt von Nantes am 18. October 1685 widerrufen wurde. Diese verhängnißvolle Begebenheit nöthigte ihn, schleunigst nach Burgund zu eilen, um der Marquise Rechenschaft von ihren Angelegenheiten abzulegen, und sich darnach zur Flucht anzuschicken. Im fremden Lande, namentlich in der Schweiz, hoffte er Freiheit für seinen Glauben und sein Gewissen zu finden, und seinem Gott ungehindert dienen zu können. Jetzt begann aber sein Märtyrerthum im 37sten Jahre seines Alters. Wir erzählen den Hergang mit seinen eigenen Worten. Es ist ein Auszug aus einem Briefe, den er im Jahre 1686 an seinen Seelsorger schrieb.

„Ich befand mich, sagt er, in der Provinz drei Monate in beständiger Arbeit. Man brachte in Erfahrung, daß ich der protestantischen Religion zugethan sei, und trug große Sorge, mich die Religionsänderung der angesehensten Personen wissen zu lassen. Ich sah zur Rechten und zur Linken nichts als Abfälle; die Gottseligsten erlagen unter der Gewalt der Versuchung; es überfiel mich ein Zittern. Die Cedern fallen, dachte ich, was soll aus dem Rohr werden? Frau von St. André, die vor dem Ungewitter sicher zu sein glaubte, wurde ebenfalls angefochten. Der Intendant von Burgund schrieb an sie. Sein Brief war voll von Höflichkeiten, aber ohne Rückhalt. Unter zwei Dingen, sagte er, muß eins geschehen; man muß entweder seine Religion verlassen, oder sich entschließen, seine Güter und seine Freiheit zu verlieren, ja an seiner eigenen Person zu leiden. Die Dame erbat sich Bedenkzeit. Der Intendant gewährte ihr nur vierzehn Tage, erklärte sich aber zugleich in Ansehung seiner Befehle so kurz und nachdrücklich, daß Frau von St. André mit einigen Verwandten, von allen Seiten bedrängt, sich entschloß, ihr Heil im Rücktritt zur katholischen Kirche zu suchen. Es wurde eine Abschwörungsformel aufgesetzt, ein Brief hinzugefügt, und Herr von Monchanin begab sich damit, noch vor Ablauf der Frist, nach Dijon. Der Intendant war unerbittlich, wiederholte seine Drohungen, und fügte hinzu, er werde mich von zwölf Gerichtsdienern holen lassen. Auch der Bischof von Autun schien sehr aufgebracht gegen mich. Man hatte ihnen hinterbracht, daß ich in Poitou herumgereist wäre, um meine Brüder zu

stärken, und daß ich dies von Zeit zu Zeit noch immer in den Provinzen Nivernois und Berry thäte. Herr von Monchanin suchte mich zu entschuldigen. Als er sich aber über die Grausamkeiten, die man an uns verübte, weiter auslassen wollte, unterbrach ihn der Intendant, und rief: Worüber beklagt ihr euch? Ihr habt ja noch nicht bis auf's Blut widerstanden. Diese Worte aus dem Brief an die Hebräer haben hernach einen großen Eindruck auf mich gemacht. Der Intendant bediente sich ihrer nicht in dem Sinne des Apostels Paulus, sondern in dem des abtrünnigen Kaisers Julian, der den verfolgten Christen auf ihre Klagen erwiederte: Ihr müsset leiden; denn euer Meister hat euch ja vorhergesagt, was euch begegnen würde. So verhöhnten sie, der Eine und der Andere, die armen Unglücklichen, die sie verfolgten."

„Herr von Monchanin berichtete uns bei seiner Rückkehr, der Intendant werde nicht selbst kommen, vielmehr habe er dem Generallieutenant und dem königlichen Procurator von Autun die Vollziehung seiner Befehle aufgetragen, und in Begleitung dieser Herren, so wie der Marechaussee von Dijon und Autun, sei der Bischof, mit seinem gewöhnlichen Gefolge, auf dem Wege nach la Nocle. Ein vortrefflicher Aufzug für einen Geistlichen! Zogen etwa die Apostel auch mit solchen Helfershelfern zur Bekehrung der Völker aus? Daran denken diese Prälaten nicht. Aber es ist noch ein König vorhanden, weit erhaben über denjenigen, dem sie zu gefallen suchen, ein König aller Könige. Diesem wird einst Rechenschaft abgelegt werden müssen von den gewaltsamen und grausamen Unternehmungen, die sich so schlecht zu ihrer Würde schicken. Um aber doch auch zum Lobe dieser Prälaten Etwas zu sagen, so sind es Leute, die ihr Wort redlich halten. In dem Briefe, den sie zu Anfang der Verfolgungen an uns erließen, hatten sie versprochen, uns auf diese Weise zu begegnen. Herr von Monchanin fügte hinzu, daß ich mich besonders in großer Gefahr befände, und daß es seines Erachtens gut sein würde, wenn ich mich entfernte. Ich antwortete, ich würde seinem Rathe folgen. Doch fühlte ich mich in großer Verwirrung und Unruhe. Ich liebte die Wahrheit mehr als alles Andere; allein ich hatte keine Lust, ein Märtyrer zu werden, und ich sah nichts Anderes zu meiner Errettung vor mir, als die Flucht. Schon längst hatte ich dies Mittel ergreifen wollen. Aber die Marquise hatte sich mir jederzeit mit großem Eifer widersetzt. Sie beschwor mich, lieber ihrem Beispiel zu folgen, und stellte mir auf's Beweglichste vor, daß ich

sie zur Verzweiflung bringen und mich selbst in's Elend stürzen würde, wenn ich sie verließe. Zwei Stunden vor der Ankunft jener Gesellschaft, stieg ich zu Pferde, um von la Nocle nach Chatelchignon zu reisen. Hier wurde meine Schwester von dem Bischof von Nevers, dem Pfarrer des Orts und ihrem eigenen Gatten auf's Härteste bedrängt. Sie hatte mich wiederholt und durch einen besonderen Boten flehentlich gebeten, ihr doch meinen Beistand und meinen Trost nicht zu versagen. Auch riefen mich meine persönlichen Angelegenheiten dorthin. Gleichwohl nahm ich, um mich gegen Frau von St. André gefällig zu zeigen, meinen Weg über Nevers, wo man die gerichtliche Verpachtung ihrer Ländereien erneuerte."

„Inzwischen folgte man zu la Nocle dem Beispiel dieser Dame mit Thränen, und nachdem der Bischof auf dem Schlosse herrlich bewirthet worden, setzte derselbe seine Reise fort, hocherfreut so gute Geschäfte gemacht zu haben. Die Marquise schrieb an mich, er sei überaus gütig gegen mich gesinnt, und nur mißvergnügt über meine Abwesenheit gewesen; nichts weiter würde er gethan haben, als was ich gewollt hätte, und seine Sorge sei es, daß mir in seinem Sprengel keine Gewalt geschähe. Kurz darauf mußte ich gerade das Gegentheil erfahren. Der Pfarrer zu la Nocle wollte mich überreden, dem Bischof in seinem Pallast zu Autun meine Aufwartung zu machen. Auf meine Weigerung schrieb der Prälat donnernde Briefe gegen mich an die Marquise. Wenn dieser Mensch, schrieb er, sich nicht innerhalb vier Tagen stellt, so haben die Intendanten Befehl, ihn greifen zu lassen, wo sie ihn finden, wäre es in Ihrem Hause. Sie, Madame, werden vielen Verdruß davon haben. Bisher habe ich es noch verhindert; aber die göttlichen und die menschlichen Gesetze fordern, daß man ihn thun lasse, was Sie gethan haben. Sie müssen ihn dazu zwingen, oder von ihm ablassen. — Ich möchte wohl wissen, wo dieser Prälat solche göttliche Gesetze finden will. Etwa in dem Ausspruch des Herrn: Nöthige sie hereinzukommen? Allein wer wird glauben, daß Jesus sagen wollte, man müsse die Heiden, von denen die Rede ist, zur christlichen Religion zwingen mit Stockschlägen, mit Gewalt, mit solchen Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten, dergleichen bisher die Gerichtsdiener und Dragoner, wie die ganze Welt weiß, unter Anführung der Bischöfe ausgeübt haben? Was für einen Verstand und für Augen haben diejenigen, welche nicht einsehen, daß hier die Rede ist von einem Zwang durch die stärksten Ermahnungen,

durch die dringendsten und kräftigsten Anreizungen, wie die Apostel sie angewendet, welche durch dies milde aber mächtige Mittel so viel Nationen zur Erkenntniß des Evangeliums und zum Glauben an Jesum Christum brachten? Ich bin so dreist zu glauben, daß die Herren Bischöfe und andere geschickte Leute ihrer Kirche sich keine andere Vorstellung davon machen. Ich zweifle, daß Jemand so dreist sein sollte, Häscher und Soldaten darin zu finden, welche plündern, rauben, prügeln und Leute mit Gewalt zur Messe schleppen, die nicht daran glauben und in eine Kirche treiben, die sie für falsch und unchristlich halten. Nein, diese unmenschliche und grausame Gewalt gründet sich auf den Befehl eines ganz anderen Herrn, als der Herr Jesus war, auf den sich jedoch diese Herren gewissenlos berufen. Der König will es haben, sagen sie, obgleich sie eben so gut wissen wie wir, daß den irdischen Königen, wie groß sie sein mögen, keine Herrschaft über das Gewissen zukommt, sondern allein Gott, dem König aller Könige, dem Herrn Himmels und der Erden".

So weit die eigenen Worte unsers Märtyrers. Als er eben im Begriff war, sich nach der Schweiz zu begeben, ward er in der Grafschaft Burgund, nahe bei der Stadt Pontarli, an einem Sonntage, den 4. Februar 1686, verhaftet. Man schickte ihn nach Besançon, nahm ihm Alles ab, was er hatte, legte ihm Ketten an und behandelte ihn ohne jede Rücksicht wie einen gemeinen Verbrecher. Seine Leidensgefährten verstanden sich zur Abschwörung. Ihn stellte man vor die Rathskammer, obgleich er das Fieber hatte; und an demselben Tage kündigte man ihm sein Schicksal an. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. Während des Verhörs hatte einer der Räthe bemerkt, wie lästig ihm die Ketten waren, und seiner Schwachheit spottend zu ihm gesagt, wenn man überzeugt sei, die wahre Religion zu haben, so müsse man Alles erdulden, selbst den Tod. „Diese Wahrheit", schreibt er, „machte einen großen Eindruck auf mein Herz; ich wurde dadurch sehr befestigt, und antwortete ihm, was er sage, sei vollkommen gegründet, und ich stehe im Begriff, dasselbe zu thun". Weiter schreibt er, nachdem er in ein finsteres Gefängniß zurückgebracht worden: „Ich befinde mich an einem Orte, wo die Luft verpestet ist und wo ich mich solcher Speisen bedienen muß, die mich sonst vergiftet haben würden; allein ich finde mehr Freude und Trost dabei, als ich mir vorgestellt". Ein ander Mal: „Man begegnet mir auf das Allergrausamste; und je mehr Schwachheit man an

mir wahrnimmt, desto beschwerlicher sucht man mir meine Gefangenschaft zu machen. Seit einigen Wochen läßt man Niemand zu mir. Inzwischen hat die Liebe zur Wahrheit jederzeit die Oberhand in meiner Seele. Gott, der mein Herz und die Lauterkeit meiner Absichten kennt, unterstützt mich durch Seine Gnade. Er streitet gegen mich; aber Er streitet auch für mich. Meine Waffen sind die Thränen und das Gebet. Mein Glaube ist schwach, und ich bin ein großer Sünder. Aber mein gütiger Gott, die Zuflucht der Geängsteten, der einzige Schutz der Elenden, der den glimmenden Docht nicht auslöscht und das zerstoßene Rohr nicht zerbricht, der wird Sich meiner großen Schwachheit erbarmen; Er wird mich nicht lassen, bis Er mich gesegnet hat".

Vergeblich lag man ihn an, eine Bittschrift an den Intendanten zu richten. Er wußte, was man von ihm fordern würde, und versicherte, daß er lieber seine Tage unter den grausamsten Martern endigen, als eine Religion verlassen wolle, die ihn in den größten Trübsalen glücklich, unter den größten Widerwärtigkeiten geduldig mache und ihn lehre, für seine Feinde und Verfolger zu beten. Nach einiger Zeit kam der Superior der Jesuiten von Besançon zu ihm, und kündigte ihm im Namen des Intendanten an, daß er am nächsten Montag zur Kette abgeführt werden sollte. Gleichzeitig erfuhr er, daß seine geliebte Schwester, die gleich ihm in allen Verfolgungen standhaft geblieben, in ein Kloster gesteckt worden sei. Er war tief betrübt, fühlte sich aber von neuem Eifer und neuer Inbrunst beseelt. Bald darauf brachte man ihn von Besançon nach Dijon, wo er von den Beschwerden der Reise in Ketten ganz entkräftet und unter härteren Fieberanfällen ankam, wo er aber anfangs eine etwas bessere Behandlung erfuhr. Allein die zahlreichen Empfehlungsschreiben hochstehender Freunde und Gönner aus Paris und aus der Provinz dienten nur dazu, daß seine Verfolger, die ihn für einen angesehenen Mann halten mußten, desto eifriger bemüht waren, ihn zu gewinnen, und da sie mit Versprechungen nichts ausrichten konnten, so verdoppelten sie ihre Strenge. Deshalb verbat er sich solche Schritte. Ebenso weigerte er sich das Geld anzunehmen, das ihm reichlich geschickt wurde, es sei denn um seinen Mitgefangenen eine Erleichterung zu verschaffen. „Der Ueberfluß", sagte er, „macht mir Unruhe". Ja sein Zartgefühl ging so weit, daß er seine Bedürfnisse verschwieg, um seinen Freunden nicht beschwerlich zu fallen. Im Uebrigen harrete er furchtlos seiner weiteren Bestimmung, war voll

Dank für den Kerkermeister, der ihm seine Gefangenschaft erträglicher zu machen suchte, und klagte nur darüber, daß ein Jesuit ihn gar zu häufig mit seinem Besuche und seinen Rede belästige.

Zwei Monate hatte er im Gefängniß zu Dijon zugebracht, als man ihn nach Chalons an der Saone übersiedelte, wo von Paris aus die Kette erwartet wurde, an welcher Herr von Maroles, ein älterer Freund und Märtyrer, den er hoch verehrte, befestigt war. Anfangs wurde er mit einem Offizier zusammengekoppelt, der, ein Katholik, zu den Galeeren verurtheilt worden, weil er einige Protestanten hatte entwischen lassen. Am folgenden Tage vereinigte man ihn mit Herrn von Maroles. Nun ging es nach Marseille. Auf dieser höchst beschwerlichen Reise erkrankte le Febvre heftiger und fühlte sich dem Tode nahe. Er ruft: „Wie lange, Herr, wie lange?" Doch sollte er noch sechzehn Jahre auf ähnliche Weise, ja in wachsendem Maaße leiden.

Zunächst wurde er zu Marseille mit Herrn von Maroles, als krank und schwach, in das Hospital der Rudersklaven aufgenommen. Die Gemeinschaft und die gottseligen Gespräche dieses treuen Zeugen gereichten ihm zum größten Troste. Doch durften sie die anderen protestantischen Leidensgefährten nicht besuchen, noch ihnen Etwas mittheilen. Auch bekam le Febvre einen heftigen Anfall seines alten Fiebers. Kaum befand er sich etwas besser, da trennte man ihn von seinem Freunde; dieser wurde für untüchtig zum Dienst erklärt; ihn schickte man in Ketten auf die Hauptgaleere. Er schreibt: „Wenn Armuth, Krankheit, Schmerzen und die Gefangenschaft die Mittel sind, deren Sich der Herr bedienen will, um mich selig zu machen, warum sollte ich dieselben verwerfen? Ich werde mit Freuden sterben, wenn es Gott gefallen wird, mich abzurufen". Bei der Vertheilung der Sklaven auf die einzelnen Schiffe, blieb er zurück, weil, wegen seines kläglichen Aussehens, keiner der Kapitäne ihn haben wollte. Auf Verwendung einiger angesehenen Freunde, ging er jedoch zu einer anderen Galeere über, wo er es Anfangs, unter milderen Vorgesetzten, etwas besser hatte. Allein die Väter von der Mission und die Schiffsprediger setzten ihm zu, und ihren Aufhetzungen ohne Zweifel gelang es, daß er bald noch strenger beobachtet und härter behandelt wurde als früher. In dieser Zeit hatte er auch noch eine Unterredung mit dem Bischof, wobei er gegen alles Drängen zur Abschwörung standhaft blieb.

Endlich muß er wohl ebenfalls zum Dienste untauglich erklärt

worden sein. Denn im April 1687 ward er angeblich auf unmittelbaren Befehl vom Hofe, in einem finstern Loch des Fort St. Jean an dem äußersten Ende von Marseille untergebracht. Hier blieb er bis an seinen Tod. Von nun an konnte man nur selten und mit großer Mühe Nachricht von ihm bekommen. Der größte Theil des Geldes, das man für ihn bestimmte, wurde dazu verwendet. Gleichwohl blieben seine Briefe oft Jahre lang liegen, und einige Boten und Vermittler büßten ihre Dienstfertigkeit mit dem Leben. Sie wurden zum Galgen verdammt und gehenkt.

Le Febvre beschreibt uns seinen nunmehrigen Wohnort. „Dies Gefängniß, sagt er, befindet sich in dem Fort St. Jean. Die Lage desselben ist mir gänzlich unbekannt; so viel aber weiß ich, daß die Thür, wo ich hinein gebracht wurde, nicht weit vom Hafen war. Es besteht aus einem Gewölbe in unregelmäßiger Form. Es ist ehemals ein Pferdestall gewesen. Man hat aber nachgehend gefunden, daß es zu feucht, und folglich ungesund für die Pferde sei. Es ist noch eine Raufe und eine Krippe hier, und es kann weiter keine Luft als zur Thür hereinkommen, welche oben innen und außen durchbrochen und mit Gittern verwahrt ist. Der Oeffnung gerade gegenüber befinden sich gewisse Verschläge. Dieser Ort ist sehr finster und feucht, die Luft verpestet von sehr garstigem Geruch. Es vermodert und verschimmelt hier Alles, und über mir sind die Brunnen und Fontainen. Ich habe hier nie Etwas weiter von Feuer gesehen, als das Feuer meines Lichts.“ Anfänglich mußte er in einer sehr feuchten Krippe schlafen, dann länger als einen Monat auf einem ganz kurzen, schmalen Kasten, ohne andere Decke, als die königliche Sklavenkleidung. Die Kälte unterbrach nicht selten seinen Schlaf. Sein schon geschwächter Körper mußte an einem so ungesunden Ort ungemein viel leiden. Fortwährender Schnupfen, Zahnschmerz, Nierenschmerz, Durchfall und anhaltendes Fieber brachten ihn ganz herunter. An Wäsche ließ man ihn Mangel leiden, so daß er hocherfreut war, als ihm einmal zwei Hemden von unbekannter Hand zugestellt wurden. Die Speisen, die man ihm reichte, und zwar für sein Geld, oder für das, welches christliche Freunde auf seine Wechsel zur Verfügung stellten, waren dergestalt mit Unrath und Unreinigkeit vermischt, daß es fast scheint, man habe den Tod dieses Bekenners absichtlich beschleunigen wollen, aus Wuth über seine Standhaftigkeit. Jeden Trost durch Umgang, Zuspruch, Bücher und Correspondenz entzog man ihm zu Zeiten ganz. Gleichwohl hatte unser Märtyrer Stunden himm-

lischer Erquickung. Bei seinen geistlichen Uebungen sang und wiederholte er vorzugsweis gern den 35sten und 130sten Psalm. Er verfaßte eine Abhandlung über die Nothwendigkeit der Leiden, mit vielen Anführungen aus der heiligen Schrift und aus den Schriften des Tertullian. Auch ersuchte er seinen Seelsorger, eine Abhandlung über das Märtyrerthum zu verfassen, schrieb diese dann ab, und suchte sie seinen Leidensgefährten mitzutheilen. Er schreibt: „Wenn ich Ihnen sage, daß ich bisweilen so vergnügt und so glücklich bin, daß ich ganz und gar nicht an meine betrübten Umstände denke, so sage ich Ihnen die Wahrheit. In der Schule der Leiden lernet man den Vergnügungen der Welt, sich selbst und der Eigenliebe absterben. In der Einsamkeit erhebet man sich zu Gott. Da unterredet man sich mit Gott im Gebet, welches die Zuflucht der Heiligen und der Trost der Märtyrer ist. Hierin findet das gläubige Leben Alles, was es nur wünschen kann, und gehet um so viel vertrauter mit seinem Schöpfer um, je weniger es mit den Kreaturen zu thun hat." Der Herr gab ihm auch Geistesfreiheit und Freudigkeit genug, um sich fortwährend mit den tiefsten Wahrheiten und Geheimnissen der geoffenbarten Lehre, mit den schwierigsten Stellen der heiligen Schrift und der Kirchenväter zu beschäftigen. Er schrieb seine Bedenken und Betrachtungen darüber auf, schickte sie seinem Seelsorger, verlangte Belehrung und ertheilte Belehrung. Das Alles in einem wahrhaft theologischen Sinne und Geiste, wie nur ein bewährter Gottesgelehrter und Schriftforscher es hätte thun können. Als man sich darüber verwunderte, antwortete er: „Ich habe das, was ich euch sage, erst gelernt und begriffen, nachdem ich ein Galeerensklave, ein Gefangener des Herrn Jesu und Sein Hausjünger geworden bin. Ich bin nicht der Einzige, der in den Ketten reden und auf dem Meere beten gelernt; meine geliebten Gefährten sind einer gleichen Gnade theilhaftig geworden." Auch die traurige Lage seiner Glaubensgenossen im ganzen Königreich lag ihm lebhaft am Herzen, und flößte ihm die innigste Theilnahme ein. Er beklagt die Abfälligen, und betet für sie; er ermahnt die Treuen zur Standhaftigkeit und zum Ausharren. In Betreff der Ersteren sagt er: „Ich bin überzeugt, wenn die Christen, welche durch dieses Wasser und durch diese Ungewitter, die uns bestürmen, umgerissen worden sind, von der ewigen Wahrheit recht durchdrungen gewesen wären: Selig sind, die um Gerechtigkeit willen leiden, ich bin überzeugt, daß sie von ihrem Fall wieder aufstehen, und weder das Leben, noch den

Tod, noch die Galeere, noch die finstern Löcher fürchten würden. Wer das Kreuz verwirft, der verwirft den Gekreuzigten. Es findet kein Mittelweg statt, wenn uns Jesus Christus durch Seine Vorsehung in die Nothwendigkeit versetzt, um Seinetwillen zu leiden. Sich davon losmachen, sich entschuldigen, sich mit Fleisch und Blut darüber vergleichen, das heißt nichts Anderes, als Christo entsagen." Zum Oefteren klagte er auch über Gnadenentziehungen und Stunden der härtesten Anfechtung im Kleinglauben. Allein er suchte die Ursach derselben nur in seinen Sünden und Schwachheiten, und ließ sich immer wieder aufrichten zum festen Vertrauen auf Gott in Christo. Er sagt: „Gott züchtigt mich in keiner andern Absicht, als um mich, der Welt und der Hölle zum Trotz, selig zu machen. Die allmächtige Hand, welche dies Werk angefangen hat, wird es auch vollenden. Ich halte mich in diesem Stück an mein Lösegeld und an die Verheißungen meines Gottes." Und dann wieder: „Ich erwarte Alles von der Gnade meines Gottes; ich hoffe Alles von Christo Jesu, meinem Erlöser, der die Krankheiten meiner Seele heilen wird. Ich würde in Verzweiflung gerathen, wenn ich nicht einen großen Arzt hätte. Das ist mein Trost, daß dieser große Arzt meine Heilung übernommen hat. Er hat mich noch nie verlassen. Er hat mich gesucht, da ich Ihn nicht suchte. Er hat mich, meines Widerstrebens und meiner Zaghaftigkeit ungeachtet, zu einem Vertheidiger seiner Wahrheit gemacht. Sollte Er mich nun verlassen, da ich Ihn suche, und da ich ein aufrichtiges Verlangen habe, Ihm zu dienen?"

Im Laufe der Jahre hatten sich, außer den nahe stehenden Freunden und Gönnern, die angesehensten, ja höchst gestellten Personen und Körperschaften bei dem Könige von Frankreich und seinen Ministern verwendet, um le Febvre seine Freiheit oder doch einige Erleichterung in seiner Gefangenschaft zu verschaffen. So namentlich der König von England, die Königin, der Prinz und der Gesandte von Dänemark, die Generalstaaten, die Schweizer-Cantone, insbesondere der berühmte Heinrich Escher, Bürgermeister von Zürich. Es blieb Alles vergeblich. Der König äußerte nur sein Befremden, daß ausländische Fürsten sich in Dinge mischten, die seine Unterthanen beträfen. Zeitenweis verschärfte man sogar, wie zum Trotz aller Bemühungen für ihn, die Behandlung unsers Märtyrers. Dieser äußerte selbst, ein hochgestellter Mann habe ihm zu wiederholten Malen gesagt, man halte ihn gefangen, nicht sowohl weil er Protestant sei, als weil er verrätherische Briefe ins

Ausland geschrieben, und Verse gegen den König gemacht hätte. Le Febvre hatte in der That, kurz nach seiner Uebersiedelung in das Fort St. Jean, dem Kommandanten ein von ihm verfaßtes Sonnet übergeben, dessen zweite Hälfte lautet:

Lieutenant du Très-haut, ta colère est terrible.
Quoi, toujours glorieux et toujours invincible,
Peux-tu prendre plaisir à nous pousser à bout?
Sur toi-même tu dois remporter la victoire,
Et l'on ajoutera ce vers à ton histoire:
Louis est un vainqueur, qui triomphe de tout.

Es geht hieraus nur hervor, daß die Feinde der Wahrheit keinen Vorwand, keine Verleumdung, kein Mittel scheuten, um ihn zu verderben. Er sollte unterliegen, und er unterlag. Während seines ganzen letzten Lebensjahres durfte er keine Nachricht von sich geben, noch auch Mittheilungen von seinen Freunden empfangen. Eine Dame aus Marseille, Fräulein Salicofre, die Erlaubniß hatte, ihn zu besuchen, berichtet, daß sein Anblick und seine Reden sie stets an den ersten der Märtyrer, Stephanus, erinnerten; sie finde bei ihm dieselbe Glaubenskraft, dieselbe inbrünstige Liebe für seine Verfolger. Zwei Tage vor seinem Tode besuchte sie ihn zum letzten Mal. Er kam ihr außerordentlich schwach und elend vor. Er gebrauchte die Arznei, die man ihm zu bringen erlaubte, aber, wie er selbst sagte, ohne die geringste Besserung zu spüren. Fräulein Salicofre verließ ihn tief bewegt und erbauet, nachdem sie ihn der Gnade Gottes empfohlen, und denen, die für ihn sorgen sollten, auch versprochen hatte, ihn nach seinem Tode beerdigen zu lassen. Von dem Augenblick an hat er für seine Seele weiter keinen Beistand gehabt, als die Gegenwart Gottes und die Tröstungen Seines Geistes. Die heiligen Engel allein sind Zeugen seines letzten Kampfes gewesen. Wir wissen nur, daß er am 13. Juni des Jahres 1702 gegen eilf Uhr Abends das zeitliche Elend mit der ewigen Herrlichkeit des Himmels vertauscht hat. Selig sind, die in dem Herrn sterben! Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach. Offenb. 14, 13.

A. Fournier in Berlin †.

381. Johann Marteilhe.

20. Juli.

In den ersten Jahren nach Aufhebung des Edikts von Nantes schmachteten nahezu 1200 Männer auf den Galeeren; im Jahre 1707 gab es deren noch mehr als 300. Zu diesen unerschütterlichen Bekennern gehört Jean Marteilhe, welcher seine Erlebnisse vom Jahre 1700 bis 1713, in dem er glücklicherweise durch die Verwendung der Königin Anna von England von den Galeeren befreit wurde, selbst niedergeschrieben hat. Seine Geschichte ist die Geschichte vieler gleicher Glaubenszeugen in jener düstern Zeit und gewährt uns ein recht anschauliches und detaillirtes Gemälde der unsäglichen Leiden, denen sie ausgesetzt waren, und ihrer unwandelbaren Standhaftigkeit.

Geboren in Bergerac, einer kleinen Stadt der Provinz Périgord, im Jahre 1684 von bürgerlichen und Handel treibenden Eltern, welche durch Gottes Gnade immer in dem Geist und Sinn der reformirten Kirche gelebt und bis zu ihrem Tode trotz aller Verfolgungen darin ausgeharrt haben, mußte er schon im 16. Jahre seines Alters die Flucht ergreifen, um sich den einrückenden und sein Leben bedrohenden Dragonern zu entziehen. Im Jahre 1699 erschien der Herzog de la Force, begleitet von vier Jesuiten, einigen Garden und seinen Bedienten, plötzlich, aus Paris heimkehrend, auf seinem Schlosse, das eine Meile von Bergerac entfernt war, um das Bekehrungswerk daselbst zu betreiben und sich dadurch beim Hofe Ludwigs XIV. zu einem ehrenvollen Amte zu empfehlen. Ohne weiteres wurden jeden Tag die reformirten Landleute jeden Geschlechts und Alters aufgegriffen und in seiner Gegenwart den schauderhaftesten Qualen unterworfen, bei Einigen bis zum Tode, um sie dadurch zur Abschwörung ihres Glaubens zu zwingen. Es wurden öffentliche Freudenfeste im Flecken de la Force veranstaltet und sämmtliche reformirte Bücher, welche des Herzogs Vorfahren sorgfältig gesammelt hatten, aus seiner Bibliothek dem Feuer übergeben. Im folgenden Jahre 1700 kam er mit denselben Jesuiten und einem Regimente Dragoner nach der Stadt Bergerac, und es gelang ihm, besonders durch die Rohheit und Grausamkeit der Soldaten, mehr Convertiten zu machen als durch alle Ermahnungen der Jesuiten. Auch im Hause der Eltern unseres Jean Marteilhe wurden 22 Dragoner einquartirt, der Vater sofort nach Périgord ins Gefängniß abgeführt, zwei seiner Brüder und eine

Schweſter, welche noch Kinder waren, ergriffen und in ein Kloſter geſperrt; er ſelbſt hatte das Glück, ſich aus dem Hauſe zu retten. Die Mutter blieb allein unter jenen 22 Barbaren zurück, welche, nachdem ſie alles, was ſich im Hauſe befand, verzehrt und zerſtört und nur die vier Wände übrig gelaſſen hatten, ſie vor den Herzog ſchleppten und durch unwürdige Behandlung und ſchauderhafte Drohungen zwangen, ein Formular voll Verwünſchungen gegen die reformirte Religion zu unterſchreiben, welches ſie jedoch nur that mit Hinzufügung der eine Anſpielung auf den Namen des Herzogs enthaltenden Worte: la force me le fait faire.

Mit Jean Marteilhe hatte auch ein Freund die Flucht ergriffen, beide beſtrebt, trotz aller Gefahren, wenn irgend möglich, nach Holland zu gelangen, beide dem Willen Gottes ſich übergebend und ſeinen Beiſtand über ihr Vorhaben erflehend. Am 10. November 1700 erreichten ſie glücklich Paris; in Marienburg wurden ſie durch Verrätherei verhaftet, und auf Anfrage des Statthalters beim Staatsminiſter de la Brillière, dem unerbittlichen Feinde der Hugenotten, kam von dorther der Befehl, beiden Reformirten den Prozeß zu machen, um ſie zu den Galeeren zu verurtheilen, weil ſie an der Grenze ſich ohne Paß befunden hätten. Leider blieb es bei dieſem Befehl. Alle Verwendungen, alle günſtigen Berichte über ſie nach Paris änderten nichts in dem einmal gefaßten Beſchluſſe. Die Beſuche des katholiſchen Pfarrers begannen auch ſofort in ihrem Kerker; aber alle ſeine Bemühungen, ſie zur römiſchen Kirche zu bekehren, alle verlockenden Verſprechungen ſcheiterten an ihrem feſten Willen, und machten ſie nur feſter in ihrer Verachtung der römiſchen Kirche. So wurde ihnen denn der Prozeß gemacht und ſie verurtheilt, auf die Galeeren abgeführt zu werden, um als Galeerenſclaven dort zeitlebens zu dienen, mit Confiscation ihrer Güter. Sie hätten gegen dies Urtheil Appellation einlegen können, thaten es aber nicht, weil ſie die Vergeblichkeit dieſes Schritts einſahen. Daher that es der Richter, und ſie wurden demnach nach monatelanger Haft an das Obergericht in Tournai abgeliefert. Eine beſchwerliche Reiſe über Philippeville, Maubeuge, Valenciennes dorthin! Alle Nächte mußten ſie in den abſcheulichſten Kerkern zubringen, bei Waſſer und Brod ohne Bett oder Stroh; man hätte ſie nicht härter behandeln können, wenn ſie das Rad verdient gehabt hätten. Endlich in Tournai angelangt, brachte man ſie in die Gefängniſſe des Parlaments. Hier gab es nun keine mildthätige Hand, die ſich ihrer annahm;

die täglichen $1^1/_2$ Pfund Brod, welche sie erhielten, hätten sie umkommen lassen vor Hunger; die Pfarrerbesuche waren seltener als in Marienburg, vielleicht um sie durch Hunger zu fangen; sie verkauften dem Pförtner, um ein wenig Brod mehr zu erhalten, ihre Röcke und Westen, ja sogar einige Hemden, und behielten nur das, was sie auf dem Leibe trugen, bis auch dieses in dem faulen von Ungeziefer wimmelnden Stroh, auf welchem sie schliefen, bald verfault und in Fetzen zerrissen war; und bei dem Allen keinen Trost, keinen Zuspruch, als die Spottreden des Pfarrers. Endlich nach 10 Wochen wurden in dasselbe Gefängniß zwei reformirte Edelleute abgeliefert, welche viel Gold bei sich hatten, gleich Suppe, Gemüse, Fleisch und Brod die Fülle bringen ließen, daß sie sich einmal wieder satt essen konnten, aber bald darauf, um nur wieder frei zu kommen, sich von den Jesuiten im katholischen Glauben unterrichten ließen, das reformirte Bekenntniß öffentlich und feierlich abschworen und die furchtbarsten Lästerungen gegen die reformirte Lehre und Verwünschungen gegen Calvin ausstießen. Um so standhafter blieben unsere Glaubenshelden und ließen sich durch ihren Vorgang so wenig anstecken, daß sie jene im Gegentheil straften, ermahnten, in ihr Gebet einschlossen und im höchsten Grade bemitleideten.

Hatte Jean Marteilhe mit seinem Freunde diese Versuchung überstanden, bald sollten neue sie erwarten. Katholische Priester erschienen und suchten durch Sophismen und rhetorische Künste aller Art sie irre zu machen; aber auch diese trügerischen Versuche wurden gleich als solche von ihnen erkannt und zurückgewiesen. Nur der Obervikar hatte Mitleid mit ihnen und verschaffte ihnen mancherlei äußerliche Bequemlichkeiten; selbst das Parlament ward ihnen geneigter und verwandte sich für die Freilassung beim Minister; — es erfolgte jedoch die kurze Antwort: „Meine Herren! Jean Marteilhe und Daniel le Gras sind ohne Paß an der Grenze angetroffen worden; S. Majestät verlangt, daß sie zu den Galeeren verurtheilt werden.“ So war denn jede Hoffnung auf Errettung abgeschnitten, und unsere Leidensgefährten mußten gefesselt sich nach Lille transportiren lassen, wo sich die Kette der Galeerensträflinge versammelte. Hier kamen sie in den Petersthurm, eines der fürchterlichsten Gefängnisse, welche es in Frankreich gab. Es war sehr geräumig, aber so finster, daß die Eingekerkerten nie anders erfuhren, ob es Tag oder Nacht war, als durch das Brod und Wasser, welches man ihnen alle Morgen verabreichte. Sie

lagen auf ein wenig Stroh, welches von den vielen sich aufhaltenden Ratten und Mäusen halb zerfressen und zernagt war, und von denen ihr Brod oft in der Dunkelheit aufgefressen wurde. Endlich gelang es den reichen Unterstützungen der Reformirten, zu bewirken, daß unsere Leidensgefährten eine eigene gute Wohnung, gute Betten, gut Essen und Trinken fast 6 Monate hindurch erhielten, bis sie im Februar 1702 zu Wagen nach Dünkirchen transportirt wurden. — Nach 14 Tagen wurde Marteilhe mit ungefähr 60 neu angekommenen Sträflingen auf den Arsenalplatz geführt, wo sie sich sämmtlich auskleiden mußten und dann an allen Theilen des Körpers genau, wie fette Ochsen auf dem Markte, untersucht wurden; darauf wurden sie in verschiedenen Abtheilungen von den Stärksten bis zu den Schwächsten getrennt, über alle das Loos geworfen, und sie danach nach den betreffenden Galeeren abgeführt. Unsern Marteilhe traf das Loos, auf die Galeere zu kommen, welche die Palme hieß, und wo der roheste und grausamste Aufseher sich befand. Ein Schrei der Klage über sein Unglück entfuhr seinem Munde. „Warum," fragte der Aufseher, „seid ihr unglücklicher als die andern?" „Deshalb, mein Herr", antwortete Marteilhe, „weil ich in eine Hölle von einer Galeere gerathe, deren Aufseher schlimmer ist als ein Teufel." „Wenn ich diejenigen kennte," erwiderte er, „die euch das gesagt haben, und ich bekäme sie in meine Gewalt, so würde ich schon mein Müthchen an ihnen kühlen." Wunderbar! Gerade diese Offenherzigkeit bewog den bösen Aufseher zu zeigen, daß er nicht so verteufelt wäre, als man ihn anklagte; er suchte eine leichte Kette aus und ließ sie ihm anlegen, und befahl dem Profoß, ihn an seine Bank, an welcher sein Aufseherplatz war, anzuketten. Dieser Platz war ein Ehrenplatz; wer ihn erhielt, bekam nicht nur die Ueberbleibsel vom Tische des Aufsehers, sondern erhielt auch nie einen Peitschenhieb, wenn gerudert oder ein Manöver gemacht wurde. Wenn auch diese Auszeichnung nicht lange währte, weil Marteilhe sich nicht entschließen konnte, vor ihm zu kriechen, und er ihn des Beispiels halber an eine andere Bank brachte, so behandelte er doch die fünf Reformirten auf seiner Galeere immer sehr rücksichtsvoll, sogar gefällig.

Der Aufenthalt auf den Galeeren in Dünkirchen währte 10 Jahre, von 1702—1712. Eine traurige Zeit war insbesondere Marteilhes Verwundung im Jahre 1708 bei einem Seetreffen mit den Engländern an drei Stellen seines Körpers, an der linken

Schulter, am Bauch und am linken Bein. Bewußtlos lag er in Folge des Blutverluſtes auf dem Schiffe und ſollte ſchon mit den andern Todten ins Meer geworfen werden, als durch den Fingerdruck eines Mannes auf ſeine Wunde und ſein Aufſchreien bei dem dadurch entſtandenen Schmerze man inne ward, daß er noch lebe, ihn in den untern Schiffsraum zu den übrigen Verwundeten brachte und ihn auf ein Schiffstau warf. Welch' ein Ruhebett für einen Verwundeten voller Schmerzen! Da zu viel Verwundete waren, konnten die Chirurgen nicht alle ſchnell genug verbinden. Drei Tage lag hier Marteilhe, nur mit einer Compreſſe, die in ein wenig Branntwein mit Kampher getaucht war, verbunden. Mehr todt als lebendig kam er am vierten Tage ins Hospital, und wäre unfehlbar ein Opfer des Todes geweſen, weil in der Schulterwunde durch den nachläſſigen Verband bereits der Brand entſtanden war, wenn nicht in Folge einer dringenden Empfehlung eines im Herzen proteſtantiſchen Banquiers in Dünkirchen der Oberwundarzt ihn in ſeine ſpecielle Pflege genommen, ihn ſelber täglich verbunden und auf alle Weiſe hätte mit Allem verſorgen laſſen, was ſeine Heilung und Geneſung befördern konnte. Mit einem Zeugniß deſſelben, daß er durch ſeine Wunden für das Ruder und andere Galeerenarbeit unfähig geworden ſei, wurde Marteilhe nach 3 Monaten auf ſeine Galeere in die gewöhnliche Bank zurückgeſchickt. Eine neue Grauſamkeit der Regierung Ludwigs XIV.: alle andern im Kampfe Verwundeten wurden in Freiheit geſetzt, welches Verbrechen ſie auch begangen haben mochten, nur die Reformirten nicht! — Doch geſtaltete ſich von nun an, ſo lange noch in Dünkirchen ſein Aufenthalt währte, ſein Schickſal leichter. Als der Aufſeher an ihn herankam und ſeine Verkrüppelung erblickte, rief er dem Profoß zu: „Nimm dieſen Hund von einem Krüppel und ſtecke ihn in die Vorrathskammer;" er wollte ihm zeigen, wie ſehr er ihn und alle ſeine Glaubensgenoſſen ſchätzte; er empfahl ihn ſogar dem Commandanten der Galeeren von Langeron zum Schreiber; der Commandant ſtellte ihn denn auch als ſolchen und als Vertheiler der Lebensmittel und Geldunterſtützungen an, ließ ihm täglich eine Schüſſel von ſeiner Tafel und eine Flaſche Wein geben, ihm ein gutes Lager bereiten und die Kette abnehmen, ſo daß er nur noch einen Ring am Fuße behielt, bald von allen Officieren und der Schiffsmannſchaft und beſonders vom Commandanten und Major ſehr geachtet und geliebt wurde, volle vier Jahre hindurch, vom Jahre 1709 bis 1712.

Im October dieses Jahres aber begann seine schwerste Leidenszeit. Es hatte nämlich die Königin von England mit Frankreich Frieden geschlossen und war in den Friedensartikeln unter anderm festgesetzt worden, daß den Engländern die Besetzung von Dünkirchen, der Stadt, den Befestigungen und dem Hafen, so wie die Zerstörung und Verschüttung des letzteren gestattet sein sollte. Es rückten daher im September 1712 die Engländer mit 4—5000 Mann in Dünkirchen ein, und fingen deren Officiere, welche vernommen hatten, daß 22 Reformirte auf den Galeeren wären, sogleich an, sie zu besuchen und ihnen Zeichen ihrer Theilnahme und ihres Unwillens gegen ihre Bedrücker zu geben. Sie ließen sich weder von dem unbequemen Sitzen, noch dem Ungeziefer und dem üblen Geruch, der auf den Galeeren herrschte, abhalten, täglich ihre Besuche zu erneuern und ihre leidenden Glaubensbrüder in Gegenwart der französischen Officiere zu trösten und zur Beständigkeit zu ermahnen. Auch die englischen Soldaten kamen und schwuren, daß sie mit dem Säbel in der Hand sie befreien würden, wenn man sie nicht gutwillig freigäbe. Auch schrieb der englische Statthalter Mylord Hill zu ihren Gunsten an die Königin und ermahnte sie, nur noch 14 Tage sich in Geduld zu fassen. In dieser Zeit trat er jedoch in genauere Bekanntschaft mit dem Commandanten von Langeron, und verabredete mit ihm die heimliche Einschiffung der reformirten Galeerensträflinge, weil der König von Frankreich nie die Einwilligung zu ihrer Befreiung geben würde. Wer schildert das Entsetzen der Unglücklichen, als sie eines Nachts plötzlich geweckt und auf einer Barke nach Calais gebracht wurden! An einander gekettet, ging es darauf nach Havre de grâce, wo der Intendant und andere Reformirte sie aufs herzlichste mit Thränen in den Augen empfingen und ihnen gestattet wurde, alle Tage Besuche anzunehmen und Psalmen zu singen, Predigten zu lesen, so daß ihr Gefängniß einer kleinen Kirche glich. Am 17. November 1712 erreichten sie Paris und wurden in den traurigen Kerker der großen Kette, die nach Marseille abgehen sollte, geschleppt und an schwere Halsbandketten und Balken gefesselt. Nach drei Tagen und Nächten waren ihre Glieder so gebrochen, daß sie es nicht mehr aushalten konnten und die armen Greise unter ihnen alle Augenblicke schrien, daß sie sterben würden, da sie nicht mehr die Kraft hätten, diese Marter auszuhalten. Die Unglücklichen, welche hier lagen, fanden nur in lautem Seufzen und Jammern einige Erleichterung; so wie sie das aber thaten,

wurden sie von barbarischen Gefängnißwärtern mit der Knute geschlagen. Durch Verwendung eines reichen, einflußreichen Protestanten wurde dann die Lage der 22 reformirten Galeerensträflinge etwas gemildert. Am 17. December brach endlich die Kette auf. Der Transport nach Marseille, welcher einen vollen Monat währte, im kalten Winter, war fürchterlich. Zwar riefen ihnen die Protestanten in Paris, welche ihren Zug theilnehmend mit ansahen, mit lauter Stimme zu: „Muth, ihr theuern Bekenner der Wahrheit; duldet standhaft für eine so schöne Sache, während wir nicht aufhören werden, Gott zu bitten, daß Er euch die Gnade verleihe, in euern harten Prüfungen auszuhalten;“ zwar vermittelte derselbe Wohlthäter, der ihre Kerkerhaft erleichtert, gegen 100 Thaler, daß sie unterwegs keine Stockschläge erhalten, und wenn sie nicht weiter marschiren könnten, auf Wagen gesetzt werden sollten, aber empörende Grausamkeiten und Quälereien wurden doch noch genug an ihnen verübt. Gleich auf der ersten Station wurden sie nach 9 Uhr Abends unter freiem Himmel trotz der großen Kälte, bei der mehrere erfroren und 18 Menschen starben, nackt ausgekleidet und ihnen Alles, was sie bei sich hatten, Geld, Taschentücher, Wäsche, wenn sie ein wenig gut war, Tabacksdosen, Scheeren ꝛc. weggenommen und ihnen nur elende Lumpen gelassen; des Nachts mußten sie im Pferdemist sich erwärmen; überall wurde ihnen schlechte Kost gereicht; täglich wurden 3—4 Meilen, bald im Schmutze watend, bald vom Regen durchnäßt, zurückgelegt; Ungeziefer und ausbrechende Krätze vollendete dies Jammerleben. Endlich langten sie am 17. Januar 1713 in Marseille an, alle zweiundzwanzig wunderbar von Gott bewahrt, ungeachtet sie in diesen vier Wochen mehr ausgestanden hatten als die vorangegangenen 12 Jahre ihres Gefängnisses und Aufenthalts auf den Galeeren. Sie vermehrten nun hier die Zahl ihrer Brüder, welche sich bereits auf der großen königlichen Galeere befanden, so daß über 40 Reformirte darauf waren. Von diesen wurden sie mit offenen Armen und Thränen der Freude und des Schmerzes zugleich empfangen, und alle priesen Gottes Vorsehung, daß sie sie unter so langen und schmerzlichen Prüfungen aufrecht erhalten hatte.

Doch sollte nun auch die Zeit ihrer Erlösung nahen. Der Friede von Utrecht wurde geschlossen. Die Königin von England hatte sich für die Freilassung aller sich auf den Galeeren befindenden Reformirten ernstlich verwandt, und von den 300 Protestanten wurden noch in diesem Jahre 136, die andern im folgenden

Jahre in Freiheit gesetzt. Viele Hindernisse suchten freilich noch die römischen Priester auf die raffinirteste und boshafteste Art ihnen in den Weg zu legen; aber zuletzt siegte doch die gute Sache. Zu jenen ersten 136 Glücklichen gehörte namentlich auch Jean Marteilhe. Am 17. Juni verließ er mit der ersten Abtheilung Marseille und erreichte glücklich Nizza. In Turin wurde er mit seinen Gefährten dem Könige von Sardinien vorgestellt, bei welchem sich zugleich die Gesandten von England und Holland befanden; und nachdem der König von ihnen sich hatte genau Bericht erstatten lassen, wandte er sich zu den Gesandten und sagte: „Das ist grausam und barbarisch." Eine Viertelmeile vor Genf bewillkommnete sie der Magistrat der Stadt, und eine große Menge Volks, die ihnen entgegengezogen war, wünschte ihnen Glück und pries ihre Standhaftigkeit und Ergebenheit. Dann folgte eine der rührendsten Scenen. Mehrere Einwohner Genfs hatten Verwandte auf den Galeeren; diese wurden nun herausgesucht. „Mein Sohn, mein Gatte, mein Bruder, bist du da?" so hieß es in Einem fort. Wer schildert ihren Einzug in die Stadt Calvins? Es war ein wahrer Triumphzug, ein würdiger Lohn für alle ausgestandenen Schmerzen und bewiesene Treue. Der Magistrat hatte ihnen ein prachtvolles Haus zur Aufnahme bestimmt; aber daran war nicht zu denken, die Leute zerrissen sich ordentlich um sie, und waren glücklich, wenn sie einen zur gastlichen Aufnahme bei sich erhaschen konnten. — Eine gleiche Aufnahme fanden sie in Bern, Frankfurt und Holland. Von da ging eine Deputation von 12 ehemaligen Galeerensclaven nach England, theils um der Königin zu danken für die erhaltene Befreiung, theils um ihre Fürsprache für die noch zurückgehaltenen zu erbitten. Von London kehrte Jean Marteilhe nach Holland zurück, wo er eine lebenslängliche Pension von den hochmögenden Herren erhielt und seine übrigen Lebenstage in Ruhe und Frieden verlebte. Er selbst hat alle diese seine Schicksale in einem Werke beschrieben, das im Jahre 1865 in Paris [1]), auch in deutscher Uebersetzung im Jahre 1867 erschienen und in dieser Biographie oft wörtlich wiedergegeben ist.

Friedr. Arndt in Berlin.

---

[1]) Unter dem Titel: Mémoires d'un protestant condamné aux galères de France pour cause de religion, écrits par lui même. Paris 1865. Uebersetzt von Adelberg. Erlangen 1867.

382. Alexander Rouſſel, Prediger der Wüſte oder der Kirche unter dem Kreuz.

28. November.

In der Verfolgung ſeit Aufhebung des Edicts von Nantes, welche die proteſtantiſche Kirche von der franzöſiſchen Erde vertilgen ſollte, hatte die furchtbare Ungerechtigkeit, die blutige Strenge gegen die Reformirten das heiße Blut des Südens fieberhaft erregt und im Verzweiflungskampf der „Camiſarden" oder des Aufruhrs in den Cevennen wollte der Fanatismus gewaltſam ſich wehren gegen die Gewalt. Das war nicht im Sinne deſſen, welcher zu Petrus einſt ſprach: „Stecke dein Schwert in die Scheide; denn wer (um meinetwillen) das Schwert nimmt, ſoll durchs Schwert umkommen." Der Aufruhr war um 1713 niedergeſchlagen. Statt mit dem Schwert ſich zu wehren, wollten die übrig gebliebenen nun lieber das Kreuz auf ſich nehmen und duldend und glaubend, liebend und hoffend der Welt beweiſen, wie „die Kirche unter dem Kreuze" leben kann inmitten des Todes.

In der Provinz Languedoc, im Vivarais, in den höhern und niedern Cevennen erhob ſich in der Kraft ſolches Glaubens die proteſtantiſche Kirche aus ihren Trümmern, obgleich alle Schulen geſchloſſen, alle Kirchen zerſtört, alle hohen Schulen zur Bildung der Geiſtlichen vernichtet waren. Die Landleute verſammelten ſich unter den mannichfachſten Gefahren, unter den Augen der feindlichen Soldaten ſtill und ruhig, des Nachts in Höhlen, in Gehölzen, auf flachem Lande oder unter bergenden Felſenhöhen, weit entfernt von menſchlichen Wohnungen, um ihrem Gott zu dienen im Gebet und ihre Seelen zu erquicken mit dem Worte des Lebens. Kein Uneingeweihter durfte erfahren, wo ſie ſich alſo vereinigten. Man ging „in die Wüſte", man predigte „in der Wüſte", man ſchrieb, ermahnte, tröſtete „aus der Wüſte." Dieſes unbeſtimmten Wortes bedienten ſich die Geiſtlichen, um die Orte zu verbergen, von wo aus ſie mit Schrift und Wort wirkten und um ihre Kirche im Allgemeinen als eine verfolgte zu bezeichnen. Um 1712 nahmen dieſe Verſammlungen „in der Wüſte" ihren Anfang, und mit Beharrlichkeit durch das ganze Jahrhundert fortgeſetzt, waren ſie die Zufluchtsſtätte des reformirten Bekenntniſſes in Frankreich.

Anfangs drängten ſich in Ermangelung von geordneten Dienern des Wortes noch oft Begeiſterte aus dem Volke, ſelbſt Weiber, zu Vorträgen hervor und es war keine kirchliche Ordnung möglich.

Da berief der herrliche, geiſtig und körperlich mit gleicher Kraft ausgerüſtete, ſchriftgelehrte und lehrhafte, ſittenreine und glaubensſtarke Antoine Court, „der Wiederherſteller des Proteſtantismus in Frankreich", im Auguſt 1715 gleich nach König Ludwigs XIV. Tod eine Verſammlung der reformirten Prediger und einſichtsvoller Laien nach Nimes. Durch ſie wurde die Wahl von Kirchenälteſten beſchloſſen, welche überall für ſichere Verſammlungsorte, für Prediger, Arme und Gefangene ſorgen ſollten. Eine dritte Synode in Languedoc erhob im März 1717 die neue Kirchenordnung zu geſetzlicher Giltigkeit. Da es aber faſt ganz an ordinirten Geiſtlichen fehlte, ſandte A. Court einen ſeiner Gehülfen, P. Corteis, zur Ordination nach Zürich; von ihm ließ er ſich bei einer Synode ſelber die Hand auflegen, um nun hinwiederum den andern Geiſtlichen zur Wiederherſtellung der apoſtoliſchen Ordnung in Languedoc und in den Cevennen die Ordination zu ſpenden. Solcherweiſe ſetzten ſich die Verfolgten in Stand, auf den noch rauchenden Aſchenhaufen des Camiſardenkriegs und mitten unter den Verirrungen ihrer letzten „Propheten" die kirchliche Ordnung als Grundſäule des chriſtlichen Gemeindelebens wieder aufzubauen. Dieſe Ordnung war ſo ſtreng, daß unbefugte Geiſtliche abgeſetzt wurden und ohne Genehmigung der Kirchenälteſten nicht einmal zum Anſtimmen der Pſalmengeſänge Jemand auftreten durfte. Die alſo zuſammengefaßten Gemeinden blieben nicht nur untereinander, ſondern ſelbſt mit ihren auf die Galeeren verurtheilten Brüdern im Verkehr, indem ſie durch vertraute Mittelsperſonen ihnen Unterſtützung leiblich und geiſtlich zuwandten. Die Geiſtlichen mußten in oft wunderlicher Verkleidung ſich von einem Orte zum andern ſtehlen, da ſtellten die Gemeinden Schildwachen auf den Anhöhen aus, Zeichen wurden verabredet, alle Vorſicht und Schlauheit wurde angewandt, die Verfolger zu umgehen; jede Nacht wechſelten die Prediger ihren Aufenthalt und die Gläubigen rechneten es ſich zur Ehre, ſich den Strafen auszuſetzen, mit denen ſolche Gaſtfreundlichkeit bedroht war. Oft und ſchrecklich genug kam es durch beſtochene Verräther, oder durch Einſchließung der Verſammelten in mörderiſchen Hinterhalt zu blutigen Hinrichtungen und grauſamen Einkerkerungen von Geiſtlichen und Laien.

Die Reformirten hatten gehofft, der Tod Ludwigs XIV. werde ihnen beſſere Zeiten bringen, es waren auch in ſolcher Hoffnung viele Geflüchtete aus dem Ausland zurückgekehrt. Aber der Herzog von Orleans, der Regent von Frankreich, ließ in ſeiner

Sorglosigkeit und Trägheit keine Aenderung in den Gesetzen gegen die Protestanten eintreten; höchstens daß er statt der beantragten Niedermetzelung aller Reformirten nur die Entwaffnung derselben und die Hinrichtung blos ihrer Prediger bewilligte. Die entwaffneten Männer wurden zu den Galeeren verurtheilt, während der Pestzeit in Marseille auch zum Todtengräberdienst gezwungen. Die weiblichen Personen wurden eingesperrt. Die Versammlungshäuser wurden niedergerissen.

Nach dem Tode des Regenten (1724) ließ der Herzog von Bourbon sich durch den Bischof von Nantes, der sich durch Strenge gegen die Ketzer den Cardinalshut in Rom verdienen wollte, zu einem neuen, außerordentlich strengen Edict bewegen. Zwar wollte man sich begnügen, wenn nur die Reformirten sich äußerlich zum Katholicismus bekennen, und die Priester sollten solchen, die das Sacrament von ihnen begehrten, es reichen ohne Gewissenserforschung. Wer aber Protestant bleiben wolle, müsse auf die Galeere oder an den Galgen. Trotzdem wurden während dieser bedrängnißvollen Zeit die religiösen Versammlungen in Languedoc immer häufiger und umfangreicher, ob sie auch noch so oft von Soldaten überfallen und zur Strafe gezogen wurden. Da galt es für die wenigen ordinirten Geistlichen, Nacht und Tag zu leben in Fährlichkeit in der Wüste, in Fährlichkeit zu Wasser, in Fährlichkeit in den Städten, in Fährlichkeit unter den Mördern, in Fährlichkeit unter den falschen Brüdern, in Mühe und Arbeit, in Hunger und Durst, in Frost und Blöße. Antoine Court hat unter solchen Gefahren in 2 Monaten meistentheils zur Nachtzeit nicht weniger als 30 Versammlungen in den Bergen und Einöden von Languedoc und in den Cevennen hin und her unter freiem Himmel gehalten, gepredigt, das Abendmahl ausgetheilt, 15 Kinder getauft und 15 Ehen eingesegnet.

Gewöhnlich kannten die Geistlichen die Orte, wo sie Versammlungen gehalten, selber nicht, weil sie dieselben meist bei Nacht betraten und verließen. Die Gläubigen holten und geleiteten sie auf möglichst verborgenen Wegen. In den Versammlungen wurde mit Gebet begonnen, ein Capitel der h. Schrift gelesen, mit gedämpfter Stimme ein Psalm gesungen, nach einem Gebet des Geistlichen um Kraft zu würdiger Verkündigung des göttlichen Wortes eine Rede gehalten, bisweilen das heil. Abendmahl ausgetheilt, und mit dem allgemeinen Kirchengebet unter Fürbitten für den König und alle Obrigkeit geschlossen. Zur Vorsicht wur-

den Wachen, aber nur unbewaffnete auf die Anhöhen geſtellt. Die Getauften und Getrauten, ſo wie die ſonſtigen Theilnehmer der Verſammlung kannte der Prediger gewöhnlich auch nicht mit Namen, um ſie vor Gericht auch nicht angeben zu können. Zur Anſchaffung ihrer Kleidung und ihres Unterhalts erhielten die Prediger der Wüſte milde Gaben, ohne zu wiſſen, von wem. Die Verſammlungen waren oft ſo zahlreich, daß die geringſten 3000 Theilnehmer hatten. Zum Unterhalt der jungen Männer, welche die Berufung zum Predigtamte, d. h. zum „Märtyrerthum in der Kirche unter dem Kreuze" in ſich fühlten und im Seminar zu Lauſanne zu dieſem Zweck ſtudirten, ſteuerten die Gläubigen in der Schweiz, in England, Holland und Deutſchland fleißig bei. Anton Court wurde zur Betreibung dieſer Angelegenheiten 1730 zum „allgemeinen Abgeordneten" ernannt.

Einer dieſer jungen, glaubensmuthigen „Hirten der Wüſte" war Alexander Rouſſel von Uzès. Wir wiſſen nicht, wann und von wem er geboren iſt. Wir treffen ihn in einer Verſammlung in der Nähe von Aulas; der Feind lauert, ein Verräther zeigt um einen Judaslohn den Weg an den verborgenen Ort, die Soldaten des Königs Ludwig XV. ſchleichen heran, brechen ein, wie der Wolf in die Heerde und ſtürzen auf ihren Hirten zu. Dieſer flieht nicht, kann und will nicht fliehen, ſondern dem guten Hirten und ſeinem Tode ähnlich werden, der ſein Leben für die Schafe ließ. Er wird gebunden, geknebelt, nach Vigan geſchleppt, unterwegs verhöhnt und mißhandelt. Im Verhör fragt der Richter: was iſt Euer Geſchäft? Antwort: das Evangelium predigen. Wo geſchah das? Antwort: überall, wo ich eine Verſammlung von Chriſten traf. Wo er zu Hauſe ſei? Antwort: der Himmel iſt mein Dach. Nach dem Verhör wird er nebſt zwei Mitgefangenen in die Citadelle geführt, die ſeit lange „das Haus der Gläubigen" iſt. Vor das Gefängniß wird eine Wache von fünf, ſechs Dragonern gelegt, die ihn gefangen genommen hatten, bis gegen Abend die Grenadiere kommen, welche den armen Rouſſel nach Montpellier in die Citadelle führen. Auch hier iſt die Citadelle ſeit lange „das Haus der Gläubigen" geworden. Seine Mutter vernimmt es; ſie war die Amme des Herzogs von Uzès, des Gouverneurs von Saintonges. Zu ihm eilt ſie in der Hoffnung, ſeine Fürſprache für ſeinen Milchbruder zu gewinnen. Aber der menſchenfreundliche Herr erklärt, es müſſe ein Exempel ſtatuirt werden, er könne nichts für den Gefangenen thun, es ſei denn, daß er ab-

schwöre. Mit Entrüstung stößt die starke Mutter solche Zumuthung zurück und eilt mit ihren Gefreundten und mit Rousselś Schwager in den Kerker. „Mein Sohn, ruft sie aus, du hast zu Gott gebetet statt zu den Heiligen, das ist in Frankreich ein Verbrechen, da giebts keine Gnade, du wirst als Opfer dafür fallen. Wohl haben wir manche Freunde, die viel vermögen, aber sie haben mir gesagt, in einem andern Fall wollten sie gern alles thun, aber für einen, der Gott anruft, will keiner sich bemühen." Der Gefangene beruhigt die gute Mutter; er warte mit Freuden auf die Stunde, wo er eingehen dürfe zu seines Herrn Freude. Nun kommen die Jesuiten und wollen ihn bereden, sein Leben zu retten durch Annahme des katholischen Glaubens. Aber er ist fest und widersteht den listigen Anläufen. So kommt die Stunde, die er ersehnt. Die Kriegsknechte und der Hauptmann sammt dem Henker treten ein, er kniet nieder und bittet um Muth zum letzten Gang. Barhaupt, barfuß, den Strick um den Hals singt er unterwegs Psalmen. Am Fuß des Galgens angekommen, hebt er seine Augen in die Höhe, steigt fest und muthig die Leiter hinan, ruft „vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun," und zum Henker gewandt: „dir und allen meinen Uebelthätern verzeihe ich von Herzen." Noch ein Augenblick, und seine Seele entfloh zur ewigen Herrlichkeit. Das geschah 30. November 1728.

In einem rührenden Klaggesange hat das protestantische Volk den Zeugentod Alexander Rousselś von Mund zu Mund sich überliefert und wenn in demselben die Mutter des Märtyrers mit Maria verglichen wird, der ein scharfes Schwert durch die Seele ging unter dem Kreuze ihres Sohnes, so weissagt das Lied dem unbekannten Verräther das Loos seines „Landsmanns" Judas, mit dem er Wohnung erhalten werde beim nämlichen Wirth.

H. v. Merz in Marbach, jetzt in Stuttgart.

---

383. Mathieu Desübas, Prediger der Wüste.

16. Februar.

Das grausame Edict, welches König Ludwig XV. im Jahr 1724 gegen die Reformirten ergehen ließ, würde die Ausrottung des Protestantismus in Frankreich zur sichern Folge gehabt haben, wenn es nicht in den Händen der Unterbehörden und selbst der Parlamente bei der Vollziehung gemildert worden wäre. Daher

fand seit der Hinrichtung des Alexander Roussel, also von 1728 an einige Jahre keine andere statt, wenn es gleich an Galeeren und Geldstrafen und Gütereinziehungen nicht fehlte. Doch schon 1732 wurde einer der ausgezeichnetsten geistlichen Gehülfen Anton Court's mitten in der Nacht bei einem Einwohner zu Foissac, der ihm Zuflucht gewährt hatte, verhaftet und zum Tode verurtheilt. Er aber hatte sich einen langen Meißel verschafft und arbeitete sich damit durch Stein und Eisen hindurch, ließ sich mittelst eines von seinen Freunden ihm zugeworfenen Seiles bis auf den Wall herab, mitten unter den Kanonen und Schildwachen, ohne entdeckt zu werden. Mit Hilfe der Gläubigen fand er eine sichere Zuflucht und war gerettet. Um so mehr drang die erbitterte Geistlichkeit neuerdings auf strenge Vollziehung des Edict und die weltliche Gewalt lieh ihr das Ohr und den Arm. Im Jahre 1737 den 1. März wurde eine Versammlung im Vivarais in einer Scheune überfallen, Männer zu den Galeeren, Frauen zur Einsperrung mit abgeschorenen Haaren verurtheilt. In den Häusern der Reformirten wurde nach Katechismen, Predigt- und Gebetbüchern gefahndet und die aufgefundenen Bücher, selbst Bibeln und Testamente in großer Anzahl verbrannt. Zugleich wurden die Eltern mit Geld gestraft, deren Kinder die katholischen Schulen und Messen nicht besuchten. Selbst auf Todte erstreckte sich die Verfolgung. Denen, welche ohne zur katholischen Kirche sich bekehren zu lassen starben, wurde die Beerdigung versagt. Eine adelige Witwe wurde zu dreijähriger enger Haft und zu Bezahlung von 6000 Livres Strafe verurtheilt, weil sie einem Reformirten in seinen letzten Zügen einige Worte des Trostes zugesprochen.

Mit dem österreichischen Erbfolgekrieg 1740 begann eine Zeit noch größerer Unduldsamkeit. Die Reformirten wurden erst vor die Parlamente selbst gestellt, welche strenger an den Buchstaben der Gesetze gebunden waren und ohne Umstände zu raschen Hinrichtungen schritten. Aber statt sich einschüchtern zu lassen, suchten die Gemeinden des untern Languedoc auch auswärts den heiligen Eifer des Glaubens und Duldens anzufachen. Fast aus ganz Frankreich, selbst von der Normandie kamen die Abgeordneten zu einer National-Synode 1744 zusammen in „eine Wüste" des untern Languedoc. Da wurde ein Fast- und Bettag „für die Erhaltung der geheiligten Majestät des Königs," für das Glück seiner Waffen, für die Befreiung der Kirche beschlossen. Die Gläubigen wurden zur Geduld wie zur Vorsicht ermahnt. Behufs der

häuslichen Erbauung wurden überall die Bibelerklärungen des frommen Pfarrers Fr. Osterwald von Neufchatel eingeführt. Endlich wurde, da in mehreren Provinzen die Gottesdienste nur bei Nacht stattfanden, verordnet, daß überall, so weit es die Klugheit verstatte, die religiösen Uebungen am hellen Tage geschehen sollten. Die Synode von 1744 bestätigte diese Beschlüsse. Aber der eine von den drei Häuptern derselben büßte dafür schon 9 Monate nachher zu Grenoble mit dem Tode am Galgen.

Die Protestanten hatten das Haupt zu hoch und zu bald erhoben. Die katholische Geistlichkeit erregte Besorgnisse bei der Regierung und am 1. und 16. Februar 1745 erschienen zwei Verordnungen, welche an Strenge alle frühern übertrafen. Jeder reformirte Geistliche, der eine Versammlung halte, sollte mit dem Tode bestraft werden. Auf die Galeeren sollten kommen alle, die ihm eine Zuflucht gewähren, und alle Männer, die an einer Versammlung Theil nehmen würden. Mit Einsperrung und Güterentziehung sollten alle in einer Versammlung betroffenen Frauen und Mädchen bestraft werden ohne irgend ein Prozeßverfahren. Selbst die Reformirten, die an den Versammlungen keinen Theil nähmen, sollten eine Geldstrafe zahlen; ja jeder reformirte Bewohner einer Ortschaft, wo ein Geistlicher angetroffen und verhaftet würde, sollte 3000 Livres Strafe zahlen und diese Summe sollte dem Angeber zufallen! Darauf hin verurtheilte das Parlament in Grenoble am 23. September 1745 auf einmal 92 Protestanten wegen Abhaltung von Versammlungen zu 10 bis 400 Livres Geldstrafe, und erklärte 27 „in der Wüste" geschlossene Ehen für nichtig, die daraus entspringenden Kinder für unächt und erbunfähig, wenn dieselben nicht noch von katholischen Priestern nachträglich eingesegnet würden. Außerdem wurden Kinder ihren Eltern entrissen und die Mädchen in Klöster gesteckt. Die Heirathen der Reformirten, welche sich nicht zur Abschwörung ihres Glaubens verstehen wollten, wurden verhindert. Die Sterbenden wurden von den katholischen Geistlichen in lästigster Weise besucht und bedroht.

Alle Bitten, Vorstellungen und Beschwerden, alle Vertheidigungen gegen die Verleumdung der Empörung und des Vaterlandsverraths blieben ohne Erfolg. Im Frühjahr 1745 mußten die Reformirten wieder beschließen, daß die Versammlungen nur bei Nacht gehalten werden sollen. Es wurde aber gleichzeitig beschlossen, daß diejenigen, welche durch Wegbleiben von den Ver-

sammlungen einen übeln Schein auf sich laden, vom heil. Abendmahl und von dem Kirchendienste bis zur reuevollen Rückkehr ausgeschlossen werden sollen.

Während der Kriegsjahre 1745 und 1746 besorgte die Regierung, die Engländer möchten an den Küsten des Mittelmeers landen und die Reformirten zu einem neuen Cevennenkrieg aufstacheln. Um dem vorzubeugen, und auf falsche Gerüchte hin, wurden die Gefängnisse mit Protestanten gefüllt. Massenhaft waren die Verurtheilungen auf die Galeeren oder zu andern schweren Strafen: Halseisen, Verbannung, Bücherverbrennung, Niederreißung von Wohnungen und Scheunen, Ruthenstreiche bis auf's Blut, auch an Frauen vollzogen, Abscheerung und Einsperrung anderer in Zuchthäuser und Klöster folgten unaufhörlich auf einander. Der Geistliche Duperron wurde zum Tode verurtheilt und als Abwesender zu Grenoble im Bilde verbrannt. Sieben Geistliche, welche 1745 ebenfalls zum Tode verurtheilt wurden, konnten entfliehen. Nicht so glücklich war ein anderer, Louis Rang, der nach harter Behandlung im Kerker zu Valence und Grenoble, weil er nicht abschwören wollte, zum Tode verurtheilt wurde mit der grausamen Bestimmung, daß er gehängt, sein Kopf abgeschnitten und auf einer Schandsäule an der Landstraße ausgesetzt werden solle. Nur durch die Fürsorge einer edeln Katholikin konnte sein Leichnam den Mißhandlungen des Pöbels entrissen und zur Erde bestattet werden. Der ehrwürdige Pfarrer Roger, ein ergrauter Mann, der den gefangenen Rang getröstet hatte, wurde im April 1745 durch einen erkauften Verräther in einem Gehölz bei Creste gefangen genommen, und zum Galgen verurtheilt. Nachdem er die protestantischen Gefangenen noch zur Standhaftigkeit ermahnt, sang er auf dem Gang zum Richtplatz den 51. Psalm und betete kniend am Fuße der Leiter. Sein Leichnam blieb 24 Stunden am Galgen hängen und wurde dann in den nahen Fluß geworfen. 40 Jahre lang, seit er im Württembergischen seine Amtsweihe empfangen, hatte er in Segen gewirkt und von seiner hohen Frömmigkeit mußten selbst die zwei Jesuiten zeugen, deren Begleitung zum Richtplatz er zurückgewiesen hatte. Sein Andenken blieb auch im Segen in allen Gemeinden der Dauphiné.

In den übrigen mittäglichen Provinzen Frankreichs waren gleichfalls die Gefängnisse mit Protestanten überfüllt. Noch ernster gestaltete es sich in Languedoc, wo die Hinmetzelung der in

Versammlungen überfallenen einen schrecklichen Bürgerkrieg zu entzünden drohte.

Am 17. März 1745 wurde eine Versammlung im Kirchspiele Levaux von Dragonern überfallen und neun Gefangene, darunter ein alter Officier und Ritter, wurden zu den Galeeren verurtheilt. Am 6. April wurde ein junger noch nicht ordinirter Prediger Mathieu Majal, nach seinem Geburtsort genannt Desübas heimlich angegeben und im Hause eines seiner Brüder bei St. Agrève verhaftet, nach Vernoux geführt und unterwegs im Dorf Cluac von einem seiner Glaubensgenossen Stephan Gourdol erkannt. Plötzlich wiegelt dieser 16 oder 17 Personen auf, um mit ihnen die Freilassung des Pfarrers von dem Commandanten der Bedeckung zu erzwingen. Sie erreichen den Zug eine kleine Viertelstunde von Vernoux in einem Gehölze, verlangen vom Officier die Freilassung des Gefangenen, und als jener sie verweigert, umschließt Gourdol entschlossen den Geistlichen und erklärt, er wolle ihn. Der Officier läßt auf die Angreifenden schießen, fünf sinken todt zu Boden. Der arme Desübas selbst erhält einen Bajonetstich.

Nach diesem unheilvollen Begegniß kam der Zug mit dem Gefangenen in Vernoux an. Am nämlichen Morgen hatten mehrere religiöse Versammlungen in der Umgegend stattgefunden. Von einer solchen zogen die Leute im Haufen, Männer, Weiber und Kinder einmüthig herbei und erschienen vor den Thoren von Vernoux, um die Befreiung ihres Geistlichen zu verlangen. Der Geist der Empörung gegen das Gesetz schien die aufgeregten Massen zu treiben. Vergeblich kam der Ortsrichter, ein Katholik, herbei, und erklärte, es helfe nichts, sie sollten umkehren. Der Haufe bewegte sich vorwärts herein in das Städtchen unter Ausbrüchen des Schmerzes und Zornes. Die Bürger feuerten aus ihren Fenstern auf die Unbewaffneten und alsbald fielen bei 30 Personen todt nieder und noch mehr wurden verwundet. Das war die Metzelei von Vernoux, welcher die Protestanten erlagen in allzugroßem Vertrauen auf die gerechte Sache, in die Menschlichkeit und das Mitleid ihrer Mitbürger, in die Wirkung ihrer Bitten und Thränen, in ihrem allzugroßen Eifer für ihren Seelsorger, in ihrem unbesonnenen Aufruhr gegen ein barbarisches Gesetz.

Die „Hirten der Wüste" verdammten laut dieses Beginnen. Der gefangene Geistliche selbst that sein Möglichstes zur Beruhigung der Leidenschaften. Wer weiß, wie weit es gekommen wäre ohne ihn. Denn am andern Morgen nach jenem blutigen Auf-

tritt war die Bewegung in den Bergen allgemein. Die jungen Leute der unzugänglichsten Orte sammelten sich und zogen bewaffnet in die Vorstadt von Vernoux. Glücklicherweise beschränkten sie sich auf Drohungen und auf die Forderung, daß Desübas freigegeben werden solle. Dieser selbst aber fand in seinem Gefängnisse Mittel, ein Briefchen unter die Leute zu bringen, in welchem er schrieb: „Ich bitte euch, meine Herren, ziehet euch zurück; die Diener des Königs sind hier in großer Zahl, es ist schon zu viel Blut vergossen; ich bin ganz ruhig und völlig ergeben in Gottes Willen." Seine Amtsbrüder eilten, so wie sie hörten, was vorgefallen, herbei unter den bewaffneten Haufen, vereinigten ihre Bitten mit denen des Gefangenen und bewirkten es auch, daß ihre Gläubigen alle feindlichen Absichten aufgaben. Die Geistlichen miteinander schrieben sogleich an die Officiere „sie seien sehr betrübt über das Vorgefallene; sie hätten es nicht abwenden können, da sie abwesend waren; aber sie wollen alles aufbieten, daß keiner von ihren Leuten sich mehr bewaffnet sehen lasse."

Doch stillte sich die Aufregung, welche die Flintenschüsse von Vernoux hervorgerufen, nicht sogleich. Vom Gebirge kamen fortwährend bewaffnete Schaaren. Sie zerstreuten sich aber stets wieder auf Zusprechen der Geistlichen. Am andern Morgen gab es noch einen blutigen Zusammenstoß mit dem Militär. Als aber die bewaffneten Haufen endlich wieder heimgekehrt waren, handelte es sich darum, den Geistlichen und die übrigen Gefangenen mit einer Hand voll Soldaten durch eine aufgeregte, ganz protestantische Gegend zu führen. Die Bauern kamen in Menge an den Weg; aber sogleich eilten auch die benachbarten Pfarrer unter das aufgeregte und erbitterte Volk und suchten es zu beschwichtigen. Die Geleitsmannschaft wurde verstärkt; die Menge wuchs gleichfalls. Durch einen besondern Boten mußte von Montpellier weiteres Militär geholt werden. So konnte endlich Desübas ohne Widerstand, wenn auch nicht ohne Mühe in diese Stadt geführt werden. Es gab in der ganzen Gegend keinen geachtetern und geliebteren Geistlichen.

Zu Montpellier wurde Pastor Desübas in die Citadelle geworfen. Die Stände von Languedoc waren gerade versammelt. Der geistliche Stand nahm lebendigen Antheil an dem Schicksal des Unglücklichen. Der Bischof und mehrere Prälaten besuchten ihn mitleidig; alles wurde versucht, um ihn zu einem Religionswechsel zu vermögen, als dem einzigen Mittel für den Unschuldigen,

sich vor der Todesstrafe zu retten. Aber seine unerschütterliche Festigkeit benahm ihnen jede Hoffnung. Der Commandant fragte ihn, wie er doch des Königs Befehl habe übertreten und lehren und predigen können, was die Gesetze verbieten. Sein Ungehorsam habe den Tod verdient. Desübas erwiederte, man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Habe Gott seinen Tod jetzt beschlossen, so sei er bereit, dem Willen seines himmlischen Vaters zu folgen; auf diesen hoffe er und dieser werde ihn nicht zu Schanden werden lassen.

Im Januar wurde der Gefangene vom königl. Intendanten Lenain verhört. Er verantwortete sich so würdig und bescheiden, daß die Richter zu Thränen gerührt wurden. Selbst dem Intendanten gingen die Augen über. Auf förmlichen Befehl des Hofes beschwur er den Gefangenen im Namen Gottes, vor den er zu treten im Begriff sei, ihm die ganze Wahrheit zu sagen auf die Fragen: „Haben die Protestanten eine gemeinsame Kasse? Haben sie einen Aufruf zu den Waffen erlassen? Sind sie mit den Engländern in Briefwechsel?" — „Nichts von alledem ist wahr," erwiederte der Pastor; „die Geistlichen predigen nichts als Geduld und Königstreue." — „Ich weiß das, mein Herr," entgegnete der Intendant.

Das Gesetz sprach den Tod am Galgen über die Geistlichen aus, welche in einer Versammlung betroffen würden. Desübas war nicht in einer solchen, sondern in einem Privathause ergriffen: dennoch wurde „dem Gesetze gemäß" die Todesstrafe ausgesprochen. Alle Anwesenden außer dem Verurtheilten waren erschüttert. Der Diener des Gesetzes selbst versicherte, mit welchem Leidwesen er das Urtheil spreche; aber es sei der Befehl des Königs. „Ich weiß es, mein Herr," antwortete der Diener Gottes.

Am 2. Februar wurde er auf den freien Platz vor den Wällen der Stadt Montpellier geführt. Im Hemde und mit nackten Beinen mußte er vom Gefängniß zur Richtstätte dahin gehen. Eine ungeheure Menge Volks war am Wege; alles war ergriffen von der Ruhe seines Antlitzes und von der Schönheit seiner Züge. Noch mehr wurden die Zuschauer hingenommen, als sie sahen, wie er am Fuße der Leiter sich auf die Knie warf und mit Inbrunst betete. Als er die Leiter hinansteigen wollte, wurde er angehalten, um zuzusehen, wie die bei ihm gefundenen Papiere vom Henker verbrannt wurden. Es waren einige Erbauungsbücher und ein Pack Synodalschriften. Nun nahm er Abschied von den zwei Je-

suiten, die ihn hatten begleiten müssen; ein Crucifix, das sie ihm zum Kusse darboten, wies er zurück, um noch im letzten Augenblick sich als treuen Reformirten zu bezeigen, der Gott nur im Geiste und nicht im Bilde anbete. Er dankte den zwei Beichtvätern, die noch immer in ihn dringen wollten, daß er sich bekehre, und bat, sie möchten ihn ruhig sterben lassen. Sonst verstand man kein weiteres Wort von ihm, die Trommler übertäubten seine Stimme. Er stieg muthig vollends die Leiter hinan; bis zum letzten Augenblick bewies er so viel Festigkeit und Frömmigkeit, daß die Umstehenden, Katholiken wie Protestanten, in Thränen ausbrachen. Jene mußten Gott preisen ob solch' erbaulichem Ende, die andern freuten sich, einen solchen Blutzeugen ihres Glaubens zu haben.

Also endete der treue Knecht Gottes am 2. Februar 1746 erst 26 Jahre alt. Lange währte der Schmerz und die Trauer um den gefallenen Helden in den Kirchen der Wüste. Ihm nachzufolgen in Noth und Tod durch denselben Glauben, war ein heiliger Vorsatz in tausend Herzen. Der Tod dieses Mannes, durch den ein Exempel statuirt werden sollte, diente als Exempel in anderem Sinn als die Mörder meinten. Zwei Jahre später tagte unweit von der Stätte, wo Desübas gerichtet wurde, eine National-Synode von Geistlichen und Laien, größer als irgend eine andere im ganzen Jahrhundert. Und auch die Blutgier der Feinde war durch diesen Justizmord für einige Zeit gestillt. Freilich nur, um nachher wieder immer neue Opfer zu fordern, bis erst nach 40 Jahren endlich das Edict Ludwigs XVI. 1783 die Duldung brachte, welche Ludwig XIV. 1685 dem reformirten Glauben in Frankreich so grausam für ein ganzes Jahrhundert entzogen hat.

H. v. Merz in Marbach, jetzt in Stuttgart.

III. Die evangelische Heiden-Mission.

1. Aus Dänemark.

384. Bartholomäus Ziegenbalg.

23. Februar.

Das südasiatische Wunderland, seit Jahrtausenden Gegenstand neugieriger Einbildung, Schooß der Fabeln, Ziel religiöser Erobe-

rungen und andrer Unternehmungen — Ostindien, von dem alle andere Indien genannt sind, war soeben auf dem Seewege den Europäern zugänglich geworden, als die Reformation der Kirche durch das Evangelium zu Stande kam. Noch dauerte es lange Zeit ehe die Mission des Evangeliums an dortigen Küsten landen konnte. Erst mußten evangelische Völker, See- und Handelsmächte, mußten Holländer, Engelländer, Dänen die indischen Meere beschiffen, hier und da eine Insel oder das festländische Ufer mit Niederlassungen besetzen; auch dann noch währte es, wenigstens was das eigentliche Ostindien betrifft, eine gute Weile, bis diese Europäer gegen die dort eingetauschten Güter das Beste, was sie daheim hatten, einführten. Als aber der Dänen-König, Friedrich IV., wirklich den ihm als Kronprinzen von Lütken aus Berlin erweckten menschenfreundlichen Gedanken wieder aufnahm, seine heidnischen Unterthanen auf der Küste Choromandel mit der Botschaft des Heils zu versehen, und zugleich für die angrenzenden Völker etwas anzubahnen, ward kein Däne noch ein Holländer oder Engelländer zum Manne der Ausführung gewählt, sondern einem Deutschen, einem Sachsen, Ziegenbalg mit dem apostolischen Vornamen Bartholomäus, war es vom Herrn verliehn, Bahnbrecher der evangelischen Mission für Ostindien zu werden. Seine Mitarbeiter und die mehrsten seiner Nachfolger im Laufe des 18. Jahrhunderts, den größten Chr. Fr. Schwarz († 1798) nicht ausgenommen, waren von derselben natürlichen und geistlichen Abkunft; denn die meisten Fäden des angesponnenen Missionswerkes liefen damals auf die Männer zurück, welche in der Kirche nach dem Reiche Gottes gesucht und alle treibenden Gedanken der Verkündigung des Heils wieder aufgeweckt hatten, auf Spener und Francke. Vor dem Ersten Theile der seit 1708 erschienenen und später zusammengestellten Berichte der Königl. Dänischen Ostindischen Missionarien findet sich die Abbildung eines Geistlichen, der in den feinen und doch überaus kräftigen und muthigen Zügen seines Angesichts viel deutlicher als durch den pröbstlichen Anzug, was er gewesen, ankündigt. Die Unterschrift heißt: Bartholomaeus Ziegenbalg, Misnensis Saxo, ecclesiae ex Jndis collectae Praepositus, B. Z., aus dem Meißnischen, Probst einer indischen Kirche.

Da er ein Erster in der Art und Ausführung seines Berufes wurde, so verdient es desto mehr Beachtung, daß seine ganze Jugendgeschichte schon recht absichtlich von oben her auf Ordination

zum Missionar angelegt erscheinen kann. Geboren den 24. Juni a. St. 1683 zu Pulsnitz in der Oberlausitz und sehr bald Waise mußte Bartholomäus schon als Kind von solchen Eltern, wie sie ihm geworden waren, den Eindruck tiefen christlichen Ernstes empfangen haben. Hatte der Vater sich seinen Sarg bei Lebzeiten zimmern und aufstellen lassen, und gab, der Rettung wegen als Kranker während der Drangsal einer Feuersbrunst dareingelegt, alsbald den Geist auf; hatte die Mutter den an ihrem Sterbelager stehenden Kindern von einem Schatze geredet, welchen sie hinterlasse, und damit die Hausbibel gemeint, in der sich kein Blatt finde, das nicht von ihren Thränen befeuchtet worden; war endlich die älteste Schwester, die den Knaben aufzog, von ähnlicher Gesinnung: so läßt sich desto eher begreifen, was über ihn berichtet wird, daß ein Verlangen, dem Herrn zu dienen, schon seine frühe Jugend erfüllte. Oft und gern ging er in's Freie und stieg auf die Höhen, warf sich zum Gebete nieder und flehte um Weisheit. Der Wissenschaft wegen, mit welcher er ebenfalls frühe scheint großen Ernst gemacht zu haben, mußte er gelehrte Schulen besuchen. Camenz, Görlitz, Berlin haben ihn auf Halle vorbereitet, wo er im J. 1703 das Studium begann. Alles aber, was wir an dem Knaben und Jünglinge während seines Schulweges wahrnehmen, erscheint weniger wie Vorbereitung auf Halle als wie Vorbereitung auf Trankebar, seinen nachmaligen Missionsposten. Verhöhnt der frommen Lebensweise wegen von den Altersgenossen in dem Grade, daß es ihm nach und nach unerträglich dünkte, fand er an einem reiferen gleichgesinnten Mitschüler noch zu rechter Zeit Beistand; denn dieser lehrte ihn, Alles über sich ergehen zu lassen. Andre Anfechtungen hatte er allein mit dem Herrn zu bestehen, nachdem der menschliche Schutzgeist von seiner Seite gegangen war; nämlich bei fortgesetztem Studium der h. Schrift war ihm theils sein eignes natürliches Verderben, theils die Ausartung des damaligen Lehrstandes in so abschreckender Gestalt vor die Seele getreten, daß er an dem gewählten Berufe verzagte. Fast ein Jahr hindurch hatte er mit Schwermuth und den falschen Hülfen zu kämpfen, welche man dagegen aufbot; bis ihn der Herr von diesem Uebel ganz von innen heraus genesen ließ. Jetzt mußte er so schließen: gerade, weil der Verfall des geistlichen Standes so groß ist, geziemt es dir destomehr und nicht destoweniger diesem Berufe dich ganz zu ergeben. Der Jüngling konnte sich nicht lange bedenken, welchem Rather er sich eines gründlichen Verfah-

rens wegen anzuschließen habe. Damals gab es einen Studenten-Vater in Deutschland, einen Helfer und Führer christlich angeregter Jünglinge wie kaum vor ihm oder nach ihm einen andern; an den Professor der Theologie zu Halle August Hermann Francke wandte sich der Gymnasiast, und nicht vergebens. Francke leitete ihn nach Berlin; dort im Friedrichsgymnasium unter den pflegenden Händen des frommen und geistreichen Rectors Dr. Lange fand sich der Boden, in welchem die immer noch zarte Pflanze gedeihen und zu ihrer Blüthe und Frucht auswachsen konnte. Und doch war noch eine schwere Vorprüfung zu bestehen. Dasselbe Unterleibsleiden, welches in späterer Entwickelung die Tage seines dennoch reichen Lebens so schmerzlich verkürzte, war Ursache, daß er noch einmal nahe daran war, den geistlichen Beruf mit einem andern zu vertauschen. Er gedachte Landmann zu werden. Säemann mit Thränen ist er auch wirklich geworden und hat auch mit Freuden geerntet. Seine Freunde wußten ihn von Berlin und Halle aus vor zu schnellem Entschluß zu bewahren, und Francke vermochte es seine Bedenken abermals zu heben; man verschaffte ihm zu Merseburg und Erfurt Anstellungen, wo die Unterrichtsarbeiten mit erholenden Reisen wechseln durften. Und wie mußte nun wohl der zwanzigjährige Jüngling, der die akademischen Studien nicht einmal ganz vollendet hatte, bei persönlicher Bekanntschaft dem unbefangenen Kennerauge des Halle'schen Meisters erschienen sein, wenn dieser im Stande war, ihn dem Könige von Dänemark, der unerwarteter und noch unerhörter Weise einen ersten Boten des Evangeliums für die Tamulen von Halle verlangte, vor allen Andern mit Zuversicht zu empfehlen? Was Ziegenbalg betrifft, so willigte er nach einigem Widerstande herzlich ein. Neben ihm wurde der Mecklenburger Heinrich Plütschau dazu ausersehn, denn der Herr liebt je zwei auszusenden. Aufmunterungen für solchen Beruf gab es zu dieser Zeit, wenn sie nicht im reinen vollen christlichen Gedanken lagen — keine. Von Erfolgen evangelischer Heiden-Mission wußte man nicht. Die übrigen Missionen des Dänen-Königs und die Sendungen der Brüdergemeine waren künftige. Was ein halb Jahrhundert früher der Neu-Engelländer John Eliot, der berühmte Pfarrer von Roxbury b. Boston für die nordamerikanischen Heiden unternommen und ausgeführt hatte, wurde in Deutschland erst einige Jahre nach Ziegenbalg's Tode bekannter. Unsere Anfänger mußten daher einen vom Heerde der gläubigen Liebe und der Schriftgelehrsamkeit zum Himmelreich,

wie er in Halle bestand, reichlich genährten Brand im Herzen tragen, wenn sie die Kälte aushalten wollten, mit welcher die damalige Kirchenwelt und Theologie ihr Beginnen aufnahm. Von einer berühmten Universität her gab man ihnen den Namen Schwärmer, unberufene Apostel, mit auf den Weg; insgemein galten sie für Narren, und in Kopenhagen, von woher doch der Ruf gekommen, wurde, vom Könige, vom Rathgeber desselben in diesen Sachen, dem Dr. Lütken, und einigen stillen Freunden abgesehen, wenigstens die Vergeblichkeit und Unfruchtbarkeit des Unternehmens vor den Ohren des berufenen Paares mit Härte ausgesprochen. Zu der Zeit war es ein anderer Entschluß als heute das Vaterland Europa zu verlassen und mit dem fabelhaften Indien zu vertauschen. Ziegenbalg ließ es sich damals schon sagen und sagte es sich selbst, wiederholte es dann noch öfter, es müsse genügen, wenn auch nur Eines Heiden Seele dadurch gerettet würde.

Sie segelten dann am 29. November 1705 nach dem Lande ab, das der Herr ihnen zeigen sollte, und kamen nach Aufenthalt am Cap der guten Hoffnung, wo der Anblick der Hottentotten (denen noch lange kein Schmidt, kein v. d. Kemp kommen sollte) sie eher ermuthigte als niederschlug, nach sieben Monaten Reise bei der Dänisch-ostindischen Niederlassung in Trankebar (Tarangen badi) an. Sie hatten eine stürmische und dennoch glückliche, fröhliche Reise hinter sich; Ziegenbalg beschreibt im Briefe vom Cap aus den Reichthum der Erscheinungen auf dem Meere und kündigt eine Schrift über die Zusammenstimmung der Natur- und Gnadenwunder Gottes an, welche er während der Fahrt verfaßt. Voll Verlangen nach den Heiden blickten sie nun auf die vor ihnen liegende Stadt. Ursprünglich gehörte der ehemals kleine Flecken zu dem der Mongolischen Herrschaft zinspflichtigen Fürstenthume Tanschur. Die Dänen hatten ihn des Handels wegen im J. 1620 käuflich erworben, mit Mauern und Castell versehen und rechneten etwa noch 27 Dörfer in der Nachbarschaft zu ihrem Gebiete. Da regierten die dänischen Handelsherren und der Commandant Hassius eine Bevölkerung von Nord-Europäischen Weißen, halbweißen Portugiesen, Muhamedanern und eine Mehrzahl von tamulischen Hindus, welche alle in ihrer Weise in Kirchen, Moscheen, Pagoden Gott verehrten. Die Aufnahme, welche unsere Boten bei ihren europäischen Landsleuten fanden, war im Grunde keine; dagegen gab sich die Anziehungskraft, welche sie und die schwarz-braunen Malabaren auf einander übten, sofort zu erkennen. Daß sie Bo-

ten des heimischen Königs waren, hatte noch nicht viel zu bedeuten; Colonieen lagen dem Mutterlande damals noch ferner als jetzt, königliche Befehle verloren an Kraft, ehe sie ihre Bestimmung erreichten. Ein äußerliches Staatskirchenthum genossen die Dänen zu Trankebar so gut als die Holländer am Cap. Mehr verlangte man nicht. Einen Verkehrs-Artikel aus dem Christenthume zu machen, schien, dieses Unternehmen im reinsten und ernstlichsten Sinne genommen, auch den deutschen Kaufleuten gar zu bedenklich, welche doch vor Allen sich hätten der Ankunft dieser Missionarien freuen können. Was aber die Malabaren betrifft, so scheint es, sie wurden in demselben Grade, in welchem ihnen das Christenthum durch die Christen verächtlich geworden, zumal durch Ziegenbalg's Persönlichkeit, schon ehe er noch in ihrer Sprache sein apostolisches Gemüth offenbaren konnte, höchlich erbauet. In der That ist dieser Mann, den Jahren nach noch sehr ein Jüngling, nur nach Trankebar gekommen, um da als in seinem rechten Lebenselemente sich zu bewegen. Von Stund' an wird er, was er auch bleibt, die Seele des ganzen Unternehmens, ohne sich über seine nächsten Mitarbeiter, Plütschau und dann Gründler, zu erheben; vielmehr wird die innige Brüderlichkeit, welche sie untereinander in Leid und Freude vor dem Herrn und vor den Menschen zusammenhält, ein Bestandtheil der Erbauung, welche sie Christen und Heiden gewähren. Ziegenbalg's hohe natürliche und geistliche Gaben treten nun in's Licht; das recht ausgewählte Rüstzeug läßt sich nicht allein am großen Gebets- und Glaubensmuthe den sich aufthürmenden Hindernissen gegenüber, und nicht nur an der bewundernswerthen Sprachengabe und Schriftgelehrsamkeit, welche ihm zu Gebote steht, erkennen, sondern an vielen andern unschätzbar wichtigen Eigenschaften eines den Nachkommen zum Vorbilde gesetzten Heidenboten. Welches kühne, tapfere Vordringen, und doch so viel Mäßigung und Besonnenheit! Welche Schlangenklugheit bei so großer Einfalt und Wahrhaftigkeit! Die tiefbewußte göttliche Ueberlegenheit der Lehre und des Kreuzes Christi verbunden mit der herzlichsten Liebe zu den elenden Heiden macht ihn eben so ungeduldig, ihnen an's Herz zu fassen, ihnen ihr Verderben ganz aufzudecken, als erfindsam, sie wie der erste aller Heiden-Apostel mit ihren eignen Waffen zu schlagen.

Bei solchen Gaben und Gesinnungen mußte der Erfolg seiner Sendung zur Hälfte schon verbürgt sein, wenn Ziegenbalg das Hinderniß der fremden Volkssprache überwunden hatte. Anfangs

schien es, die portugiesische Sprache werde hinreichen, um einen Verkehr mit den Heiden zu gewinnen, denn sie hatte, wie fast sämmtliche Seestädte Ostindiens auch Trankebar inne, auch machte es schon Mühe genug, sich in ihren Besitz zu setzen, da die Missionare nur etwas Dänisch vom Schiffe mitbrachten: allein der unermeßliche Vortheil, den es giebt, dem Volke in seiner Sprache zuzureden, mußte einleuchten. Schon im September des ersten Missionsjahres legten sich Beide auf das tamulische oder malabarische; nach acht Monaten hatte die außerordentliche Betriebsamkeit und Gabe Ziegenbalg's unterstützt von einigen günstigen Umständen persönlicher Bekanntschaft schon gesiegt. Bald durfte er sich in Briefen an Berliner Freunde das Zeugniß geben, er sehe es kommen, daß er sich darin so frei, wie in seiner Muttersprache bewegen werde. Nicht genug, daß dieß an sich schon an den weißen Fremdling heranzog, denn man wird bald gewahr, daß ihm das Land und jedes Ruhehaus auf Reisen der Sprache wegen offen steht; er vermag nun auch, was er so eifrig thut, dies in Wissenschaft und Kunst weitgediehene Volk in seinen angeerbten Meinungen ganz auszufinden, die Braminen mit braminischer Gelehrsamkeit zu beschämen und ihnen all' ihre Widersprüche urkundlich aufzudecken; das meiste noch ist, daß er jetzt viel vollkommener als es den Katholiken gelungen war, die Bibel tamulisch reden machen, und zumal seit eine Presse für tamulische und portugiesische Schrift von Europa herüber gekommen ist und der mühsamen Abschreiberei ein Ende gemacht hat, ein malabarisches Schriftwesen begründen kann, welches den evangelischen Unterricht und Gottesdienst hinreichend unterstützt. Die Heiden lasen nun bald Luther's Katechismus, lernten evangelische Kirchengesänge, hörten die Dänische Liturgie (von welcher Ziegenbalg, um den Deutschen Kirchenmännern, die ihn der Neuerung verdächtigten, den Mund zu stopfen, nicht abließ) in ihrer Sprache. Dabei ging selbst die europäische Wissenschaft von der Sprache und Bildung Ostindiens nicht leer aus. Aber wie viel hatte Ziegenbalg Bücher von seinem ersparten Gehalte ankaufen, abschreiben, lesen und wiederlesen müssen, während doch schon seinen Tag viele Lehramtspflichten besetzt hielten, ehe er konnte eine tamulische Sprachlehre, zwei tamulische Wörterbücher, eins von 40,000, eins von 20,000 Wörtern, und dergleichen mehreres zu Stande bringen; unangesehn, daß es ihm Pein machte, den Schmutz einer so unzüchtigen Litteratur, als die indische war, zu durchwaden. Man kannte damals im germani-

schen Europa die innern ostindischen Zustände fast gar nicht; in Widerspruch mit dem spätern Wahne, die Quellen aller göttlichen und menschlichen Weisheit seien dort zu suchen, dachten sich die Deutschen bei dem Namen der Hindus kaum etwas anders als eben irgend ein Heidenthum ohne Staat und Wissenschaft. Ziegenbalg verfaßte viele Schriften in der Absicht, seinen Landsleuten eine Vorstellung von dem Bildungsgrade und Bildungselende der Indier beizubringen, und dadurch Aufmerksamkeit, Mitleid und Mitwirkung zu erregen. Nicht weniger wünschte er für die nachfolgenden Boten des Evangeliums den Weg der Vorschule zu verkürzen.

Unterdessen hatte die Mission, ehe die Sprachen erlernt waren, ihre Thätigkeit begonnen. Man empfing Besuch in der gemietheten Wohnung von Muhamedanern und Tamulen, man hielt auch Umgänge, indem etwas Portugiesisch und Dolmetschung die Verständigung hergaben. Dabei leistete Modaliappa, wie ihn die ersten Berichte schreiben, ein heruntergekommener Reicher von fürstlicher Abkunft Dienste, ein Mann, der mit ebenso großer Sehnsucht und Wißbegierde nun an die Missionare sich anhing, wie zuvor an jede Spur europäischer Bildung. Mit dem Fortschritt in der Kenntniß und Uebung der Sprachen erweiterte und vervielfältigte sich der Arbeitskreis, nachdem im ersten Jahre fünf Heiden, im folgenden vierzig für das Christenthum gewonnen und getauft worden waren, außerordentlich. Zum innersten Heerde der Mission diente die häusliche Betstunde, welche die Arbeiter zu ihrer Erquickung alltäglich hielten, und eine andre, zu welcher sie Hausgenossen und Freunde zuließen. Angeregte Deutsche drängten sich dazu, und fast scheint es, der dänische Befehlshaber habe die Mission Ziegenbalg's von den Heiden ablenken und auf die deutschen Einwohner beschränken wollen, als er sie einlud in der Zionskirche, die der Dänen-Gemeine gehörte, einen regelmäßigen deutschen Gottesdienst zu halten. Denn Hindus gingen sicher in keine europäische Kirche, und in der Missionswohnung den deutschen Gottesdienst zu halten, war nicht gestattet worden. So gern nun sich die Missionare dazu hergaben, so wenig ließen sie sich abhalten an der Heiden-Gemeine zu bauen, welche der Sprache wegen in allen Classen und Stufen des Unterrichts, in Predigt und Gottesdienst eine zwiefache, eine portugiesische und eine tamulische werden mußte. Nach und nach hatten sie zwei geräumige Wohnungen erworben, und ein Kirchlein erbauet, und einen Dienst am Worte mit Kinder-Unterricht in drei

Sprachen, mit portugiesischem und tamulischem Katechumenen-Unterrichte, mit öffentlichen Katechisationen und dreifachem Predigtgottesdienste angerichtet, ohne daß sie aufhörten unter den Heiden in der Stadt und auf Dörfern mit der Botschaft des Heiles einherzugehen und dabei christliche Schriftchen auszutheilen. Dieses Werk erforderte, wie Ziegenbalg in Briefen bekennt, zu Zeiten übernatürliche Darreichung von Kraft, hatte aber auch einen sichtbaren Segen, zunächst den, daß sie wirklich mit allen Religionen, Nationen und Sprachen der Einwohnerschaft in Berührung kamen. Denn sogar die Katholiken und Muhamedaner wurden an den Fenstern und Thüren der Jerusalemskirche ihre Zuhörer und sie verfehlten nicht die Vorträge auch darauf einzurichten. Sie thaten keine Wunder in der Weise des h. Xavier, aber der Herr wirkte durch die Hände ihrer betenden Treue und Selbstverläugnung große Wunder, selbst in den Augen der Widersacher. Denn woher kamen ihnen die Mittel, Häuser und Gärten zu kaufen, Kirchen zu bauen, und was viel mehr sagen wollte, den Unterhalt für alle die Kinder, Schüler, Katecheten und Lehrer, Diener und Dienerinnen, eine stets wachsende Missionsfamilie, aufzubringen? Die Heiden, die dem Herrn zufielen, verloren in der Regel ihre vorige Nahrung. Was sich die Missionarien von selbst verboten haben würden, Geld von den Heiden zu nehmen, war ihnen durch ihre Instruction verboten. Als ihr Gehalt waren 200 Thlr. ausgesetzt, eine Summe, die ihnen durch Schuld übelgesinnter Behörden oft nicht zeitig ausgezahlt wurde; auch die vom Könige später bewilligten Zuschüsse für das Missionswerk von Trankebar kamen nicht regelmäßig an und fehlten noch, als man die Kirche baute, so daß die Widersacher eines so eitlen Unternehmens spotteten. Zuweilen war des Morgens kaum ein Fano (zwei Groschen) im Hause, und man wollte doch leben. Allein in der christlichen Schule, aus welcher Ziegenbalg herkam, galt der vornehmlich von den Erfahrungen Aug. H. Francke's abgeleitete Lehrsatz, bei einem Nothwerk der Liebe zu Ehren des Herrn, könne man, sich selbst nur der Opferfreudigkeit bewußt geworden, sagen, Sorge du, und entweder mit einem Nichts anfangen oder mit wenig Broten an die Speisung von Tausenden gehen. In der That füllte der Herr in einer langen Reihe von Beispielen, die in den Tagebüchern verzeichnet stehen, jeden Mangel aus und bekannte sich zu den oft gemachten Schulden. Erwartete Schiffe, Briefe, Gelder blieben aus, ganz unerwartete trafen ein und schütteten Thau des Trostes

auf das schmachtende Land. Eine Wunderhülfe veranlaßt die andere. Denn jemehr man sich in England, in Berlin, Halle und Kopenhagen von dem Segen überzeugt, den die Missionare bei bitterster Armuth und Verlegenheit gehabt, desto angelegentlicher wird dort für Trankebar gesammelt. Aber auch Trostbriefe ohne Geld, jubelnde und mahnende Bezeugungen der Theilnahme von Europa her, vor allen die Schreiben der Gesellschaft zur Fortpflanzung der christlichen Erkenntniß und der apostolische Sendbrief Francke's an die neue christliche Gemeine aus den Heiden gereichten den zuweilen ermatteten Kräften zur Hebung. Aller nur irgend Empfänglichen in Deutschland hatte sich, wie aus diesen Schriften, welche uns heute noch vorliegen, erhellet, ein geistliches Entzücken auf die Nachrichten von der ostindischen Mission bemächtigt, und wie verhielt es sich nun mit der verdächtigen These des gelehrten Magisters, der Mammonsdienst der Ostindienfahrer habe neuerdings einige sogenannte Apostel nach sich gezogen? Die Anfechtungen des Werkes (wie die Mission vorzugsweise genannt wird) trafen immer zunächst Ziegenbalg, wiewohl die Berichte in den meisten Fällen den Namen verschwiegen. Am Bekanntesten ist, daß er gerade als er die tamulische Uebersetzung des N. T. begonnen hatte, auf Befehl des dänischen Commandanten verhaftet und auf dem Castelle eingekerkert wurde, mit dem ausdrücklichen Verbote, im Uebersetzungswerke fortzufahren. Die Beweggründe, die den Befehlshaber bestimmten, eine dem königlichen Willen und der Gerechtigkeit zuwiderlaufende Maaßregel zu ergreifen, bleiben in Dunkel gehüllt, weil Zartheit und Versöhnlichkeit die ersten Berichterstatter abgehalten hat alles herauszusagen. Die Hände des Gebundenen ruheten nicht, Ziegenbalg schrieb im Gefängnisse zwei Aufsätze, den einen über den allgemeinen Christenstand, den andern über den christlichen Lehrstand. Und was das wichtigste ist, er selbst machte sich durch den Gehorsam gegen die ungerechte Obrigkeit, durch die unbestechliche Zeugnißtreue, welche er dem Commandanten gegenüber im Briefwechsel behauptete, vornehmlich durch die rührende Versöhnung des Mannes, jenes Standes, dessen Pflichten und Rechte er beschrieben hatte, nur noch würdiger. Mit der Gefangenschaft endigten noch keineswegs die Mißhelligkeiten und bösartigen Hinderungen, welche die Mission von jener Seite her zu bestehen hatte, so ernstliche Schutzbefehle auch von Zeit zu Zeit von Kopenhagen angekommen waren. Die Mission hatte Stationen ihres Schulwesens auf einigen Dörfern

angelegt; aber allem Anſehn nach geſchah es im Einverſtändniſſe mit den Behörden, daß heidniſche Haufen den Bau hinderten oder wieder zerſtörten. Um dennoch die erworbenen Grundſtücke zu nutzen, führten die muthigen Miſſionare ihre Schulkinder hinaus, hielten im Freien Unterrichtsſtunden mit ihnen und die dadurch angezogenen Heiden hörten zu.

Indeſſen hatte ſich der Ruf von der tamuliſchen Predigt des Evangeliums und von der Perſon des Predigers in Trankebar im Reiche Tanſchur und nach andern Richtungen hin verbreitet. Die ſeit Jahren verfolgten Katholiken jenes Landes kamen zu Ziegenbalg, Troſt und Zuflucht bei ihm zu ſuchen. Letztre konnte er leider nicht gewähren. So aber wie er ſeinen Beruf fühlte, nämlich das Evangelium als ein geordneter Diener des Herrn ſoweit wie möglich den Ohren und Herzen der betrogenen Heiden nahe zu bringen, und wo möglich auch die träge Gewiſſensruhe der Führer des Volks aufzuſtören, trieb ihn der Geiſt über die Grenzen des däniſchen Gebietes. Folgen wir ihm da. Dieſe kleinen oder größern Unternehmungen und Reiſen laſſen ihn am meiſten ſehen wie er iſt. Ziegenbalg wagte ſich zeitig gleichſam als Kundſchafter nach Tanſchur, ohne das durch Zollſtätten gegen Fremde abgeſperrte Land Zeit ſeines Lebens für die Miſſion erobern zu können. In ſüdlicher Richtung hatte er nur eine Tagreiſe nach Negapatam, einem holländiſchen Hauptſitze, und dahin haben ihn bei freundlichem Verhältniſſe mit den holländiſchen Herren mehrere Reiſen geführt. Auf den Zwiſchenorten wurde hin und her mit den Heiden verhandelt. Eine viel ergiebigere Verbindung knüpfte ſich zwiſchen Trankebar und der Stadt und dem Gebiete von Madras. Dort gab es engelländiſche Anſiedelung, auf Neben- und Zwiſchenpuncten auch holländiſche. Seit nun die däniſchen Miſſionare, inſonderheit Ziegenbalg den Sprachſchlüſſel zur Aufſchließung indiſcher Herzen errungen hatte, und dieß in England bekannt worden war, ruhete die genannte Geſellſchaft für Fortpflanzung der Erkenntniß Chriſti nicht, bis ſie auf dem viel weiteren und offneren engelländiſchen Gebiete Oſtindiens eine Nachfolge auf der Spur der Miſſion von Trankebar bei Predigern und Freunden des Evangeliums erweckt hatte. Dazu gehörte die perſönliche Gegenwart Ziegenbalg's, und dieſer war nicht ein Mann, der lange auf ſich warten ließ. Hier und von hier aus hat er zu verſchiedenen Zeiten Katholiken, Armeniern und Heiden, beſonders vielen auf tamuliſche Predigt geſpannten heidniſchen Haufen unter Verbrei-

tung bibliſcher und andrer Schriften Chriſtum verkündet. Von hier aus iſt er auch in's Mongoliſche eingedrungen, hat ſich auf den dem h. Thomas geweihten Bergen aufgehalten, und von da manchen Brief nach Europa datirt. Außerhalb der Stadt Trankebar erſcheint er in weißem Gewande, überhaupt indiſch gekleidet und mit Reiſe-Dienerſchaft, geht nicht leicht ein ſogenanntes Ruhe-Haus vorüber, am wenigſten die bei den Götzentempeln verſammelten Volkshaufen; oft ſucht er die Stätten, wo er Braminen (die Männer vom religiös privilegirten Geſchlechte, welche aus dem Gehirn des weltſchaffenden Gottes Brama entſproſſen ſind) zu finden hofft, abſichtlich auf. Nicht nur die Volksſprache, in der er Geſpräche mit allen Claſſen an eine zufällig vorliegende Sache anknüpft, und der Ruf von einer neuen Religion, der ihm vorangehet, verſchafft ihm durchgehends offne Ohren, ſondern auch die gründliche, die Braminen übertreffende Erkenntniß des abgöttiſchen Zuſtandes und Volksglaubens, welchen er ſtraft, und die furchtloſe Geradheit im Fragen oder Antworten, womit er es thut, ſetzen in Erſtaunen. Durchweg fühlt er ſich als einen hier auftretenden Prieſter des wahren lebendigen Gottes, und verlangt in dieſer ſeiner Eigenſchaft offene Thür und Anerkennung. Ziegenbalg hatte zu Trankebar zeitig muhamedaniſche Beſuche empfangen; ſo war ihm bekannt geworden, daß nicht ſehr fern ein Einſiedler, angeblich Sprößling der Familie Muhamed's wohne, den die Anhänger dieſer Religion beinahe anbeteten. Bald machte ſich der Miſſionar auf, ihn zu beſuchen. Er wird angenommen, aber er ſoll — und dieſen Anſpruch macht der Heilige ſelbſt, auch noch bei wiederholten Beſuchen — Diener und Sonnenſchirm zurücklaſſen, vornehmlich ſeine Schuhe ausziehen, ſogar der König von Tanſchur thue das, hier ſei heiliges Land. Aber nichts von dem Allen; es gezieme wohl Gott, iſt Ziegenbalg's Antwort, dem Moſes dergleichen zu gebieten, aber ihnen nicht, am wenigſten könne ein Prieſter Gottes dem Muhamed eine ſolche Ehre erweiſen. Das Murren wird beſchwichtigt und ehe man ſich es verſieht, ſitzt der Apoſtel des Evangeliums ſchon zur Seite des in Sammt und Gold gekleideten Heiligen. Dieſer will ſich rächen und legt dem Miſſionar wunderliche Fragen vor. Ziegenbalg beantwortet ihm ohne Zögern alles, geht aber endlich ſelbſt in's Fragen über. Es frage ſich, was denn Heiligkeit ſei, wenn man ein Heiliger ſein wolle. Der unwiſſende muß nach und nach verſtummen und nun den Weg zur Heiligkeit und Seligkeit ſich predigen laſſen, aber ſie ſcheiden dennoch

in Freundschaft. Auf einer Reise nach Negapatam durch das Gebiet von Tanschur wird der Missionar an einer Zollstätte angehalten. Die Braminen zahlen keinen Zoll, wie vielmehr, schließt Z., muß ein Priester des wahren Gottes zollfrei reisen dürfen. Im Gegentheil, antworten die Zöllner, ein Verführer des Volkes sollte doppelt zahlen müssen. Nachdem sie aber seine Predigt ausgehalten, lassen sie ihn dennoch frei passiren. Ein andres Mal nähert er sich einem Haufen Heiden, welche um eine Pagode versammelt sind, ohne sein Haupt zu entblößen; Volk und Braminen stürmen auf ihn ein und fordern, daß er dem Gotte die schuldige Ehrfurcht erweise. Er verwahrt sich aber feierlich gegen das Vorgeben, dieser Götze sei Gott und irgend einer Ehrenbezeugung würdig; der Ausgang ist ein Zweifeln auf Seiten des Volkes, eine Beschämung der Braminen, und ein Muhamedaner, der eben gegenwärtig ist, tritt seinen Ausführungen gegen die Heiden ausdrücklich bei. Von Madras aus war Ziegenbalg auf seinen apostolischen Wegen in eine entlegne Stadt vorgedrungen, welche unter einem muhamedanischen Oberen stand. Kaum hatte er vor einer großen gespannten Versammlung seine Verkündigung begonnen, als schon Warnungen von der Obrigkeit eintrafen, die seine Freiheit und sein Leben bedroheten; erst aber nach beendigter Predigt nahm Ziegenbalg seinen offnen freien Rückzug durch Markt und Straßen, ohne daß jemand Hand an ihn legte. Gemeiniglich war das in der Sprache der Heiden abgefaßte Schreiben, welches die Missionare von Trankebar an das indische Volk gerichtet, seiner Ankunft schon vorausgegangen. Ziegenbalg hielt damit nicht zurück; sandte es an Fürsten und Obrigkeiten, erstattete sogar damit die Neujahrswünsche, welche ihm von ausgezeichneten Indiern in Trankebar dargebracht worden waren, obgleich die das Land drückende Abgötterei darin aufgedeckt und die Ermahnung, der jetzt für Indien angebrochenen Heilszeit wahrzunehmen, mit allem möglichen Nachdruck ausgesprochen war. Zuerst hatte ein holländischer Herr zu Negapatam den Missionar mit einer großen dazu eingeladenen Anzahl von Braminen in Gemeinschaft zu einem Religionsgespräch versetzt. Von daher datirt ein fortgesetzter reicher Briefwechsel zwischen ihm und den indischen Gelehrten, der noch vor uns liegt. Vornehmlich aber die aufbehaltenen Auszüge aus seinen gelegentlichen Unterredungen auf Reisen beweisen die ausgezeichnete Gabe des deutschen Predigers, das Geschäft der Ueberführung schnell und kräftig auszuüben. Redet man ihm von dem

großen Umfange, in welchem die Religion Muhamed's oder die indische herrsche, so fragt er, ob es ihre Meinung sei, daß in irgend einem Volke die Zahl der Guten die Zahl der Bösen überwiege, oder etwa das umgekehrte, und so drängt er sie bald zu dem Geständnisse, auf die Zahl komme es in Sachen der Wahrheit und des Gewissens nicht an. Unzählige räumten alles mögliche ein, nur nicht, daß der Hindu während des jetzigen Welt-Zeitalters geistige Kraft zur Sinnesänderung genug besitze, dieses müsse erst vorübergehen; allein er hielt ihnen ausführlich vor: Jetzt sei die angenehme Zeit und das Jahr des Heils eben gekommen, und da man allezeit während dieser Zeit sterbe, so sei auch allezeit für der Seelen Seligkeit zu sorgen. Die Braminen wenigstens wollten nie zugestehen, daß ihnen die Einheit des unsichtbaren Gottes fremd sei, nur vergegenwärtige er sich vielfach und dieß sei nothwendig, wenn er verehrt werden wolle von sinnlichen Menschen. Von jedem solchen Versuche der Rechtfertigung des abgöttischen Dienstes nimmt Ziegenbalg in neuer Wendung Anlaß, die Kenntniß der indischen Götter, Fabeln, Ceremonieen und Gesetze, die er sich erworben, an ihrem Schaamgefühl zu erproben; denn da diese Götter nach ihren Thaten beurtheilt, schlechter und unreiner als die Menschen seien, so lasse sich schließen, ob und welch' ein einiger Gott sich in ihnen vergegenwärtige. Ein letzter Vorwand pflegte zu sein, jede Nation bedürfe und habe ihre eigne Religion, wogegen der Bote Gottes ausführte, es gebe aber alles, was zur Religion ammeisten gehöre, nur in der Einzahl, Gott, Menschheit, Welt, Erlösung 2c.; und wenn sie nun geltend machten, es fehle auch in ihrer Mitte nicht an Leuten, welche nur für die andre Welt lebten, Heilige, Enthaltsame, Einsiedler 2c. und diese seien von den Christen kaum zu unterscheiden, so verstand er es trefflich ihnen zu zeigen, daß man eben nur für diese Welt recht tauglich und gut durch himmlische Gesinnung werde. Zwar zählte die Gemeine aus den Heiden, als Ziegenbalg im J. 1714 nach Europa reiste, nur einige Hundert, aber die Zahl der Katechumenen wuchs von Jahr zu Jahr, und in einem weiteren Sinne waren seine Katechumenen schon nicht mehr zu zählen, nämlich diejenigen, welche ausdrücklich sich es gelobten, christlich zu leben ohne die Nationalsitte brechen zu wollen und zu können.

Viele Gründe bewogen ihn im achten Jahre seiner Mission das Mutterland derselben zu besuchen, der hauptsächlichste bestand in der Hoffnung, durch persönliches Erscheinen in kürzerer Zeit und

kräftiger die Widersacher des Werkes zu belehren und ihm neue Freundschaft und Hülfe zu gewinnen. Jetzt bereuete der Commandant sein Verhalten, erbat sich und erhielt eine Acte der Amnestie. Nachdem Ziegenbalg dem ausgezeichnetsten der Mitarbeiter, Gründler, die Gemeine übergeben, schiffte er sich unter dem Geleite der Christen und Heiden am 26. October 1714 ein und kam den 1. Juni d. f. J. zu Bergen in Norwegen an. Unterwegs hatte er die tamulische Sprachlehre vollendet. Aber wie ganz anders begrüßt und entläßt man ihn jetzt an allen Orten, wo er eintrifft. In Kopenhagen findet er das Missionscollegium eingerichtet. Mit großen Ehren nimmt ihn Friedrich IV. in seinem Kriegslager vor Stralsund auf und ernennt ihn zum Probste der ostindischen Mission. Bald besucht er Halle und darf Francken wiedersehen. Zu Merseburg verheirathet er sich mit seiner ehemaligen Schülerin, Dorothea Salzmann, die sich mit dem Tagebuche der Rückreise nach Indien, welches sie geführt und wir heute noch mit Erbauung lesen, ein Zeugniß ausgestellt, daß sie des Mannes würdig gewesen. Ueber Holland, wo Ziegenbalg den dritten schweren Krankheitsfall noch glücklich bestehet, geht er nach England, wo ihm König und Erzbischof Ehre erweisen und von Neuem ihre Unterstützung zusagen. Vom 4. März 1716 an finden wir ihn wieder auf dem Schiffe, und am 10. August d. J. heißen ihn die Heiden, zu denen er sich zurückgesehnt, im Hafen von Madras mit lauter Freude willkommen. Hier widmet er sich eine Zeit lang als Rathgeber des Predigers Stevenson einer engelländischen, schon vorbereiteten Mission, und erfreut sich dann des unter der Leitung seines treuen Freundes in allen Stücken geförderten Werkes zu Trankebar. Eine neue Kirche ist im Baue begriffen. Ein neuer Commandant ist der Mission ganz zugethan. Noch sind ihm aber nur drei Jahre gegeben, den Weg des Apostels wieder anzutreten und in der vorigen Weise fortzusetzen. Was beide, Gründler und Ziegenbalg, sich vor dem Herrn gelobt, zu bleiben bis zum Abschied von der Welt, geht bald in Erfüllung. Der erste im Abscheiden wird der bei weitem jüngere und unentbehrlichere; denn in Ziegenbalg wollte der Herr unter anderm auch ein Beispiel davon aufstellen, wieviel ein ihm treuer Knecht, der wenig Zeit hat, dennoch auszurichten und wenn nicht auszurichten, doch anzubahnen vermag. Seit Einweihung der neuen Kirche (Octob. 1718) zog er sich allmählig auf häusliche Arbeit zurück, ermannte sich noch einmal zum Predigen, und ergab sich dann in's

Sterbelager. Ueber manchem schönen Bekenntnisse bestand er seinen Kampf, ließ sich am 23. Febr. 1719, nachdem er geäußert, daß es ihm so hell vor den Augen werde als sähe er die Sonne, das Lied: Jesus meine Zuversicht, mit Clavierbegleitung singen, und gab kurz darauf — im 35. Jahre seines Alters — den Geist auf. C. J. Nitzsch in Berlin †.

---

385. Thomas von Westen.

9. April.

Große und in Gott gegründete Unternehmungen suchen die Werkzeuge ihrer Ausführung nicht vergebens; als der erste evangelische Fürst, der das Werk der Mission des Evangeliums zu seinen wesentlichen Pflichten zählte, als König Friedrich IV. von Dänemark das Augenmerk seiner frommen Fürsorge auf das halbchristliche oder theilweise ganz heidnische Lappland im äußersten Norden seines norwegischen Reiches gerichtet hatte, durfte er den Mann der Sendung nicht wie zehn Jahre früher für die Malabaren unter den Deutschen suchen, sondern in seinem Norwegen selbst stand ihm schon ein gerüsteter Prediger zu Gebote, Thomas von Westen, dessen Name auch in dem weitesten Kreise dem Gedächtniß der evangelischen Christen eingeprägt zu werden verdient. Schon alle die Ereignisse seines Lebens, von welchen die Geschichte bis zu dem Zeitpuncte weiß, da er als Pastor zu Wedöen an der Grenze des norwegischen Stiftes Drontheim das apostolische Amt für die Finnmarken empfing, drücken ihm das Zeichen des Außerordentlichen auf, kündigen den Kämpfer und Eiferer an, der in Opferfreudigkeit um den Preis geretteter Seelen ringt, und machen es begreiflich, daß er sich nach einer so zeitig abgeschloßnen ihnen gewidmeten Laufbahn, von seinen armen Lappen oder Finnen einen ähnlich schönen Namen, wie Samuel Marsden von den Neuseeländern erworben habe, nämlich den Titel: der Lector, der den Finn-Mann lieb hat.

Westen war im Jahre 1682 zu Drontheim, dem nördlichen Stifte oder Bischofssitze von Norwegen geboren. Kind einer zahlreichen und dürftigen Familie wurde er zu bürgerlichem Erwerbe bestimmt. Allein der Knabe verbirgt sich im Heu, um heimlich lateinische Wörter zu lernen; man findet in seinen Händen Jacob Böhme's „Morgenröthe", das Buch, welches so vielen evangelischen

Christen zu tieferer Anregung gedient hat. Der Vater giebt endlich nach, daß der Sohn die Universität beziehe, jedoch unter der Bedingung, daß er der Arzneikunde sich widme. Endlich ist der junge Mann dem Ziele der Doctorwürde nahe; da stirbt ihm der Vater (der ihn doch einigermaaßen unterstützt zu haben scheint), und die Promotions-Kosten sind nicht zu schaffen. Von da an mag er sich desto eifriger den theologischen und Sprachwissenschaften gewidmet haben, aber im Kampfe mit der bittersten Armuth. Wie man erzählt, konnte er sich nur alle zwei Tage bei schlechtester Kost satt essen, und mußte daheim bleiben, wenn sein Stubengenoß ausging, weil nur Ein Rock zu gemeinsamem Gebrauche vorhanden war. Die Unterstützung von Seiten einer frommen Wittwe, welche er später aus Dankbarkeit heirathete, fällt wohl in diese Zeit. Dann treten zur voramtlichen Geschichte des Mannes noch zwei Nachrichten hinzu, die eine, er habe sich morgenländischer Sprachstudien wegen in Rußland aufgehalten, und die andre, daß er ohne Gehalt bei der Bibliothek zu Kopenhagen beschäftigt wurde. Endlich sehen wir ihn, da er das 28. Lebensjahr erreicht hat, sich als berufenen Pfarrer zu Wedöen nach Norwegen einschiffen, und nachdem ihm eine seiner Stieftöchter sammt dem Vermögen der Gattin in den Wellen untergegangen, desto erprobter auf den öffentlichen Kampfplatz treten. Denn zu kämpfen gab es sogleich, nicht mit Irrlehren, aber mit der Sicherheit und Selbstgenugsamkeit einer Kirche, die vom Wesen der Evangelischen außer dem Namen, der Amts- und Gottesdienstordnung und einem Scheine von Rechtgläubigkeit kaum noch etwas übrig hatte. Schließt man von dem Verhalten der Bischöfe, welche in der Geschichte von Westens als Hinderer auftreten, auf das Ganze, so waren die damaligen Zustände Norwegens nicht bessere, eher schlimmere als die, gegen welche sich in Deutschland und andern Ländern die züchtigenden, mahnenden, bittenden Zeugnisse erweckter Männer schon erhoben hatten oder gleichzeitig mit Westen erhoben. Thomas von Westen war der Mann nicht, der es hätte bei reiner Lehre und Ueberlieferung bewenden lassen; er forderte die Früchte der Buße ein, sein Zeugniß zielte auf Reformation des Wandels und auf lebendiges persönliches Christenthum. Anfangs stand so zu sagen die ganze Gemeine wider ihn als einen unbefugten Neuerer auf; die Beschwerden über ihn gingen nicht allein an den Bischof nach Drontheim, sondern zuletzt bis nach Kopenhagen. Mit welcher Treue aber, mit welcher Beredsamkeit der Liebe und Geduld, unter

welchem Beistande der Gabe des Geistes aus Gott, er den eingeschlagenen Weg verfolgt haben muß, ergiebt sich aus drei Genugthuungen, welche ihm zu Theil wurden, unter welchen die letzte die vollkommenste ist. Die erste bestand darin, daß sich dennoch ihm und seiner Weise das Hirtenamt aufzufassen, nach und nach sechs andre Geistliche anschlossen, die man mit ihm zusammengezählt das Siebengestirn nannte. Da die dänischen Quellen ihre Namen anzeigen, so mögen sie auch an dieser Stelle verzeichnet stehen: Jens Juel, Pastor zu Tingwold; Amund Barsow, Pastor zu Quernes; Nikolai Engelhard, Capellan zu Näsfet, Nachfolger von Westens in Wedöen; Peter Ström, Capellan, nachmals Pastor zu Borgen im Stifte Bergen; Mentz Askanius, Capellan zu Oure, und Eiler Hagerup, nachmaliger Bischof von Drontheim. Dazu fand die von den sieben Streitern eingereichte Rechtfertigung bei der zu Kopenhagen angestellten Untersuchung vollkommene Anerkennung. Das wichtigste aber und einer der sprechendsten Beweise dafür, was Hirtentreue vermöge, und wie lebensfähig eine eingeschlafne und aufgeschreckt widerborstige Gemeine dennoch sei, liegt in dem Umstande, daß die Westensche nach nur sechs Jahren seines Wirkens an ihr, daß dieselbe Gemeine, die gegen ihn feindlich gewüthet hatte, als er zur Mission abberufen wurde, mit Thränen anhielt, er möge bleiben. Sie bot dem Könige die Hälfte ihres Gesammt-Vermögens, würde ihr dieser Seelsorger gelassen; sie machte ihn selbst, als es nicht zu erreichen war, auf den jüngsten Tag dafür verantwortlich, wenn er ihr nicht einen Nachfolger seines Sinnes verschaffte. Da ging das also, was der Spruch sagt (Sal. 16, 7.), Wenn jemands Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden, — ganz in Erfüllung. Westen schrieb an den König: „habe ich Gnade gefunden vor Eurer Majestät, möge dann mein Angesicht jetzt nicht beschämt werden. Ich gehe von meinen Schafen und verlasse eine Gemeine, gegen die mein Herz ausgebreitet war, wie das ihrige gegen mich; sie flehen um mich her mit Weinen die Hände hinhaltend wie die Jünger zu Cäsarea; kaum erlaubt mir ihr Heulen diese unterthänigsten Zeilen an meinen König zu schreiben; mit Thränen und innniger Betrübniß schreibe ich, und könnte ich mit einem guten Gewissen mich dem Reiche Gottes entziehen, so bliebe ich hier; aber die Liebe Christi dränget mich und meine Pflicht gegen meinen König überwindet mich." Es handelt sich um einen rechten

Nachfolger, welcher ihm auch in der Person eines der sieben Männer zu Theil ward.

Der König hatte im Jahre 1714 eine Anzahl geistlicher und weltlicher Räthe mit dem Auftrage versammelt, den von ihm gestifteten oder noch zu unternehmenden Missionen des Evangeliums an die Heiden unter seinen Unterthanen beständig vorzustehen. Zur indischen Mission kam 1716 die finnische, 1721 die grönländische hinzu. Jetzt galt es, wie das schöne Schreiben Friedrichs besagt, die Einwohner in den Finn- und Lappmarken, „die noch in Blindheit und Unwissenheit von Gott lebten, zur seligmachenden Erkenntniß zu führen." Man darf daraus nicht schließen, daß das Volk der Lappen bisher vom Christenthum und Kirche noch unberührt gewesen wäre. Die Spuren christlicher Einrichtungen unter diesen nomadischen Ueberresten des nach und nach zu festen Wohnsitzen gelangten Finnenvolkes — denn solche Ueberreste sind die Lappen, ein Name, den sie sich nicht selbst gegeben — reichen bis in das 14te Jahrhundert zurück. Allein bei ernsterer Untersuchung ihrer sittlichen und religiösen Zustände mußte man es sich jedesmal noch zu Anfang des 18ten gestehen, Christen waren sie nicht, wollten es auch nicht sein. Waren sie dem Sacramente der Taufe und einem gewissen Kirchenzwange einigermaaßen unterworfen, so trugen sie dieses Joch mit vollkommnem, entweder heimlichen oder offenbaren Vorbehalte ihres urväterlichen Heidenthums. Es giebt Barbaren, welchen vielmehr die Bildung barbarisch erscheint; wie ein Same (Lappe) sein und leben galt ihnen als Maaßstab der Vollkommenheit. Trotz und Argwohn mit Verachtung blickte aus ihren Augen, wenn sie den zur bürgerlichen Häuslichkeit übergegangnen Finnen oder den Schweden vor sich sahen. Man kennt am Eskimo ähnliches. Die geographische Ferne und die klimatische Lage des wandernden Berghirten-, Fischer- und Jäger-Völkchens gestattete kaum Kirchen und Pfarreien viel weniger Schulen in hinreichendem Stande, und diese Anstalten je und je erneuert sahen ihrem Verfalle desto sicherer entgegen, da die eingesetzten Beamten, Zins-Pächter oder die mit ihnen verkehrenden Kaufleute es für entschieden einträglicher hielten, sie als Heiden zu drücken und zu nützen, denn sie als Christen zu pflegen. Fast gelang es diesen nordischen Zigeunern, wenn sie als Bettler in die südlicheren christlichen Bevölkerungen sich verirrten, besser, die Christen in ihre Zauberkreise zu locken, als den Christen ihr Christenthum ihnen mitzutheilen. Denn merkwürdig ist es, wiewohl nicht bei-

spiellos, daß diese Heiden, nachdem ihre eigentlichen Götter-Namen und Götter-Sagen mehr und mehr in den Hintergrund getreten waren und ihre Opferstätten verödeten, mit desto größerer Zähigkeit ihren Noiden, priesterlichen Zauberern und Wahrsagern, anhingen. Ihre Runenbäume, ihre Runendrommel und jede hergebrachte Kunst, sich in des einen Dämons Gemeinschaft zu setzen, um einen andern dadurch abzuhalten, um Schaden abzuwehren, oder ihn rachsüchtig anzuthun, blieb in vollen Ehren; sie haben nicht aufgehört das Uebergewicht ihrer Zauber über die Kräfte der Sacramente zu erproben und zu behaupten. Da gab es für den Glaubenseifer und die brennende Liebe eines Thomas von Westen ein desto anziehenderes Arbeitsfeld, weil er in der ungebrochnen Herrschaft solchen Zauberwesens nichts anders als den nachhaltigen und doch nichtigen Widerstand Satans wider Christus erkennen konnte. Er wurde am 28. Februar 1716 sowohl zum Vorsteher (Lector der Theologie) einer Pflanzschule für das Lehramt unter den Lappen mit Wohnsitz in Drontheim als zum Stellvertreter des Missions-Collegiums für diese Mission ernannt, und antwortete sogleich: „In Jesu Namen, ich berathe mich nicht lange mit Fleisch und Blut, gleich künftigen Montag mache ich mich reisefertig. Der Herr sei mit euch ihr Helden im Streit. Er schuf Norden und setzte euch zu dessen Sternen." Sehr wohl wußte er, welchen ersten Empfang er von den armen argwöhnischen Lappen zu erwarten hatte. Bekannt mußte ihm sein, wie es dem Isaak Olsen, einem Schullehrer in Ostfinnmarken ergangen war, da er den Heiden mit christlicher zudringlicher Liebe sie zu katechisiren bis auf die Berge und an die Seen hin unermüdlich nachgegangen. Sie hatten ihn kaum in ihre Hütten aufgenommen, ihm nicht Ruhe gegönnt, faule Fische und abgestandnes Fleisch vorgesetzt, frischen Wassertrunk verweigert, und die unbändigsten Rennthiere vorgespannt, damit er auf der Fahrt umkommen sollte. Von den Caplanen, die an mechanische Ausübung des Amtes gewöhnt und der Volksmundarten unkundig waren, konnte er sich keines rechten Beistandes versehn, vielweniger von den Beamten und Händlern, welchen sein Unternehmen ihre Rechnung durchstrich, und deren schnöde Verläumdungen ihn wenn auch wirkungslos trafen. Westen bereiste West-Finnmark, wo Porsanger, und Ost-Finnmark, wo Waranger den Hauptpunct hergab, zu dreien Malen, 1716, 18 und 22, und kehrte mehrentheils durch das sogenannte Nordland nach Drontheim zurück, wo er schwere Kränkungen von Seiten des

Bischofs Krog zu ertragen hatte. Auf gefährdeten Fahrzeugen, oder auf Reisen zu Land eingeschneiet, in Felle eingenähet, bei Mangel an Speise und Trunk, ließ er den Muth nicht sinken, hielt den Rauch und Schmutz der Wohnungen und was sonst des Landes Unwirthlichkeit, oder todtdrohend ein entschloßner erster Widerstand der sich mit ihren Zaubern als mit einem Walle umgebenden Finnenhaufen an Hinderungen entgegenstellte, tapfer aus; und der außerordentliche Segen, den der Herr schon während der ersten Reise auf sein persönliches Erscheinen, auf sein Reden und Anhalten, auf sein duldendes Vordringen im ganzen Ernst der Freundlichkeit legte, ersparte ihm jeden Rückzug. Westen überwand die Lappen im Allgemeinen, nachdem er die Noiden immer vorweg mit den Waffen des Geistes angegriffen, oder doch diese Träger der Teufelskünste endlich übermocht hatte. Seine Methode — man könnte ihn wohl einen Methodisten im besten Sinne nennen — blieb sich gleich und stimmte ganz mit seinen Gaben zusammen. Nach erster Ansprache machte er sich der Reihe nach an die einzelnen Heiden; ließ keinen los bis er ihn zum reuevollen Bekenntniß seiner Abgötterei, endlich zum persönlichen Bundes-Gelübde des Gehorsams gegen Gott und zu den dazu erforderlichen Absagungen gebracht. Darauf sorgte er für Wächter, Erinnerer und Helfer, organisirte ein bleibendes Lehramt und verband die Kirchen, Schulen und ihre Lehrer unter einander; denn er hatte viel edle Werkzeuge sich herangebildet, oder für den Dienst in seiner Weise gewonnen. Vor allen befleißigte sich Erasmus Rachlev auch der Landessprachen; und die Finnen bekannten am Schluße eines Gottesdienstes mit Einem Munde: „Gott sei gelobt, der uns einen solchen Lehrer gegeben, der in unsrer Sprache zu uns reden kann, nun können wir Gottes Wort verstehen, das wir uns ins Herz legen wollen.“ Jetzt halfen sie durch freiwillige Gaben zu den Kirchenbauten; zu Unternehmungen, die ihnen vordem für Denkmäler ihrer Knechtschaft gegolten; schafften auf Rennthieren das Bauholz für die neue Kirche auf dem Gebirge Mafi, und unterzogen sich der Arbeit ihrer Zusammensetzung mit Freuden.

Dem Manne, der diese segensvolle Veränderung bewirkte, sieht man ins Herz und begreift die Erfolge noch leichter, wenn man in seine Berichte blickt.

„Gott behielt, so schrieb er schon nach der ersten Rückkehr an das Missions-Collegium, Gott behielt fast überall den Sieg. Ihr würdet vor Freuden sterben, wenn ihr wüßtet, wie viele Seelen

ihr gerettet, wie viele Prediger ihr erweckt, wie viele Herzen ihr geöffnet, allein dadurch daß ihr Evangelisten aussendet. Gott wird euch noch größere Dinge zeigen, hoffet auf ihn; die Engel steigen auf und nieder auf der Leiter des Menschensohnes."

Nach der zweiten Reise mußte er, da Drontheim von Kriegsschaaren überzogen ihm nicht zugänglich war, im Nordlande Halt machen. Er benutzte die Zeit, um anwohnende Finnenkinder zu unterrichten, und berichtete unter andrem nach Kopenhagen: „Ich sah zu meiner Herzensfreude, wo nur ein Finne reiste, hatte er sein Buch im Busen, Gott im Munde, Christum im Umgange. Die meiste Zeit verwandte ich auf die Bestärkung derer, die ich vor zwei Jahren dem Satan aus den Händen gerissen, und dann wurde meine Freude voll, als ich die meisten beständig fand, weit anders, als das Gerücht vor einiger Zeit gemeldet hatte".

Von den Wahrnehmungen auf der dritten Reise wird vornehmlich folgendes mitgetheilt. „In Bedöen und der Umgegend brach unter der Jugend eine große Erweckung aus. Mit bittern Thränen und tiefen Seufzern baten sie auf den Knieen, man möchte ihnen in Jesu Namen Unterricht geben. Von Westen errichtete Winterschulen. Die Meisten hatten nur drei Pfund Hafermehl für die Woche mitgebracht; um die Kraft desselben zu mehren, salzten sie es. Andere arbeiteten den ganzen Tag um sich Unterhalt zu verschaffen, und ließen sich Abends bis in die Nacht unterrichten. Wieder andre erbettelten sich Unterricht im Buchstabiren und wurden dann ihre eignen Lehrer. Sie verbargen sich auch des Lernens wegen in Schlupfwinkeln, um dem gräßlichen Hohne der Norweger auszuweichen."

„Auf den Felsen zu Overhalden wohnte ein Finnenvölkchen von 283 Seelen, die seit Menschengedenken nicht in die Thäler herunter gekommen waren, denn sonst thun dieß fast alle Bergfinnen im Monat Juli regelmäßig. Die Prediger am Fuße des Bergs kannten jene Sonderlinge nicht, hätten auch mit der oben ungangbaren norwegischen Sprache nichts ausgerichtet. Westen wollte hinauf. Das Bergvolk erhielt davon Kunde, und verschanzte sich wider den Finnen-Apostel mit Zaubereien. Er kam dennoch und besiegte sie; einen und einen halben Monat blieb er bei häufigem Mangel an genießbarer Speise, nur mit auf Wachholderrinde abgekochtem Wasser gelabt, auf der wirthlosen Höhe, bis er versichert war, der heidnische Irrthum sei ausgerottet und das Wort Gottes in die Herzen gepflanzt."

Auffallen könnte es, mit welcher Zuversicht der Mann von der Nachhaltigkeit und Dauer der Bekehrung des Volks redet, hätte er nicht mit gleicher Demuth und Dankbarkeit über seine Erfolge sich geäußert: „Gelobt sei Gott, schreibt er am 5. Mai 1723 von Drontheim an den Rath der Mission, der mich durch so viele Fährlichkeiten und Anläufe des Satans endlich mit vollen Garben hieher geführt hat. Viele Wohlthaten hat mir der Herr die Zeit meines Lebens hindurch erzeigt, aber seine Gnade gegen mich auf dieser Reise ist wie ein überströmender Becher. Dessen könnt ihr gewiß sein, daß so viele Finnen, als ich behandelt habe, bekehrt sind und in den meisten Fällen möchte ich mein Leben zum Pfande setzen, daß sie nicht wieder in die vorige Thorheit zurückfallen." Ein andres Mal im Rückblick auf das Ganze: „Ich habe nun fast jede Finnen- und Lappen-Bucht durchwandert und einen großen Theil der Felsen im Nordlande. Der Herr hat mich weit über meine Gedanken und meine Arbeit gesegnet. Es war hohe Zeit, daß den armen Menschen Hülfe kam. Es gab ganze Buchten, wo kein einziger war, der nicht den Teufeln opferte, alle Felder waren mit Theraphim (Storjunkaren) erfüllt. Gewiß, diese dritte Reise hat meine Kräfte am meisten mitgenommen; aber das ist ein geringes gegen die Herzensfreude, daß, wird der Tod Christi an meinem Leibe offenbar, sein Leben sich offenbaren kann an meinen Kindern, den Finnen. Die im Anfange wie Bären und Wölfe gegen mich waren, sind nun bereit mir ans Ende der Welt zu folgen. Ihr könnet es frei herausſagen und alle Pforten der Hölle dürfen es hören, daß unser gnädigster König als ein rechter Josias durch das errichtete Missionswerk eine größere That gethan hat als alle jetzt regierende Fürsten in Europa."

Schon die Anstrengungen und Entbehrungen bei der zweiten Reise hatten seine Gesundheit angegriffen. Er verhehlte es nicht. „Wenn ich auch von dieser harten Winterzeit Zeichen an meinem Leibe trage, so tragen wohl auch alle Seelen, die ich behandelte, Zeichen von der Kraft Christi an sich."

Seit der dritten scheint er gekränkelt zu haben. Dennoch widmete Westen, was ihm an Zeit und Kraft von den verdrußvollsten Verhandlungen mit den Bischöfen, von seinem Lectorat und den weitern Sorgen für die Finn-Marken übrig blieb, einer persönlichen Mission, deren Gegenstände in der Nähe von Drontheim sich fanden. Kleinere Finnen-Häuflein gab es hin und wieder am Fuße des nach Norwegen herunter sich streckenden Gebirges. Ent-

weder er kam zu ihnen oder die Finnmänner suchten ihren Freund vertraulich auf. Nach einer dorthin gerichteten Reise schreibt sein Gefährte auf derselben: „Das Weinen der Finnen habe ich gesehn, man hätte denken sollen, sie müßten selbst mit hinfließen. Bei ihren Gebeten war ich gegenwärtig, und hörte sie, nicht hervorgepreßte, sondern ausströmende.“ Ueber dieses Ereigniß zu Stördalen zwei Meilen von Drontheim theilen wir zuletzt noch die eigne Aeußerung des gesegneten Mannes mit. „So eben reiße ich mich los von den nunmehr bekehrten und von Herzensgrund christlichen Finnen zu Stördalen und Merager; sie haben allen Ernstes der Gewalt des Bösen entsagt. Obgleich sie mir im Anfange Mühe machten, so war doch der Schluß dieser, daß sie sich gar nicht von mir trennen wollten: nach meinem Kahne wollten sie schwimmen, nach meinem Pferde laufen, und ließen sich gar nicht trösten, wenn ich ihnen nicht einen Mann verschaffte, der die Worte, die ich ihnen gesagt, wiederholen und sie lesen lehren könnte.“

Noch hatte sich ein Haufe Finnen in den Amtssprengel des Bischofs von Christiania verirrt. Westen sehnte sich darnach, sie besuchen zu dürfen, aber der Bischof gestattete ihm den Zugang nicht, und selbst das Missions-Collegium fand Anstand ihm die Reise zu erlauben.

So bestanden seine letzten Arbeiten in schriftlichen Ausarbeitungen für den Dienst unter den Finnen und einer Beschreibung seines Missionswerkes, welche bis zum Jahre 1726 lief, aber leider nicht auf unsre Zeiten gekommen ist. Er unterlag am 9. April 1727, brachte also sein Leben auf 45 Jahre. Thomas von Westen war vor vielen mit Kampf und Arbeit nur auf Dank der geretteten Seelen und den darin mit verbürgten ewigen Lohn angewiesen. Er starb, da er Alles auf die Mission verwandt, so arm, daß er nicht soviel hinterließ, wovon er hätte bestattet werden können. Kein Amtsgeistlicher der norwegischen Kirche sprach an seinem Grabe. Die Finnen bewahrten sein Gedächtniß in sprüchwörtlicher Feier seiner Liebe zu ihrem Volk.

C. J. Nitzsch in Berlin †.

2. Aus Norwegen.

386. Hans Egede.

5. November.

Ueberall, wo etwas Bedeutendes im Reiche Gottes entstanden ist, hat der Herr dies durch einzelne Persönlichkeiten gewirkt, welche als die eigentlichen Träger der Idee angesehen werden müssen, die Er aber auf seine eigene Weise dazu ausgerüstet und zubereitet hat. Das beweiset auch die grönländische Mission. Ihr unvergeßlicher Stifter, den die Ueberschrift anzeigt, ist gleich dem vorgenannten Apostel der Lappländer von Norwegen ausgegangen.

In der durch schöne Wälder, grüne Buchten und spiegelhelle Seen ausgezeichneten Gegend im südlichen Theil der Insel Seeland, in der Parochie Egede lebte im sechszehnten Jahrhundert ein damals nicht unbekannter Prediger Hans Colling; seine Nachkommen nahmen nach dem Dorfe, wo die Familie wohnte, den Namen Egede (von Eich .. Quercetanus) an. Später kam ein Sohn Paul Egede nach Norwegen; hier in dem Stift Nordland, in der Propstei Senjen wurde er weltlicher Beamter; seine Frau schenkte ihm drei Söhne und eine Tochter: der Aelteste von diesen ist der berühmte Hans Egede, geboren den 31. Jan. 1686; nachdem dieser in Kopenhagen studirt hatte, wurde er schon in seinem 22. Jahr Prediger in Waagen (1707) in der Propstei Salten, auch in Nordland; daselbst heirathete er kurz darauf seine ausgezeichnete Frau Gertrud Rask, die sich auch einen unvergeßlichen Namen erworben hat. Hier kam ihm die Kunde zu von den früheren Bewohnern Grönlands, die einst von Island nach Grönland gekommen waren, Kirche und Bischöfe besessen hatten, jetzt aber schon mehrere Jahrhunderte von der civilisirten Welt abgeschnitten in's Heidenthum zurückgesunken waren. Er dachte, daß die jetzigen Bewohner des Landes Abkömmlinge der Norweger oder Isländer wären; der Gedanke das erloschene Licht wieder in Grönland anzuzünden, ergriff Egede und ließ ihm keine Ruhe. Es war gerade die Zeit der ersten Morgenröthe der Mission in der evangelischen Kirche: der dänische König Friedrich der Vierte hatte Sendboten

nach Trankebar geschickt, um den Heiden dort das Evangelium zu bringen; Thomas von Westen hatte in Lappland seine segensreiche Arbeit begonnen; in der Brüdergemeinde regte sich der Missionssinn auf Veranlassung von Zinzendorfs Besuch in Kopenhagen. Zwar waren Missionsbestrebungen damals noch etwas ganz Vereinzeltes und Unverstandenes; die Keime, aus denen der große Baum emporwachsen sollte, waren doch schon niedergelegt im Schooße unseres Kirchenbodens.

Wie lange sich Egede mit jenem Gedanken herumtrug, welche Schwierigkeiten und welchen Widerstand er in seinem Hause und nächsten Umgebungen fand, wie oft seine Hoffnung getäuscht und er als ein Schwärmer und Phantast verlacht wurde, ja wie er selbst manchmal in Zweifel war, ob sein brennender Eifer für die Belebung des Erstorbenen in Grönland nicht eine Versuchung von dem Teufel wäre, wie sehr er sich immer wieder auf das Wort des Herrn stützen mußte, das wollen wir hier nicht erzählen. Den schönsten Sieg schuf der Herr ihm über seine Frau Gertrud Rask, welche ihn früher durch so manche Vorstellung, die ihr Fleisch und Blut eingaben, von seinem Vorsatze abhalten wollte; der Herr beugte ihren Willen, so daß sie ein gleiches Verlangen fühlte nach Grönland zu gehen, wie ihr Gatte: ja von nun an war sie ihm ein Stab, an dem sein Muth sich oft aufrichtete, eine nie verzagende, nie schwankende Begleiterin in den schwersten Vorfällen des Lebens.

So sehen wir Egede nach den zehn Jahre dauernden Prüfungen, Widerwärtigkeiten und getäuschten Hoffnungen endlich mit Frau und vier kleinen Kindern den 2. Mai 1721 aus dem Hafen Bergens ausseglen; drei Schiffe und 46 Männer mit genauer Noth gesammelt und überredet, begleiten ihn nach dem Lande seiner Sehnsucht. Am 12. Juni konnten sie die Küsten Grönlands erblicken, aber rings umher lagen die furchtbaren Eismassen, welche die Schiffe zu erdrücken drohten, nirgends war ein Eingang zu finden; die Schiffsmannschaft verlor den Muth, der Schiffer wollte umkehren und zurücksegeln, die Gefahr war zu groß; es schien dem Egede selbst, als habe Gott ihn verlassen. In dieser Noth erfuhr Egede den Segen eines Schriftwortes: Ps. 107, 23 und Apost. 9, 27 wurde abermals seine Stütze, und der Herr erhörte sein Gebet, sodaß sie endlich hindurchkamen — das Land seines Verlangens und seiner Gebete war erreicht; den 2. Juli landeten sie an der Insel Imerikfok, am westlichen Ende von Baals Revier — er nannte sie „die gute Hoffnung" (Godthaab).

Mit welchem Blicke sah er die armen Einwohner der eisumgebenen Küste, in welchen er Nachkommen der alten nordischen Helden zu finden gedacht hatte, an, und nun hatte er vor sich ein ganz fremdartiges Geschlecht mit einer eigenthümlichen Sprache, deren Bau so sehr verschieden ist von allen bekannten Zungen. Es ist hier kein Raum für eine Schilderung der Eskimos[1]), welche auf Grönland und Labrador nur vom Fisch- und Seehund- (Robben)-Fang und von der Jagd leben, die glücklich in ihrer Einbildung sich selbst Inuit (Menschen), alle anderen Kablunät (Ausländer) nannten. Ihre Begriffe von unsinnlichen Sachen waren sehr beschränkt, die Ausdrücke für Alles, was nicht im Bereiche ihrer Augen lag, sehr arm, nur die Angekokks, Zauberer, klügere Männer als die andern übten eine Art Herrschaft über sie aus; sonst kannten die Grönländer keine Obrigkeit; der Communismus im Gewinnen und Genießen der wenigen Bedürfnisse war überall Sitte; die Wohnungen niedrige Erdhügel im Winter, Zelte von Häuten im Sommer. — Mit derselben Unermüdlichkeit, mit der Egede das Werk in der Heimath betrieben hatte, arbeitete er nun für die armen Seelen, um deren willen er Vaterland und Amt verlassen hatte. Er lernte mit ungeheurer Mühe die grönländische Sprache, ließ seine Kinder unter den Grönländern aufwachsen, damit sie sich die Sprache und die Fertigkeiten, in denen die Grönländer ihren Stolz setzen, aneignen möchten; besonders war ihm sein Sohn Paul, der spätere Nachfolger und Fortsetzer seiner Arbeit, von außerordentlichem Nutzen. Wahrhaft rührend ist die einfache Weise, auf die er mit den Grönländern über die höchsten Wahrheiten verhandelte: er ließ seinen Sohn Bilder von biblischen Personen und Begebenheiten aufzeichnen und erklärte diese so gut er konnte den aufmerksamen Zuhörern; er nahm grönländische Kinder in sein Haus, um durch sie die Sprache und die Herzen der Aeltern zu gewinnen; er scheute nicht den Aufenthalt in den furchtbar stinkenden Hütten der Einwohner; alles war bei ihm und seiner treuen Frau Liebe und Geduld, eine Frucht des Glaubens an Den, der ihn erwählt und berufen hatte. Und welche Glaubensproben hatte er nicht zu bestehen! Seine Verhältnisse in der Heimath hatten ihn genöthigt, die Unterstützung der Bergenschen Handelscompagnie und der Dänischen Regierung zu suchen; diese Verbindung des Handels und der Mission, diese Vereinigung des staats-

[1]) Esquimau — in der Sprache der indianischen Abinaken — „Roh-Fleisch-Esser."

kirchlichen Regiments und der freien Liebesthätigkeit, wurde ein Schaden, von dem die grönländische Mission noch nicht genesen ist. War der Ertrag des Handels ungünstig, drohten die Kaufleute sich von der Sache zurückzuziehen; das geschah endlich auch; der Handel hatte nicht vor Augen das Christenthum zu fördern, und schickte daher öfters sehr unsittliche und verdorbene Personen nach Grönland, die durch ihr Aergerniß gebendes Leben das niederrissen, was Egede aufbaute. Die Regierung übernahm sowohl den Handel als die Mission in Grönland, verstand sich gleichwenig auf beide Theile; ein großartiger Plan zur Colonisation nach einem sich für dieses Land gar nicht schickenden Maaßstabe wurde angelegt und zerschlug sich sehr bald, da man zur Bevölkerung Zuchthausglieder, Männer und Weiber herüberführte, die sich sehr schnell aufrieben; der König Friedrich der Vierte starb (1731) und sein Nachfolger Christian der Sechste, der keine materiellen Vortheile von dem Handel in Grönland sah, gab im Anfang seiner Regierung den strengen Befehl, daß sämmtliche Colonien aufgehoben werden und alle Europäer zurückkehren sollten. Das war ein furchtbarer Schlag für Egede; nun sollten die eben emporsprossenden Keime und Blüthen wieder verwelken! Er konnte es nicht über sein Herz bringen Grönland zu verlassen; seine theure Frau ebensowenig. Von ihrem Krankenbette stärkte sie ihren Gatten, ermunterte mit ihm 8 bis 12 Leute bei ihm zu bleiben, vertrauend auf den Herrn, der reich ist für alle, die Ihn anrufen, und sein Glaube wurde nicht beschämt, obschon es noch durch so manche Trübsal ging. Auch schreckliche innere Anfechtungen kamen über ihn; seine Seele wurde einmal wie mit Seelenangst umgeben; er glaubte sich von Gott verlassen; obschon seine Mitbrüder und Kinder ihn trösten wollten, konnte er keinen Trost annehmen, „bis sich Gott seiner erbarmte und ihn aus der Hölle und wieder zum Leben führte.“ Ein Uebelstand war es auch, daß der König, welcher sich wieder der Mission zuwandte (1733), auf die Vermittelung des Grafen Zinzendorf, den herrnhutischen Brüdern erlaubte, sich in Grönland niederzusetzen; es war ein Mißgriff; nicht allein sind die Aufgaben der Brüdergemeinden, welche auf einem Platze seßhaft die Einwohner um sich sammeln, den Grönländern gar nicht zuträglich, weil diese als ein nomadisches Völklein von einem Orte zum andern ziehen müssen um zu leben — daher sind noch die herrnhutischen Colonien dort die ärmsten — sondern auch Egede, welcher die Brüder anfangs gut empfing, bekam Zweifel an ihrer Recht-

gläubigkeit — wie man ja damals die Brüder in dieser Rücksicht oft verdächtigte — und es entstand ein unerquicklicher Briefwechsel zwischen Egede und den Brüdern, die seine gutgemeinten Worte gereizt aufnahmen. Es ist bis in die neueste Zeit kein inniges Verhältniß zwischen der dänischen und herrnhutischen Mission, die in Grönland nicht mit einander, sondern neben einander arbeiten.

Das Werk Gottes hatte doch seinen stillen Fortgang; manche Seelen wurden von dem heiligen Menschenfischer durch die Hand seines treuen Knechtes für sein Reich gefangen — als zwei große Verluste das Herz Egede's auf das Schmerzlichste berührten. Ein grönländischer Knabe, der einzige überlebende von den sechs, die (1731) nach Kopenhagen geschickt worden waren, kam zurück und brachte leider die Blattern mit sich; ein Liebling von Egede, Christian Friederich, wurde angesteckt und starb auch, wie der Knabe; mit reißender Schnelligkeit griff die Krankheit um sich und wüthete unter den Eingeborenen, welche nie eine solche Plage gekannt hatten, auf furchtbare Weise. Auf Godthaab starben in wenigen Monaten 500; die Angesteckten flüchteten sich, trotz aller Bitten und Ermahnungen, von einem Ort zu dem andern und brachten so die Krankheit wieder mit sich nach Norden und Süden; zwei bis drei Tausend wurden Opfer der Krankheit, der Verzweiflung, des unregelmäßigen Verhaltens. In dieser Zeit schrecklicher Heimsuchung strahlte die Liebe und Geduld Egede's und seiner Frau im hellsten Lichte; wer könnte sich der Bewunderung erwehren, wenn man sieht, wie er und seine Frau die Kranken pflegte, sie in sein Haus aufnahm, die Elenden überall aufsuchte, ihnen leibliche Hülfe und den Trost des Evangeliums brachte, die Todten begrub; er stand wie auf einem Gottesacker. „War es auch recht, daß er (1731) nicht das Land verlassen hatte, vielleicht war die Heimsuchung eine Strafe Gottes" — solche Gedanken kamen ihm bei, als er die große Verwüstung, welche die Krankheit angerichtet, übersah. Und der Herr tröstete seinen trauernden Diener durch den Anblick so mancher Sterbenden, die ihm in der letzten Stunde dankten für ihre Seele, und so mancher Lebenden, die nun ihr verstocktes Herz für das Evangelium öffneten; so wurde auch diese Trübsal die Pforte, durch welche Seelen in das Reich Gottes eingingen.

Ein noch schwerer Verlust stand ihm bevor, ehe er seinen Hirtenstab in Grönland niederlegen konnte; seine treue Freudens-

und Leidensgefährtin Gertrud Rask erlag den Anstrengungen des harten Lebens und der schweren Krankheitszeiten; den 21. December entschlief sie selig im Glauben an ihren Erlöser in den Armen der Ihrigen. Egede fühlte tief ihren Verlust; er wußte, was sie ihm gewesen war in Zeiten der Anfechtung und Noth, des Leidens und der Heimsuchung; sein Herz war dankbar und betrübt; er tröstete sich über den Hingang der treuen Gattin mit der gewissen Hoffnung einer freudigen Wiedervereinigung.

Inzwischen hatte sein Sohn Paul in Kopenhagen seine Studien vollendet, war ordinirt worden, nach Grönland zurückgekehrt (1734); dessen Händen konnte er sein Werk übergeben. Die Regierung hatte dem müden Pilger erlaubt, sein Amt niederzulegen und nach Dänemark zurückzukehren. Seine Abschiedsrede, welche die kalten Herzen der von allen Orten zusammenströmenden Grönländer erwärmte, hielt er über Jes. 49, 4. Er wußte, daß er in seiner Heimath noch etwas für sein geliebtes Feld ausrichten könnte; in Grönland war nichts mehr für seine erschöpften Kräfte. Mit der Leiche seiner Frau und einem Sohn und zwei Töchtern verließ er das Land seiner Mühe und seiner Schmerzen (9. August 1736), kam den 9. September in Kopenhagen an, wo er die Ueberreste seiner treuen Gefährtin auf dem Nikolaikirchhofe begrub.

In Kopenhagen wirkte er für seine Grönländer auf mannigfaltige Weise; es gebrach an Arbeitern. Auf seinen Vorschlag wurde ein grönländisches Seminarium errichtet, in dem diejenigen, die als Missionare nach Grönland gehen wollten, besonders in der Sprache unterrichtet wurden; die Mission wurde unter seine Aufsicht gestellt; das Missionscollegium (Coll. de cursu evangelii promovendo) behielt die oberste Leitung. Wir wollen hier nicht darauf eingehen, wie wenig in der Folge dieses Collegium seiner Aufgabe gewachsen war; dem theuren alten Egede wurde seine Wirksamkeit unter diesem Collegium verleidet; er suchte und erhielt seinen Abschied (1747) und ließ sich in Stubbekjöbing auf der Insel Falster bei seiner verheiratheten Tochter nieder. Dort verlebte er den Abend seines Lebens, bis ihn sein Herr und Heiland am 5. November 1758 heimholte; sein Grab fand er neben seiner ersten Frau in Kopenhagen; denn er hatte sich wieder verheirathet (1740). Die Leichenrede hielt ihm der Prediger Dorph über die bezeichnenden Worte Joh. 1, 6—7: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes, derselbe kam zum Zeugniß, daß er von dem Lichte zeugte, auf daß sie alle

durch ihn glaubeten." Egede wurde 72 Jahr alt und hatte 50 Jahre gedient.

Das Gedächtniß des Gerechten bleibt in Segen; noch lange wirkten die Nachkommen Egede's in Grönland; unter ihnen sind noch unvergeßliche Namen Paul Egede, Hans Egede Saaby, Henrick Christopher Glahn und mehrere. Unter dem kalten Wind des Rationalismus versiegte allmälig im Schlusse des vorigen und in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die Liebe zu der so entfernten Nation; das Missionscollegium starb eines langsamen Todes. Bis auf einige Ausnahmen waren die meisten Sendlinge junge Männer, welche ein mittelmäßiges Examen in Kopenhagen bestanden hatten und nur dahinzogen, um sich in Grönland einen Anspruch auf eine Stelle in der Heimath zu erwerben. Es zeigt von der unverwüstlichen Macht des Evangeliums, daß das Christenthum, größtentheils getragen und gefördert von den einfachen einheimischen Katecheten, welche das Lehramt mit der Fischer- und Fang-Beschäftigung verbanden, doch so tiefe Wurzeln getrieben hat. Die Bevölkerung hat nicht ab-, sondern zugenommen; jetzt zwischen 9000 und 10,000 Seelen. Es ist durch die Gnade des Herrn anders geworden. Das neuerwachte Leben in der heimathlichen Kirche hat auch frische Keime nach Grönland geführt; die jetzigen Arbeiter sind nach der Ueberzeugung des Verfassers, der sie genau kennt, treue Diener. Auf den acht Stationen, von denen vier in Nordgrönland (Upernivik, Omanak, Jakobshavn, Egedesminde) und vier in Südgrönland (Holsteinborg, Godthaab, Frederikshaab und Julianehaab), wirken zehn ordinirte dänische Prediger und ungefähr 40 eingeborene grönländische Katecheten; auch arbeitet noch die Brüdergemeinde auf fünf Stationen. Wie mannigfaltig auch die Gebrechen sein mögen, so wird doch der treue Grundleger der Mission einst mit so manchem aus der Finsterniß in Grönland geretteten Bruder in das Lob einstimmen: „Du hast uns geliebet und gewaschen von den Sünden mit Deinem Blute und uns zu Königen gemacht vor Gott und Deinem Vater; Dir sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit" (Offenb. 1, 6).

Chr. H. Kalkar in Gladsaxe, jetzt in Kopenhagen.

3. Aus Deutschland.

387. Die Heiden-Mission der evangelischen Brüder-Unität.

21. August 1732.

Einer der 13 Gedächtnißtage, welche die evangelische Brüdergemeinde alljährlich begeht, ist der 21. August 1732, an welchem die erste Mission der Brüder unter die Heiden, und zwar unter die Neger nach St. Thomas, einer bekannten Insel Westindiens, durch den Grafen Zinzendorf in Herrnhut abgeordnet wurde. Ein Gedächtnißtag, der nicht allein für die Brüdergemeinde, sondern für die ganze evangelische Kirche, ja für die allgemeine Geschichte des Reiches Gottes denkwürdig ist. Denn diese Mission war der erste Sproß eines Senfkorns, das mit kleinen Mitteln und großer Beharrlichkeit der rettenden Liebe zu einem Baume geworden ist, unter dessen Schatten viele Tausende erlöster Heidenseelen den Vater im Himmel preisen. Ueber acht Inseln Westindiens, St. Thomas, St. Jean, St. Croix, Jamaica, Antigua, St. Kitts, Barbados, Tabago, über Grönland, Labrador und die Vereinigten Staaten, über die Mosquito-Küste und Surinam, über Süd-Africa und Australien und bis zu den Höhen des Himalaya sind jetzt die Missionen der Brüdergemeinde ausgesäet, die im Jahre 1865 eine Einnahme von 99,799 Thalern, eine Ausgabe von 124,480 Thalern hatten. Dies Werk hat sie angefangen, da sie selbst „ein Spott der Leute und Verachtung des Volks" war und im Fortgange ist sie dem Grundsatze ihres Stifters treu geblieben, „nur solcher armen Heiden sich anzunehmen, an die sich sonst niemand mehr machen würde." Solche waren damals die Negersclaven.

Sclaverei und Sclavenhandel hat in Africa seit undenklichen Zeiten bestanden: die ersten zehn Negersclaven aber sind durch den portugiesischen Prinzen Heinrich den Seefahrer nach Europa gebracht worden (im Jahre 1442), und der menschenfreundliche spanische Priester Bartolomeo de las Casas, anfangs Pfarrer auf der Insel Cuba, der die grausamen Sclavendienste der körperschwachen Eingeborenen in Westindien mildern wollte, hat zuerst der spanischen Regierung den unseligen Rath gegeben, lieber die

kräftigen, arbeitstüchtigen Neger als Sclaven einzuführen und zu gebrauchen, nachdem die ersten Versuche im Jahre 1503, die in verstärktem Maaße 1511 wiederholt wurden, gelungen zu sein schienen. Portugiesen waren die ersten Sclavenhändler. Der erste englische Seefahrer, der seine Nation mit diesem Handel befleckte, war Hawkins, 1562, der aber, von der Königin Elisabeth verabscheut, noch keine Nachahmer fand. Nachdem jedoch König Karl I. im Jahre 1631 einer neuen Handelsgesellschaft, die sich mit Negerhandel nach Westindien befaßte, seine Bestätigung ertheilt hatte, trieben die Engländer dieses traurige Geschäft in stets wachsender Ausdehnung, und im Jahre 1697 gestattete ein Parlamentsbeschluß allen britischen Unterthanen den Negerhandel: im Jahre 1725 zählte man 200 englische Sclavenschiffe. Dem Beispiel der Engländer folgten bereits im 17. Jahrhundert die Franzosen, Holländer und Dänen. So war auch die dänische Insel St. Thomas im Jahre 1730 mit Negersclaven übersäet: sie ist eine der kleineren Inseln, etwa vier Meilen lang und größtentheils nur eine Meile breit.

Zur Gründung der ersten Negermission auf dieser Insel mußten viele göttliche Fügungen zusammentreffen. Die erste entfernteste, aber mächtigste Anregung ist auf A. H. Francke zurückzuführen, der den in dem deutschen Volke schlummernden Missionstrieb weckte; die zweite auf den frommen König Friedrich IV. von Dänemark, der für seine Besitzungen in Ostindien im Jahre 1706 von Halle aus zwei deutsche Missionare gewonnen hatte, von denen der eine, der treffliche Ziegenbalg, begleitet von einem getauften Malabaren, im Jahre 1714 Deutschland besuchte und besonders in Halle eine lebhafte Bewegung zu Gunsten der Mission erweckte. Bald darauf geschah es, daß der funfzehnjährige Graf Zinzendorf, damals Schüler des Halleschen Pädagogiums, mit seinem Jugendfreunde Friedrich von Watteville aus Bern den stillen Bund zur Bekehrung der Elendesten unter den Heiden schloß. Eine Pflanzschule künftiger Missionare aber erwuchs aus den im Jahre 1722 von dem Grafen am Hutberg bei Berthelsdorf in der Oberlausitz aufgenommenen Mährischen Brüdern, aus deren Vereinigung mit erweckten Christen der lutherischen und reformirten Confession besonders seit dem 13. August 1727 die evangelische Brüdergemeinde erblühte, in welcher schon seit 1728 eine Anzahl von 26 Männern sich vereinigte, sich mit Leib und Seele ganz in den Dienst des Heilandes zu stellen und zu gehen, wohin Er sie

senden würde. In demselben Jahre war der Graf Zinzendorf bereits mit dem König Christian VI. von Dänemark in nähere Verbindung gekommen, da er diesen auf einer Reise durch Deutschland gesehen und gesprochen hatte: denn die Königin, eine geborene Markgräfin von Brandenburg aus dem Hause Anspach und Baireuth, war mit des Grafen Schwester in ihrer Jugend nahe befreundet gewesen und war sogar weitläufig mit seinem Hause verwandt. Von des Königs wie von des Grafen Seite wurde im Stillen daran gedacht, daß letzterer vielleicht mit der Zeit an den dänischen Hof und in dänische Dienste gezogen werden könnte, und Zinzendorf erhielt im Anfang des Jahres 1731 die Einladung, im nächsten Sommer in Kopenhagen zu erscheinen und der Krönung des Königs beizuwohnen. Am 12. Mai kam er in Begleitung einiger Brüder daselbst an und wurde von der ganzen königlichen Familie gnädigst aufgenommen.

Die Brüder, die als Diener im Gefolge des Grafen waren, wurden mit einem westindischen Neger, dem Kammermohren des Oberstallmeisters, Grafen von Laurwig bekannt. Dieser Neger, Namens Anton, erzählte ihnen, wie er oft nach schwerer Arbeit in der Zuckerplantage der dänischen Handelsgesellschaft, am Meeresstrande sitzend, den unbekannten Gott um Licht gebeten über die Lehre Jesu, von welcher unter den Weißen gelehrt und gepredigt würde, nach der sie aber nicht lebten. Da habe es Gott gefügt, daß er von einem dänischen Herrn gekauft, nach Kopenhagen geführt und hier in die Dienste des Grafen Laurwig gekommen sei, der ihn habe im Christenthum unterrichten und später taufen lassen. Er schilderte das Elend der Negersclaven auf St. Thomas und gedachte seiner Schwester Anna, welche zu Gott flehe, daß Er ihr einen Mann zuführen möge, der sie den Weg zur Seligkeit lehre. Diese Erzählung ging den Brüdern und dem Grafen, den sie davon in Kenntniß setzten, zu Herzen: er sprach selbst mit dem Neger und mit seinem Herrn und erlangte es, daß Anton ihm nach Herrnhut folgen durfte. In Kopenhagen hatte die glühende Liebe des Grafen Zinzendorf zu derselben Zeit auch schon Unterhandlungen angeknüpft, um zur Unterstützung des Predigers Egede, des ersten Missionars der Grönländer, eine Brüdermission in Grönland zu gründen, deren Erstlinge im Jahre 1733 ihrer Bestimmung im fernen Norden entgegengingen.

Aber schon am 23. Juli 1731 stand der Graf vor der versammelten Gemeinde in Herrnhut und entzündete durch seine Er-

zählung von Kopenhagen, von dem Neger Anton und von den Schwarzen in St. Thomas, die Herzen der beiden im Herrn verbundenen Brüder Leonhard Dober und Tobias Leupold, ohne daß für's Erste der Eine von dem Andern etwas wußte, zu dem Entschluß, sich zur Sendung nach St. Thomas darzubieten. Nachdem sie sich gegen einander ausgesprochen, schrieben sie am 25. Juli bei verschlossenen Thüren gemeinschaftlich an den Grafen und baten ihn, insgeheim ihr Vorhaben vor dem Heilande zu prüfen. Dieser nahm ihr Anerbieten mit Freuden auf und las in einer Singstunde den Brief ohne Nennung der Namen der Gemeinde vor, fand aber keinen Anklang. Als aber am 29. Juli Anton selbst in Begleitung von Dav. Nitschmann, der noch einige Tage zurückgeblieben war, von Kopenhagen angekommen war und in holländischer Sprache, wobei Zinzendorf sein Dolmetscher war, vor versammelter Gemeinde mit bewegtem Herzen von dem Elend, der heidnischen Blindheit und den Sünden der Neger in Westindien berichtete, als er von der Heilsbegierde seiner Schwester Anna erzählte, und wie mit ihr gewiß viele Andere nach der Botschaft vom Heil sich sehnten und das Evangelium mit Freuden aufnehmen würden, da änderte sich die Stimmung der Gemeinde. Dober und Leupold schreckten aber auch dann nicht zurück, als Anton bemerkte, die Sendboten würden kaum eine Gelegenheit finden, die Neger zu belehren, wenn sie nicht Sclaven würden und die Arbeiten auf den Feldern mit ihnen verrichteten. Sie erklärten sich, wenn es sein müßte, auch zu diesem Opfer, ja zur Dransetzung ihres Lebens bereit, falls sie dadurch auch nur Eine Seele für den Heiland gewinnen könnten. Indessen ließen sich von mancher Seite verschiedene Bedenken und Einreden hören und nach reiflicher Ueberlegung entschloß man sich auf Zinzendorfs Rath, dem Herrn die Entscheidung durch das Loos zu übergeben, ob Beide ausgehen sollten, oder welcher von Beiden. Dober zog das Loos, auf dem geschrieben stand: „Lasset den Knaben ziehen: denn der Herr ist mit ihm." Leupold mußte für jetzt daheim bleiben, aber David Nitschmann ward ihm zugesellt: dieser war ein Zimmermann und verheirathet, Dober ein Töpfer. Am 18. August 1732 entließ sie unter Gebeten und Gesängen die Gemeinde; am 21. reisten sie ab, jeder mit sechs Thalern Reisegeld versehen und mit der Instruction, immer nach Lage der Umstände sich von dem Heiland leiten zu lassen. So begann die erste Mission unter den Negersclaven, die erste Mission der evangelischen Brüdergemeinde.

Die beiden Brüder, die über Wernigerode, Braunschweig und Hamburg nach Kopenhagen wanderten, sahen unterwegs, wo sie bei Frommen einsprachen, viele bedenkliche Gesichter. Doch die Gräfin Stollberg-Wernigerode ermunterte sie mit den Worten: „Gehet in Gottes Namen hin, und wenn sie euch auch todtschlagen um des Heilandes willen, Er ist es Alles werth." Der Abt Steinmetz aber vom Kloster Bergen, der gerade zum Besuche bei der gräflichen Familie war, beschenkte David Nitschmann mit einer Bibel, in welche er die Worte Pauli schrieb: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich unter euch etwas wüßte, ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten."

In Kopenhagen, wo sie am 15. September anlangten, wartete ihrer eine schwere Prüfung. Alle vernünftigen Leute riethen ihnen ab: der Neger Anton, der seinen Sinn gänzlich geändert hatte, nahm seine vorigen Aussagen zurück und die westindische Handelscompagnie verweigerte ihnen die Ueberfahrt auf ihren Schiffen. Da tröstete sie der Spruch aus ihrem Loosungsbüchlein: „Sollte Er etwas sagen und nicht thun? sollte er etwas reden und nicht halten?" (4. Mos. 23, 19.) Die Königin aber, sowie die fromme Schwester des Königs, Charlotte Amalie, sprach ihnen Muth ein, ebenso die beiden Hofprediger Reuß und Blum. Ein Staatsrath aber, der ihren Glauben sah, entließ sie mit den Worten: „So gehet denn in Gottes Namen; unser Herr hat Fischer erwählt, sein Evangelium zu predigen, und Er selbst war ein Zimmermann." Ein Freund vermittelte es, daß ein holländischer Schiffscapitain sie als Handwerker nach St. Thomas mitzunehmen versprach, das Passagiergeld wurde durch milde Beiträge beschafft, und am 8. October gingen sie an Bord. An einem Sonnabend, den 13. December 1732 setzten sie in St. Thomas nach glücklicher Fahrt ihren Fuß auf das Land. Am Sonntage lud ein Pflanzer, Namens Lorenzen, dem sie ohne ihr Wissen empfohlen waren, sie ein, für's Erste in seinem Hause Wohnung zu nehmen, und an demselben Tage suchten sie Antons Schwester Anna und seinen Bruder Abraham auf, denen sie einen Brief von Anton übergaben und vorlasen, worin die Worte des Herrn angeführt waren: „Das ist das ewige Leben, daß sie Dich, den allein wahren Gott und den Du gesandt hast, Jesum Christum erkennen." Joh. 17, 3. Im Anschluß an diese Worte verkündigten sie sogleich den beiden Geschwistern und den andern Negern, die bei ihnen waren, das Heil in Christo, der auch für die Schwarzen und für die Sclaven gestorben

sei. In einem Gemisch von Deutsch und Holländisch suchten sie sich verständlich zu machen, und ihre Zuhörer verstanden genug, um sich zu freuen, daß der Gott der Weißen auch ihr Gott und Heiland sein wolle. Anna und Abraham sahen in ihnen fortan Boten Gottes und fingen seit dieser Stunde an, ernstlich das Heil ihrer Seele zu suchen: bald gesellte sich auch Anna's Mann, Namens Gerd und noch ein anderer Neger ihnen zu.

Es wäre nun gewiß anmuthig, die Fortsetzung dieses ersten Versuchs der Neger-Mission weiter zu verfolgen. Aber wer sich genauer davon unterrichten will, findet Alles sorgfältig zusammengetragen und gut erzählt in dem ersten Bande der „Kleinen Missions-Bibliothek von Dr. G. E. Burkhardt" in der Abtheilung, welche „die evangelische Mission unter den Negern in Westindien und Südamerika" behandelt. (Bielefeld 1858. 8.) Hier wird eine kurze Uebersicht der nächstfolgenden Jahre genügen, um zu bewähren, wie gegründete Ursache die Brüdergemeinde hatte, im Jahre 1832 ein Jubeldankfest zum Preise des Herrn für den Segen zu feiern, den Er auf das Werk gelegt hat, das der Glaube an seinen Namen einst in der Gestalt der Armuth und Schwachheit begonnen.

David Nitschmann wurde bald nach Herrnhut zurückgerufen, fuhr am 17. April 1733 von St. Thomas ab und ließ Leonhard Dober allein das Werk der Mission fortsetzen, der vergebens bald durch Töpferei bald durch Fischerei sich zu nähren versuchte, aber nicht ermüdete sich der Neger anzunehmen, unter denen Abraham, seine Schwester Anna und deren Mann den ersten Kern von zuverlässigen Gläubigen bildeten. Im Anfang Mai 1733 nahm ihn ein neuer Gouverneur, der auf die Insel kam, wegen seiner Gottesfurcht und Treue als Haushofmeister an, speiste ihn von seinem Tische und ließ ihm auch Freiheit, den Sclaven sich zu widmen. Er gab aber diese vortheilhafte Stellung im Januar 1734 auf und nahm ein Wächteramt im Dorfe Toppus an, wo er nur kümmerlich von Wasser und Brot leben konnte, um nur seinen Negern näher zu sein. Im April wurde ihm das Amt eines Aufsehers in einer Baumwollen-Plantage angetragen, und hier eröffnete sich ihm die günstigste Gelegenheit das Evangelium zu verkündigen. Am 11. Juni aber brachte ein Schiff von Kopenhagen 18 Missionsgeschwister, an ihrer Spitze seinen lieben Tobias Leupold, mit dem er zuerst zum Dienste der Mission sich erboten hatte, zugleich aber die Nachricht, daß er selbst zum Aeltesten der Gemeinde in Herrnhut erwählt sei und von der Missions-Arbeit scheiden müsse. Er ge-

horchte; wurde 1738 auch Bahnbrecher für die Judenmission der Brüder in Amsterdam und ist nach einem fruchtreichen Leben, als Einer, der nichts gethan hätte, am 1. April 1766 in Herrnhut verschieden.

Zwölf der neu angekommenen Heilsboten waren nicht für St. Thomas, sondern für die benachbarte Insel St. Croix bestimmt, welche die dänisch-westindische Handelsgesellschaft von den Franzosen, die sie früher besessen, aber des bösen Clima's wegen verlassen hatten, käuflich erworben, um auf's Neue ihren Anbau zu versuchen. Ein dänischer Oberkammerherr, Herr von Pleß, gedachte sechs Plantagen daselbst anzulegen, durch Negersclaven bearbeiten zu lassen und auf jeder derselben ein Mitglied der Brüdergemeinde als Oberaufseher, ein anderes als Unteraufseher anzustellen, mit dem Wunsche, daß diese den Sclaven zugleich das Evangelium verkündigen sollten. Hier schien der Anfang des Missionswerks sehr erleichtert zu sein, und der Graf Zinzendorf, wiewohl wegen der Vermischung des Missionsberufs mit anderweitigen Aufträgen bedenklich, war auf den Vorschlag eingegangen. Aber die Sache schlug fehl und binnen Jahresfrist waren zehn der ausgesandten Brüder dem Clima und den Anstrengungen erlegen.

Die Nachricht von diesem schweren Unfall erregte in Herrnhut große Bestürzung, aber nicht Entmuthigung, und in einer Cantate, die am 8. Juni 1735 in den Abendsingstunden der Gemeinde zum Gedächtniß der Entschlafenen gesungen wurde, legte ihr der Graf die Worte in den Mund:

Es wurden zehn dahin gesät, als wären sie verloren;
Auf ihren Beeten aber steht: Das ist die Saat der Mohren.

Im August desselben Jahres bereits reiste Friedrich Martin von Herrnhut ab, um die seit Dobers Abgang verwaiste Mission auf St. Thomas zu erneuern, wo er am 13. März 1736 mit seinen Begleitern, einem Arzt aus Kopenhagen, der wenige Tage nach der Ankunft starb, und einem Handwerker aus der Brüdergemeinde, der später ihn verließ, an's Land stieg. Dieser Martin, schwächlich von Körper, aber stark und feurig am Geiste, voll Glaubenskraft und Liebeseifer, wurde ein reich gesegnetes Werkzeug des Herrn und der berühmte nachmalige Bischof der Brüdergemeinde, Spangenberg, der in den Monaten September und October die Insel besuchte, fand schon eine junge grünende Saat, aber auch bittere Feindschaft der Gegner. In seinem Berichte darüber sagt er: „Hier ist ein großer Streit des Lichtes und der Finsterniß.

Es ist eine offene Thür aufgethan und sind viele Widersacher (1 Corinth. 16, 9). Wie gern bliebe ich hier, um an der Schmach der Brüder sowohl als an ihrem Segen Theil zu nehmen!"

Es fehlte der Brüdermission auf St. Thomas ein ordinirter Prediger, und da Martin in einem Berichte von den Erfolgen des Evangeliums, aber auch von diesem Mangel, der den Fortgang hemmte, Kunde gegeben, stellte der nunmehrige Bischof David Nitschmann unter dem 25. Januar 1737 schließlich eine Ordinations-Urkunde für ihn aus, indem man es „der Schrift nicht ungemäß fand, daß der Geist der Zeugen, wo der Leib nicht gegenwärtig sein kann, in den Gemeinden wandle, binde, löse und segne." Dies wurde sowohl der Regierung in Kopenhagen als dem Gouverneur von St. Thomas angezeigt und ohne Widerspruch an diesen Stellen angenommen. Martin taufte nun mehrere bekehrte Neger, hielt das heilige Abendmahl, traute Ehepaare und führte christliche Zucht und Ordnung in der kleinen Negergemeinde ein, die unter dem Beistande erwählter Nationalgehülfen bald erfreulich anwuchs und gedieh. Eine kleine Plantage von 27 Morgen Land nebst 9 Negersclaven wurde für die Missions-Colonie angekauft, und am 12. August 1738 siedelte Martin mit den andern Brüdern in die hochgelegenen Gebäude über, von wo aus die Neger, auch von umliegenden fremden Plantagen, durch Posaunentöne zu den Versammlungen der Gläubigen gerufen wurden. Diese Ansiedelung wurde davon der Posaunenberg genannt. Nun konnte aber auch der Satan nicht ruhen. Die Plantagen-Besitzer mochten es nicht leiden, daß ihre Sclaven Christen würden, frömmer und tugendhafter, als sie selbst waren: sie konnten es sich ja nicht bergen, daß der Sclaverei aller Schein einer sittlichen Berechtigung entzogen wurde, wenn die Neger an christlicher Menschenwürde ihren Herren gleich, ja überlegen waren und von diesen geachtet werden mußten. Ein holländisch-reformirter Prediger aber, der nie etwas für die armen Neger gethan, focht aus Neid die Ordination Martins an, weil ihr eine ausdrückliche königliche Bestätigung fehle, und erklärte alle Amtshandlungen Martins, auch die von ihm eingesegneten Ehen, für ungültig. Dazu kam noch, daß ein abgefallenes Mitglied der Brüdergemeinde in den Verdacht eines Diebstahls gefallen war und man auch Martin und andere unschuldige Brüder in die Untersuchung zog, Eidschwüre, die ihrem Gewissen bedenklich waren, von ihnen forderte, sie durch Geldstrafen, die sie nicht zahlen konnten, dazu zwingen wollte, und endlich sie in's Ge-

fängniß warf. Sie waren in ihrem Kerker getrost: denn sie hatten vor Gott und vor Menschen ein gutes Gewissen, und das Werk des Herrn wurde durch ihre Trübsale und ihre Standhaftigkeit nicht nur nicht gehindert sondern gefördert.

Am 29. Januar 1739 kam, wie von Gott gerufen, Graf Zinzendorf auf St. Thomas an mit zwei Ehepaaren, welche die Mission verstärken sollten. Sobald er an's Land trat, fragte er einen Neger: „Wo sind die Brüder?" — Alle im Gefängniß. — „Wie lange?" — Schon über 3 Monate. — „Was machen indessen die Neger?" — O, sie gehen im Guten fort und ist eine große Erweckung unter ihnen; der Brüder Gefängniß predigt auch. — Es bedurfte nur der Dazwischenkunft des Grafen bei dem Gouverneur, so wurden die Brüder entlassen und sind nie wieder eingezogen worden. Als sie zu dem Grafen kamen, küßte er ihnen ehrerbietig die Hand: am folgenden Tage war in seiner Gegenwart eine große Negerversammlung auf dem Posaunenberge. Am 17. Februar 1739 reiste er ab und nahm ein Schreiben der bekehrten Neger an den König von Dänemark, ein anderes von einer gläubigen Negerin an die Königin mit.

Dies ist eine kurze Uebersicht der Geschichte der ersten sieben Jahre seit Gründung der ersten Negermission der Brüdergemeinde auf der westindischen Insel St. Thomas. Diese Mission hat sich seitdem unter vielen Wechseln und Fährlichkeiten auf 7 Inseln Westindiens verbreitet und erhalten. Auf diesen 7 Inseln befanden sich im Jahre 1860 auf 39 Stationen 53 verheirathete Brüder, welche 36,310 getaufte Neger und eine weit größere Zahl noch ungetaufter Pfleglinge in Kirche und Schule versorgten. Auf den englischen Besitzungen, zu welchen vier dieser Inseln gehören, hat bekanntlich seit dem Jahre 1840 die Sclaverei aufgehört. Christus hat die Sclaven frei gemacht. Gepriesen sei der Herr und gesegnet sei das Andenken seiner ersten Boten und Aller, die ihnen in treuem Dienste gefolgt sind. Und — was thuen wir?

H. E. Schmieder in Wittenberg.

Dritter Abschnitt. Von der Mitte des achtzehnten bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

I. Die evangelische Heiden-Mission.

1. Aus Deutschland.

388. David Zeisberger, der Indianer-Missionar.

29. Mai.

Die christliche Mission scheint wohl ihrem Zweck am besten zu entsprechen, wenn sie ein bisher rohes Volk aus seinem Naturzustande zu erheben, durch das Christenthum ihm ein verjüngtes Leben der Wiedergeburt und geistigen Bildung einzuflößen und es so in die Geschichte einzuführen bemüht ist. Aber auch da können wir ihr schwerlich unsere Theilnahme versagen, wo sie ihre Liebe einem im Aussterben begriffenen Volke zuwendet und keinen anderen Erfolg erzielt, als wenigstens den Lebensabend desselben noch durch den Trost und die Hoffnung des Evangeliums zu verklären.

Ein solches Volk sind die verschiedenen Indianerstämme Amerika's, und in Deutschland gebührt vornehmlich der Brüdergemeinde Herrnhuts das Verdienst, denselben noch die Wohlthat Christi dargeboten zu haben. Diese Mission hatte aber mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie lagen weniger in der Unempfänglichkeit der Indianer oder dem Widerstande, welchen sie der Predigt von Christo entgegengesetzt hätten, als vielmehr in den fortwährenden Kämpfen, welche in der Zeit, von der wir hier zu reden haben, statt fanden. Nicht nur stritten Engländer und Franzosen fortwährend um die Herrschaft in Amerika; es brach auch jener gewaltige Krieg los, in welchem die nordamerikanischen Colonien um ihre Unabhängigkeit von Großbrittannien rangen, dazu kamen die Ränke der europäischen Händler, welche sich durch die Bekehrung der Eingebornen in ihrem Gewerbe beeinträchtigt sahen und die Kriegsunruhen geschickt zu benutzen wußten, um die Missionare bei der englischen Regierung zu verdächtigen und zu verläumden. So brachen denn sehr häufige Stürme über das Werk der letzteren herein, welche deren Arbeitsfeld oft, wo es gerade

in schönster Blüthe stand, immer wieder verwüsteten und zerstörten. — Auf diesem Boden bewegt sich die Thätigkeit des merkwürdigen Mannes, welchen die Ueberschrift nennt.

David Zeisberger war der Sohn eines begüterten und frommen Landmanns im Dorfe Zauchtenthal in Mähren, wo er am 11. April 1721 geboren wurde. Wie viele ihrer Glaubensgenossen, so suchten auch Zeisbergers Eltern Schutz gegen die damaligen Verfolgungen von Seiten der römisch-katholischen Kirche in Böhmen und Mähren, und fanden Aufnahme und Zuflucht in der von dem Grafen Zinzendorf neu gegründeten Colonie Herrnhut. Doch zogen sie bald nach Amerika, wohin schon viele ihrer Landsleute ihnen vorangegangen waren, und ließen ihren kleinen Sohn David unter der Obhut der Brüder in Herrnhut zurück. Als dieser 15 Jahre alt war, nahm ihn Zinzendorf auf einer Reise nach Holland mit sich und brachte ihn in der Brüdercolonie zu Heerendyk unter. Durch die dort waltende ernste Zucht mochte sich der Jüngling beengt fühlen; er entfloh mit einem gleichgesinnten Jugendgenossen nach Amerika auf einem Schiffe, auf welchem ihm der Capitän Aufnahme gewährt hatte, und kam zu seinen über seine unvermuthete Ankunft nicht eben freudig überraschten Eltern.

Die Brüdergemeinde, welche seit 1735 zur Bekehrung der Indianer thätig war, hatte 1739 in Georgien, etwa 60—70 englische Meilen nördlich von Philadelphia, eine Ansiedelung gegründet, welche sie Nazareth nannte, und an welche sich bald eine andere an der Lecha, einem Nebenflusse des Delaware, Bethlehem genannt, anschloß. Dahin begab sich David Zeisberger, doch ohne anfangs viel von dem heiligen Zuge der Liebe zu dem Heilande zu spüren, welcher die Brüder beseelte. Indeß gab er schon damals, als ihn einer der Brüder fragte, ob er sich denn nicht bekehren werde? — die entschlossene Antwort: „dies wird schon geschehen, und dann wird Jedermann erkennen, daß ich in Wahrheit bekehrt bin.“ Allein er war bereits in sein 22. Jahr eingetreten, und noch war nichts von einer Bekehrung an ihm wahrzunehmen; er galt als unbrauchbar für die Zwecke der Mission. Als daher Zinzendorf, welcher die Gemeinden in Pensylvanien besucht hatte, nach Europa zurückkehrte (1743), schien dieses eine bequeme Gelegenheit zu sein, sich des jungen Zeisberger zu entledigen. Man veranlaßte ihn, mit dem Grafen nach Europa zurückzukehren. Schon befanden sich die Reisenden an Bord, und es wurden eben

die Anker gelichtet, da trat einer der Begleiter des Grafen, David Nitschmann, mit der Frage an Zeisberger heran, ob er denn auch gern mit nach Europa gehe? Ein entschiedenes Nein! war die Antwort, verbunden mit dem Bekenntniß, daß ihm nichts so sehr am Herzen liege, als seine Bekehrung. „So bleibe zurück" — rieth der wohlmeinende Bruder, und alsbald verließ Zeisberger das Schiff, ging wieder nach Bethlehem und blieb in den Wildnissen Amerika's.

Nicht lange, so wurde der verborgen in dem Herzen des Jünglings glimmende Funke zur hellen Flamme angefacht. Einstmals wurde in der Versammlung der Brüder gesungen:

Du ewiger Abgrund der seligen Liebe,
In Christo Jesu aufgethan;
Wie brennen, wie flammen die feurigen Triebe,
Die kein Verstand begreifen kann!
Was liebest du? — Sünder, die schnöde Zucht;
Was segnest du? — Kinder, die dir geflucht!

Diese Worte überwanden des Jünglings Herz. Thränen der Buße und des Dankes entrollten seinen Augen. Von der Liebe Gottes gegen die Sünder war ihm ein lebendiger unauslöschlicher Eindruck geworden, welcher seiner Seele eine neue kräftige Richtung zu Christo gab. Schnell war nun sein Entschluß gefaßt: den wilden Indianern wollte er das Evangelium bringen, ihnen, den armen hoffnungslosen und verzweifelnden Heiden, wollte er die trostvolle Botschaft von der Gnade Gottes verkündigen, welche jeden selig macht, der im Glauben den Gekreuzigten umfaßt.

In unglaublich kurzer Zeit eignete er sich mit Hülfe eines Lehrers, der sich ihm in der Person eines Missionars darbot, die Sprache der Mohigan-Indianer an, und eben so rasch erlernte er durch den Umgang mit durchreisenden Irokesen die Mundart dieses mächtigen und ausgebreiteten Indianer-Stammes. Also ausgerüstet, und mit dem Muthe, der Ausdauer, der Geduld eines Mannes, welchen die Liebe Christi dringet, begann er das Werk, welches er sich zur Aufgabe seines Lebens erkoren hatte.

Zeisbergers Absicht war es nicht, eine bleibende Stellung an irgend einer Missions-Station anzunehmen. Sein Blick war vielmehr ein weit umfassender. Das Missionswerk im Großen wollte er organisiren und dadurch fest begründen. Zu dem Ende war er darauf bedacht, die oft sich befeindenden Indianerstämme, unter denen die Delawaren und Irokesen (auch „die sechs

Nationen" genannt) die vornehmsten waren, nicht nur durch Bündnisse einander zu nähern und ein friedliches Verhältniß unter ihnen herzustellen, sondern auch den Missionaren bei ihnen Duldung und Zuneigung zu verschaffen. Dazu war er durch seine genaue Bekanntschaft mit den Sprachen der Eingeborenen, welche er gewandt und fließend redete, so wie durch seine Vertrautheit mit den Sitten und Gebräuchen der letzteren in vorzüglichem Maaße geschickt. Auch hatte er durch seine Liebe zu den Indianern, welche ihn befähigte, oft lange Zeit unter ihnen zu wohnen, sich an ihre Lebensweise anzubequemen, und bald auf der Jagd mit geschickter Hand das Wild zu erlegen, bald den häuslichen Geschäften und dem Handwerk der indianischen Baukunst obzuliegen, allgemein großes Ansehen und bedeutenden Einfluß unter ihnen gewonnen.

Der mächtigste unter den Indianerstämmen waren die Irokesen. Die allgemeinen nationalen Angelegenheiten wurden durch eine Versammlung der Häuptlinge berathen, welche in Onondago am südlichen Ufer des Oneida-Sees zusammentrat. Dort befand sich das Rathhaus, ein aus hohen mit Baumrinde durchflochtenen Baumstämmen errichtetes Gebäude, in welchem sich die Häuptlinge um ein loderndes Feuer zur Berathung ihrer öffentlichen Angelegenheiten unter gewissen feierlichen Formen versammelten. Dorthin sehen wir unseren Zeisberger in der ersten Periode seiner Wirksamkeit zu oft wiederholten Malen durch pfadlose Wüsteneien und unfruchtbare Wildnisse, wo tausend Gefahren ihn umringten, wandern, um Bündnisse und Friedensschlüsse zu vermitteln. An dem großen Rathsfeuer zu Onondago war ihm ein Ehrenplatz unter den Häuptlingen eingeräumt worden, und sein verständiger Rath drang, da er durch seine mächtige Gabe der Rede stets die Herzen zu treffen wußte, in der Regel durch.

Die erste Reise nach Onondago unternahm er mit dem Bischof Spangenberg, welcher 1745 die Ansiedelungen der Brüder in Amerika besuchte. Eines Tages fühlten sich die Wanderer, da sie in der Wildniß aller Nahrungsmittel entbehrten, von Hunger und Entkräftung gänzlich erschöpft. Traurig und verlegen lagerten sie sich an einem Bach. Da richtet sich plötzlich Spangenberg auf und spricht freundlich zu Zeisberger: „Mein David, mache dein Fischgeräth zurecht und fange uns ein Gericht Fische!" Der Angeredete weigert sich, weil es in solchem seichten klaren Wasser, besonders in dieser Jahreszeit, keine Fische gäbe. Spangenberg erwidert: „Wenn ich denn doch sage: mein David, fische! — so

thue es diesmal nur aus Gehorsam." „Nun, ich will's thun", spricht dieser, in seinem Herzen denkend: „der liebe Bruder versteht eben nichts vom Fischen; es ist ja auch nicht sein Fach." Da er nun aber sein Netz auswarf, wie erstaunte er, als er dasselbe alsbald von einer Menge großer Fische angefüllt sah! Die Hungernden konnten sich nun nicht allein völlig sättigen, sondern gewannen, indem sie die übrigen Fische am Feuer trockneten, noch einen ansehnlichen Vorrath für die weitere Reise. „Habe ich es dir nicht gesagt, sprach Spangenberg lächelnd, wir haben einen guten himmlischen Vater?"

Unermüdet und mit rastlosem Eifer suchte Zeisberger einzelne Indianer zu bekehren, welche er dann in kleinen Ansiedelungen sammelte, zu Gemeinden organisirte und zu blühenden Colonien ausbildete. So entstand hin und her im Lande ein „Gnadenhütten" und „Friedenshütten" nach dem anderen. Sein Wort, welches von der Gnade Gottes in Christo zeugte, durch die Liebe zu dem Herrn und den Brüdern entzündet und getragen, fand Eingang in die Herzen jener armen Söhne der Wildniß. „Ja, das ist wahr, sprachen sie, das sind die rechten Lehren zu einem seligen Leben" — und bekannten sich zu Christo. Willig und folgsam hörten sie auf das Wort ihres geliebten Lehrers, auch wo es sie strafen und von jeweiligem Abfall zu ihrem früheren schweifenden Leben zurückrufen mußte. Als er einstmals in solchem Fall zu einer Ansiedelung herbeieilte, um mit den Leuten zu reden, „wie Väter mit ihren Kindern reden", da gerieth ein Indianerhäuptling, welcher Zeuge von der gewaltigen augenblicklichen Wirkung seiner Rede war, in große Verwunderung, und seine Gattin, welche den Missionaren öfters zuhörte, bekannte einstmals einem derselben: „Mein Bruder, ich fühle mich gleich einem Kinde durch dein Wort überwunden." — In die tiefsten Wälder und entlegensten Wildnisse wurde Zeisberger von seinem glühenden apostolischen Eifer getrieben. So kam er nach Goschgoschünk an den entferntesten Ufern des Ohio, dessen Einwohner in dem Rufe standen, daß sie an Bosheit und Mordsucht nicht ihres Gleichen hätten. Es war unter ihnen Sitte, ihre gefangenen Feinde durch die raffinirtesten und scheußlichsten Martern langsam zu Tode zu quälen. Auch dieses so tief gesunkene Volk überwand Zeisberger durch die Liebe Christi. Zwar anfangs hörten nur wenige auf seine Verkündigung, ja sein Leben war gefährdet, und einen ganzen Winter hindurch mußte er in der Nähe des Orts mit seinen An-

hängern in einem Blockhause, wie in einer Festung, sich gegen die Angriffe der Widersacher schützen, und wurde endlich auch von hier ausgetrieben. Aber der von ihm ausgestreute Saame des Evangeliums ging endlich, auch auf diesem harten Boden, auf. Später beschloß der Rath von Goschgoschünk in feierlicher Versammlung, jedem Einwohner des Dorfes solle gestattet sein, das Evangelium zu hören, Zeisberger solle wegen der ihm zugefügten Beleidigungen um Verzeihung gebeten und ihm von nun an alle Freundschaft versichert werden. Die stolzen blutdürstigen Krieger nannten sich nun Zeisbergers Brüder und sprachen, fortan solle sein Gott auch ihr Gott sein, und sie seien bereit, mit ihm zu ziehen, wohin er auch gehe.

Freilich wurden diese friedlichen Arbeiten zur Bekehrung und christlichen Bildung der armen Heiden oft gestört. Durch Zettelungen, welche von den europäischen Händlern ausgingen, wurden feindliche Indianerstämme gegen die Ansiedelungen der Mission aufgehetzt, so daß Ueberfälle, welche mit einem gräßlichen Blutbad unter den bekehrten Indianern und den Missionaren endigten, nicht selten waren. Oder Verläumdungen bei der englischen Regierung, welche dieselbe trübe Quelle hatten, zogen den Missionaren von dieser Seite gerichtliche Maaßregeln und Verfolgungen zu. Mehr als einmal sah sich darum Zeisberger genöthigt, seine neubekehrten Indianer-Gemeindlein, als ein zweiter Moses, durch Wüsteneien und endlose Wildnisse immer tiefer in die dichtesten Wälder Amerika's zu flüchten, um sie vor der europäisch-christlichen Civilisation von dem Untergang und Verderben zu retten! Unsäglich waren die Beschwerden, welche man auf solchen Zügen zu erdulden hatte, wo man durch unwegsame Wälder hindurchdringen, hohe Bergrücken übersteigen, über reißende Waldströme setzen mußte. Großen Gefahren waren oft die Wanderer durch die Nähe feindlicher Indianergebiete ausgesetzt. Auch kam es vor, daß die Vorräthe an Lebensmitteln ausgingen, so daß die Erwachsenen von übelschmeckenden wilden Kartoffeln, die Kinder von dem Safte abgeschälter Kastanienrinde ihren Hunger stillen mußten. Aber deutlich spürte man auch in solchen Bedrängnissen die Hülfe Gottes, die sich oft wunderbar einstellte, so daß endlich das Ziel der Wanderschaft erreicht ward, und sich bald unter Zeisbergers kräftiger Leitung durch die fleißige Arbeit seines Völkleins eine neue Ansiedlung mit reinlichen Wohnungen, Gärten und Feldern und einem Kirchlein vor den erstaunten Blicken erhob.

Erwuchs dem unermüdlichen Prediger der Gnade Gottes durch die Umstände, welche eine weitere Ausbreitung des Evangeliums für den Augenblick verboten, je eine unfreiwillige Muße, so benutzte er sie theils zum inneren Ausbau der bereits bestehenden christlichen Indianergemeinden, zur Unterweisung in der christlichen Lehre, zur Erbauung durch Gottesdienste, zur Gewöhnung an christliche sittliche Lebensordnungen, theils zur Uebersetzung von Theilen der heiligen Schrift und geistlichen Liedern in die Delawaren- und Mohigansprache.

So war Zeisberger mehr denn 25 Jahre lang bemüht, unter unaussprechlichen Anstrengungen und Beschwerden mit unüberwindlicher Geisteskraft, in rastloser Arbeit und voll heiliger Liebe das Christenthum unter den armen Eingebornen Amerika's zu pflanzen und die junge Schöpfung gegen die von Außen drohenden Gefahren immer wieder von Neuem zu bergen.

Da lernte er (1771) den Delawarenfürsten Netawatwis kennen, einen merkwürdigen Mann von starkem Geist und entschiedenem Charakter. Dieser lud ihn ein, am Muskingumflusse in den entlegensten Gegenden des Ohiogebiets eine neue Niederlassung zu gründen. Zeisberger folgte der Einladung, und es entstand die Niederlassung Schönbrunn (1772), welche herrlich gedieh. Netawatwis lud hierauf die Indianergemeinden in den früher gegründeten Ansiedelungen, deren einzelne in reicher Blüthe standen, ein, sich mit Schönbrunn zu vereinigen, und so bildete sich unter Zeisbergers Leitung mitten in der tiefsten Wildniß ein kleiner christlicher Staat, eine Oase mitten in der geistigen Wüste des indianischen Heidenthums. Die Zahl der bekehrten Indianer stieg bis auf 414. Es herrschte ein frisches und fröhliches Leben im Glauben und in der Liebe. Die Familie des Fürsten schloß sich den Christen an. Netawatwis selbst, obwohl er den Gottesdienst fleißig besuchte, konnte zu seiner eigenen Betrübniß sich nicht entschließen, sich zu Christo zu bekennen. Noch ein anderer Delawarenhäuptling, Killbuck d. i. Weißauge genannt, an Tapferkeit, Edelmuth, Verstand und sittlichem Charakter jenem ähnlich, wurde für das Evangelium gewonnen, und innerlich wuchsen die Neubekehrten an Erkenntniß und an Kraft des Glaubens. Die Seele des Ganzen aber war und blieb Zeisberger, welcher unter diesen Söhnen der Wildniß waltete, wie ein Patriarch in Mitten seiner Familie, von Allen geachtet, geliebt und gefürchtet. Er pflegte diese Tage die goldene Zeit seines Lebens zu nennen.

Doch sie waren von kurzer Dauer. Netawatwis starb 1777. Als er sein Ende nahe fühlte, beschied er alle Feldobersten und Räthe der Delawaren zu sich, und sprach ihnen seinen Wunsch aus, daß alle Delawaren das Evangelium annehmen und der Name Christi in der Nation nicht untergehen möchte. Sie gelobten, so weit es in ihren Kräften stände, diesen Wunsch zu erfüllen. Dann rief er Zeisberger und bat, ihm noch etwas von der Liebe Christi zu sagen. Unter den mit Thränen und inniger Bewegung gesprochenen Gebeten des Missionars schloß der Greis die Augen. Erschüttert standen alle Häuptlinge um das Lager ihres entschlafenen edlen Fürsten. Weißauge aber sprach, die Bibel in der Hand: „Meine Freunde, ihr habt jetzt den letzten Willen unseres entschlafenen Fürsten gehört; laßt uns ihn befolgen. — Wir wollen niederknieen vor dem Gott, welcher uns geschaffen hat, und ihn bitten, daß er uns gnädig sein und seinen Willen offenbaren wolle; und da wir denen, die noch nicht geboren sind, nicht das heilige Bündniß verkündigen können, das wir bei dieser Leiche beschworen haben, so wollen wir beten zu dem Herrn, unserem Gott, daß er es unseren Kindern und Kindeskindern bekannt machen wolle". — Zur Bestattung des Fürsten langte eine zahlreiche Gesandtschaft der Irokesen an. Die Eifersucht der Stämme war vergessen. Der Irokese und Hurone zog neben dem Delawaren in stiller Trauer zu der Grabesstätte. Der erste der irokesischen Gesandtschaft hüllte den Leichnam des Delawarenfürsten in reine Leinwand ein und deckte sein Grab mit Eichenrinde zu. Zeisberger befand sich in Delawarentracht unter dem Leichengefolge, und als die Erde den Leib seines Freundes bedeckte, da weinte er bitterlich vor Aller Augen — ein Ausbruch des Gefühls, welchen die Häuptlinge nur mit Mühe zurückhielten, weil ihn die Sitte der Indianer streng verbot.

Mittlerweile war der amerikanische Unabhängigkeitskrieg (1774) ausgebrochen, die Missionare, Zeisberger an der Spitze, wendeten alles auf, um die Indianer zu gänzlicher Neutralität in diesem Kampfe zu bestimmen. Aber es bildeten sich doch Parteien unter ihnen, so daß Spannung zwischen den einzelnen Stämmen eintrat. Zu Detroit am Huronflusse hatte sich ein englischer Gouverneur niedergelassen zu dem Zwecke, die Indianerstämme zur Theilnahme an dem Kriege gegen die Amerikaner zu bewegen. So wurden die Missionsstationen von verschiedenen Seiten bedroht. Zeisberger verließ mit den Seinen das lieblich aufblühende Schönbrunn,

nachdem er die Häuser und die Kirche selbst zerstört hatte, um sie vor Entweihung durch heidnischen Frevel zu bewahren. Noch hielt er sich längere Zeit in benachbarten christlichen Kolonien auf, obwohl sein Leben gefährdet war. Von einem Mordanfall, der gegen ihn gemacht wurde, ward er nur wie durch ein Wunder gerettet. Eine Reise zu den Brüdern nach Bethlehem (1781), um sich über das Wohl der Gemeinden zu berathen, hatte keinen anderen Erfolg, als daß sich Zeisberger, der Sechzigjährige, auf den Wunsch und Rath der Brüder, mit Susanna Lekron verehelichte. Bald nach seiner Rückkehr wurde er mit zweien seiner Gehülfen durch einen britischen Agenten, Namens Elliot, gefangen genommen und in Banden gelegt. Alle Dörfer der christlichen Gemeinden wurden zerstört, ihre Kirchen niedergerissen und die Häuser verbrannt. Nur auf die Zusage hin, daß sie mit den christlichen Indianern nach dem Sandusky-fluß auszuwandern bereit seien, wurden die Missionare in Freiheit gesetzt. Mit kummervollem Herzen blickte das verjagte Häuflein auf die Verwüstung ihres Wohnortes am Muskingum zurück, wo die Gnade Gottes sich ihnen so reichlich erwiesen und das Evangelium einen so gesegneten Fortgang gehabt hatte, und gelangte nach einem unendlich mühseligen und gefahrvollen Umherirren von vier Wochen nach dem südwestlichen Ufer des Erie-Sees, wo ihnen von dem britischen Commandanten eine Wohnstätte angewiesen worden war. Es war dies zwar ein öder, unfruchtbarer und unwirthlicher Ort, und der Winter war vor der Thür; aber dennoch verlor das verjagte Häuflein nicht den Muth und warf seine Hoffnung nicht weg.

Bald wurden die Missionare nach Detroit zum britischen Gouverneur beschieden, um sich auf die gegen sie vorgebrachten Anklagen zu verantworten. Mit dreien seiner Mitarbeiter mußte Zeisberger in der rauhen Jahreszeit die beschwerliche Reise antreten. Von Kälte erstarrt, vom Hunger geplagt, mit zerrissener, durch Koth beschmutzter Kleidung, ihr dürftiges Gepäck auf dem Rücken — so zogen die Boten Christi in Detroit ein. Mehrere Stunden mußten sie vor dem Hause des Gouverneurs warten, bis sie einer französischen Familie zugewiesen wurden, welche sie freundlich verpflegte. Ein indianischer Häuptling, Namens Pipe, war vom Gouverneur aufgestiftet worden, um gegen Zeisberger zu klagen. Bei der Gerichtsversammlung erhob sich Pipe, in der linken Hand eine Stange, an welcher zwei noch blutige Menschenschädel befestigt waren. Aber die Zunge versagte sowohl ihm, wie

seinen mitgebrachten Räthen, den Dienst zur Anklage. Er erklärte vielmehr, die Missionare seien gute Leute, der Vater (der Gouverneur) möge gute Worte mit ihnen reden. Da sprach der Gouverneur die Missionare von der Anklage frei, versicherte, daß ihm ihre Bemühungen zur Verbreitung des Christenthums wohl gefielen, gestattete ihnen die Rückkehr zu ihren Gemeinden, versah sie mit Kleidern und anderen nothwendigen Bedürfnissen und kündigte ihnen an, daß sein Haus jederzeit ihnen offen stehe.

Erfreut kehrten die vielgeprüften Glaubensboten zu den Ihrigen am Erie-See zurück. Da entstand aber bald eine große Noth. Die Kälte hatte sehr zugenommen, die Lebensmittel waren fast aufgezehrt. Sie waren in Gefahr, durch Hunger und Kälte gänzlich aufgerieben zu werden. Da wurde ein Theil der Indianer nach dem früheren Wohnort am Muskingumflusse entsendet, um das etwa noch dort aufzufindende Getreide zu sammeln und heim zu bringen. Schon hatten diese den Auftrag erfüllt und schickten sich zur Heimkehr an, als ein amerikanisches Streifcorps, aus einigen Hunderten weißer Krieger bestehend, erschien. Unsere Indianer, welche zu der friedliebenden Partei gehörten, glaubten, daß sie nichts von ihnen zu befürchten hätten; auch stellten sich diese freundlich zu ihnen, so daß sie sich ihrem Zuge anschlossen. Aber kaum hatten sie den Zug angetreten, als die Kriegerschaar die Indianer als Gefangene erklärte und ihnen nur noch einige Stunden Frist gönnte, um sich zu dem Tode zu bereiten. In christlicher Ergebung baten diese einer den anderen um Verzeihung der etwa vorgefallenen Beleidigungen, knieten mit einander nieder und beteten inbrünstig zusammen. Entschlossen erklärten sie der unmenschlichen Schaar: „Wir haben unsere Seelen Gott befohlen, und Er hat uns die feste Zuversicht in das Herz gegeben, daß Er uns aus Gnaden in das Himmelreich aufnehmen werde.“ Da ergriff ein frecher Bösewicht einen schweren Hammer und schlug ihrer vierzehn den Schädel ein. Hierauf reichte er den Hammer einem anderen mit den Worten: „mein Arm fehlt mir, mache du fort!“ Und so wurden 90 arme Schlachtopfer jämmerlich erschlagen, welche die Erde mit ihrem Märtyrerblute rötheten. Nur einige wenige entrannen, um die Kunde von dieser Schandthat ihren Brüdern zu überbringen. Selbst heidnische Indianer waren über diesen grauenvollen Mord auf das tiefste empört und schwuren blutige Rache, welche sie auch übten. Für Zeisberger aber war es der schmerzlichste Schlag, der ihn je betroffen hatte.

Inzwischen hatte wohl der britische Gouverneur den Missionaren einen geeigneten Landstrich am Huronfluß zu ihren Ansiedelungen angewiesen, auch fand das Evangelium bei den umwohnenden wilden Stämmen der Huronen und Tschippewas vielen Eingang. Allein die Feindseligkeit der Huronen-Häuptlinge gewährte doch dem weiteren Fortbestehen der Missionsbestrebungen nicht die erwünschte Sicherheit. Als daher der amerikanische Congreß bei dem Friedensschluß mit den Indianern ausdrücklich die Ueberlassung des Landstrichs am Muskingum, welchen sie früher inne gehabt, an die Christen ausbedungen hatte, so entschloß sich Zeisberger, mit der ganzen Gemeinde, die wieder bis zu der Zahl von 300—400 Seelen angewachsen war, nach der alten lieben Wohnstätte auszuwandern (1785). Zwölf Jahre dauerte der Zug, welcher bald durch die Gewalt der Elemente, bald durch neu ausgebrochene Kriegsunruhen gehindert wurde. Endlich war es unserem Zeisberger, dem nun 76jährigen Greise, vergönnt, nach 17jähriger Abwesenheit die Stelle seiner Liebe und seiner Sehnsucht wieder zu betreten. Er nannte sie nun, weil er sie als Vorbereitungsort für sein himmlisches Kanaan ansah, Gosen.

Hier lebte er von jetzt an in stillem Frieden, geehrt und geliebt von den armen Indianern, deren Seelen er für Christum gewonnen hatte, den jüngeren Missionaren ein Lehrer und Vorbild.

Zwar leise, aber doch merkbar, stellten sich die Zeichen des hohen Greisenalters ein. Erst versagten ihm die Füße den Dienst — für den Mann, der gewohnt war, das Wort des Lebens weit umherzutragen, ein empfindliches Gebrechen. Noch blieb aber dem nun 87jährigen Greise Kraft genug, einen Briefwechsel mit entfernten Freunden zu führen und Verbesserungen in seinen die Onondago- und Delawarensprache betreffenden Schriften vorzunehmen. Doch endlich vermochte er auch dieses nicht mehr. Er erblindete und konnte nur noch im Geiste die Erinnerung an die vielfache Gnade Gottes, welche er auf seiner thatenreichen Wallfahrt hatte erfahren dürfen, vor seiner betenden Seele vorüber führen.

Im October des Jahres 1808 fühlte er, daß das Ende nahe sei. Seine Krankheit war schmerzlos. Nur eins verursachte ihm Unruhe — der gegenwärtige geistliche Zustand des Indianervolks. Seine ihm so innig anhängenden Kindlein in Christo traten in kleinen Abtheilungen an sein Sterbelager. „Vater, sprachen sie, vergieb uns alles, womit wir dir Schmerzen gemacht haben. Wir

wollen unsere Herzen dem Heilande hingeben und für ihn allein leben in der Welt." Der ehrwürdige Greis tröstete, ermahnete und segnete sie. „Ich gehe nun hin, sprach er darauf, um von aller meiner Arbeit auszuruhen und daheim zu sein bei dem Herrn. Er hat mich noch nie in der Noth verlassen, und auch jetzt wird Er nicht von mir weichen. Ich habe meinen ganzen Lebenslauf überblickt und gefunden, daß hier vieles zu vergeben ist." — Nach einem stillen Gebet rief er aus: „der Heiland ist nahe, bald wird er kommen, mich heimzuholen" — und unter dem Gesang geistlicher Liederverse, welchen die Indianer anstimmten, gab er seinen Geist auf.

Auf fast 88 Jahre hat Zeisberger sein Leben gebracht, und 67 Jahre desselben hat er mit bewundernswürdiger Ausdauer, Liebe und Kraft dem Dienste des Worts unter den Indianern gewidmet. Bei seiner Begabung und Kenntniß der Sprachen der Indianer, bei dem großen Ansehen, dessen er sich unter ihnen erfreute, bei seinem entschlossenen und thatkräftigen Wesen, welches ihn, wie irgend Einen, zum Herrschen befähigte, hätte es ihm ein leichtes sein müssen, sich zu ihrem Oberhäuptling emporzuschwingen und durch Theilnahme an dem Kriege weltlichen Ruhm und Ehre zu gewinnen. Aber er zog die stillen Siege des Evangeliums unter eigener Armuth und Niedrigkeit vor — an der Liebe Christi, welche ihn beseelte, an Kraft des Worts, an Eifer und Muth, an Selbstverleugnung und Geduld, ein wahrhaft apostolischer Charakter.

Blickt man aber auf die Erfolge seiner Verkündigung des Evangeliums unter dem unglücklichen Indianervolk, so drängt sich da wohl die schmerzliche Frage auf: waren wirklich diese armen Ureinwohner der neuen Welt so gänzlich unfähig für Gesittung durch Christenthum und geistige Bildung, oder lastet nicht deren Untergang als eine schwere Schuld auf dem Gewissen der europäischen christlichen Menschheit? —

K. Frommann in Berlin, jetzt in Petersburg.

---

389. Christian Friedrich Schwartz.

13. Februar.

Nach Ostindien versetzt uns dieser deutsche Mann mit seinen Erinnerungen, in das alte Wunderland der Kunst und der Natur. Seit Jahrtausenden haben seine Zauber und Schätze blutbefleckte

Eroberer und habsüchtige Handelsleute aus dem Westen zu jeder List und Gewaltthat gereizt; es sollte auch erfahren, wie lieblich auf seinen herrlichen Bergen und in seinen reichen Stromlanden die Füße der Boten sind, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkünden und zu Zion sagen: Dein Gott ist König. Den heiligen Thomas nennt die christliche Ueberlieferung den ersten Apostel Indiens. Von ihm her schreiben sich die „syrischen" Christen, deren Gemeinden die portugiesischen Entdecker auf der malabarischen Küste fanden. Gewiß ist, daß seit mehr denn 1500 Jahren von der Südspitze Indiens die Küste aufwärts im Innern von Malabar mitten unter den Götzendienern eine christliche Kirche bestand, die ihre Bischöfe vom Patriarchen zu Babylon und zu Antiochien erhielt, bis die Portugiesen und Jesuiten (1599) sie mit List dem ihnen bis dahin unbekannten römischen Papste unterwarfen. Auch armenische christliche Handelsleute siedelten sich frühe im Lande an. Rom und seine Jesuiten „bekehrten" unter Anführung des in seiner Art einzig großen Franz Xaver die Hindus zu Hunderttausenden zur katholischen Kirche. Nahmen sie doch selbst Kleidung, Sitten und Gewohnheiten der heidnischen Götzenpriester an, um desto leichtern Fang zu machen. Die Portugiesen wurden von den Holländern verdrängt, aber auch diese suchten die Einwohner nur schnell und äußerlich mit weltklugen Mitteln zum protestantischen Kirchenthum zu bekehren. Das war keine Saat für die Ewigkeit. Erst als (1628) die Krone Dänemark die Stadt Tranquebar (an der Ostküste) vom Rajah von Tanjore abgetreten erhielt, kam durch Friedrich IV. eine wahre evangelische Mission daselbst zu Stande. A. H. Francke in Halle schlug ihm den deutschen Bartholomäus Ziegenbalg dazu vor, der, unterstützt von Dänemark, Halle und England, von 1706 bis 1718 Außerordentliches dort wirkte (s. S. 610 ff.). Sein Werk wurde fortgeführt vom Miss. Schultz (der die von Ziegenbalg begonnene Uebersetzung der heil. Schrift in's Tamulische vollendete), und seit 1740 von Miss. Fabricius. Von 1706 bis 1750 waren aus den Hindus, Muhamedanern und Römischen etwa 8000 Seelen zum evangelischen Glauben gebracht. Solch' ein Erfolg ermuthigte zur rastlosen Fortsetzung des Werkes und bereits war vom Herrn ein neues Rüstzeug dazu in Deutschland ersehen, das den heiligen Zweck der Freunde des Evangeliums in England, Dänemark und Deutschland gerade während des beginnenden Siegeslaufes der englischen Fahnen durch das ungeheure Reich von 120 Millionen

Einwohnern fast ein halbes Jahrhundert lang segensvoll fördern sollte. Das war unser Chr. Fr. Schwartz.

Er wurde als das Kind angesehener Eltern zu Sonnenburg im Königreich Preußen den 26. Oct. 1726 geboren. Seine früh verstorbene fromme Mutter weihte ihn noch auf dem Todtenbette dem Herrn. Auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt von einem trefflichen Lehrer zu Gottesfurcht und stillem Gebet angeleitet gewöhnte er sich frühe, von seinen Genossen hinweg in die Einsamkeit sich zurückzuziehen, um die Vergebung Gottes für seine Fehler zu erbitten. Sein Vater, ein verständiger, frommer Mann, der den Sohn strenge zu Einfachheit und Selbstverleugnung anhielt, begleitete ihn zu Fuß auf die höhere Schule zu Küstrin, wo er fleißig, doch meist nur aus irdischen Absichten, weiter lernte. Die erwecklichen Predigten des Pfarrers Stegmann gaben ihm einiges Gegengewicht gegen die Einflüsse leichtsinniger Kameraden; das Haus und die fromme Tochter eines mit den Lehrern der Universität Halle befreundeten Rechtsanwaltes gab ihm eindringliche Ermahnungen zur Gottseligkeit und anziehende Bücher. Besonders zogen ihn A. H. Francke's „Segensvolle Fußstapfen des noch lebenden und allwaltenden Gottes" (ersichtlich am Bau seines weltberühmten Waisenhauses in Halle), so daß er zweimal in Tagen gefährlicher Krankheit den Entschluß faßte, sich ganz Gott zu weihen. Aber die guten Vorsätze standen auf schwachen Füßen. Im Jahre 1746 bezog er die Universität Halle selbst. Zum Lehrer einer lateinischen Schule des Waisenhauses erwählt und durch die ihm übertragenen Abendandachten, so wie durch die Erbauungsstunden des Predigers Weiß inwendig gefördert, faßte er den durch Francke bestärkten Entschluß, nun ganz seinem Gott zu leben. Der Text seiner eigenen ersten Predigt: „Herr, auf dein Wort will ich das Netz auswerfen" erzeugte, wie er später bekannte, eine tiefe Armuth des Geistes und ein kindliches Vertrauen auf Gottes Wort in seiner Seele. Hiezu kam, daß der Missionar Schultz, der damals tamulische Schriften in Halle zum Drucke besorgte, ihn zur Erlernung dieser südindischen Sprache veranlaßte: so stieg nach und nach der Gedanke an den Missionsberuf in ihm auf. Um diese Zeit erfuhr er zufällig, daß sich Francke unter den Studirenden nach frischen Missionaren für Indien umsehe — das entzündete in ihm den Entschluß, sich selbst hiezu anzubieten, falls sein Vater es erlaube. Dieser hatte freilich andere Gedanken über seinen Erstgebornen; aber nach kurzer Bedenkzeit gab er wider

alles Erwarten dem bittenden Sohne seinen Segen und hieß ihn in Gottes Namen Vaterhaus und Vaterland vergessen, um in der Ferne Seelen für Christum zu gewinnen.

Froh kehrte Schwartz nach Halle zurück, nachdem er edelmüthig auf sein väterliches Erbgut zu Gunsten seiner Geschwister verzichtet. Wenige Tage nachher wurde ihm eine einträgliche Pfarrstelle in seinem Vaterlande angetragen, — doch er hatte seine Hand an den Pflug gelegt und sah nicht zurück. Im September 1749 mit 2 Gefährten in Kopenhagen zum lutherischen Kirchenamte geweiht, reiste er im December nach London und war am 1. Februar 1750 bereits zu Schiffe. Widrige Winde hielten ihn im Hafen von Falmouth einen Monat lang zurück, während dessen viele andere Schiffe den Stürmen auf offener See unterlagen. Eine erste sichtliche Bewahrung Gottes. Seekrankheit und heftiges Fieber ward weiterhin glücklich überwunden; im Preise der Wunder Gottes, in Gebet und Betrachtung der Schrift, in nützlichen Studien verlief ihm die übrige Fahrt und am 17. Juli lagen die Ufer von Cuddalore in ihrer ganzen Herrlichkeit vor den Augen des Glücklichen. Kurze Zeit nach der Landung ging sein Schiff im Sturme unter, während Schwartz und seine Gefährten in vollkommenem Wohlsein herzlich von den Brüdern empfangen am 30. Juli in Tranquebar anlangten. Da lernte er mit solchem Eifer vollends das Tamulische, daß er schon nach 4 Monden in Ziegenbalgs Kirche seine erste indische Predigt halten konnte. Nun ging er an's Werk. Mit den jüngsten Kindern der tamulischen und portugiesischen Schule begann er einfältige katechetische Uebungen, mit zwei Klassen von Taufkandidaten den sorgfältigsten Vorbereitungs-Unterricht. 400 Seelen derer, die da selig werden wollten im Namen Jesu, wurden durch die heilige Taufe von ihm noch desselbigen Jahres zur Gemeinde der Gläubigen hinzugethan. Sofort machte er sich auf jene Wanderungen, die er so lange Jahre hindurch über ganz Südost-Indien bis Ceylon hinüber unter Hindus, Mahomedanern und Christen mit der Botschaft des Heiles zu tausendfältiger Segensfrucht fortsetzte durch Stadt und Land, Freund und Feind, Frost und Hitze, Krieg und Frieden, Tag und Nacht. Da sitzt und lehrt er bald unter dem Schatten eines majestätischen Banianenbaumes von 70 Schritten im Umfang, bald unter einer kleinen aus Blättern des Palmyrabaumes selbsterrichteten Hütte, bald auf einer Rasenbank am Wege, bald vor einer Pagode im Geiste über das wilde Treiben

indischen Götzendienstes ergrimmend, und doch mit freundlicher Seele und Sprache gegen die armen Bethörten, die er als seine „Brüder, nicht verachtet, sondern als Kinder eines Vaters" beschwört, auf ihren Frieden mit Gott zu denken; bald singt er im Palaste eines mächtigen Hindufürsten, denselben durch seine evangelische Freundlichkeit und Freimüthigkeit gewinnend, das deutsche Lied: „Mein Gott, das Herz ich bringe dir;" bald spricht er auf dem Walle einer Festung von Buße und Glauben an den Herrn Jesum mitten im wirbelnden Staube; bald stellt er sich zu den mit Reinigung des Reises beschäftigten Eingebornen auf die Dreschtenne oder lehrt einen Gärtner im Garten geistlich fruchtbar werden; bald ist er bei den Kranken im Spital, bald bei den Braminen am Ufer des heiligen Flusses, bald unter dem Stadtthore, bald vor der großen Moschee der Muhamedaner, bald bei den Verwundeten im englischen Lager, und hört, wie ein englischer Soldat, der bereits 32 Jahre unter der Fahne gedient, ihm auf die Frage: „wie lange hast Du aber dem Herrn Jesu gedient?" traurig zur Antwort giebt: „ich bin noch gar nicht in seinen Dienst getreten." Ist er zu Schiffe, so ersuchen ihn muhamedanische Matrosen um Erzählung der Geschichte Christi. Ist er unter römischen Christen, so leihen auch sie dem Manne des Friedens willig das Ohr. Ein vornehmer Hindu aber sagt nach einer Unterredung mit ihm: „Du bist ein Priester Gottes für alle Völker!" In der That wußte er in apostolischer Weise „Jedermann allerlei zu werden, auf daß er allenthalben ja etliche selig mache." (1 Kor. 9, 22.)

Seine Gabe für den Missionsberuf zeigte sich von Anfang an so hervorragend, daß ihm bald die Aufsicht und Leitung aller Christengemeinden und Schulen im Lande südlich des Cavery-Flusses übertragen wurde. Mitten im Lärm des zwischen Engländern und Franzosen entbrannten Krieges setzte er seine Arbeiten in und um Tanquebar fort; mit hoher Achtung nahmen ihn an vielen Orten die Heiden auf, freiwillig versorgten sie ihn mit Lebensmitteln. Die dänische Niederlassung von Tranquebar ward ihm aber zu enge. Er reiste mit einem Gehülfen zu Fuß nach der volkreichen Stadt Tanjore und erhielt dort die Erlaubniß, im Palaste des Fürsten das Evangelium vorzutragen. Mit Hülfe englischer Officiere erbaute er sodann in dem nahen, großen Tritschinapoli zur Begründung einer Station einen Betsaal und eine Schule. Im Jahre 1766 wurde ihm diese reizend gelegene Stadt als sein besonderer Missionsposten übertragen. Was

er hier und von hier aus — was er von Madura und Madras bis nach Tinnevelly hinab für Eingeborne und Europäer war, wie er sich Mitarbeiter heranzog und bei Alt und Jung im Segen wirkte, das wird erst die Ewigkeit enthüllen. Sein freundliches Wesen, die Zartheit seines Benehmens, der Reichthum seines Wissens, seine Beredtsamkeit in geistlichen und weltlichen Dingen war noch Jahrzehnte später eine liebliche Erinnerung derer, die mit ihm umgingen. Ein Mann, der großes Vorurtheil gegen den Missionar hatte, giebt nach jahrelanger Bekanntschaft und Freundschaft mit ihm folgende Schilderung: „Schon der erste Anblick des Mannes nöthigte, die vorgefaßte Ansicht von ihm aufzugeben. Sein Anzug war allerdings ziemlich abgetragen und altmodisch, aber man stelle sich einen wohlgewachsenen Mann von etwas mehr als mittlerer Größe vor, mit aufrechter, kunstloser Haltung, ziemlich dunkler, gesunder Gesichtsfarbe, schwarzen gekräuselten Haaren und kraftvoll männlichem Blicke, aus welchem ungeheuchelte Bescheidenheit, Geradheit und Wohlwollen fühlbar hervorstrahlt — dann hat man eine Vorstellung von dem Eindruck, den Schwartz schon beim ersten Anblick auf das Gemüth des Fremden zu machen pflegt. Nachdem er sich die sehr wortreiche, schwer auszusprechende Sprache des alten, geistreichen und wohlhabenden Tamulenvolkes vollkommen angeeignet, erforschte er fünf Jahre lang dessen ganze Götterlehre und Bücherwelt auf's genaueste, was zur Unterweisung und Ueberweisung der Malabaren ihm unendlich nützlich ward. Auch lernte er zu Tranquebar das Portugiesische, um den überall in Indien verbreiteten Schaaren dieses Volkes nahe kommen zu können. In Tritschinapoli hat er, abgeschlossen von jedem andern Umgang, außer dem kurzen Verkehre mit Missionar Dame in Tanjore, mit den geringsten Mitteln Großes geleistet. Zufrieden mit einem Raume in einem alten Hindugebäude, der gerade groß genug war, ihn und sein Bett aufzunehmen, hielt er heitern Antlitzes sein tägliches Mahl von einem Teller geschwellten Reises mit ein wenig Gemüse; ein Stück schwarzen Baumwollenzeuges nach Landesart gewoben und zugeschnitten war das ganze Jahr über seine körperliche Bedeckung. Aller irdischen Sorgen ledig war seine einzige Sorge, das Werk eines Evangelisten an den armen Hindus auszurichten. Die Katechisten, die er sich aus ihrer Mitte erzog, speisten an seiner Tafel und lebten von seinem, jährlich 600 Gulden betragenden Einkommen. Die große englische Garnison zu Tritschinapoli hatte

weder Religionsunterricht noch Erbauung, Schwartz nahm sich ihrer an, und wer die britischen Truppen in Indien kennt, muß staunen, wie es ihm gelingen konnte, die ganze Mannschaft für das Evangelium zu gewinnen. Anfangs vermochte er sie, in einem alten Hintergebäude zum Gottesdienst zusammenzukommen; bald aber beschlossen sie, von ihrer täglichen Löhnung etwas für eine Kirche zu ersparen. Nur ein Mann wie Schwartz vermochte mit dieser Summe ein schönes, hohes, geräumiges Gebäude aufzurichten. Neben demselben erbaute er ein Missionshaus und eine englische und tamulische Schule, wozu er den Jahresgehalt verwendete, den die Regierung zu Madras ihm als Kaplan der Garnison angeboten. Auch nachher opferte er einen großen Theil seines Einkommens seiner Gemeinde. Das ansehnliche Vermächtniß eines Officiers, dem er Religionsunterricht ertheilt, schlug er aus; ebenso machte er es mit den Anerbietungen des Fürsten von Tanjore: ein Missionar müsse unter allen Umständen beweisen, daß keine eigennützigen Absichten dem evangelischen Berufe zum Grunde liegen."

Schwartz erfreute sich in dem heißen Lande einer meist guten Gesundheit. Der innere Friede, der ihm „nicht eine jauchzende, aber stille, tiefe, stetige Freude erhielt," trug und stärkte auch den alternden Körper. Unter dem Schirme des Allmächtigen fand er wiederholte Bewahrung vor großer Gefahr; z. B. als er einmal vor Tag aufgestanden war und sich an eine Stelle gesetzt hatte, wo eine sehr giftige Schlange lag, — sie durfte ihn nicht rühren; oder als (1772) das Pulvermagazin der Festung in die Luft sprang, Alles ward mit Trümmern und Leichen besäet, — er aber blieb mit seinen Katechisten, Schulkindern und Gemeindegliedern völlig unbeschädigt.

Daß dieser Mann Tausende von Seelen für Christo gewann, zarte Kinder und rohe Soldaten, vornehme Jünglinge und hundertjährige Greise, das konnte nicht fehlen. War er doch überall mit Trost und Hülfe zumal in böser Zeit und im Gräuel der Verwüstung, für leiblich und geistlich Kranke und Verwundete zur Hand, wo er weilte und ging. Zu Tritschinapoli erlebte er es, daß erst 20, dann 30 Soldaten einen Bund schloßen, sich aufrichtig Jesu zu übergeben und dann ihren geistlichen Vater durch Krankenbesuche, besonders aber durch ihren rechtschaffenen Wandel unter den Heiden mächtig förderten. Seit 1778 schlug er seinen bleibenden Sitz in Tanjore auf, welche Stadt als im heiligen Lande

gelegen, der alte Lieblingsaufenthalt der Hindu und mit der prächtigsten Pagode Indiens, so wie mit den reichsten Anstalten des Götzenthums und der Wohlthätigkeit ausgestattet war. Wiederholt hatte er mit seiner Sprach- und Sach-Kunde, in seiner Uneigennützigkeit und Entschlossenheit als Vermittler zwischen der englischen Regierung und den heidnischen Fürsten gedient, als er von ersterer zu einer Friedenssendung an den wilden Eroberer Hyder Ali von Mysore (1779) in ehrenvollster Weise erbeten wurde. Die Reise nach Seringapatam benutzte er allenthalben zur Predigt des Friedens in Jesu Christo. Am Hofe des furchtbaren Gegners der Britten gewann er sogleich alles Vertrauen. Ein Geldgeschenk, das Hyder Ali ihm bei seiner Heimkehr aufnöthigte, gab er der brittischen Regierung, und als sie es ihn behalten hieß, bat er um dessen Verwendung zur Anlage einer englischen Waisenschule in Tanjore, wo er auch für die tamulische Gemeinde eine Kirche baute. Als der von England getäuschte und gereizte Hyder Ali mit 100,000 Mann drei Jahre lang die Schrecken des Krieges, des Hungers und des Todes über die verwüstete Provinz Carnatik, den Wirkungskreis unseres Schwartz, hinwüthen ließ, war er der rettende Engel für die Garnison und die Einwohner. 17 Monate lang standen oft über 800 Hungernde täglich vor seiner Thüre, er sammelte Geld, ließ Speise bereiten und an Europäer und Hindu vertheilen, während er zugleich geistlichen Trost zu spenden suchte. Auf den schrecklichen Hyder Ali hatte seine Persönlichkeit einen solchen Eindruck gemacht, daß er mitten in seinem blutigen Siegeslaufe seinen Officieren den bestimmtesten Befehl gab: „den ehrwürdigen Vater Schwartz überall unbelästigt herumgehen zu lassen und ihm alle Freundlichkeit zu beweisen: denn er ist ein heiliger Mann und wird mir nicht schaden.“ So konnte „der gute Vater“, wie ihn die Heiden nannten, seine Friedenssaat durch das feindliche Kriegslager, welches das ganze Land überzogen hatte, ungehindert fortsetzen. Die Stadt Cuddalore bewahrte seine Fürsprache vor den entzügelten Horden des Feindes.

Im Jahre 1785 erkor ihn die englische Regierung zum Mitglied des Verwaltungsrathes für Tanjore. Für seine herrlichen Dienste in dieser Stellung wurde ihm ein brittischer Jahrgehalt von 100 Pfd. ausgesetzt. Als der alte Fürst von Tanjore einen Kronprinzen annahm, sollte Schwartz die Vormundschaft übernehmen; er lehnte es aber ab und schlug den Bruder des Fürsten Amir Sing dazu vor. Dieser trat ihm sofort freundlich dankbar

die Einkünfte eines Dorfes für seine evangelischen Schulen und Waisen ab. Als aber Amir Sing schlecht regierte und den Kronprinzen Serfudscha schlecht behandelte, mußte Schwartz doch Vormund werden und tief in die zerrütteten Verhältnisse des Staates eingreifen, dem er zu einer bessern Rechts- und Finanzordnung und selbst zu Besserung seines Bodenertrags verhalf. Da war er vom Morgen bis Abend umlagert von Eingebornen jeden Ranges, deren Streitigkeiten er schlichten sollte, umringt von armen Wittwen, die er durch Spinnen und andre Arbeiten beschäftigte, von armen Mädchen, welche strickten, während er sie unterrichtete, von jüngern Katechisten und Missionaren, die er zu berathen hatte, und dabei lag er doch noch der Predigt und der Aufrichtung und der Leitung der Provinzialschulen ob, zu welchen das in 30 Jahren ungeschmälert erhaltene Vertrauen des alten Radschah von Tanjore ihm freundlich Mittel und Wege gewährt hatte.

So stand Schwartz in seinem 70. Jahre noch in voller Kraft da, eine deutsche Eiche im Lande der Palmen. Sein Pfad ward freilich immer einsamer, die alten Freunde waren heimgegangen, auch ihn mahnte ein Fußübel an den letzten Gang. Er war nie verheirathet, (wollte auch andere Missionare wenigstens in den Anfangs-Jahren ehelos wissen); so viel Empfänglichkeit er auch für das Glück der Ehe gerade bei seinem geselligen und liebreichen Wesen hatte. Eine schmerzliche Krankheit, die mit seinem Fußleiden zusammenhing, warf ihn 3 Monate darnieder und machte ihn reif für den Schnitter. Noch hatte er laut in das Lied: „Christus der ist mein Leben" eingestimmt und von seiner Bereitschaft zu längerem Wirken wie zu baldigem Abscheiden gesprochen, aber Alles in des Herrn Willen gelegt und in die Hand des treuen Gottes, der ihn erlöset, seinen Geist befohlen, nochmals sang er den letzten Vers von „O Haupt voll Blut und Wunden" mit den umstehenden Brüdern, da verschied er aufgerichteten Hauptes und mit offenen Lippen in den Armen eines treuen und dankbaren Nationalgehülfen den 13. Februar 1798 Morgens 4 Uhr. Lautes Weinen erfüllte den Garten an seinem Hause, als die dort Versammelten vom Tode ihres Tröfters und Vaters hörten. Der Prinz Serfudscha eilte herbei, seinen theuern Vormund noch im Sarge zu sehen. Das Schluchzen der Menge machte den Grabgesang unmöglich. In seiner Residenzstadt ließ der Prinz „dem verstorbenen wohlehrwürdigen Vater Schwartz" ein marmornes Denkmal errichten; auf eine Granitplatte in der Kapelle des Mis-

sionsgartens verfaßte er selbst eine Inschrift in englischen Versen, die das Lob seines „Vaters" und den Wunsch, seiner würdig zu werden, ausspricht. Noch in spätern Jahren suchte er, der Christ zu werden nicht die Entschlossenheit hatte, das Andenken an den verstorbenen Missionar durch fromme Anstalten für die Jugend und die Kranken zu ehren. Auch die ostindische Compagnie errichtete (1807) dem Patriarchen der indischen Mission in der Marienkirche des Forts St. Georg zu Madras ein Denkmal. Das köstlichste Denkmal seines Wirkens für die südindische Mision, der er auch seine ganze Hinterlassenschaft vermachte, war die Schaar derer, welche er zum Leben in Christo geführt und die wackern Männer, die er zur Fortsetzung des Werkes an ihnen erzogen. Als der Missionar Gericke 1803 Südindien bereiste, sah er die Früchte solcher Saat. Ganze Dörfer suchten bei ihm Unterricht, er taufte 1300 Heiden und nach ihm bildeten die Katechisten 18 neue Gemeinden und tauften 2700 Seelen. Um die Kirche, welche eine von Schwartz getaufte Hindufrau erbaut hatte, fanden sich später in 62 Dörfern mehr als 4000 Hinduchristen.

[Heinrich v. Merz in Schwäbisch-Hall, jetzt in Stuttgart.

---

2. Aus England.

390. Henry Martyn.

23. October.

„Siehe ein rechter Israeliter, ohne Falsch" — damit kann man wohl auch in Kürze diesen durch Leiden vollendeten Streiter des Herrn bezeichnen, dessen Bild in der neuern evang. Missions-Geschichte als eines der edelsten und liebenswürdigsten leuchtet. Die Gaben der Natur und der Gnade vereinigten sich in ihm zu schönstem Ebenmaße und gaben ihm das Gepräge einer seltenen Vollkommenheit. Er war ein scharfsinniger Rechner und ein inniger Freund der Dichtkunst, ein vielwissender Gelehrter und eine einfältige Maria-Seele, eingeweiht in die Meisterwerke Roms und Griechenlands und durch und durch Meister der h. Schrift, ein hochfliegender und in die Tiefe forschender, ein leichtfassender und stets fortschreitender Geist, ernst und heiter, zurückgezogen von der

Welt und doch des Lebens sich freuend, äußerst gewissenhaft aber nicht ängstlich, voll warmer Liebe und doch nüchtern, ein Mann des Denkens wie des Wirkens. Nachdem er einmal den Frieden Gottes gefunden, der über alle Vernunft, lebte er in täglicher Buße, in Gebet und Wort Gottes einzig zur Ehre seines Erlösers und zum Heile seiner Brüder, mit den Fröhlichen sich freuend, mit den Weinenden weinend harmlos und einfältig als ein Kind, hochgemuthet und stark als ein ganzer Mann in Christo. So hat er ein reiches Leben in wenig Jahren erfüllt — nicht mit äußerlich glänzenden Großthaten, aber mit einem Werke, dessen Herrlichkeit mit Christo verborgen in Gott zu seiner Zeit soll offenbar werden.

Geboren wurde er im Jahre 1781 zu Truro in der Grafschaft Cornwallis in England. Der hoffnungsvolle Knabe sollte ein Gelehrter werden; er lernte mit großem Erfolge und noch größerem Ehrgeize. Als ein Jüngling, der sich rühmen konnte, keine Stunde verloren zu haben, wurde er voll leidenschaftlichen Haders und Neids, wo sein Ehrgeiz nicht den höchsten Preis gewann. Die sanften Einreden seiner frommen Schwester vermochten nichts über ihn; die Erinnerung eines Freundes, daß man vor Allem Gott zu Ehren lernen müsse, war ihm eine Thorheit; die Aufforderung zu Demuth und Buße war ihm ein Aergerniß, bis die plötzliche Nachricht von dem Tode seines geliebten Vaters über ihn kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Seine Schwester schrieb ihm, wie die letzten Worte des Sterbenden waren: „Alles ist eitel; unsere einzige Tugend ist die Demuth und der kindliche Glaube an Gottes Gnade in Christo"; und wie der Vater insonderheit noch des fernen Sohnes gedacht und ihm ein demüthiges Herz und die göttliche Gnade erfleht habe. Der Blitz schlug ein und setzte, was sich an „Holz, Heu, Stoppeln" in dem Herzen des an weltlichen Kenntnissen reichen Jünglings angehäuft, in helle Flammen. Niedergeschmettert von seiner Höhe begann er aus der Tiefe zu Gott zu rufen; die Bibel öffnend traf er auf die Stelle: „Gehet ein durch die enge Pforte." Seine zum Tod erschrockene Seele gelobte von nun an nur den schmalen Weg zum Leben zu suchen.

Noch nicht 20 Jahre alt bestand er die öffentliche Prüfung namentlich in der Mathematik mit höchster Auszeichnung. Gottes Gnade bewahrte ihn, daß der böse Feind des Ehrgeizes keine neue Macht an ihm gewann. Zurückgezogen von der Hochschule trat er in die hohe Schule des Gebetes und des Wortes Gottes an der Hand eines väterlichen Freundes, im Bunde mit einigen edeln

jungen Männern und im stillen Kreise seiner Familie. Er entschloß sich, in den geistlichen Stand zu treten; aber es genügte ihm nicht, ein Bote des Heils nur in der Heimath zu sein. Die Beschreibung dessen, was der apostolische Eifer des wackern Missionars Brainerd in kurzer Zeit in Nordamerika gewirkt, was der Deutsche Schwartz im Laufe fast eines halben Jahrhunderts in Ostindien Großes erstritten, was ein Carry, den sein Fleiß und Talent vom Schustergesellen zum Doktor der Theologie erhoben, ebendaselbst gethan, das trieb ihn auch zum Missionsdienste. Nach hartem Kampfe und heißem Gebete ward er des göttlichen Willens dazu gewiß. Er stellte sich der neugestifteten englisch-kirchlichen Gesellschaft für Mission in Afrika und im Morgenlande zu Gebote und suchte einstweilen im Predigt-Amte als Seelsorger, Tröster der Betrübten und Pfleger der Armen sich vorzuüben. Seine Kirchen waren gedrängt voll. Daß er sich deß nicht überhöbe, fehlte ihm auch zu dem Gebete, dem er halbe Nächte und zu der Betrachtung, der er ganze Sonntage widmete, auch die dritte Lebensquelle des rechten Gottesgelehrten nach unsers Dr. Luthers Wort nicht, die Anfechtung. Zu gleicher Zeit kam er mit seinen Schwestern um das ererbte Vermögen, wodurch sogar sein Herzenswunsch, Missionar zu werden, vereitelt schien. Doch „nicht wie ich will, sondern wie du willst, o Herr!“ — das war seine Bitte. Und so kam denn auch die ersehnte schwere Stunde, da er sein Vaterland und seine Freundschaft verlassen sollte, um in das Land zu ziehen, das der Herr ihm zeigen wollte.

Mit Vollendung des 24sten Jahres erhielt er in London die höhere Amtsweihe; tiefbewegt und voll von heiligen Entschlüssen nahm er Abschied von seiner Gemeinde. Die noch übrige Zeit kaufte er aus zu Erlernung der nöthigen fremden Sprachen. Als er in Portsmouth sich einschiffte, verehrte ihm seine Gemeinde einen Compaß zum Andenken und mit gebeugten Knien bat er, daß ihm und den Seinen das Wort Gottes der sichere Wegweiser durch die Wüsten der Erde in die himmlische Heimath sein möchte. Er schied auf Nimmer-Wiedersehen; denn er hatte fest beschlossen, unter den Heiden zu leben und zu sterben.

Auf der Reise vergaß er nicht seines Amtes zu warten an den Mitfahrenden; trotz Spott und Gleichgültigkeit der Masse sammelte er einen kleinern Kreis um sich zu täglicher Weckung und Stärkung. Sturm und Seuche fand ihn auf seinem Posten. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung mußten die Landungstruppen

sofort gegen den Feind ziehen, er schloß sich einer Abtheilung von Soldaten zu Pflege und Trost der Verwundeten an und war den Unglücklichsten nahe mit Gebet und Zuspruch. Nachdem er kurze Zeit in der eroberten Kapstadt bei lieben Genossen verweilt, segelte er weiter nach Indien. Freudig in Gott aber tiefbetrübt über den Zustand des Landes ging er in Madras an's Werk. „Möchte doch nur eine Seele durch mich zum Heiland geführt werden!" das war sein einziger Wunsch. Die ungewohnten Sonnenstrahlen Indiens und die ungeheuern Schatten des Todes, in welchen die Völker dieses schönen Landes saßen, drückten schwer auf ihn; nur der Glaube an den, welcher die Welt überwunden, hielt ihn geistlich und leiblich aufrecht. Indessen war in Madras seine bleibende Statt noch nicht, er mußte weiter nach Calcutta. Nach einem heftigen See-Sturme kam er glücklich in die Arme der ihn freudig empfangenden Freunde; sie brachten ihn in einem verlassenen Götzenhause unter, das durch ihn zum Bethause werden sollte. Erst mußte er auch hier den Zoll an das heiße Klima mit einer heftigen Krankheit bezahlen, dann begann er sein Predigtamt festen Muthes. Das Wort vom Kreuze erweckte ihm Feinde und Freunde, von jenen geübt, von diesen gestärkt zog er endlich auf seinen eigentlichen Missionsposten nach Dinapore, einer Stadt von 40,000 Einwohnern.

Schon unterwegs benutzte er jede Gelegenheit, die lebendige Sprache des Volkes und die alte Sanskritsprache zu lernen, um mit Hülfe eines Eingebornen die Bibel zu übersetzen. In Dinapore selbst gieng seine erste Sorge auf Errichtung von Schulen für die Hindus. Bald waren auch fünf Schulen von einer großen Anzahl von Kindern besucht. Jeden Sonntag theilte er das Wort Gottes viermal an Europäer und Eingeborne öffentlich und sonders aus. Den „gebildeten" Christen und Muhamedanern freilich ekelte der losen Speise, eher noch fand sich bei den Armen und Elenden im Hospital ein Hunger nach dem Lebensbrode; die Hindu selbst waren stumpf und durch die Mißgriffe der römischen Missionare für ein lauteres Christenthum fast verdorben. Das waren schwere Anfänge durch Furcht und Hoffnung hindurch. Zu den seltenen Nachrichten, womit seine Freunde den Fernen und Einsamen erfreuten, kamen auch schmerzliche Botschaften aus der Heimath. Seine geliebteste Schwester, die Gehülfin seiner geistlichen Freude war gestorben; eine ihm sehr theure Jungfrau, die er auf den Rath seiner Freunde zur Lebensgefährtin wählen wollte, gieng auf

seinen Wunsch nicht ein; so wollte er nunmehr auch ganz und gar nur im Vergessen aller Dinge außer Gott sich üben und sein Leben völlig dem Tode seines Herrn ähnlich werden lassen.

Zu seiner großen Freude ward er glücklich mit der Uebersetzung des Neuen Testaments in das Hindustanische fertig. Sofort warf er sich mit seinem ganzen Eifer auf das Persische und Arabische, um auch in diese Sprache die heilige Schrift überzutragen. Mit einem gelehrten Araber las er den Koran, damit er die Muhamedaner mit ihren eignen Waffen schlagen könnte, wozu sich auch reichlich Gelegenheit bot.

So geschwächt sein Körper war, so folgte er doch dem Rufe nach einem noch fernern Orte. Bei größter Hitze reiste er Tag und Nacht, ohnmächtig kam er an; aber Gotteskraft war in seiner Schwachheit mächtig und unermüdlich gieng er an die Arbeit. Predigt, Gebet, Schrifterklärung, Schriftübersetzung und Besuche im Hospital füllten seine Zeit völlig aus. Am Schlusse des Jahres 1809 hielt er seine erste öffentliche Predigt an die Heiden. Eine Schaar bettelnder Hindu hatte sich um ihn versammelt, er las den Anfang des ersten Buches Mose in seiner hindustanischen Uebersetzung ihnen vor und mit lautem Beifall nahmen die Aermsten seine einfältige Rede von Gott dem allmächtigen Vater, Schöpfer und künftigen Richter auf. Bisweilen waren um ihn bis zu 800 Leute vor seiner Wohnung versammelt. Tief erschütterte sie einst die Bußpredigt, die er an die Erzählung von Sodom knüpfte.

Indessen wollte die unter seiner Leitung angefertigte Uebersetzung der heil. Schrift in's Persische den Kennern nicht genügen, daher beschloß er selbst nach Persien und Arabien zu gehen, um die schon vollendete persische Uebersetzung und die nahezu fertige arabische einer genauen Durchsicht zu unterwerfen und nach dem Urtheil eingeborner kundiger Männer das Fehlerhafte zu verbessern. Körperlich schwach aber stark im Geiste verließ er in brennender Begier, auch den Persern und Arabern das Evangelium zu bringen, Ostindien und kam am 9. Juni 1811 nach Schiras, dem Sitz der persischen Gelehrsamkeit. Kaum ein wenig von den unsäglichen Mühen der Reise erholt, begann er eine neue Uebersetzung der heil. Schrift in's Persische, wozu ihm Seid Ali, einer aus der muhamedanischen Sekte der sich selbst vergötternden Sofi gute Dienste leistete. Mit eben diesem und seinen Genossen hatte er manche Zwiesprache über Gnade und Wahrheit; besonders drang

es dem Perser in's Herz, als sie das zwölfte Kapitel Johannis durchgiengen. Unwillkürlich brach der in Verwunderung darüber aus, wie Jesus seine Jünger so lieb gehabt, und Thränen traten ihm in die Augen, als H. Martyn dem die wahre Religion, wie er sagte, „von Jugend auf" Suchenden zusprach, er möge eilen und seine Seele zu einem solchen lieben Herrn und Meister retten .... Unter schwellenden Reben, an einem klaren Strome, im Schatten eines Citronenbaumes erholte sich Martyn in sabbathlicher Stille mit Betrachtung der heil. Schrift und Singen von geistlichen lieblichen Liedern im Herzen von den Sorgen und Mühen seines Zeugenberufes, dem er dienen wollte, so lange sich seine Zunge regen konnte. Seine Erscheinung in Schiras hatte hinreichend Aufsehen erregt; die Gelehrten suchten ihn auf und er ließ sich finden; selbst zu einer öffentlichen Streitunterredung mit den angesehensten Meistern des Korans und mit dem Oberhaupte der Sofi war er alsbald bereit. Sein edles Wesen, sein unerschrockener Freimuth, seine tiefen und klaren Antworten ließen in vielen seiner Hörer einen bleibenden Stachel zurück. Auch bei Gastmählern wirkte sein Wort im Verborgenen. Als jener Schuloberste der Perser eine Schrift zur Vertheidigung des Muhamed schrieb, setzte Martyn ihr sogleich eine muthige Widerlegungsschrift entgegen. Unbeschreiblich war der Eindruck dieser und einer andern Schrift — erst später wurde offenbar, wie viele durch Martyn im Herzen sich Christo zuwenden lernten.

Als die neue Uebersetzung des N. Testaments weit genug fortgeschritten war, begann er gleichzeitig eine Uebersetzung der Psalmen in's Persische. Nachdem er auch diese glücklich vollendet, reiste er von Schiras über Ispahan an's Hoflager des persischen Königs, um ihm beide Werke zu überreichen. Unterwegs gab es noch ernste Zusammenstöße mit den persischen Schriftgelehrten (den Mollahs), aber furchtlos war sein Zeugniß und kein Haar durfte ihm gekrümmt werden von denen, die ihm wüthend zuriefen, „siehe er hat Gott gelästert." Am Leibe schwer erkrankt kam er nach Tabris zu dem englischen Gesandten, der seine Uebersetzungen dem wohlwollenden Könige überreichte und nachher mit nach Petersburg brachte, von wo sie gedruckt als tausendfältige Segensbrünnlein in's Perserland zurückströmten.

Henry Martyn wollte unter den Heiden leben und sterben. Allein sein durch Arbeit und Hitze zerrütteter Körper versagte ihm den Dienst: daher faßte er den Entschluß, in der Heimath-Luft sich zu stärken und dann mit neuer Kraft dem Herrn die Wege unter

den Heiden zu bereiten. Nothdürftig sich zusammenraffend zog er von Tabris aus gen Constantinopel dem fernen England zu. Vorbei am hohen grünbewachsenen Ararat, in dessen Anschauen er Noahs gedenkend um ein glückliches Durchschiffen der wilden Lebensstürme und um selige Landung auf den ewigen Hügeln flehte — kam er nach Eriwan, wo er in dem armenischen Kloster Etschmiadschin den Bruder Serafino für die armenische Kirchenverbesserung zu entflammen suchte, dann nach Kars in dem wilden Kurdenlande und in das volkreiche Erzerum. Rührende Briefe schrieb er unterwegs in die Heimath voraus; ein stiller Zeuge seines reichen innern Lebens und Strebens war fortwährend sein trautes Tagebuch. Von Krankheit gebeugt, erhielt er im Erzerum die peinliche Nachricht, in Constantinopel wüthe die Pest; bereits sei sie im nächsten Orte seines Weges ausgebrochen. Den Tod hinter sich, den Tod vor sich rief er aus: „Herr dein Wille geschehe; sei's zum Leben oder Sterben, wenn du nur meiner gedenkst!" Es war kein Aufhalten; vom Fieber geschüttelt mußte er bei schlechtem Wetter seinem unbarmherzigen Führer in schnellem Ritte durch Wald und Sumpf, Berg und Thal weiter folgen, ohne eine vertraute Seele um sich in wildfremdem Lande. In einem Dorfe, wo die Pferde gewechselt wurden, setzte er sich in einen Garten, dachte mit Frieden und Freuden seines Gottes, der in der Einsamkeit sein Begleiter, sein Freund und Tröster war: „ach, wann wird doch einmal die Zeit der Ewigkeit weichen! wann wird der neue Himmel und die neue Erde erscheinen, auf welcher Gerechtigkeit wohnt? Dort, dort wird kein Unreines hineinkommen; nichts von der Bosheit, welche die Menschen schlimmer als wilde Thiere gemacht hat; dort wird man nichts mehr von all' den Verderbnissen sehen und hören dürfen, welche hienieden noch den Jammer der Sterblichen vergrößern und verbittern!" Das waren seine letzten Worte im hinterlassenen Tagebuche. In Tokat, (nicht allzufern von Sinope) sollte er kaum in der Hälfte seiner Tage und seiner Reise sein Pilgergewand niederlegen. Er verschied den 16. October 1812, noch nicht 32 Jahre alt. Ein einfacher Stein mit Inschrift bezeichnet sein einsames Grab. Dauernder aber als Stein und Erz ist das Denkmal, das er sich in — wie vielen! — Herzen errichtet, die er zur Seligkeit gewiesen; und jedes Neue Testament und jeder Psalter, den ein Hindu und ein Perser in seiner Sprache liest, darf eine Erinnerung sein an den Bekenner und Zeugen, der sein Fleisch und Blut nicht geschont und sein Leben nicht lieb gehabt

hat, treu seinem Heilande bis in den Tod. Die evangelische Mission um ihre Märtyrer befragt, darf still und fest auch auf den Helden hindeuten, „dessen Gebeine in Tokat bleichen."

Heinrich v. Merz in Schwäbisch-Hall, jetzt in Stuttgart.

---

391. John Williams, Apostel der Südsee.

20. November.

John Williams ward im Jahre 1796, den 29. Juni, also am Tage Peter-Paul, zu Tottenham High Croß (Hochkreuz) unweit London geboren. Sein Vater war ein Geschäftsmann, der sich um die Erziehung und das innere Leben seiner Kinder wenig kümmerte. Williams gehört zu der großen Schaar der Arbeiter im Reiche Gottes, in deren Herzen die Mütter die junge Pflanze des Glaubens mit Gebet, Ermahnung und stillem Wandel in dem Herrn gepflegt haben. Williams' Mutter stand aber nicht allein da, eine liebe Großmutter war ihre Helferin in der theuern Arbeit. Wir haben demnach ein ganzes Timotheusbild vor uns, eine Eunike und eine Lois, die einen reich begabten lebendigen Knaben schon in seinen ersten Jahren dem Herrn zuführen und die ersten Samenkörner der Gottseligkeit in seine Seele pflanzen. Sie schlugen auch Wurzel. Die kleinen Hausgottesdienste waren die Freudenstunden des Knaben, und die Lüge war ihm zuwider wie Gift. Während seiner Schuljahre hatte er sich selbst ohne Wissen der Mutter zwei Morgen- und Abendgebete, je ein prosaisches und eins in Versen, niedergeschrieben, die ein schönes Zeugniß von seinem innern Ernst ablegen. Als er das 14. Jahr zurückgelegt hatte, verließ er das Vaterhaus. Die Eltern brachten ihn nach London in die Lehre zu einem wackern Eisenwaarenfabrikanten Namens Tonkin. Doch sollte er in dem Geschäfte nicht Techniker, nicht Fabrikant, sondern Kaufmann werden. Er ist beides geworden. Talent und Lust zu technischen Arbeiten waren bei ihm so groß, daß er alle freien Stunden in der Schlosserwerkstatt zubrachte. Er lernte gewisse Fabrikate so tüchtig und sauber arbeiten, daß sie unmittelbar aus seiner Hand in den Laden oder an das Schaufenster wanderten. Er wußte selbst noch nicht, wozu ihm diese Fertigkeit einmal dienen sollte, aber der Herr wußte es. Es ist überhaupt wunderbar, mit welcher Weisheit und eingehenden Treue er diesen Arbeiter für seinen Beruf erzog. Es sollte

auch kein Stück in seiner Ausrüstung zum Missionar fehlen. Und dazu hat die Gnade des Herrn auch die Irrwege, welche er eine Zeitlang gegangen ist, mit auszubeuten gewußt. — Liebe Leser, viele Bäche bleiben von ihrem Quellorte an bis zum Einfluß in einen Strom oder in das Meer rein, hell und durchsichtig. Sie werden in keinem Sumpfe aufgehalten, sie haben sich durch keinen mühsam hindurchzuarbeiten. Nur von wenig Menschen läßt sich in ihrem geistlichen Leben Aehnliches sagen. Nur wenige steuern von der Kindheit an durch die Jünglingsjahre hindurch in ungestörtem Lauf der rechten Mannheit in Christo Jesu zu. Auch in dem Leben des John Williams ward der unter den Gebeten der Mutter und Großmutter gelegte Grund eine Zeitlang überfluthet von dem unreinen Strome der Welt und des Fleisches. Das Wort Gottes war vergessen, das Gebet erstorben und der Weg nach der Kirche war ihm fremd. Desto besser kannte er den Weg nach gewissen Trinkhäusern; ja er hatte es in loser Gesellschaft bereits bis zum Spott über den Namen des Herrn Jesu gebracht. Dabei führte er äußerlich einen ehrbaren Lebenswandel.

Doch der Herr wollte sich sein auserwähltes Rüstzeug vom Teufel nicht verderben lassen. In unscheinbarer und doch nachhaltiger Weise machte er dem gottlosen Treiben des Jünglings ein Ende. Den 30. Januar 1814 — es war ein Sonntag — geht Frau Tonkin in einen Abendgottesdienst. Im Scheine einer Straßenlaterne erkennt sie ihren Lehrling, der in der Nähe einer Schänkwirthschaft auf und abgeht, und fragt ihn, was er hier suche. Der junge Williams sagt ihr offen, er warte auf Cameraden, mit denen er in diesem Locale einen lustigen Abend feiern wolle. Er ist verdrießlich, daß sie die bestimmte Stunde nicht inne gehalten und ihn so lange haben vergeblich warten lassen. Die fromme Frau, welche wohl wußte, daß sie an ihrem Lehrlinge das Mutteramt wie an den eignen Kindern zu üben hatte, forderte ihn sehr bestimmt auf, anstatt in die Schänke mit ihr in die Kirche zu gehen. Nach einigem Sträuben ergab sich der Wildling in ihre Gefangenschaft. Er wußte nicht, daß er an diesem Abende ein Gefangener, ein Gebundener Jesu Christi werden sollte. Der Prediger Cast legte in seiner Predigt das Wort aus: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne, und nähme doch Schaden an seiner Seele ꝛc.“ Die Predigt ging aus der Tiefe in die Tiefe. Dem Williams gingen die Augen auf; er sah sein Elend, aber zugleich auch den herrlichen Weg des Heils, welchen der barmher-

zige Gott den Sündern in Christo Jesu bereitet und eröffnet hat. An diesem Abende brach der Bach heraus aus dem stagnirenden Sumpfe und fing wieder an in festem Bette dem ewigen Gnadenmeere zuzufließen. Mit Fleiß und Ernst las er wieder Gottes Wort, und die Kirche und der Altar des Sacraments wurden ihm liebe Stätten. Das ganze Evangelium, die Person des Gottmenschen, seine Thaten und Worte, wurden ihm lebendige Wahrheit, und dabei erleuchtete der heilige Geist sein Herz mit der innigsten Freude; er wuchs in der Gnade und Erkenntniß seines Herrn und Heilandes Jesu Christi. — — Was mütterliche Liebe gepflanzt, was die Treue seiner Lehrherrin gerettet und das geistliche Amt gepflegt hatte, das sollte an einer anderen Stätte großgezogen und für den Missionsberuf ausgebildet werden. In der Gemeinde, welcher Williams angehörte, bestand ein Jünglingsverein, dessen Kern etwa 30 auserlesene junge Männer ausmachten. Der Prediger Browne stand an der Spitze desselben. Jeden Montag Abends 8 Uhr kamen die Mitglieder zusammen, begannen mit Gesang und Gebet und besprachen dann ein Thema, welches 8 Tage zuvor bestimmt war, und über welches Einer von ihnen zunächst einen Vortrag halten mußte. Etliche Abende im Jahre waren übrigens lediglich dem Gebet, der Fürbitte und der Danksagung vorbehalten. Von diesem Vereine war Williams eins der begabtesten und thätigsten Mitglieder; dieser Verein ist die Universität geworden, auf der er zum Theil die Vorstudien zu seinem künftigen Amte gemacht hat. Da lernte er einen biblischen Stoff klar durchdringen, ordnen und in frischer freier Rede behandeln. Auch als Lehrer an einer Sonntagsschule wucherte er mit dem ihm anvertrauten Pfunde, und erwarb sich durch Treue und Tüchtigkeit die Liebe der Zöglinge und die Achtung der Mitarbeiter. — Von einem Vereine ging es in den andern. Die Missionsvereine in und um London standen schon damals, im Jahre 1815, in sehr frischem Leben. Sie hielten außer den jährlichen öffentlichen Versammlungen noch vierteljährliche in engerem Kreise. Durch Ansprachen aus Gottes Wort, Gebet und Mittheilung aus den Berichten der Missionare stärkte man sich im treuen Ausharren bei dem theueren Werke. Auch Williams gehörte diesem engern Kreise an. Und hier stieg der Gedanke in ihm auf, ob ihn der Herr wohl brauchen könne zum Dienst unter den Heiden; und der Gedanke ward zum innigen Wunsche. Aber neben dem Wunsche stand die kindliche Bitte: „Herr, wenn es nicht dein Rath und Wille ist, daß ich Missionar

werden soll, dann reiß du diesen Wunsch mit allen Wurzeln aus meiner Seele aus." Indessen that der Herr grade das Gegentheil; die Sehnsucht zum Missionsdienste ward in Williams immer lebendiger. Dabei durchforschte er sein Herz mit allem Ernst, ob sein alter Mensch ihn etwa in seinen Stricken gefangen halte, ob er Etwas für sich suche, oder ob das Heil der armen Verlornen das Ziel seiner Arbeit sein solle. Und je länger je mehr durfte er sich sagen: „Ich will mich dem Herrn, der sich für mich geopfert hat, wieder zum Opfer bringen."

So bot er denn im Jahre 1816 der Londoner Missionsgesellschaft seine Dienste an. Er übersandte dem Vorstande ein Schriftstück, in welchem der Gang seines innern und äußern Lebens nach strengster Wahrheit geschildert war. In dem Begleitschreiben spricht er die Bitte aus: „Sollten Sie Gewissenshalber keine Freudigkeit zu meiner Aufnahme finden, so bitte ich Gott und hoffe zu Ihnen, daß Sie um des Heiles meiner Seele willen mich nicht in der leisesten Weise ermuntern mögen, den Beruf eines Missionars zu ergreifen." — Das ist die Sprache des Aufrichtigen, dem es Gott gelingen läßt. Williams bestand die nöthige Prüfung, ward im Juli 1816 angenommen, und sein Lehrherr erließ ihm, damit er gleich für den neuen Beruf frei würde, die noch übrigen 7 Monate der Lehrzeit. Bei dem Mangel an Arbeitern wollte man den besonders begabten und für alle Praxis so tüchtigen jungen Mann bald aussenden. Südafrika und Polynesien waren die Gebiete, auf welche damals der Vorstand der Londoner Mission seine Augen richtete. Doch entschied man sich in Bezug auf Williams für das letztere. Die Missionare auf den Gesellschaftsinseln bedurften besonders der Hülfe, weil die Schaaren der Neubekehrten ohne klare Führer leicht in's Heidenthum zurückfallen konnten. In wenigen Monaten sollte sich unser noch nicht 20 Jahr alter Diener des Herrn mit mehreren andern Missionaren dahin einschiffen. Die Zwischenzeit bis zur Abreise kaufte er auf das Gewissenhafteste für seinen Beruf aus. Die besten Stunden des Tages und die frischesten Kräfte widmete er dem Unterricht in der Theologie, welchen ihm der Prediger der Gemeinde ertheilte. Alle übrige Zeit verbrachte er in den Werkstätten der Schreiner, Zimmerleute, Weber, Schiffbauer und in den Officinen der Drucker, und überall legte er selbst Hand an. Er wollte den Heiden auch für äußere Cultur ein verständiger Führer werden. Am 30. Sept. 1816 ward er zugleich mit 8 andern Brüdern in der Surrey-Kapelle

zum Dienst des Herrn unter den Heiden eingesegnet. Ein Geistlicher reichte ihm die Bibel mit den Worten: „Geh hin, mein geliebter Bruder, und sei treu mit der Gabe, die dir vertrauet ist, treu zur Zeit und zur Unzeit, treu in der Verkündigung der kostbaren Wahrheiten, die dies Buch enthält.“ Und ein zweiter sprach: „Geh hin, mein geliebter junger Bruder; und wenn deine Zunge dir am Gaumen klebt, so laß sie noch vor armen Sündern zeugen von der Liebe Jesu; und wenn deine Arme dir erschöpft von den Schultern fallen, so laß sie noch anklopfen an die Herzen deiner Mitsünder, daß sie sie dem Heiland der Welt aufthun.“ — Dieser Tag drückte noch ein Siegel auf das dem Herrn bereits geopferte Herz.

Bevor Williams England verließ, verheirathete er sich noch mit einer frommen Jungfrau, die ihr Gelübde, ihm für das innere und äußere Leben eine Gehülfin zu sein, bis an seinen Tod treu erfüllt hat. Den 17. Nov. 1816 verließ er England. Das Schiff segelte über Rio Janeiro nach Sidney. Hier lernte er Missionar Marsden kennen, der dem Herrn mit großer Opfertreue auf Neu-Seeland gedient hat. Hier nutzte er den längern Aufenthalt, um als Prediger und Lehrer dem Herrn dienen zu helfen und sich über die Völker Polynesiens genauere Kenntniß zu erwerben. Den 17. November 1817 endlich, also grade ein Jahr nach der Abreise von England, landete er auf Eimeo, einer der Gesellschaftsinseln. Als Arbeitsfeld ward ihm gemeinsam mit Missionar Threskeld Rajatea angewiesen, eine Insel, auf der das Sehnen nach dem Tage erwacht, auf der aber die Sonne noch nicht aufgegangen war. In einem Sturme nämlich war etwa zwei Jahr früher ein Missionar Wilson von Tahiti mit 19 eingebornen Christen, darunter der König Pomare, an dieses Eiland geworfen. Der König Pomatoa mit seinem ganzen Volke nahm sie sehr freundlich auf, und dafür thaten ihnen die Verschlagenen wieder ihren Schatz auf und predigten ihnen den Heiland ihrer Seelen. Wilson kehrte mit seinen Begleitern wieder nach Tahiti zurück, aber die Sehnsucht nach weiterer Unterweisung in dem Herrn blieb dort. Auf Rajatea allein arbeitete Williams von 1817—1823. Diese Insel ist seine Schule und das Land seiner ersten Liebe gewesen, die freilich bis an sein Ende nicht erkaltete. Mit großer Energie warf er sich zunächst auf die Erlernung der Landessprache; nach zehn Monaten konnte er schon in derselben predigen. Pomatoa und die übrigen Häuptlinge kamen ihm überall mit Hülfe und Freundlich-

keit entgegen. Nach Williams' Anschauung sollten Evangelium und Cultur mit einander Hand in Hand gehen. Zum Dienste des Herrn ward eine Capelle erbauet, und sich selbst errichtete er ein sauberes Häuschen, welches den Eingebornen ein Vorbild besserer Wohnungen werden sollte. Um dasselbe erblühete bald ein wohlgeordneter Garten mit europäischen und polynesischen Blumen und Nahrungspflanzen; aber neben demselben auch eine Schule, in welcher Junge und Alte getränkt wurden mit dem Wasser des Lebens. Sie blühete bald schöner als sein Garten; das Wort fiel auf einen empfänglichen Boden. Häuptlinge und arme Leute, Alte und stammelnde Kinder, die Mütter mit den Säuglingen auf den Armen, die Oroprieſter, die sich rein waschen wollten von dem vergossenen Blute, kamen in die Schule. Der König und die Königin setzten sich mit in die Reihen, lernten und ließen sich fragen. — Rajatea war der Hauptsitz des Götzen Oro, des blutigen Kriegsgottes, dem vor und nach den Schlachten seit Jahrhunderten unzählige Menschenopfer gebracht waren. Trotz seines Eifers hütete sich Williams diesem und den andern Götzen gegenüber sehr vor wilder Stürmerei. Die hölzernen Gebilde wurden erst von ihrem Throne gestoßen, als sie in den Herzen ihrer Verehrer von demselben herabgefallen waren. — Hier auf Rajatea entfaltete sich in seiner Seele der Plan zu einer geordneten Mission, welche ihre Arme über den ganzen Complex der zunächstliegenden Gruppen der Südsee-Inseln ausstrecken sollte. Drei Helfer wollte er dabei in den Dienst des Herrn ziehen: die Presse, ein eigenes Missionsschiff und die Nationalgehülfen. Elementarbücher und 1100 Exemplare des Evangelii St. Lucae, welches Missionar Ellis in der Landessprache hatte drucken lassen, waren schnell auf der Insel verkauft, und sie druckten nach und nach das ganze neue Testament. — Das erste Missionsschiff für die Südsee kaufte Williams, um eine regelmäßige Verbindung zwischen Neu-Süd-Wales und jenen Inseln herzustellen. Er selbst, die Londoner Missionsgesellschaft und der Gouverneur von Neu-Süd-Wales Brisbane bestritten die Kosten. Etwas später bauete er sich, um es ganz zu seiner Verfügung zu haben, ein eigenes Schiff. — Seine Bekehrten zog er bald in die Missionsthätigkeit mit hinein. Es wurde nicht allein ein Missions-Hülfsverein gegründet, sondern er bildete auch fromme und begabte Jünglinge zum Dienst in den Schulen und zum Evangelistenamt auf den umliegenden Inseln aus. Seine Insulaner haben sich als treffliche,

verständige und todesfreudige Diener des Herrn erwiesen. — Unter seinem Beirath gab der König von Rajatea dieser und den von ihm beherrschten Nachbarinseln ein auf das Wort Gottes begründetes Gesetzbuch. — Zur sicheren Ernährung des Volkes, das bisher vom Fischfang und den Früchten der Inseln gelebt hatte, wurde Zuckerrohr angepflanzt. — Unter seiner Leitung ward eine mächtige Kirche, als Kathedrale für diese Inselgruppen erbauet. — Und zu aller dieser Thätigkeit schöpfte er Kraft und Weisheit aus dem unversiegbaren Born des göttlichen Wortes. Alle, die den Williams hier oder später in seiner Arbeit auf den Harvey- und Samoa-Inseln sahen, staunten über seine Frische, seine Spannkraft und den sichern Tact, mit welchem er jedes Werk angriff.

Bei dieser umfassenden Thätigkeit, die sich schon während seines Aufenthalts in Rajatea mit über die Inseln Borabora (Gesellschafts-Inseln), Rurutu, Rarotonga, Aitutaki, (Harvey- oder Tubuaigruppe) und andere erstreckte, pflegte er den Zusammenhang mit der Heimath auf die innigste und zarteste Weise. Ein wahrer Schatz von köstlichen Briefen an die Seinen liegt vor. Ihren Höhepunkt erreichte diese Correspondenz, als ihm der Tod der Mutter in die Ferne gemeldet ward. Inniger Dank dafür, daß ihm der Herr solche Mutter gegeben hatte, Trauer und Thränen über ihren Verlust und wiederum Preis für ihren Eingang in die Herrlichkeit mischen sich mit einander. Und wie klopft er an die Herzen der Seinigen mit Ermahnung und Bitte an, doch ja dem Herrn treu zu bleiben, auf daß ihr Ende einmal sei wie das Ende dieser Gerechten! Da wagt er es auch — denn es ist ein gar schweres Ding, wenn ein Sohn Bußprediger und überhaupt Seelsorger seines Vaters werden soll — diesen zu ermahnen, doch endlich dem Herrn, der so lange und namentlich durch diese liebe Lebensgefährtin um ihn geworben, sein Herz hinzugeben. Der Brief ist mit einer fast wunderbaren Zartheit geschrieben. Aber welche Freude mag es auch gewesen sein, als Missionar Nott, der den Vater auf seinem Sterbebette besucht hatte, an Williams seinen letzten Gruß und folgenden Auftrag ausrichtete: „Sagen Sie ihm, o sagen Sie ihm, daß der Sohn das Werkzeug zur Rettung des Vaters gewesen ist."

In den Jahren 1823—1830 hatte Williams mehrere Reisen nach den Harvey-Inseln gemacht. Die eingeborenen Lehrer leisteten dort die trefflichsten Dienste. Er selbst aber übte durch seine Demuth, Liebe, Wahrheit und allseitige Tüchtigkeit einen fast unglaub-

lichen Einfluß auf das Volk aus. Nach wenig Jahren waren die Götzen gefallen und das ganze Volk entweder getauft oder im Taufunterricht. Auf Rarotonga war eine Kirche erbaut, die sonntäglich von etwa 2000 Christen besucht wurde. — Aber rastlos trieb es den Knecht Gottes vorwärts. Sein Lauf ging von Osten nach Westen. Auf Rajatea und den Harvey-Inseln arbeiteten andere Missionare mit Nationalgehülfen; er der Bahnbrecher richtete seine Augen auf die Samoagruppe (Sawaii, Upolu, Tutuila ꝛc.). 1830 den 24. Mai segelte er dahin ab. Zunächst besuchte er die Freundschafts-Inseln (Tongatabu, Wawau, Eua ꝛc.). Dort arbeiteten Missionare anderer Gesellschaften. Man bot sich aber dennoch freundlich die Hand und bestimmte, daß keiner in das Arbeitsfeld des Andern eingreifen und Williams die Samoa-Inseln überlassen bleiben sollten. Auch dahin begleitete ihn der Segen des Herrn; auf Sawaii fand er bei dem Häuptling Melietoa freundliche Aufnahme, und nach wenigen Jahren waren von den 60—70,000 Eingeborenen 50,000 getauft oder im Vorunterricht zur Taufe. Zu Hülfe kam ihm auf diesen Inseln der Umstand, daß die Eingebornen außer einem Bilde des Kriegsgottes gar keine Götzen hatten. An heidnischen Gräueln und gottlosem Aberglauben fehlte es aber darum doch nicht. — Weit herum war das Feld weiß zur Ernte, überall bedurfte es der Arbeiter. Auch schwere Kämpfe waren auf den Inseln zu bestehen. War der König Christ geworden, so nutzte wohl ein andrer Häuptling den Groll der hartnäckigen Heiden, schaarte diese um sich, und suchte mit ihrer Hülfe den König vom Throne zu stoßen und sich mit den Götzen auf denselben zu setzen. Mehrere kleine Kriege sind dort geführt worden, die aber der Herr durch die Milde der christlichen Könige zum Siege seines Reiches gedeihen ließ. Irrlehrer traten unter den jungen Christen auf, welche besondere, oft gar sonderbare Offenbarungen erhalten haben wollten. Europäische Branntweinhändler und entlaufene Matrosen wurden eine Pest für das leichtblütige Volk. Ueberall hatte Williams mit seinen treuen Gehülfen (Pitman, Barf, Büzacotte) zu wahren und zu schlichten. Auch dort war es leichter aufzuwecken, als die Erweckten in der rechten Bahn zu erhalten.

Darum trieb es Williams nach Europa, nach England zurück; er wollte mit Hülfe des Herrn die Liebe zur polynesischen Mission noch zu helleren Flammen anschüren. Das ist ihm gelungen. Im Jahre 1834 den 12. Juni langte er nach 18jähriger Abwesenheit

in der Heimath an, und vier Jahr ist er hier geblieben. Diese vier Jahr sind in England und im ganzen evangelischen Europa für die Weckung der Liebe zur Mission von höchster Bedeutung geworden. In großen Versammlungen vor Hoch und Niedrig pries Williams in begeisterter Rede, die überall mit dem Stempel der Wahrheit bedrückt war, die Thaten des Herrn. Dazu schrieb er ein Buch: Bericht über das Missionswerk in der Südsee. Von allen Seiten gingen ihm darüber die anerkennendsten Urtheile zu. Bis zum Jahre 1843 wurden 38,000 Exemplare davon verkauft. Sein großer Wunsch, endlich ein großes für die Fahrt in allen Meeren tüchtiges Missionsschiff zu besitzen, ward ihm auch erfüllt. Aus freiwilligen Beiträgen kaufte er den Camden für 10,000 Lstr. oder 60—70,000 Thlr. Durch ganz besondere Führung schenkte ihm der Herr für dasselbe den ebenso frommen wie tüchtigen Capitän Morgan. Neun neue Missionare sollten mit ihm hinausgehen auf das gesegnete Arbeitsfeld. Am Tage der Abreise, den 11. April 1838, war London in einer Bewegung, wie wenn ein König mit einem siegreichen Heere zum Kampfe ausrückte. Und wo so Viele beigesteuert hatten, da wollte auch der Lootse, der das Schiff aus dem Hafen führte, und der sonst 20—25 Pfund erhält, für den Herrn gearbeitet haben. — Williams, der zum letzten Male in der heimischen Kirche das heilige Abendmahl genossen hatte, zog mit seiner Gattin und den neuen Mitarbeitern seine Straße fröhlich. In seiner Seele stand mit festen Buchstaben geschrieben: „Ich halte mein Leben nicht theuer um des Herrn willen." Die Reise ging um das Cap nach Neu-Süd-Wales. In Sidney hatte sich ein Missionshülfsverein für Australien gebildet, der dem Führer der dortigen Mission als erste Gabe 500 Pfund zuhändigte. Den 25. October verließen sie Sidney und landeten nach glücklicher Fahrt auf Tutuila, einer der Samoa-Inseln.

Das nächste Jahr vom November 1838—1839 war für Williams ein hohes Freudenjahr. Noch einmal besuchte er die sämmtlichen Gruppen der Gesellschafts-, Harvey- und Samoa-Inseln. Wie Korn und Blumen in warmen Frühlingsnächten gedeihen, so war das Werk des Herrn in seiner Abwesenheit gediehen. Ueberall leuchteten ihm von den Inseln schöne weiße Kirchen entgegen; sie waren während der vier Jahre erbaut. Ueberall empfingen ihn die jungen Gemeinden mit einer Herzlichkeit, wie wenn ihr Vater wiedergekehrt wäre. Er war es auch. Ihr Jubel war fast erdrückend. Gar Mancher, der bei seiner Abreise noch starr

am Heidenthum gehalten hatte, trat ihm als ein seliges Kind Gottes entgegen. Seine Reise ging durch eine schöne Ernte. Er erkannte, daß das Werk in guten Händen und gesegnetem Wachsthum war. Er wollte weiter. Vor ihm lagen die Neuen Hebriden und Neu-Caledonien. Den 3. Novbr. 1839 feierte er auf Upolu unter seinen Samoanern und im Kreise seiner Familie den letzten Sonntag. Er predigte über Apostelgeschichte 20, 36 f.: „Und da er Solches gesagt, kniete er nieder" ꝛc. Er hatte die Lehrer der Samoagemeinden gefragt, wer von ihnen mitziehen wolle in den Dienst des Herrn unter dem Volk der Neuen Hebriden. Da meldeten sich dreißig auserlesene Männer. Williams wählte zwölf von ihnen aus und weihte sie zu Evangelisten. Außerdem war auf dem Schiffe Missionar Cunningham und ein feiner junger Engländer Namens Harris. Letzterer hielt sich auf den Inseln seiner Gesundheit halber auf. Doch war er von Williams' Person und von dem schönen Christenleben in den jungen Gemeinden so hingenommen, daß er zunächst diese Reise nach Westen mitmachen und dann nach England gehen wollte, um sich zum Missionsdienste auszubilden. Den 4. November segelten sie vorwärts nach Westen. Auf den Inseln Rotuma und Tanna ließen sie, nachdem sie sich von dem friedlichen Sinne der Eingebornen überzeugt hatten, je zwei Lehrer zurück. Den 20. Novbr. legte sich das Schiff an der Küste von Erromanga vor Anker. Die Bewohner dieser Insel sind die Letzten gewesen, denen Williams die köstliche Perle angeboten hat. Am Ufer der Dillonbay waren sie in großer Anzahl versammelt. Williams fuhr mit Cunningham und Harris in einem Bote bis in die Nähe der Küste. Der Häuptling brachte ihm auf seine durch Zeichen ausgesprochene Bitte — die Sprache der Insulaner verstand nämlich keiner von ihnen — ein Gefäß mit Wasser. Daraus schöpften sie Vertrauen und stiegen an das Land. Als sie sich mit kleinen Geschenken die Herzen dieser Insulaner weiter erobert zu haben glaubten, gingen sie mit ihnen eine Strecke landeinwärts. Dort stürzten die Eingebornen mit ihren Keulen auf sie ein, Harris ward am Lande und Williams im flachen Meerwasser, durch welches er sich in das Boot retten wollte, erschlagen; nur Cunningham erreichte glücklich das Boot. Das ist geschehen am 20. November 1839. Seine eigentlichen Mörder sind die Sandelholzhändler, welche an jenen Küsten viel unschuldig Blut vergossen und die Eingebornen zur Rache gegen alle Weißen gereizt haben.

Williams' Leib haben die Wilden verzehrt. Die jungen Christen auf den Samoa- und übrigen Inseln haben ihn betrauert und beweint wie einen Vater. Der Segen, den er auf jene Eilande hinausgetragen, stirbt nicht. Nach Herz und Glauben und Liebe und rastloser Thätigkeit bleibt er ein Muster für alle Missionare. Auch seine Methode, durch Arbeiter aus ihrer eigenen Mitte die Völker dem Herrn zu erobern, und äußere den Landesverhältnissen angepaßte Cultur mit der Herzenscultur in Jesu Christo zu verbinden, bleibt die einzig gültige für alle Mission. Mit Recht ist er der Apostel der Südsee genannt worden. So tief wie er und so zum Segen hat kein andrer Missionar in das Leben jener Völker eingegriffen. Fr. Ahlfeld in Leipzig.

II. Deutschland.

392. Friedrich Christoph Oetinger.

10. Februar.

Im vorigen Jahrhundert, da fast das ganze Deutschland von den Gewässern des Rationalismus überschwemmt wurde, war das kleine Würtemberger Land eine der wenigen gesegneten Inseln, auf welchen noch ächte Frömmigkeit und Gottesgelehrsamkeit ihre Pfleger und Priester fand. Wir begegnen hier einer schönen Zahl von Theologen, die sich durch eine in jener Zeit fast beispiellose Tiefe und Gediegenheit biblischer Erkenntniß und evangelischen Glaubenslebens auszeichnen. Der Mittelpunkt dieses Kreises war der große Johann Albrecht Bengel[1]); ihm am nächsten, ja noch über ihm an Tiefsinn und Eigenthümlichkeit des Geistes, wie an Reichthum und Vielseitigkeit des Wissens und Strebens stand Fr. Chr. Oetinger.

Oetingers äußeres Leben hatte einen sehr einfachen Verlauf und bietet wenig Bemerkenswerthes dar. Geboren zu Göppingen den 6. Mai 1702, machte er nach einer ziemlich harten Kindheit, welche indeß schon durch manche tiefe Eindrücke der göttlichen Wahrheit geweiht wurde, den noch jetzt gewöhnlichen Bildungsgang der würtemberger Theologen durch. Er besuchte seit 1717 die niederen

[1]) Sein Lebensbild s. S. 434 ff.

Seminarien zu Blaubeuren und Bebenhausen und trat 1721 in das höhere, theologische Stift zu Tübingen ein. Weil er ein Jüngling von guter Gestalt, lebhaftem Temperament und glänzenden Gaben war, so redete man ihm vielfach zu, „die Jura zu studieren und ein Politikus zu werden", damit er in der Welt Glück und Ehre gewinne; und er selbst schwankte lange zwischen Jus und Theologie, wie in späteren Jahren zwischen dieser und der Medicin. Allein er dachte wie er selbst erzählt: „Was ist's hernach, wenn du auch die prächtigsten Kleider trägst, zu befehlen hast und alle Gipfel der Ehre erreichest? Es ist doch besser, Gott dienen. Deo servire libertas. Auf dieses, erzählt er weiter, rief ich Gott von ganzem Herzen an, mir alle Absichten auf die Welt aus der Seele zu nehmen, und das geschah sogleich. Ich war nun vollkommen entschlossen, bei der Theologie zu bleiben." Wie ernst es ihm war, seinem Gott in rechter Lauterkeit und auch durch Treue im Kleinen und Verborgenen zu dienen, zeigt folgende Erzählung aus seinem späteren Jünglingsalter: „Ich befliß mich auf's Aeußerste alle meine Kräfte in Gott gesammelt zu halten und insonderheit, wie Plato anräth, mit so gesammeltem Geiste schlafen zu gehen, daß mich keine Imagination oder böse Lust im Schlafe überfallen möchte. Darauf übte ich mich mehr als auf Alles, und ich kann in Wahrheit sagen, daß ich so verschlossen und verwahrt schlief, als wenn mich der Schild Gottes besonders deckte." Durch diese Heiligung der Jugend ward in ihm der Grund gelegt zu jener innigen, ebenso erhabenen als einfältigen Gottgemeinschaft, welche die Seele seines Lebens, wie seines Denkens war, zu jener hehren, priesterlichen Weihe, die seine Persönlichkeit wie seine Schriften charakterisirt.

Denn wohl liegt seine eigentliche Bedeutung darin, daß er ein christlicher Denker war. Aber wie sich das christliche Wissen überhaupt dadurch von jedem andern unterscheidet, daß es seinen Inhaber zugleich persönlich in Anspruch nimmt und zu sittlich-religiöser Durchbildung treibt: so war dieß bei Oetinger in besonders hohem Grade und in eigenthümlicher Weise der Fall. „Man muß Gott haben in der Erkenntniß" ist einer seiner einfachsten und tiefsten Aussprüche; und ähnlich sagt er: „Buchstäbliche Erkenntniß ohne Lust zum Leben giebt es in der Welt genug; aber es reicht nicht bis zur Erleuchtung." Diese Art der Erkenntniß — es wäre zu wenig, wenn wir sie eine praktische nennen wollten, diese durchaus reelle oder, wenn wir lieber wollen, mystische

Erkenntnißart war ihm schon in früher Kindheit auf eine merkwürdige und prophetische Weise bekannt und eigen geworden. Er erzählt das Faktum, das wir meinen, und das, wie es öfter bei genialen Menschen vorkommt, seine ganze Geistesart vorbildlich darstellt, selber folgendermaaßen: „Einsmals zwischen meinem sechsten und siebenten Jahre legte ich mich neben meinem Hauslehrer nach Gewohnheit schlafen. Ich mußte einen ganzen Rosenkranz von Liedern vor dem Einschlafen herbeten. Endlich wurde ich etwas ungeduldig und dachte: wenn ich doch auch wüßte was ich betete. Ich kam an das Lied: Schwing dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele! Nichts von Betrübniß wissend, wurde ich heftig angetrieben, zu verstehen, was es sei: sich zu Gott aufschwingen. Ich bemühte mich inwendig darum vor Gott, und siehe! da empfand ich mich aufgeschwungen in Gott. Ich betete mein Lied ganz aus; da war kein Wort, welches nicht ein distinktes Licht in meiner Seele zurückließ. In meinem Leben habe ich nichts Fröhlicheres empfunden, und das hatte in folgender Zeit die Wirkung, daß ich, wenn ein heftiges Donnerwetter kam, davor sich mein Vater hinter den Umhang des Bettes verbarg, getrost dachte: ich fürchte mich nicht, weil ich weiß, wie man zu Gott betet. Das blieb eine gute Zeit also und hatte einen Einfluß auf mein ganzes Leben; denn ich setzte es zum Muster: Alles was ich lernte, müßte ich also verstehen. Das verursachte hernach, daß ich meines Informators schlechte Ideen verachtete, und was ich hörte, war mir nicht genug, weil es der unbeschreiblichen Realität jener ersten Gedanken nicht beikam".

So war Oetingers ganzes Denken von frühe an abgewendet von der Eitelkeit der Erde und auf die unsichtbare Welt hingerichtet. Auch der profanen Philosophie, die ihm während seiner Studienjahre in der damaligen Form des Leibnitz-Wolf'schen Idealismus eine Zeit lang imponirt hatte, gab er daher bald den Abschied. Was er ersehnte, wornach sein gewaltiger Geist unermüdlich rang, das war eine göttliche, „heilige Philosophie", auf den Grundideen des Wortes Gottes erbaut. „Gegen alle die philosophischen Ideen", sagt er, „suchte ich das Gegengewicht in der heil. Schrift. Ich sah dabei wohl, daß die Beweisung des Geistes und der Kraft der wahren logischen Demonstration nicht entgegenzusetzen sei, sondern daß Apollo mit Gründen bewiesen, und Paulus seine Colosser zu allem Reichthum der vollen Erkenntniß will zusammengefaßt haben, nicht durch unaussprechliche Art, sondern durch gesalbte Schlüsse

des Geistes. Ich zweifelte also nicht, so sehr auch die Philosophen ihre Begriffe hinaustreiben, daß die heil. Männer Gottes eben solche letzte Begriffe müssen gehabt haben, nur nicht präcis in einer solchen ausgewickelten Form, der Realität nach aber hundertmal besser. So ging denn mein Bemühen bei Tag und Nacht dahin, eben solche letzte Begriffe zu finden, die entweder die Wolf'schen bestätigen oder umstoßen würden. Das war eine schwere Arbeit für mich, aber ich sah, daß es sein müßte, indem ich sonst bei der gegenwärtigen Generation dem Willen Gottes nicht auf eine vollkömmliche Weise würde dienen können".

Diese Grundrichtung war für ihn schon das Resultat seiner Studienzeit. Wir können sie als eine originelle Verbindung der Standpunkte Bengels und Jakob Böhme's bezeichnen. Mit den Schriften des letzteren war er schon als Student bekannt geworden, und sie übten den größten und nachhaltigsten Einfluß auf ihn aus; mit dem ersteren stand er in fortwährendem, mündlichem und schriftlichem Verkehr. Als er daher nach vollendeten Studien die schon damals bei den würtembergischen Candidaten gewöhnliche, wissenschaftliche Reise nach Norddeutschland unternahm, suchte er überall vorzugsweise solche Männer und Gemeinschaften auf, von denen er sich in irgend einer Weise Förderung jenes Strebens versprechen konnte. Er ging mit Aerzten und Naturkundigen um, da ihm, wie wir sogleich noch näher sehen werden, das Studium der Natur als des zweiten oder vielmehr ersten Buchs Gottes neben der Schrift von höchster Bedeutung war; er suchte gelehrte Juden auf, um von ihnen Aufschlüsse über die Kabbala als „die von den Rabbinen aus der heil. Schrift gezogene Philosophie" zu erhalten; er ließ sich mit Separatisten ein und hielt sich längere Zeit bei den Pietisten in Jena und Halle, besonders aber bei den Herrnhutern auf, eine fromme Gemeinschaft suchend, die auf „die Grundweisheit der heil. Schrift" gegründet wäre, oder der er doch diese Richtung mittheilen könnte. „Endlich aber", erzählt er, „dachte ich wieder in's Vaterland zu reisen, weil ich doch keine gegründete Einigkeit unter allen auswärtigen Gemeinschaften antreffen konnte. Ich fand nirgends, daß Jemand auf die Grundideen der Apostel und Propheten seine Gewißheit baute, sondern jeder nach seinem, zur eigenen Gesichtsstellung herabgebogenen Sinne der Schrift allein auf der Führung Gottes bestand. Das ließ ich ihnen für ihre Person gelten, aber mich konnte es nicht beruhigen". Nachdem er noch einige Zeit als Repetent am theo-

logischen Seminar zu Tübingen gewirkt hatte, zog er sich in ein wissenschaftliches Stillleben auf's Land zurück. Von jetzt an ist sein Leben arm an äußeren Ereignissen, um so reicher aber an innerem Gehalt. Im Jahre 1738 heirathete er und nahm die kleine Pfarrei Hirsau bei Calw an; von da ging er, um in der Nähe Bengels zu sein, der damals Probst in Herbrechtingen war, 1743 als Pfarrer nach Schnaitheim bei Heidenheim, schon 1746 aber nach Walddorf bei Tübingen. Von hier aus wurde er 1752 zum Stadtpfarrer und Spezialsuperintendenten in Weinsberg und 1759 in Herrenberg befördert. Endlich erhielt er 1765 die Prälatur Murrhard, wo er bis zu seinem den 10. Febr. 1782 erfolgten Tode blieb, und wo er auch begraben liegt. Seine Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger in diesen verschiedenen Aemtern war eine gute und gesegnete, aber keine außerordentliche, weßwegen wir hier darüber hinweggehen können. Um so kräftiger, vielseitiger und selbstständiger entfaltete sich nun aber sein Forschergeist und — in dem oben angedeuteten Zusammenhang damit — sein eigener christlicher Charakter. Nach diesen beiden Seiten hin müssen wir jetzt sein Bild noch etwas genauer zu zeichnen versuchen.

Um zu einer allseitig durchgebildeten „heiligen Philosophie" zu gelangen, setzte Oetinger die umfassendsten Mittel der Gelehrsamkeit in Bewegung. Nicht nur blieb er mit der französischen, englischen und deutschen Naturforschung, Philosophie und Theologie immer auf dem Laufenden, sondern er studirte auch noch mit unsäglichem Fleiße die griechische Philosophie, die Kabbalisten, die Kirchenväter, die Mystiker, unter diesen fortwährend am meisten Böhme; in seinen späteren Jahren hatte auch Swedenborg, eine Zeitlang wenigstens, bedeutenden Einfluß auf ihn. Besonders merkwürdig und eigenthümlich aber ist sein Studium des Hippokrates, Paracelsus und der Adepten, sowie im Zusammenhang hiemit seine eigenen alchymistischen und chemischen Beschäftigungen. Die letzteren trieb er hauptsächlich seit seinem Aufenthalt in Walddorf; denn zu Schnaitheim „war er in seiner Theologie so weit zu Stande gekommen, daß er, was er glaubte, ohne Zweifel glaubte". Von der Ansicht ausgehend, „die Philosophie der Adepten helfe ungemein viel zur Physik der heil. Schrift, und diese trage wieder viel bei zur Erkenntniß der Schrift überhaupt", experimentirte er nun fleißig, und noch heute zeigt man im Dekanathause zu Herrenberg einen kleinen Heerd, den Oetinger zu seinen Versuchen benutzt haben soll. Wir sehen, daß alle diese Studien, deren Resultate er

nach und nach in mehr als 70 kleineren und größeren Schriften niederlegte[1]), sich im Wesentlichen auf zwei Gruppen reduciren, naturwissenschaftliche und philosophisch-theologische (theosophische). „Ich bin", sagt Oetinger in dieser Beziehung, „desperat an allen Menschenlehren, Controversen u. dgl. und nehme meine einzige Zuflucht zu der heil. Schrift und Natur. Denn die Werke Gottes, wenn man sie betrachtet, helfen zum Verstand heiliger Schrift und die heil. Schrift zum Verstand der Werke Gottes. Gott ist nicht ein Gott von gestern her, sondern von Anbeginn hat er immer seine geschöpfliche und wörtliche Offenbarung mit einander vereinbart, und auf solche Art ist die ganze heil. Schrift verfaßt. Wer also die wörtlichen Aussprüche Gottes von seinen geschöpflichen Aussprüchen trennt, der kann nicht mit Nachdruck lehren". So ließ er sich denn auch abbilden: vor sich ein paar Phiolen mit einem Globus, zur Seite einen gewaltigen Bücherschrank, in der Hand eine Bibel mit dem Crucifix.

Die Grundidee, von welcher Oetinger bei dem Aufbau seines allumfassenden Systems ausging, war die Idee des Lebens oder der „Herrlichkeit" Gottes, in welche er sich ja schon als Kind „aufgeschwungen" gefühlt hatte. Er faßte diese Idee in jener reellen, massiven, geistleiblichen Weise, welche sein ganzes Denken characterisirt, und welche ihn zu einem so entschiedenen Gegner alles philosophischen Idealismus, wie jeder spiritualistischen Verflüchtigung und Verflachung der biblisch-theologischen Grundbegriffe machte. — Das göttliche Leben ist ihm nun das Alles durchwirkende Element im Reiche der Natur, wie des Geistes; und dieß war eben das Interesse, das er zunächst an der Naturwissenschaft nahm: er wollte das Leben, die verborgene, schaffende und bildende, göttliche Grundkraft in der Natur erkennen. „In der unbegreiflichen Verschiedenheit der Creaturen, sagt er, führt Gott immer auf die Einfalt zurück: durch ein unverbrüchlich Gesetz der Einförmigkeit in der Verschiedenheit blickt die Allgegenwart Gottes in dem Leben aller Dinge hervor, ohne daß man Gott und die Creatur deßwegen vermengen darf. Wer nun die Gegenwart Gottes in dem Leben aller Dinge auf geziemende Art ansiehet und Gott über Alles, durch Alles und in Allem zu verehren trachtet, wer bei sich selbst anfahet, sich zu erkennen und andere belebte Dinge

[1]) Sie sind ziemlich vollständig aufgezählt in „Oetingers Selbstbiographie, herausgegeben von Dr. Julius Hamberger. Stuttgart, S. G. Liesching 1845".

gegen seine Natur hält, der erblickt endlich in den Thieren, Kräutern und Steinen ein einförmiges Leben; und wenn er dieser geheimen und doch offenbaren Sprache weiter nachspürt, so wird ihm das erste Kapitel Mosis unaussprechlich wichtig. Aber die Natur außer der Gegenwart Gottes anzusehen, ist eine Pest der Ideen. Purus medicus purus asinus. Es ist in allen Menschen ein unwiderstrebliches Mitwissen und Gefühl der unsichtbaren Kräfte, welche die sichtbare Natur beseelen. Es ist auch ein geheimes Ja und Amen in uns von der Gegenwart der Weisheit in uns und außer uns". Vgl. Röm. 1, 20. Wenn nun freilich Oetinger diese „innere Kraft, die wieder unzählige Kräfte in sich hat, und durch die alle Bildungen und Entwickelungen (complicationes und explicationes) der Geschöpfe entstehen", auf dem Wege des Experiments chemisch darstellen und alchymistisch als eine Art von Stein der Weisen gewinnen wollte: so mag man das immerhin zu den Seltsamkeiten des großen Mannes rechnen; aber er kam dabei doch auf manche merkwürdige Resultate und fand namentlich allerlei wohlthätige Arzeneien, welche er dann an seine Freunde und an arme Kranke verschenkte. — Diese Anschauung der Natur hatte nun auch den größten Einfluß auf Oetingers Auffassung der Offenbarung, des Christenthums. Christus ist ihm „der Baumeister, Herr und Zurechtsteller der Natur", welcher die von ihm als dem ewigen Wort geschaffene Welt, nachdem sie durch die Sünde das göttliche Leben verloren und nur schwache Reste davon gerettet hat, zur vollen Gottesherrlichkeit zurückführt. So faßt er das Christenthum nicht blos als eine geistige, sittlich-religiöse Macht, sondern als reale, geistig-leibliche Erneuerung und Verklärung des gesammten Weltbestandes und also namentlich auch der Natur; und Christus ist ihm, um ein Wort Rothe's zu gebrauchen, nicht blos ein Cleriker oder Pfarrer, sondern ein hoheprieſterlicher König. „Gott heißt" schreibt Oetinger, „der Vater der Herrlichkeit (Eph. 1, 17); seine Wirkung geht ewig in die Ruhe; und dieß geht fort, bis er sich in Christo leibhaftig gemacht, und ferner durch Christum, bis er Alles in Allem sein wird. Christus hat sich vermöge der Bürgschaft für seine Eigenthümer, die aus seinem Fleisch und Gebein sind, dem Vater von Anbeginn verbunden, als Haupt der künftigen Gemeinde zu leiden, ihre Sünden auf sich zu nehmen, das Gericht über sie auszuhalten, die Feindschaft im Fleisch zu tödten, dem Tode die Macht zu nehmen, Preis und Ehre und Unvergänglichkeit ihnen zu erwerben, durch seine Auferstehungs-

kraft Alles zu erneuen, die Erde zum Himmel zu machen, damit Gottes Wille geschehe auf Erden wie im Himmel, die gefallene Creatur Gott wieder zuzuführen und zu heiligen als Hoheprieſter, Mittler und neuer Schöpfer, ſich eines Jeden, der an ihn glaubte, insbeſondere anzunehmen und in der Welt Alles zu ihrem Beſten zu regieren, endlich ſie in eben die Herrlichkeit, die der Vater ihm gegeben, in ſein Reich und Reſidenz zu erheben, ja gar zu Einem Geiſt mit ihm zu machen, daß endlich, wie aus Gott alle Dinge gekommen, ſo durch Jeſum in Gott alle Dinge wieder geordnet werden, daß Gott ſei Alles in Allem". — Es iſt leicht einzuſehen, wie mächtig und herzerfüllend dieſe großartige, weitumſchauende Auffaſſung des Chriſtenthums wirken muß, wie ſie unſerm Lebens- und Erkenntnißtrieb zugleich die tiefſte Befriedigung gewährt und uns neue Aufſchlüſſe darbietet über unzählige Stellen der heil. Schrift, namentlich über diejenigen, welche von der unſichtbaren und zukünftigen Welt handeln. „Die Apoſtel", ſagt Oetinger, „haben die Reden von der Erlöſung verknüpft mit dem weiten Umfang der letzten Dinge und der Erſcheinung Jeſu vom Himmel: da zeigt ſich Jeſus als das Heil der ganzen Natur; darum iſt die Rede der Apoſtel ſo eindringlich". In dieſen Gedanken lebte und webte Oetinger; man ſpürt es ſeinen Schriften überall an, daß ſie aus reellen Eindrücken der unſichtbaren Welt hervorgegangen ſind, und darum wirken ſie auch wiederum ſolche in einer Kraft, wie nicht leicht andere, auch chriſtliche Bücher; ſein Styl trägt ein ſo eigenthümliches Gepräge und zeigt bei aller Dunkelheit und Gelehrſamkeit, die er oft mit ſich führt, eine ſo wunderbare Miſchung von Einfalt, Tiefe und Majeſtät, daß man wohl ſagen kann, ein Anderer würde kaum einen Satz ebenſo zu ſchreiben wiſſen.

Hiemit iſt nun auch die perſönliche Eigenthümlichkeit Oetingers, ſein chriſtlicher Charakter bezeichnet. Er ſuchte und fand im Sichtbaren das Unſichtbare, im Gegenwärtigen das Zukünftige; er war ein Mann des Glaubens im Sinne von Hebr. 11, 1. „In die unſichtbare Welt", ſagt er ſelbſt, „muß man ſich des Tages vielmal begeben und ſich in Gedanken vorſtellen, man ſei darin, mehr als in ſeiner Stube, mehr als in der böſen Welt". Und ſein Sohn erzählt von ihm: „Mit himmliſchem Entzücken ſah er empor nach dem himmliſchen Kanaan und wartete auf die Stadt, die beſſere Gründe hat (Hebr. 11, 10); oft und viel und gern redete er von dem oberen Jeruſalem als der von Gold durchſcheinenden Stadt (Off. 21); er redete von dem Baumeiſter, wie von

dem Gebäude: neuer Himmel, neue Erde, Reich Gottes waren seine Erzählungen unter den Seinigen. Im Glauben redete er von den wichtigsten Zeiten, denen wir jetzt immer näher kommen. Die Offenbarung Johannis war sein Handbuch; zuletzt da er nimmer reden konnte, that er noch manche frohe, stille Blicke in dies Buch hinein". Unsere neuere Frömmigkeit darf sich hieran wohl ein Muster nehmen, da sie, dem pantheistischen Zuge der Zeit folgend, sich oft gar zu sehr im Disseits einbürgern und jetzt schon Dinge erreichen will, die erst einer künftigen Entwickelungsperiode des Reichs Gottes angehören.

Freilich kam es nun manchmal vor, daß Oetinger für diese Welt zerstreut und geistesabwesend war, wie er denn auch in seinem äußern Aufzuge bis zur Nachlässigkeit schlicht sich darstellte. Einmal soll es, als er mit den ihm untergebenen Geistlichen bei einem Essen versammelt war, geschehen sein, daß ihm eine Torte präsentirt wurde, während er eben ein tiefes, theologisches Gespräch führte. Er stellte die Platte vor sich hin und schnitt sich ein Stückchen ab, vergaß aber dieselbe weiter zu geben, und keiner der Geistlichen wagte sie zu nehmen. Im Eifer der Verhandlung gerieth er nun unbewußt immer mehr in's Abschneiden und Essen hinein, bis er am Ende Nichts mehr zu schneiden hatte. Da erst wurde er aufmerksam und kam wieder zum Bewußtsein der Außenwelt. Als er sah, was er gemacht hatte, rief er erstaunt und bestürzt aus: Ach, was hat jetzt wieder mein Thier gethan! In solchen charakteristischen Anekdoten hat sich das Lebensbild Oetingers der Erinnerung des würtembergischen Volkes tief eingeprägt, und wir fügen noch einige derselben hinzu. Eines Nachmittags kamen Besuche in sein Haus, während er eben in seinem Zimmer meditirend auf- und abging. Seine Frau meldete es ihm mit der Bitte, er möchte bald hinüberkommen, was er auch versprach. Allein er kam nicht, und sie mußte zum zweiten Male mahnen, wurde aber mit den Worten abgefertigt: Kann ich denn zum heiligen Geist sagen: geh fort, es sind Besuche da? — Wenn er aber so fast mehr in jener als in dieser Welt lebte, so war er dafür auch mit den Kräften der zukünftigen Welt auf eine ganz eigenthümliche und merkwürdige Weise ausgerüstet, auf eine Weise, die ihm bei aller Einfalt und Schlichtheit eine stille Größe und Hoheit des Wesens und da, wo es nöthig war, eine Herrschermacht über Menschen und — charakteristisch genug für seinen innigen Verkehr mit der Natur — auch über Thiere verlieh. Auf seinen Visitationsreisen,

welche er meist zu Fuß machte, begegnete es ihm eines Abends, daß er wegen schlechten Wegs von einem etwas abgelegenen Dorfe nach Hause zu reiten genöthigt war. Man sagte ihm aber, es sei nur ein junger, äußerst wilder Hengst zu haben, der durchaus keinen Reiter dulde. Allein er befahl, ihm das Thier vorzuführen, und eine Menge Leute versammelten sich nun um den geistlichen Mann, der nicht eben wie ein sonderlicher Reiter aussah. Er ergriff den Zaum und streichelte das Roß den Rücken herab mit der Hand, worauf es sogleich ruhig und fromm wurde wie ein Lamm, so daß Oetinger ganz sicher und getrost von dannen ritt. Der Pferdeknecht, der das Thier wieder nach Hause zu bringen hatte, meinte, er wolle es nun auch so riskiren, aber nach kurzer Zeit lag er am Boden. Wie Oetinger in dieser Weise Manches that, was ein Anderer nicht konnte, so konnte er auch Manches thun, was ein Anderer nicht durfte. „Er hatte den Grundsatz, sich auf seine Predigten nicht vorzubereiten, weil dadurch, wie er sich geistvoll ausdrückt, die Gnade zur Kunst gemacht werde. So kam es, daß er auf der Kanzel oft lange Pausen machte, das Gesicht mit den Händen bedeckend und des Geistes harrend. Darüber erhob nun einmal seine Walddorfer Gemeinde beim Consistorium Beschwerde. Oetinger ward nach Stuttgart citirt, und einige Consistorialräthe, schon vorher feindselig gegen ihn gesinnt, glaubten hier eine erwünschte Gelegenheit zu seiner Demüthigung zu finden. So kanzelte denn einer um den andern, den Präsidenten voran, unsern armen Dorfpfarrer ab. Dieser stand stillschweigend da; als aber die Herren zu Ende waren, fragte er bescheidentlich, ob es nun auch ihm vergönnt sei, ein Wort zu reden? Er erhielt die Erlaubniß. Da nahm er seinen Hut, und mit den lakonischen Worten: Meine Herren, ich empfehle mich! verließ er den Saal. Die Herren Räthe sollen lange sprachlos da gesessen sein und einander angesehen haben, getroffen von der Macht des Geistes, der aus dem Manne redete". — Der tiefe Zug zur unsichtbaren Welt, der Oetingern inne wohnte, spricht sich auch darin aus, daß er öfters Abends oder Nachts in seiner Kirche oder im Walde den abgeschiedenen Geistern predigte. Wir rechnen diese Sache, von der wir stark bezweifeln, ob er recht daran that, zu den Sonderbarkeiten des originellen Mannes. Viel wichtiger ist sein vertrauter Umgang mit dem Könige der unsichtbaren Welt. Er war ein Beter von seltener Kraft, und Hamberger sagt von ihm, er könne wohl mit Recht zu denen gezählt werden, welche nach den Worten der

Schrift dem Himmelreiche Gewalt anthun und durch ihr Flehen zu dem Herrn als wahre Magier die Kräfte der Natur bewegen. „Einsmals befand sich das ganze Würtemberger Land, vor allem aber die Zahl der ernsten und eifrigen Christen daselbst in einer vorzüglich schweren Angst und Gefahr, und wollte sich gar keine Aussicht zur Hilfe und Rettung eröffnen. Da ermahnte Oetinger seine jungen Freunde — er hatte oft arme Studirende und Candidaten der Theologie bei sich — zu ganz besonderem Ernste und Anhalten im Gebet und begann hierauf mit solcher festen Zuversicht und tiefen Innigkeit den Herrn anzurufen, daß ihrer aller Herzen mit unwiderstehlicher Gewalt sich emporgehoben fühlten. Von Zeit zu Zeit ging er hinaus, sah hinauf an den gestirnten Himmel, kam wieder und sagte: Kinder, wir sind noch nicht erhört, betet nur noch ernster, zuversichtlicher, inbrünstiger! Endlich gegen 2 Uhr nach Mitternacht kam er wieder zurück von dem Anblick des sternhellen Himmels und sagte: Nun lasset uns Gott loben und danken, wir sind erhört, Rettung ist da! Und siehe, schon am anderen Tage erfuhr man, um was Oetinger freilich nicht gebetet, woran er ohne Zweifel auch gar nicht gedacht hatte: der Urheber jener Noth habe heute Nacht um 2 Uhr so plötzlich und auf eine so furchtbare Weise geendigt, daß noch jetzt das Volk in Würtemberg glaubt, er sei durch eine böse, geisterhafte Gewalt getödtet worden". — Bei all' seiner Geistesmacht und Erkenntnißtiefe fehlte Oetingern nicht die köstlichste Perle eines Christen, die Demuth und der Kindessinn. „In Herrenberg war einmal ein junger Theologe bei ihm über Nacht. Lange Zeit sah Oetinger auf die vom Mondlicht freundlich beleuchtete Gegend hin, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich unterbrach ihn der junge Mann in seinen Gedanken mit den Worten: Was denken Sie jetzt, Herr Dekan, daß Sie so still sind? Ich dachte, erwiederte er, an die treuen Weiber in den vor uns liegenden Dörfern, die eben jetzt theils die Kleider ihrer Kinder zusammenflicken, theils ihrer Säuglinge pflegen, und dachte: es würde gut sein, wenn ich einmal einen so guten Platz im Himmel bekäme, wie diese". So äußerte er auch öfters in seinem höheren Alter, daß sich seine ganze Theologie in Luthers kleinem Katechismus concentrire. Wie er hiemit den unermeßlichen Reichthum seines Wissens in die Einfachheit eines zum Kinderunterricht bestimmten Büchleins zusammenfaßte, so wurde er selbst in seinen letzten Jahren wieder ein Kind, ohne deßwegen eigentlich kindisch zu werden. Sein Geist, der nie dieser Welt

angehört hatte, zog sich ganz von ihr zurück in die innere und obere Welt; vom J. 1779 an wurde er auch fast sprachlos. Aber mit Kindern spielte noch der Greis, und „wenn die Betglocke läutete, so faltete er seine Hände wie ein Kind und betete mit den Kindern auf die eindringendste, bewegendste Weise". So erfüllte sich an ihm sein eigenes, im Munde eines Mannes, der alle Höhen und Tiefen durchforscht hatte, besonders großes Wort: „Ein Kind werden in Gedanken, in der Rede, in dem Wandel nach Christo, ist der schöne Weg: den will ich gehen".

Wir schließen mit dem Bilde, welches von Oetinger einer seiner genialsten Zeitgenossen, der Dichter Schubart, der seinen Schriften ungemein viel zu danken hatte, entwirft. „Ich fand", erzählt dieser, „den Prälaten Oetinger einmal in einem Garten und unterhielt mich in die Länge mit ihm, stutzend über des Mannes Kenntniß und Geistesgröße. In neueren Zeiten wird es schwerlich einen Mann geben, dessen Geist so Vieles überblickte, der ein so ungeheures Ganzes in seiner Seele hatte, wie Oetinger. Er war in keiner Wissenschaft ein Fremdling und in vielen, z. B. in der tiefen Theologie oder Theosophie, in der Naturlehre und Scheidungskunst ein Meister. Er war ein Geistessonderling, der Mystik, Magie und allem Außerordentlichen ergeben. In den orientalischen Sprachen hatte er eine ganz ungewöhnliche Kenntniß; einige schrieb und sprach er. Kurz, er stand auf einer Sonnenhöhe, und Buben auf Erdschollen standen auf den Zehen, streckten sich lächerlich und riefen ihm zu: Du bist ein kleiner Mann, ein verrückter Schwärmer bist du! Er war unter uns ein Vogel aus der fernsten Himmelszone, der sich nach Norden verschossen hat und weder Luft und Nahrung noch Gesellschaft für sich findet. Wir sind viel zu verdorben, solche Kraftmenschen ganz verstehen zu können. So tief ich im Schutt der Weltmeinungen stack, so versteckt mein angebornes Wahrheitsgefühl war, so empfand ich doch die unwiderstehliche Einfalt und Hoheit dieses Mannes, die sich durch Herablassung, Duldung und Bruderfreundlichkeit im lieblichsten Lichte vor mir entfaltete, und meine Seele hatte gleichsam ein dunkles Vorgefühl von den Freuden, die dieser Mann künftig in ihr wecken sollte. — Wie aufgehäuft sind die tiefsten Geistesresultate in den Schriften, sonderlich in den Epistelpredigten dieses Mannes! Weh dem, der sich einigen Erdenstaub hindern läßt, die Pracht dieser Krone voll der reichsten Steine zu bewundern! Sein Styl ist nicht immer trocken, sondern zuweilen stark, kraftvoll und

meist original. Seine Schriftauslegungen sind vom ganzen Plane des Geheimnisses Gottes abgezogen. Seine Sittenlehre ist frei, gemildert, durch tausend Kunstgriffe des Geistes erleichtert und so ganz der Natur des Menschen angemessen. Das Geheimniß vom Opfer Jesu und seinem ewigen Hohenpriesterthum, von der oberen Mutter (Gal. 4, 26), dem heiligen Geiste, den verschiedenen Zuständen nach den Tode, den Höllenstrafen, der massiven Herrlichkeit der künftigen Welt, vom Blute Jesu auf Erden und im Himmel und unzählige andere tiefe, noch von Niemand so begreiflich dargestellte Wahrheiten findet man beinah auf allen Blättern dieser Predigten. — Eine Gottesleuchte, ein großer Mann war Oetinger; auf der Welt nennen ihn Wenige so, aber ich weiß gewiß, die Geister des Himmels stimmen mir bei." C. A. Auberlen in Basel †.

---

393. Johann Jakob Moser.

24. September.

Der Württemberger Johann Jakob Moser, der in der Geschichte der Wissenschaft als Vater des deutschen Staatsrechts unvergessen ist, ein seiner Heimat als Bekenner und Märtyrer eines von tiefer Religiosität getragenen Patriotismus ohne Furcht und ohne Falsch zu des Volkes Lieblingen zählt, verdient auch in der Geschichte des Christenthums im Zeitalter der Aufklärung einen Ehrenplatz. Zwar von den vierthalbhundert Schriften, die der fleißige Mann im Druck ausgehen ließ, sind die allermeisten, auch die religiösen, schon darum gänzlich verschollen, weil sie nicht einmal auf der Höhe des bescheidenen Geschmacks ihrer Zeit stehen; an einer derselben aber, Mosers Selbstbiographie und dem, was sie so rührend schlicht und wahr schildert, des Mannes Charakter und seinen stillen Sieg in den widrigsten Kämpfen, erquickt und erbaut man sich mit Fug immer wieder in weiten Kreisen.

Einer altwürttembergischen Beamtenfamilie entstammt, welcher auch die Mutter Valentin Andreä's angehörte, durch seines Vaters Mutter ein Nachkomme des Reformators Brenz, wurde J. J. Moser am 18. Januar 1701 geboren zu Stuttgart, wo er außer den ersten Jugendjahren einen Theil des kämpfereichen Mannesalters sowie den ganzen rüstigen Lebensabend zubrachte und endlich hochbetagt gestorben ist. Früher ein Vielleser und bald auch Vielschreiber, bezog der 16jährige Knabe, der eben seinen Vater ver-

loren, die Universität Tübingen. Hier lebte er kümmerlich, studirte viel, aber planlos und ohne tüchtige Lehrer, gab schon mit 17 Jahren seine erste Schrift, eine Tübinger Gelehrtengeschichte, heraus und wurde mit 19 a. o. Professor der Rechte. Da ihn die älteren Lehrer nicht aufkommen ließen, ging er mit dem Titel eines herzogl. Regierungsraths nach Wien, die publizistische Laufbahn zu versuchen. Im Fall des Uebertritts zur römischen Kirche winkte ihm glänzende Anstellung; aber er widerstand, obwohl er „noch keinen Funken wahrer Religion, nicht einmal einer natürlichen" gehabt haben will. Auch daheim, wo er 1722 sich guten Muths verehelichte, blühte dem jungen Paar, dessen Bund sich doch in vierzig freud- und leidvollen Wanderjahren gar trefflich bewähren sollte, kein hoffnungsvoller Frühling. Ein Versuch beim Reichskammergericht in Wetzlar mißlang; ein zweiter Aufenthalt in Wien, bald mit Weib und Kind, brachte nach hartem Anfang „dem ehrlichen Regierungsrath" Anerkennung und Brot, aber die württembergischen Machthaber fürchteten Mosers Einfluß in der Kaiserstadt und zogen ihn schon 1726 lieber heim in die eigene Regierung.

Je trauriger diese bestellt war, um so eifriger erfaßte der unerschrockene treue Sohn seines Vaterlands die Aufgabe des Kampfs gegen Mätressenherrschaft, Aemterverkauf und Kabinetsjustiz. Natürlich wurde der rührige Eiferer bald unbequem, um so mehr, da er in dieser Zeit sich an die von Spener, Francke ꝛc. ausgegangenen frommen Kreise anzuschließen begann. Man schickte ihn als Professor nach Tübingen, wo durch Denunzianten und Censoren die Stellung, welche schriftstellerischer Name und Lehrtalent schufen, ihm rasch verleidet wurde. Ein Regierungswechsel rief ihn nach Stuttgart zurück in Verhältnisse, die fast noch schwieriger als die früheren waren, weil dem katholisch gewordenen Herzog Karl Alexander und seiner Umgebung das Mißtrauen des ganzen Volks gegenüberstand. Moser, fleißig und gewissenhaft wie keiner, wurde mit Arbeit aus allen Gebieten des Staatswesens überhäuft, während die Religionssachen allein schon seine Kraft und seinen Muth vollauf in Anspruch nahmen. Damals zuerst wurde Mosers Name, auch abgesehen von seiner Schriftstellerei, weit über die Grenzen seines Heimatlandes hinaus viel genannt wegen der Energie, womit er ein gegen die Landesgesetze eben im Bau vollendetes Kapuzinerkloster zerstörte. Seinem Fürsten konnte ihn das natürlich nicht empfehlen, wiewol derselbe unbefangen genug war, einmal auf die Nachricht hin, daß Moser trotz des herzoglichen Befehls an

alle Beamten, sie müßten mit ihren Familien auf dem Carneval erscheinen, weggeblieben sei, zu erwidern: einen andern würde er strafen, von dem Moser aber glaube er, daß er sich ernstlich ein Gewissen darüber mache und also solle man ihn passiren lassen.

Als aber aus Preußen im Jahre 1736 ein ehrenvoller Ruf an Moser zur Leitung der Universität Franfurt a. O. kam, wollte ihn der Herzog doch nicht ziehen lassen, weil er viel Geheimes von Haus- und Landesangelegenheiten wisse! Endlich konnte man die Entlassung nicht länger verweigern, und es beginnt für Moser eine lange, 15jährige Wanderzeit, in welcher er unter den mannichfaltigsten politischen und religiösen Erfahrungen vollends zu jener stahlharten, aber durch lautere Frömmigkeit gemilderten Charakterfestigkeit ausreift, die im ganzen Zeitalter des aufgeklärten Despotismus in der Laienwelt fast einzig dasteht. Was war mit einer Universität anzufangen, an welcher der König keinen Widerstand, außer durch Moser, fand, als er durch seinen lustigen Rath im Hofnarrenkostüm eine öffentliche Disputation über die Narrheit halten ließ, bei welcher alle Professoren opponiren sollten! wo ein herumreisender Spaßmacher mit seinem Zeitungs-Collegium bei Bier und Tabak die meisten Zuhörer hatte und, als Moser auf strengere Disciplin drang, im Senat ihm vorgeworfen wurde, er sei Schuld daran, daß die Getränkesteuer abnehme! Der König war noch am meisten dem schlichten offenherzigen Schwaben zugethan, wollte ihn, als er den Abschied nahm, zum kurbrandenburgischen Gesandten beim Reichstag in Regensburg machen und entließ ihn zuletzt gnädig. In seiner nie ganz festen Gesundheit tief erschüttert, dabei längst nach literarischer Muße sich sehnend, zog sich Moser 1739 nach Ebersdorf im Voigtland zurück, in jenen frommen Kreis, der sich um die gräflich Reußsche Familie und ihren Hofprediger Steinhofer, einen Landsmann Mosers, gesammelt hatte. Den größeren Theil der 8 Jahre, welche Moser dort zubrachte, hat noch der Greis unter „die vergnügtesten und seligsten Jahre in seinem ganzen Leben“ gerechnet, obwohl er mit seiner großen, hier auf 8 Kinder anwachsenden Familie zu Zeiten kaum den Groschen im Hause hatte. Gegen 30 Bände seines deutschen Staatsrechts nebst nicht wenigen andern Schriften hat der unerhört fleißige Mann in diesem Asyl verfaßt und daneben mit vollem Antheil jene Krisis in der Jugendgeschichte der Zinzendorfschen Gemeinden mit erlebt, welche die religiösen Kreise in Deutschland so lebhaft erregte, die besten unter den damaligen Theologen, vor-

an den Schwaben Bengel, zu so energischer Rüge und Mahnung veranlaßte. Auch Moser, mit Zinzendorf schon von Tübingen her persönlich bekannt, mochte nicht anders als dem „neuen geistlicheren, aber im Geist- und Leiblichen unerträglicheren Papstthum" sein altbiblisches Christenthum einer schlichten Erkenntniß und eines lauteren charaktervollen Wandels entgegenstellen und den Stab weiter setzen. 1747 nahm er den Antrag an, die zerrütteten Verhältnisse des Landgrafen von Hessen-Homburg und seines Ländchens zu ordnen, und widmete zwei Jahre angestrengter Arbeit dieser bei des Landgrafen Wankelmuth aussichtslosen Aufgabe. Dann setzte er in Hanau, nachdem man ihn zu Frankfurt a. M. aus politischen, in Usingen und Friedberg aus religiösen Gründen abgewiesen, einen alten Lieblingsplan ins Werk, die Errichtung einer Akademie zur Heranbildung junger Männer für den höheren Staatsdienst. Der Versuch gelang, aber ungern sah sich der Rastlose, der gewohnt war, in Staatsangelegenheiten viel auswärts zu Rathe gezogen zu werden, an die Stätte gebunden. Manchen glänzenden Antrag hatte er abgelehnt mit Berufung auf Sirachs weisen Spruch, Kap. 40, 18. Nur seinem Heimatland glaubte er, überzeugt, zu wissen, „wo es demselben fehlte," sich nicht entziehen zu dürfen, als ihm die Stelle eines Landschafts-Consulenten, d. h. eines Anwalts und Vertreters der Landstände gegenüber der Landesregierung angeboten wurde.

Es war eine bescheidene, aber bei dem Stolz und der Eifersucht, womit die Altwürttemberger ihre ständische Verfassung hochhielten, ehrenvolle und einflußreiche Stellung. Sie konnte einem Fürsten von der Genußsucht und Selbstherrlichkeit des jungen Herzogs Karl auf der einen und dem engherzigen eigennützigen Gehaben der Landschaft auf der andern Seite gegenüber für einen Moser nur eine dornenvolle werden. Seine Reformpläne auf volkswirthschaftlichem Gebiet stießen auf die schwäbische Abneigung gegen alles Neue; sein echt staatsmännisches Bemühen, statt des herkömmlichen Kriegszustands ein ersprießliches Zusammenwirken von Regierung und Ständen herbeizuführen, verfeindete ihn, wie das zu gehen pflegt, mit beiden Theilen; der Widerstand der hierin mit der ganzen Bevölkerung einigen Volksvertretung gegen die preußenfeindliche Politik des Hofs wurde hauptsächlich Moser, dem eifrigen Protestanten, der Jahre lang im „Ausland" gelebt hatte, schuldgegeben: auf ihn mußte das längst drohende Gewitter sich entladen. Derselbe Fürst, der noch 1756 an Moser schrieb: „Wollte

Gott, es dächte jeder so patriotisch, wie der Herr Consulent und ich, es gienge gewiß Herrn und Lande wohl," ließ ihn 1759 auf die Festung Hohentwiel abführen und dort mehr als 5 Jahre lang in strengster Haft gefangen halten. Aber wenn die Rachsucht den harten Gegner biegen oder brechen zu können meinte, war sie in einer großen Täuschung befangen, wenn die hochmüthige Verblendung den frommen Patrioten vollends populär machen wollte, mußte sie so handeln, wie sie that. Der Mann, der, vor den Fürsten befohlen, im Vorzimmer zum herzoglichen Sekretär gesprochen: „Unverzagt und ohne Grauen Soll ein Christ, Wo er ist, Stets sich lassen schauen", konnte nach seiner Freilassung der Markgräfin von Baden auf ihre Aeußerung, er werde üble Zeit in seinem Arrest gehabt haben, antworten: daß er viele nicht nur Stunden und Tage, sondern Wochen und Monate gehabt habe, worin er so vergnügt gewesen sei, als jemals in seinem ganzen Leben. In diesem Kerker sollte der Fleißigste unter den Fleißigen, dem viel lesen und fast noch mehr schreiben von Jugend auf zum täglichen Brot gehört hatte, kein Buch außer Bibel, Gesangbuch und Steinhofers Predigten, Feder und Papier nur hie und da zu einer streng überwachten Correspondenz mit Frau und Kindern erhalten. Da überschrieb er die ganze Wand seines Kerkers und alles weiße Papier in seinen Büchern, Briefen ꝛc. mittelst der Lichtputze und einer Scheere mit unzähligen geistlichen Liedern, Parabeln aus dem reichen Feld seiner politischen Erlebnisse, Entwürfen zu neuen Staatsschriften. Der größte Schmerz war für den alternden Mann, dessen größtes Erdengut sein glückliches Familienleben gewesen, der Tod seiner mit ihm vielgeprüften frommen Gattin: doch wurde er auch, wie er selbst schreibt, durch dessen nähere Umstände und ihr herzliches liebreiches Abschiedsschreiben kräftig erquickt.

Es war ihm beim Eintritt in sein Gefängniß gewesen, als gienge etwas an seiner Seite mit hinein und würde zu ihm gesprochen: das ist der Friede Gottes, der dich hereinbegleitet — diesen Frieden nahm er gefestigt mit in den letzten kurzen Kampf und die lange Ruhezeit seines Lebensabends. Als Preußen, England und Dänemark in den Kaiser drangen, den Herzog von Württemberg zur Freilassung des „alten ehrwürdigen hartbedrängten Mannes", wie Friedrich der Große schrieb, zu zwingen, forderte der noch immer von schlechten Rathgebern umgarnte Fürst von Moser eine demüthigende Abbitte; Moser verweigerte sie und wurde endlich im September 1764 gegen die einzige Bedingung, sich einer

etwaigen nachträglichen Untersuchung nicht zu entziehen, entlassen, an Leib und Seele trotz aller ausgestandenen Leiden so wohlbehalten, daß er das Schriftwort von Daniel an sich erfüllt sah: Sie zogen ihn aus dem Graben und man spürte keinen Schaden an ihm, denn er hatte seinem Gott vertraut.

Seinen alten Gegnern in Regierung und Landschaft kam der ungebrochene Märtyrer als ein neues Hinderniß in ihren wenig geschickten Versuchen eines Ausgleichs zwischen Fürst und Volk; bessere Genugthuung erhielt er, noch vor dessen gänzlicher Sinnes- und Lebensänderung, durch den sanguinischen Herzog, so daß Moser in demselben Jahre 1770, welches dem Lande endlich den innern Frieden und den Beginn einer nach allen Richtungen bessern Zeit brachte, sich nicht länger sträubte, unter ehrenden Bedingungen in den Ruhestand zu treten. Diesen hat er noch 15 Jahre durch mit nie rastendem Schreiben — es kommen auch in seinem höchsten Alter mindestens 6 Druckschriften aufs Jahr — in einem Familienverkehr von seltener Innigkeit, welche auch durch widrige Schicksale namentlich seines bekannten ältesten Sohnes Friedrich Karl nicht erschüttert wurde, so glücklich hingebracht, wie wohl nicht oft ein vielbewegtes langes Leben abgeschlossen worden ist. Erst die letzten Monate brachten eine Altersschwäche, bei welcher der ehrwürdige Greis, sich selber den alten lebenssatten Erzvätern vergleichend, eine baldige Auflösung herbeiwünschte. Sie ward ihm am 30. September 1785 Nachts in sanftem Einschlafen, nachdem er sich noch zum Mittag- und Abendessen vom Lager erhoben und Mittags gesagt hatte: „Wir sind Kinder gewesen und werden wieder zu Kindern; thu' als ein Kind und lege dich in deines Vaters Arme!"

Ja, ein rührend kindliches Wesen im schlichten Glauben und selbstlosen Thun aus lauterem Gemüth, in überraschender Verbindung mit nicht gewöhnlicher Helle und Gesundheit des Verstands und ganz seltener Festigkeit des Willens — das hat den „ehrlichen alten Moser," wie er fast sprichwörtlich noch heute heißt, zu jenem christlichen Charakter gemacht, wie ihn das versuchungsvolle öffentliche Leben so selten gedeihen läßt, aber auch nur dieses „im Strom der Welt" herauszugestalten vermag. In dieser seiner scharf ausgeprägten Art ist es ihm vielleicht nicht immer gelungen, der evangelischen Forderung, welche dem ohne Falsch das Klugsein gleich stellt, ganz gerecht zu werden. Aber wer nie Rücksicht auf sich selber nimmt, darf am ehesten auch einmal rücksichtslos durch-

greifen; wer niemals ein Vorrecht, hundertmal nicht sein Recht für eigene Ehre und eigenen Vortheil in Anspruch nimmt, darf in gewissenhaftester Ausübung seines Berufs und eifriger Wahrung seiner Unabhängigkeit und seines makellosen Namens wohl auch zu Zeiten hartnäckig und zäh erscheinen, zumal wenn Biederkeit des schlichtbürgerlichen Wesens, aufopfernde Menschenliebe und ungeheuchelte Gottesfurcht immer wieder als die Seele durchleuchten.

Zum Schluß mögen von den religiösen Anschauungen des trefflichen Mannes einige Proben aus seiner Selbstbiographie Zeugniß geben. „In diesem Zeitlauf, schreibt er vom Ausgang der 1720er Jahre, kam ich in Religionssachen zu einem mehreren Besinnen. Ich glaubte nun eine Gottheit mit großer Ueberzeugung und hatte eine natürliche Religion, wozu Derhams Astrotheologie und eine aufmerksame Betrachtung aller sichtbaren Dinge vieles beitrug. Nachher machte in Ansehung der Wahrheit der christlichen Religion eine von dem sel. Spener einem Naturalisten ertheilte Antwort einen starken Eindruck auf mich, da er sonderlich auf den Spruch Joh. 7, 17 viel setzte: So Jemand will deß (der mich gesandt hat) Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei 2c. Ich ergab meinen Willen darauf, der Lehre Jesu in meinem Leben und Wandel zu folgen, und als ich dieses that, fielen mir nach und nach immer mehrere Zweifel hinweg, ich fand bei Jesu Frieden für meine Seele, und so gieng es von Grad zu Grad weiter ... Indessen hatte ich und meine Ehegattin doch noch keinen bleibenden Frieden; wurden wir durch diese oder jene Uebereilung davon überzeugt, was wir noch für arme Sünder und schlechte Helden gegen den Satan und der Welt seien, so waren wir niedergeschlagen, unseres Gnadenstandes ungewiß und wußten uns weder zu rathen noch zu helfen." Moser beschreibt nun ein von ihm selber mit Paulus' Gesicht 2. Kor. 12. verglichenes Erlebniß während der Frankfurter Zeit, wodurch er zu unverrücktem Frieden Gottes gelangt sei, schließt aber besonnen: „Niemand wolle sich bei den Nebenumständen aufhalten, viel weniger selbige als eine Vorschrift ansehen. Das Hauptwerk ist: thut Buße und glaubet an das Evangelium! alles Uebrige kann so oder anders sein, oder die bleibende Vergebung der Sünden kann sich, in gehöriger Ordnung, auch nur auf dem bloßen wahren Glauben und Zueignung des Worts auf sich selbsten gründen, ohne daß man nothwendig von einem besondern andern Merkmal

etwas zu sagen haben müßte . . ." „Ich bin ein Todfeind aller Heuchelei und halte weit mehr auf einen guten natürlichen noch unbekehrten Menschen als auf einen, der noch so viele Erkenntniß hat und noch so schön redet aber nicht darnach thut . . . . Auch setze ich mein Christenthum ebensowenig ganz oder zum Theil in äußerlichen Sonderbarkeiten, im Umgang mit andern Personen in und außer der Kirche, in Geberden, Kleidung, Essen, Trinken 2c., sondern wie Jesus selbst nach Phil. 2, 7 in den Tagen seines Fleisches in seinem ganzen äußerlichen Wandel als ein Mensch erfunden ward, so wird Niemand auch an mir etwas Besonderes wahrnehmen . . . Uebrigens bin ich gegen alle andern Religions-Verwandten und Secten, solange sie dem Staat nicht schädlich sind noch nach dem weltlichen Regiment greifen, auch sich des Proselytenmachens enthalten, sehr gelinde. Wen der liebe Gott auf seinem Erdboden dulden kann, den kann ich auch gedulden, und wo ich etwas von Wahrheit und rechtschaffenem Wesen finde, das ist mir ehrwürdig; das Andere überlasse ich dem Richter alles Fleisches und weiß, daß an dem großen Gerichtstage nicht darnach wird gefragt werden: bist du ein Lutheraner, Reformirter, Katholik, Herrnhuter 2c. gewesen? sondern: warst du bekehrt oder unbekehrt, ein Kind Gottes oder des Teufels?"

J. Hartmann in Widdern in Württemberg.

---

394. Matthias Claudius.

21. Juni.[1])

Wohl ziemt es sich, daß ein evangelischer Kalender das Gedächtniß eines Mannes bewahrt, der in gewissem Sinne ja auch als ein Kalendermann angesehen werden kann. Denn Kalenderleute und Botenleute sind Verwandte. Sind es christliche Leute, so wissen sie Zeitliches und Ewiges gar wohl mit einander zu verbinden, das Ewige in die Zeit zu bringen, das Zeitliche im Lichte des Ewigen zu betrachten. — Matthias Friedrich Claudius ist ein solcher Bote und Evangelist. Kunde geben von der Güte seines Gottes und der Herrlichkeit des Evangeliums, ungeschminkt und lauter, wahr und warm, mit den Fröhlichen sich freuen, mit

---

[1]) Auf diesen Tag ist der Name des Claudius, da sein Todestag, 21. Januar, durch das Gedächtniß der Agnes besetzt ist, verlegt.

den Weinenden weinen, das ist seine Sache. In der Freude glänzt ihm im Auge zugleich eine Thräne, die das Heimweh nach dem Ewigen auspreßt, durch alles irdische Leid bricht ihm ein Strahl der Freude, den der Glaube an das, was man nicht siehet, aber in der Hoffnung gewiß hat, entzündet. Am liebsten neigt der schlichte Mann sein Herz voll tröstlicher Gedanken zu den Armen und Niedrigen; was er in seiner unscheinbaren Botentasche mit sich trägt, das läßt den Wandel des Menschen zu einem himmlischen werden. —

Matthias Friedrich Claudius ist den 15. August 1740 als der zweite Sohn unter sechs Geschwistern zu Reinfeld in Holstein etwa zwei Meilen von Lübeck geboren. Sein Vater war Pastor daselbst, Abkömmling einer alten Pastorenfamilie; die Mutter eine Tochter des Rathsherrn Lork von Flensburg. Als er in die Jahre gekommen, wo es galt, sich einem bestimmten Berufe zu widmen, ging er nach absolvirtem Gymnasium 1759 nach Jena, um dort Theologie zu studiren. Doch aus Besorgniß für seine Gesundheit mußte er dieses Studium aufgeben, zu dem ihn ohnedem dessen damalige Behandlungsweise wenig reizte, und wandte sich zum Fache der Jurisprudenz. Mit ihr wußte er die Beschäftigung mit der alten und neuen Literatur sowie mit Mathematik wohl zu verbinden und erst so seiner innersten Neigung genug zu thun. Er versuchte sich auch selbst, besonders durch das Beispiel seines Freundes Gerstenberg veranlaßt, in poetischen Productionen. „Tändeleien und Erzählungen" betitelt er sie; in der That waren sie auch nicht mehr als Tändeleien; mit sich selbst noch unbekannt, folgte er nur der Mode des Tages. Nach seinen Universitätsjahren hielt er sich einige Zeit bei seinen Aeltern auf und genoß des Umgangs mit dem genialen Schönborn, der, in Sachen des Verstandes sehr weit von ihm entfernt, durch das Gefühl des Herzens immer nahe mit ihm verbunden blieb. 1764 ging Claudius nach Kopenhagen als Secretär eines Grafen Holstein. Hier ergriff ihn zuerst der Geist wahrhaftiger Poesie. Klopstock, Shakspeare, Ossian öffneten sich ihm, und 1765 nach Reinfeld zurückgekehrt, bildete sich ihm allmählich die eigentliche Gestalt seines Wesens. Im Herbst 1768 begab er sich als Mitarbeiter an den sogenannten Adreß-Comptoir-Nachrichten nach Hamburg. Das damals geistig so reiche Leben dieser Stadt wirkte auf ihn mit ganzer Macht. Ein lebhafter Verkehr entspann sich zwischen ihm und Bode, Lessing, Reimarus, Basedow, Alberti. Auch mit Herder,

der 1770 Hamburg berührte, knüpfte sich ein inniges Verhältniß an. Freilich sah er diese reiche Bewegung des Geistes und der Bildung nicht selten übel durchkreuzt durch Sorgen äußerer Noth. Darum kam ihm, besonders seitdem er um Michaelis 1770 von der Theilnahme an den Adreß-Comptoir-Nachrichten zurückgetreten war, der Antrag Bode's sehr erwünscht, an einem zu Wandsbeck zu gründenden Blatt „der Wandsbecker Bote" Theil zu nehmen. Diese Zeitschrift, die von Neujahr 1771 an erschien, zerfiel in einen politischen und gelehrten Theil. Der letztere sollte Poesien, kleine Prosa-Aufsätze sowie kurze Kritiken, alles in volksthümlicher Weise, enthalten. Seine Redaction fiel unserm Claudius zu. Er siedelte deshalb nach Wandsbeck über, einem Orte, der, wie Matthison sagte, hierdurch der berühmteste Marktflecken von Deutschland geworden ist. Den 15. März 1772 verheirathete er sich mit Rebekka, der Tochter eines biedern Zimmermanns, und gründete dadurch sein häusliches Glück, das ihm zugleich eine reiche Quelle der Dichtung wurde. Freilich meldeten sich wieder neue Nahrungssorgen an, die Claudius bewogen, sich nach vermehrten Hülfsmitteln umsehen. Es war dies einer der Gründe, die ihn veranlaßten, eine Sammlung der Bonsmots aus dem Adreßblatte und dem Wandsbecker Boten, der seit 1773 den Titel eines „Deutschen Boten" führte, herauszugeben. So erschienen im Frühjahr 1775 auf Subscription und im Selbstverlag die sämmtlichen Werke des „Wandsbecker Boten oder Asmus omnia sua secum portans." Persönlichen Verkehr hatte er damals vorzugsweise mit Voß, der in Wandsbeck wohnte. Durch ihn erschloß sich ihm namentlich die Welt Homer's und Platon's. Briefliche Verbindung unterhielt er mit Hamann und Lavater. Noch immer mehrten sich aber die Sorgen um bürgerliche Existenz, besonders seitdem Claudius im Sommer 1775 von der Redaction des Boten zurückgetreten war. Sie vermochten ihn im Herbst desselben Jahres zu einer Reise nach Berlin, wo er Nicolai und dessen Kreis kennen lernte. Lange Zeit strebte er im Verein mit seinen Freunden eine feste Stellung zu gewinnen. Aber vergebens. Endlich schien das Bemühen mit Erfolg gekrönt. Durch Herder's Vermittelung und durch das Entgegenkommen des vielgeltenden Präsidenten von Moser wurde er 1776 als Ober-Landes-Commissarius nach Darmstadt berufen, wo er bestimmt war, zur Verbesserung der Cultur-Verhältnisse mitzuwirken. Indem hierzu auch die Presse dienen sollte, wurde ihm die Redaction der Hessisch-Darmstädtischen privilegirten

Landzeitung übertragen, die er im Sinne des Wandsbecker Boten führte. Doch der ganze Wirkungskreis behagte seiner Natur nicht. Wohl umgaben ihn auch hier wieder die reichsten geistigen Einflüsse. Merk trat ihm nahe. Er selber kam in nähere Berührung mit dem Goethe'schen Kreise. Aber weder das physische noch geistige Klima schien seiner Natur angemessen. Er gehörte zu denen, die nur aus ihrem eigenen Grund und Boden Nahrung des Lebens ziehen und geben. Von gefährlicher Krankheit, die ihn durch den Februar und März des Jahres 1777 niedergeworfen hatte, kaum genesen, zog es ihn nach Wandsbeck zurück. Anfangs Mai desselben Jahres traf er dort wieder ein. Seine Entfernung ward ihm zur Probe, wodurch er sich seines innersten Wesens völlig bewußt wurde. Warteten seiner auch neue Sorgen: seine innere und moralische Existenz war doch geborgen. 1778 erscheint ein dritter Theil seiner Schriften. Dazu kamen Uebersetzungen von St. Martin's Buch Sur la vérité et les erreurs, Ramsay's Reisen des Cyrus und anderes. Um seinem Heimathsgefühl gleichsam einen reellen Ausdruck zu geben, kauft er sich 1781 ein Haus in Wandsbeck. 1783 folgt der vierte Theil seiner Werke. Das Jahr 1785 bringt ihm einen Jahrgehalt des Kronprinzen Friedrich von Dänemark, des Mitregenten Christian's VII. 1788 wird er zum ersten Revisor der Schleswig-Holstein'schen Bank zu Altona ernannt mit der Erlaubniß, in Wandsbeck zu wohnen. Höheres schafft ihm der Verkehr mit Hamann, Kleuker, Friedr. Heinr. Jacobi, Lavater, Fried. Leop. Stolberg, Joh. Gg. Schlosser. Das Studium Platon's wird fortgesetzt, Baco, der schon früher ein vertrauter Rathgeber des Boten war, noch eifriger gelesen und bedacht, selbst Spinoza in den Kreis der Betrachtung gezogen. Besondere Aufmerksamkeit erregen die orientalischen Religionssysteme, die damals anfingen bekannter zu werden vornehmlich auch durch seinen Freund Kleuker. In den großen Bewegungen, die nun hervorbrachen, in der französischen Revolution, in der Entwickelung der Kant'schen Philosophie, in der Erhebung der deutschen Literatur bis zur Höhe der reinen Kunstanschauung Goethe's und Schiller's blickte Claudius freilich mehr auf die bedenklichen Seiten. Je mehr ihm diese Bewegungen darauf zu gehen schienen, des Menschen und der Menschheit Selbstherrlichkeit zu zeigen: desto mehr fühlte sich sein Herz und Gemüth zur Betrachtung der religiösen Motive gezogen; Religion, Offenbarung, Christenthum wurde das herrschende Thema seines schriftstellerischen Wirkens. Die Macht der Ereignisse, die

auseinandergehende Weltansicht trennt ihn von manchen, mit denen er bisher gewandelt, aber er wird darum nicht einsam. Neben den treubleibenden Freunden blüht ihm ein Haus voll wohlgerathener Kinder, in deren Kreis freilich der Tod oft schmerzlich hineingriff. Das Haus erweiterte sich durch Schwiegersöhne, wie Friedr. Perthes und Max Jacobi. Dazu tritt die Beschäftigung mit einem Geiste, wie Fenelon, dessen Werke Claudius in den Jahren 1800 bis 1811 übersetzte. Dies Alles, sowie der fortschreitende Reichthum seines eigenen Innern erhielt ihn frisch und munter, stark in Hoffnung und Vertrauen. Freilich bedurfte er jetzt auch viel mehr, als es sonst seinem Wesen entsprach, fester Stützen in der Autorität eines Buchstabens. Es folgte der 5., 6. und 7. Theil seiner Werke und zuletzt noch mitten unter mancher Kriegsnoth, die den Abend seines Lebens bedrängte, ein achter Band als Zugabe. Diese Kriegsnoth trieb ihn sogar von seinem geliebten Wandsbeck im November 1813 nach Kiel, von wo er im Jahre 1814 nach Lübeck sich wandte. Im Mai desselben Jahres kehrte er nach Wandsbeck zurück, im Herbste aber gab er den Bitten seiner lieben Tochter Caroline und ihres Mannes nach und wurde Gast und Glied des Perthes'schen Hauses in Hamburg. Da, von kindlicher Liebe getragen und wohl gebettet, starb er den 21. Januar 1815.

Es ist ein einfaches Leben, das sich hier vor uns entfaltet hat. Aber es birgt einen großen Reichthum ewiger Lebenskräfte und himmlischen Lebensgeistes. Vergegenwärtigen wir uns die wesentlichsten Grundanschauungen unseres Claudius, untermischt mit einigen seiner bezeichnendsten Botensprüche. Denn bei ihm ist Mensch und Schriftsteller Eins. Grund und Kern des Lebens liegt ihm im Gemüthe; Geist und Herz sind in unauflöslichem Bunde. Der Ursprung seiner Gedanken quillt ihm im Schooße der Empfindung, und weil die Empfindung so rein ist, so ist sie wie von selbst immer auf das Höchste gerichtet, ist eine religiöse. Aber niemals wird sie eine schwärmerische, sie geht auf das Thatsächliche und Wirkliche. Die Religiosität von Claudius ist durchaus bedingt von den Thatsachen der göttlichen Offenbarung; aber diese Thatsachen sind ihm keine bloß äußerlich bleibenden Ereignisse; er nimmt sie immer wieder in sein Gemüth auf, so werden sie ihm innerliche Erfahrungen. Aus solcher erfahrungsreichen Innigkeit weitet sich ihm denn auch das Herz voll Liebe über die ganze Menschheit; Religion und Christenthum macht ihn nicht

enge, sondern führt ihm alles menschliche zu und legt es ihm an das liebende Herz. Dabei ist Alles so schmucklos, so schlicht und unscheinbar, so voll innerer Heiterkeit; tiefster Ernst spricht aus scherzendem Mund, weil aus einem Herzen voll Friede und Freude.

Hören wir also die lieben Botensprüche, die aus solchem Herzen kommen und worin sich das geistige Bild unseres Claudius abdrückt. „Ich bin vergnügt im Siegeston; zufrieden sein, das ist mein Spruch. Ich danke Gott und freue mich, wie's Kind zur Weihnachtsgabe, daß ich bin, bin." „Wahre Empfindungen sind eine Gabe Gottes und ein großer Reichthum. Geld und Ehre sind nichts gegen sie, und darum kann's einem leidthun, wenn die Leute sich und andern was weiß machen, dem Spinngewebe der Empfindelei nachlaufen und dadurch aller wahren Empfindung den Hals zuschnüren und Thür und Thor verriegeln. Die wahrsten Empfindungen sind immer die natürlichsten. Viele meinen, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und reden, aber Meinungen sind nicht die Sachen. Nur das Bedingte kann man demonstriren. Das Unbedingte kann auf keine andere Weise von uns angenommen werden, als es uns gegeben, nämlich als Thatsache; es ist. Zu solchen Sachen gehört Poesie, Religion, Christenthum. Poesie ist nichts Gemachtes, nichts, worein man sich versetzt, sie ist vielmehr die That des Genius, des Sonntagskindes, das Geister sehen kann, das bezauberte Schätze entdeckt, befreit, erlöst und offenbart. Poeten sind helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen. Aber es braucht gar nicht zu schäumen, es muß klar sein, wie ein Thautropfen und durchdringend wie ein Seufzer der Liebe, zumal in dieser Thautropfenklarheit und in dem warmen Odem des Affects das ganze Verdienst der heutigen Dichtkunst besteht. So ist auch Religion nicht Ideenkrämerei, sondern Sache, Kraft Gottes. Wie wird da jedes ächte Gefühl Religion!" „Ich gehe niemals durch den Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachsen mache, und dann ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei. Ja es ist, als ob Er vorüber wandle und die Natur habe sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg in ihrem Feierkleid und frohlocke. Die Sterne, diese Himmelslichter, erscheinen wie die Augen am Menschen, offene oder zartere bedeckte Stellen der Welt, wo die Seele heller durch-

scheint. Ihn predigen Himmel und Erde, und alle Körper und Erscheinungen in der sichtbaren Natur sind Glöcklein am Leibrock, die Ihn in seinem Gang verrathen. Aber nicht bloß die Schönheit dieser Welt, auch ihre Vergänglichkeit deutet auf den Einen und Ewigen. Der Tod ist ein eigener Mann. Er streift den Dingen dieser Welt ihre Regenbogenhaut ab und schließt das Auge zu Thränen und das Herz zur Nüchternheit auf. Er ist ein eigener Mann und ein guter professor moralium und es ist ein großer Gewinn, alles, was man thut, wie vor seinem Katheder und unter seinem Auge zu thun." Noch mehr aber, als der Blick auf Freud' und Leid dieser Welt, lehrt der Blick in's eigne Herz. „Du weißt wohl, wo uns der Schuh drückt, daß ein Janus bifrons in uns ist, ein Kopf mit zwei Gesichtern, die nach verschiedenen Seiten sehen. Der Mensch erfährt an und in sich, daß die zwei Naturen in uns uneins und wider einander sind, daß die verständige, die ihrer Würdigkeit nach thätig sein sollte, in ihm leidend und die sinnliche, die leidend sein sollte, thätig ist. Wer kann da helfen? Wer Versöhnung bringen?" Dies Gefühl eigener Hülflosigkeit ist zu allen Zeiten das Wahrzeichen wirklich großer Menschen gewesen, ist überdem ein feines Gefühl und vielleicht der Hafen, aus dem man auslaufen muß, um die Nordwest-Passage zu entdecken. Dies Ahnen des Ewigen, dieser Durst nach dem lebendigen Gott und nach Frieden mit ihm ist von Anfang an in der Menschen Herzen eingeprägt. Auch an den Altären der Heiden fliegen der Funken so viel, die gerade wie die israelitischen aussehen; alle wahre Weise und Männer Gottes seit der Welt Anfang hängen mit Christus zusammen, wie die Ströme und Flüsse mit dem Meer. Es giebt ein heimliches Wort, das von Ihm in jedwedem Menschen redet. Im Grunde ist in jeder Religion das Eine unter mancherlei und verschiedenen Namen mehr oder minder verstellt; darum verachte keine Religion; denn sie ist dem Geist gemeint und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein kann. In Asien ist die wahre Religion und das Geschlecht der Menschen entstanden. Dort sprudelte die Quelle ihrer Urkenntnisse zuerst, und man sieht hier rund an den Büschen und Steinen noch die dicken Tropfen hängen. Von dort her sind diese großen Urkenntnisse mit den Menschen und Völkern in alle Länder und Weltgegenden gezogen, und wir finden sie in den Mythologien aller Völker wieder; aber sie scheinen dort an der Wurzel kräftiger und blühender hervorzutreiben und auf den Zügen und Wanderungen mehr oder weniger verwittert zu

sein. Was die Kinder Verschiedenes haben, das haben sie wohl ein jedes von sich; was sie aber alle gemein haben, die Familienzüge und Aehnlichkeit, die haben sie vom Vater und können sie nicht anders haben, als vom Vater. „Es ist freilich eine übertriebene Toleranzgrille, die alten Philosophen ohne Unterschied zu Christen machen wollen, weil sie eine hohe Moral gepredigt haben, aber auf der andern Seite ist zu Sokrates' Zeiten drei und eins so gut vier gewesen wie jetzt, Wasser hat damals schon Feuer gelöscht und so auch Selbstverleugnung ihre guten Folgen haben müssen." Wie gesagt, Alles bleibt im geheimen und innigen Zusammenhange mit Christus und Christenthum. Hier ist der Mittelpunkt aller Herzen, aller Geschichte, ja des Himmels und der Erde. Hier ist der, der sich einem Jeden im Stillen bezeugt. Der Mensch kann die Wahrheit verkennen, verachten, aufhalten; aber wie unwegs oder verkehrt er es auch treibe, so irrt er sich nur und mitten in solchem Treiben suchet und meinet er sie. „Laß sie denn ringen; brich dir auch um das, was du nicht ändern kannst, das Herz nicht. Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn rathen kann. Ich und du können das nicht. Denn keiner hat je so geliebt; und so etwas in sich Gutes und in sich Großes, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Menschen Herz gekommen und über all' sein Verdienst und Würdigkeit. Es ist eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgeht und sein innerstes Bedürfniß, sein geheimstes Ahnen und Wünschen erfüllt. Wir wollen an ihn glauben und wenn auch Niemand an ihn glaubte. Wer nicht um der Anderen willen an ihn geglaubt hat, wie kann der um der Anderen willen auch aufhören, an ihn zu glauben? Freilich seine zarte überirdische Gestalt ist gar zu leicht verändert und verstellt und sie kann von Menschen-Händen so zu sagen nicht berührt werden, ohne zu verlieren. Können wir ihn nicht selbst sehen, so müssen wir denen glauben, die ihn gesehen haben. Was in der Bibel von ihm steht, alle die herrlichen Sagen und herrlichen Geschichten sind freilich nicht er, sondern nur Zeugnisse von ihm, aber eben doch darum die Versicherungen seines lebendigen Daseins und Wirkens. Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann, zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und betet an. So ist unser Herr Christus, so sind alle seine Handlungen und Reden, in sich Gnade und Wahrheit

und ewiges Gut, und auswendig armes Fleisch und Blut und Knechtsgestalt. Darum ist nun auch das Christenthum das große Thema der Geschichte. Man kann nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand und doch zugleich ein rechtgläubiger Christ sein. Vernunft und Erfahrung gehören zusammen, Erfahrung aber geht aus vom Herzensgefühl, vom Innewerden des Bedürfnisses. Was sie natürliche Religion nennen, ist wohl eine feine äußerliche Zucht, aber es ist nicht würdig und wohl geschickt. Dem Menschen muß etwas wahr und heilig sein, und das muß nicht in seinen Händen und nicht in seiner Gewalt sein." „Ich brauche etwas, darauf ich mich ruhen und verlassen kann. Das finde ich zu meiner großen Freude im Christenthum, wie es die Apostel und unsere Väter gelehrt haben. Wohl sind darin Geheimnisse, und ich denke, sie sind eben darum Geheimnisse, daß wir sie nicht wissen sollen, bis es Zeit ist." Aber sie schließen das Forschen und Fragen nicht aus. Gewiß, Offenbarung muß über unserer Einsicht sein; das Unbegreifliche ist an ihr kein Flecken, sondern, wenn sie sonst das Gepräge göttlicher Liebe trägt, gerade ihr Wahrzeichen und ihre Schöne. Aber allerdings, es muß ja auch Alles zusammenhangen und wird sich auch wohl reimen lassen, wenn die Data bekannt sind. Es ist viel schwerer, die Vernunft gegen die Offenbarung, als die Offenbarung gegen die Vernunft retten. „Die Religion aus der Vernunft verbessern, kommt mir eben so vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte. Aber auf der anderen Seite dünkt mir auch die Philosophie ein gut Ding. Sie kann ein Besen sein, den Staub von den heiligen Statuen abzukehren; aber die Statuen selbst bildhauen und schnitzen kann sie nicht. Leider ist gleichsam allgemein angenommen, als wären die Philosophen und die Theologen im Lande wider einander und als müßten sie es auch sein, die sie doch von Natur und Rechtswegen Herzensfreunde sein sollten. Die Speculanten lassen es sich nicht träumen, daß das brillanteste Feld der Speculation hinter der Kirchenmauer liege. Doch immerhin — was ist alle Theorie gegen die wirkliche Erfahrung? Religion ist Arznei, Theologie Theorie, und da ist das Rechtbehalten nur für die Herren auditores, das Einnehmen aber die eigentliche Sache, und ein einziger Patient, der gesund worden wäre, würde mehr beweisen und schaffen als hundert Siege der Paul's über die Peter's. Christus sagt ganz kurz: „wer mein Wort hält, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei."

Wer diesen Versuch nicht machen kann oder nicht machen will, der sollte eigentlich, wenn er ein vernünftiger und billiger Mann wäre oder nur heißen wollte, kein Wort weder wider noch für das Christenthum sagen. Nur im Willen ist Hülfe, sonst nirgend; Ernst und Entschlossenheit ist allen nöthig, denn die sinnliche Natur ist schwer zu überwinden; der Weichling fürchtet die Entscheidung und flieht den Kampf". „Wir sollen aber Entscheidung wollen und in der Kammer oder Nachts auf dem Lager die beiden feindlichen Kräfte an einander bringen und so lange mit einander ringen lassen, bis wir uns bewußt sind, daß das beste Gesetz die Oberhand bekommen hat. Mit diesem ersten Sieg ist Vieles, aber nicht Alles gewonnen; der Sinn wankt wieder und trübt sich, er muß täglich und bei jedem Anlaß erneuert werden und so oft und so lange, bis er einheimisch und so fest und beständig in uns geworden ist, als der Trieb zu wachsen in der Eiche, der wohl gehemmt, aber so lange der Baum steht, nicht vertilgt werden kann. O Vetter! wenn dir ein Mensch vorkommt, der sich so viel dünkt und so groß und breit dasteht, wende dich um und habe Mitleiden mit ihm. Wir sind nicht groß und unser Glück ist, daß wir an etwas Größeres und Besseres glauben können." — Und wie ein Seher, dem der nahende Tod das Auge öffnet, ruft im Anfange des Jahres 1814 der nach seiner Heimath sich sehnende Wanderer aus: „Vielleicht ist seit Einführung des Christenthums keine Zeit gewesen, wo der Acker so gut und so weit und breit zugerichtet war, als zu dieser unserer Zeit. Gott hat ihn zugerichtet, und weil gelindere Mittel nicht helfen wollen, strengere und eine allgemeine Züchtigung zugelassen. Wenn denn nun Bahn geworden und das Himmelreich nahe herbei gekommen ist, so ist es Zeit, nicht bloß dem Himmelreich Gewalt zu thun und es für sich und Andere zu sich zu reißen, nicht bloß die alten Schäden zu bessern, sondern einen vom Grund auf neuen Bau des Reiches Gottes zu gründen." — —

So spricht unser redlicher Bote, und wie er spricht, so hat er's im Leben bewährt. Was ihn am meisten auszeichnet, ist das Gefühl lebendiger Wirklichkeit. Existenz ist ihm die erste aller Eigenschaften. Der Begriff ist ihm nichts; die Sache ist ihm alles, und Sache Kraft und Leben. In diesem kräftigen Realismus fand er sich eins mit den Anfängen unserer letzten großen Literaturepoche. War es doch derselbe Hunger nach Existenz und die Sättigung mit ihr, was Goethe's Seele schwellte und beruhigte.

Später schieden sich dann die Wege, indem Claudius die höchste und vollste Existenz nicht in der Herrlichkeit der Natur und im Abglanz der Kunst, sondern in der Fülle der göttlichen Offenbarung fand. Eben hierin liegt auch sein Gegensatz zum philosophischen Idealismus. Ein gemalter Himmel vermag nicht Leben und Fruchtbarkeit zu wecken und: „reite mir mal, ruft er aus, auf einem gemalten Pferde und wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre, und melke der Herr Vetter mir mal Myron's Kuh!" Dieses liebende Umfangen des Wirklichen ist Ausdruck und Folge seiner Einfalt. Es giebt keinen Schriftsteller unserer Nation, in welchem sich diese himmlische Gabe der Einfalt so klar und liebenswürdig gezeigt hätte. Es ist jene Einfalt, worin zugleich der Tiefsinn wohnt; denn sie dringt unmittelbar auf den Kern der Dinge. Diese Einfalt läßt ihn froh verweilen im Hause, unter den Kindern, im Volke, unter den Bauern. Sie giebt ihm das offene Auge für alle Schönheit der Natur, daß er darin Licht und Kraft der schaffenden Gottheit erkennt; sie löst ihm die Zunge zu Poesie und Gesang; denn gesungen, nicht bloß gelesen wollen seine Lieder werden, und Lieder des Volks sind in der That die kräftigsten und innigsten unter ihnen geworden, allbekannte Lieder, wie das Abendlied, das Rheinweinlied, täglich zu singen, an Christine, das Lied von Reiffen u. a. Diese Lieder haben nicht die hohe Schönheit vollendeter Kunst, aber gerade darin zeigen sie ihre Volksweise, daß die zarteste Empfindung oft wie ein abgebrochener Schrei hervorbricht oder mit Gewöhnlichem, fast Trockenem, sich mischt. Wie diese Einfalt voll Demuth und Freude an dem Einen festhält, an der Furcht und Liebe Gottes, so breitet sie zugleich das Herz in Liebe aus für alle Menschenkinder. Dieselbe Einfalt macht ihn heimisch in den Geheimnissen der höhern Welt, nähert ihn selbst Theosophen wie St. Martin; es ist die Kindeseinfalt, die vertraut ist im Hause des himmlischen Vaters. Herder nennt Claudius den reinsten Menschen, den biedern Dichter, aus dem die unsträfliche, ächte Natur spricht. Und Lavater in den physiognomischen Fragmenten zeichnet mit wunderbar treffender Schärfe die Umrisse seines innern und äußern Menschen, wenn er sagt: „Weder Schwachkopf, noch Scharfkopf; gesunder, schlicht guter, aber durchaus nicht sofort eindringender, gliedernder Verstand; hell und richtig und rein wird er sehen und richten, was vor ihn kommt, den Reichen als den Armen, den Armen als den Reichen, Niemandem zu Lieb' noch zu Leid, kurz: schlecht und recht, einfältig und gerade, Genie

des Wahrheitssinnes, Genie des Herzens, Armuth und Zufriedenheit, Demuth und unverkäufliche Ruhe und Festigkeit des Sinnes, und in der Form und den Zügen des Profils die Unangespanntheit eines freien Naturempfindens."

An seinem hundertjährigen Geburtstag, den 15. August 1840, wurde ihm im Wandsbecker Gehölze, wohin er während seines Lebens am liebsten seine Schritte lenkte, ein einfacher Denkstein gesetzt mit Botenstab, Hut und Tasche als Symbol und mit der Inschrift: Matthias Claudius. Was dieser Name sagt, sprechen noch immer am besten die Worte aus, die sein Freund Friedrich Leopold Stolberg ihm nachrief:

„Der Bote ging in schlichtem Gewand,
Mit geschältem Stab in der biedern Hand,
Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die Andern, auch fromm zu sein.

Und sahn sie sein redliches ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Thoren ihm nicht.
Doch wußten nur Wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab,
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab."

Ehrenfeuchter in Göttingen.

---

395. Johann Friedrich Oberlin.

1. Juni.

Wer, dem das Reich Gottes in der Welt nicht gänzlich außer dem Gesichtskreis liegt, hat obigen Namen nicht schon gehört, sei es auch, daß bei demselben ihm das Bild eines Mystikers, Pietisten oder gar Fantasten vor die Seele trat, wozu der böse Leumund den Mann, der den Namen trug, oft hat stempeln wollen. Wer sich aber die Mühe nicht verdrießen läßt, demselben auf seinem Arbeitsfelde näher zu treten, wird keinen Anstand nehmen, das Haupt vor ihm zu neigen. Denn was in unsern Tagen irgend Tüchtiges und Preiswürdiges auf dem Gebiete der sogenannten innern Mission geleistet ward, überstrahlt dasjenige nicht, was schon vom Jahre 1767 an bis zum Jahre 1826 jener einzelne Mann zu Stande brachte. Ja sämmtliche philanthropische Be-

strebungen und christliche Vereinsthätigkeiten, die wir als Erscheinungen der neuern Zeit zu begrüßen und zu preisen pflegen, finden sich bereits in dem Wirkungskreise Oberlins vorbildlich und mustergebend vereinigt.

Der Schauplatz der Wirksamkeit Oberlins war das „Steinthal", ein im Elsaß ohnweit Straßburg gelegener von hohen Felswänden umschlossener Bergkessel im nordwestlichen Abhange der Vogesen, genannt nach dem alten Ritterschlosse Stein, dessen bemooste Trümmer heute noch von einem Bergkegel herabschauen, und an eine Zeit erinnern, in der nur Degen und Kreuz, Ritterschaft und Geistlichkeit etwas galten im Lande, und allein an die allgemeinen Menschenrechte einen Anspruch zu machen hatten. Kriegsstürmen und religiösen Verfolgungen verdankte das Steinthal als Zufluchtsstätte seine anfangs nur äußerst schwache Bevölkerung. Leute aus vieler Herren Ländern: Italiener, Schweizer, Deutsche und Franzosen fanden sich hier zusammen, und ein rauhes Patois, in dem die verschiedenen Dialekte sich mischten, das Französische jedoch der Grundlaut blieb, wurde die herrschende Sprache. Nachdem im Jahre 1529 die deutsche Reformation in Straßburg sich Bahn gebrochen, fand das augsburgische Bekenntniß bald auch bei den Bewohnern des Steinthals Eingang. Das Thal umschloß zwei Kirchspiele: Rothau und Waldbach. In dem ersteren wurde die tiefe Waldesstille nach kurzer Frist durch das Geräusch von Eisenhämmern und andern industriellen Anlagen unterbrochen, und in Folge der Einwanderung katholischer Arbeiter dem römischen Kultus wieder Boden geschafft. Das andere, Oberlins Arbeitsfeld mit seinen fünf Dörfern, von denen nachmals zwei in ein Verhältniß von Filialgemeinden zu der Mater Waldbach traten, verharrte in seinem Naturzustande als eine wahre Wildniß, bis Oberlin dasselbe in einen Garten Gottes umzuschaffen wußte.

Allerdings fand er das Umgestaltungswerk schon eingeleitet und vorbereitet, und zwar durch seinen in jeder Hinsicht trefflichen Vorgänger im geistlichen Amte, den Pastor Stuber aus Straßburg, der im Jahre 1750 die Waldbacher Gemeine in einem durch eine lange Reihe pflichtvergeßner Miethlinge auf's äußerste verwahrlosten Zustande antraf. Die Leute, welche er in ihrem Kauderwälsch zu verstehen anfangs die größte Mühe hatte, waren weder des Lesens noch des Schreibens kundig, und aller Civilisation bar. Einen wegen Altersschwäche seines Dienstes entlassenen Sauhirten, der nichts klüger war, als die ihm anvertraute halb

nackte Jugend, hatte man mit den Funktionen des Schullehrers der Gemeine betraut. Die Bibel war in letzterer ein unbekanntes Buch. Hatte doch selbst nicht einmal einer ihrer Prediger eine solche je besessen. Die Gemeine Waldbach wurde Seitens der kirchlichen Behörde als ein Pönitenz- und Verbannungsort betrachtet, wohin man solche Geistliche zu versetzen pflegte, die man nicht gerne dem Hunger preisgeben wollte und doch ihres befleckten Wandels halber irgendwo anders anzustellen Bedenken trug. Was Wunder, daß unter der Leitung solcher Hirten in der verwaisten Heerde mit der sittlichen und religiösen Unwissenheit nur Rohheit, Zuchtlosigkeit und Aberglauben aller Art Hand in Hand gingen. Stuber erschrak nicht wenig, als er sich in dem seiner Pflege jetzt überwiesenen verwüsteten Weinberge umsah; aber er verzagte nicht. Mit Gott legte er Hand an's Werk, und ihm gebührt das Verdienst, die Gemeine wenigstens aus dem Rohesten herausgearbeitet zu haben. Leider aber glaubte er schon nach vier Jahren einem Rufe zu einer allerdings anziehenderen Stelle in der Stadt Barr ohnweit Straßburg folgen zu müssen, und machte so einem Nachfolger Platz, der es darauf angelegt zu haben schien, binnen kurzem mit Wort und That die edlen Keime, die sein Vorgänger gepflanzt, wieder zu zertreten, aber zu guter Stunde noch seines Amtes entsetzt wurde. Da konnte Stuber darüber nicht im Zweifel sein, was ihm, dem sein Gewissen schon schlaflose Nächte verursacht hatte, zu thun obliege. Er bat, es war im Jahre 1760, um seine Zurückversetzung nach Waldbach. Dieser ehrenwerthe Wunsch wurde ihm gewährt, und Gott lohnte ihm das Opfer, das er seiner Reichssache gebracht, mit manchem glücklichen Erfolge seiner Arbeit. Nachdem er auf's neue in einer siebenjährigen rastlosen Thätigkeit der physischen und intellektuellen Hebung seiner Gemeine obgelegen, im Unterrichtswesen manches verbessert, den Grund zu einer kleinen Volksbibliothek gelegt, und vornehmlich seine Sorge darauf verwendet hatte die Familien seines Sprengels mit der Bibel selbst zu versorgen, sah er sich durch den Zustand seiner erschütterten Gesundheit genöthigt Waldbach wieder zu verlassen, und einem Rufe an die Thomaskirche zu Straßburg zu folgen: was er mit um so größerer Beruhigung that, da er wußte, wer dazu ersehen sei, das von ihm begonnene Werk mit jugendlicher Kraft fortzusetzen und zu vollenden.

Es war Johann Friedrich Oberlin, geboren fast gleichzeitig mit Lavater und Jung-Stilling im Jahre 1740 zu Straßburg,

einer der sieben Söhne eines allgemein geachteten Elternpaars lutherischen Bekenntnisses. Sein Vater, ein wackerer Gymnasiallehrer, und seine Mutter, eine fein gebildete und von Herzen dem Evangelium ergebene Frau, verstanden es in der Erziehung ihrer Söhne bei aller pädagogischen Strenge doch der freien Entwickelung der eigenthümlichen Anlagen jedes einzelnen derselben den angemessenen Raum zu gewähren. So traten denn auch in dem Knaben Friedrich schon frühe die Grundzüge seines künftigen Charakters zu Tage: Entschlossenheit, Muth und Energie, verpaart mit einem tiefen Zartgefühl und einer lebhaften opferwilligen Theilnahme für fremdes Leid und Unglück jeder Art. So geschah es einst, daß er einem Haufen roher Gassenbuben, die mit frevelhaftem Muthwillen einer Bäuerin ihren Korb vom Haupte gestoßen hatten, mit einer so kräftigen Strafpredigt entgegentrat, daß sie zuerst wie bedonnert vor ihm dastanden und dann lautlos auseinander stoben, worauf er der armen Frau sein freilich nur in wenigen Sous bestehendes Taschengeld als einen Theil des Schadenersatzes darbot. Als eines Abends die Mutter die traurige Lage einer bedrängten Familie schilderte, sprang plötzlich der kleine Friedrich auf und rief, die hellen Thränen im Auge, und es riefen's ihm bald die Brüder und die Schwestern nach: „Mama, ich will den armen Leuten meine Sparbüchse bringen."

Nach rühmlichst vollendeten Gymnasial- und Universitätsstudien, aus welchen letzteren er sogar als Magister der Philosophie hervorging, trat er bei einem Chirurgen als Hauslehrer seiner Kinder ein, und eignete sich hier mancherlei medicinische Kenntnisse an, die ihm in seinem nachmaligen Wirkungskreise gar wohl zu statten kamen. Sein Vorhaben, eine ihm angebotene Feldpredigerstelle in der französischen Armee anzunehmen, wurde von seiner Berufung nach Waldbach durchkreuzt. Oberlin wat auf's tiefste von dem Gewicht des Amtes durchdrungen, das ihm hier übertragen war; doch wußte er wer ihm zur Seite stehe, und tröstete sich des Wortes „meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." Schon in seinem 20. Jahre hatte er namentlich unter dem gesegneten Eindruck der gesalbten Predigten des glaubenseifrigen Pastors Lorenz zu Straßburg sich gedrungen gefühlt, in einer feierlichen Urkunde mit Siegel und Namensunterschrift dem Herrn seinem Gott zu ewigen Dienste sich zu verschreiben. Er sagte darin unter Anderm: „Heiliger Gott, ich übergebe mich Dir heute auf's feierlichste. Höret ihr Himmel und du Erde nimm es zu Ohren: Heute

bekenne ich, daß der Herr mein Gott ist. Vernimm, o Herr, mein Wort, und schreibe's in Dein Buch, daß ich hinfort ganz Dein eigen sein will. Im Namen des Herrn der Heerschaaren entsage ich allen andern Herren, die früher über mich geherrscht haben: den Freuden der Welt, denen ich mich überließ, den Begierden des Fleisches, die mir inne wohnten. Ich entsage allem Vergänglichen, damit mein Gott mein Eins und Alles sei. Dir weihe ich Alles was ich bin und habe: die Kräfte meiner Seele, die Glieder meines Leibes, mein Vermögen, meine Zeit. Hilf Du selber, o barmherziger Vater, daß ich Alles nur zu Deinem Ruhm anwende und im Gehorsam gegen Deine Befehle gebrauche. Verleihe mir Gnade, o mein Gott, mit aller Aufrichtigkeit des Herzens in diesem Bunde zu verharren, und die Weihe zu bewahren, womit ich schon bei meiner Taufe geweiht bin. — — Der Name des Herrn sei mir zum ewigen Zeugniß, daß ich ihm dieses Gelübde dargebracht und unterzeichnet habe mit dem festen treuen Willen, es zu halten bis an mein Ende!" Nach seinem Amtsantritt in Waldbach schrieb er unter diese Bundesakte sein: „Renovatum!"

Auf das schmerzlichste mußte es ihn überraschen das Steinthal trotz der treuen Arbeit des ehrwürdigen Stuber immer noch in einem so höchst trostlosen Zustande anzutreffen. Die Spuren der gesegneten Wirksamkeit jenes trefflichen Hirten waren schon wieder wie verweht, die frühere Unwissenheit und Rohheit nur wenig vermindert, und das Land noch unwirthbar und steril, und durch unwegsame Felsenklüfte von der übrigen Welt wie abgeschlossen. Im Vertrauen auf seinen Gott aber begann Oberlin unter der ermunternden Zustimmung und Beihülfe einzelner weniger Glieder der Gemeine, auf denen von dem Geiste Stubers etwas ruhen geblieben war, nach allen Seiten hin sein reformatorisches Werk. Seine Predigten, in denen Christus Stern und Kern, waren treuherzige Ansprachen eines wohlmeinenden Vaters an seine Kinder, und wahre Muster einer volksmäßigen und eindringlichen Beredtsamkeit. Bei seinen unablässig fortgesetzten Hausbesuchen erzeigte er sich unerschöpflich in weisen und praktischen Rathschlägen für leibliches und geistiges Bedürfniß, und weihte die Gemeine allmälig in alle seine Verbesserungspläne ein. Hier stieß er aber bei Vielen, die ihn der Neuerungssucht anklagten, auf einen heftigen Widerstand, den er jedoch durch Sanftmuth und Klugheit bald zu brechen wußte. So hörte er einst, daß mehrere junge Leute beschlossen hätten, am nächstfolgenden Sonntage, wenn er in einem

der drei Filialorte, die er seelsorglich zu bedienen hatte, aus der Kirche käme, auf dem Rückwege nach Waldbach ihm aufzupassen, und sich körperlich an ihm zu vergreifen. Der Sonntag kam, und Oberlin nahm Anlaß, in seiner Predigt die göttliche Obhut zu preisen, deren jeder, welcher sich aufrichtig dem Herrn ergeben, sich getrösten dürfe. Nach beendigtem Gottesdienste trat er dann seinen Rückweg an, aber statt, wie er sonst gewohnt war zu Pferde, zu Fuß, indem er das Pferd von einem Bauern in einiger Entfernung hinter sich herführen ließ. Bald gewahrte er in einem Versteck hinter den Gebüschen am Wege die böse Rotte und schritt ruhig und festen Ganges an derselben vorüber. Die Verschworenen aber standen erstaunt, und um keinen Preis hätte einer derselben gewagt an ihn die Hand zu legen. Ein anderes Mal, als ein ähnliches Complott wider ihn geschmiedet war, überraschte er, nachdem er zuvor in der Kirche über die Worte: „So dir Jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem reiche den linken auch dar," gepredigt hatte, die böswilligen Buben in der Versammlung, in welcher sie eben über die Art und Weise berathschlagten, wie sie sich an dem Manne, der ihnen so Vieles untersagen wolle, was bisher ihre Lust und Wonne gewesen, rächen wollten, und seine bloße Erscheinung voll Würde und Wohlwollen, so wie die einfache an sie gerichtete Frage: „Nun sagt mir doch, was that ich euch zu Leide?" reichten hin die Nichtsnutzigen zu entwaffnen, ja eine tiefe Ehrfurcht vor dem Manne ihnen einzuflößen. Dieser Ehrfurcht vermochte sich binnen kurzem in der Gemeine Niemand mehr zu erwehren.

Oberlins erstes Amtsjahr mit seinem Schweiß, seinen Sorgen und vielen Mühseligkeiten lag hinter ihm, als der sehnliche Wunsch seiner Mutter, daß der Herr ihm in einer Hausfrau eine treue Gehülfin zuführen möge, in Erfüllung ging. Die vom Herrn für ihn Ersehene war Magdalene Salome Witter, die liebenswerthe und verständige Tochter eines dem Oberlinschen Hause befreundeten Straßburger Universitätsprofessors, welche auf ärztlichen Rath in der Bergluft der Vogesen Stärkung ihrer etwas angegriffenen Gesundheit suchte, und eine Schwester des Pastors von Waldbach dorthin begleitet hatte. Mit der Verlobung der beiden für einander Auserlesenen nahm es einen eigenthümlichen Verlauf. Unserm Oberlin lag nichts so ferne, als der Gedanke, daß die feingebildete, und dazu, wie er wähnte, weltlich gesinnte Städterin ihm zur Gefährtin seines Lebens bestimmt sein könne. Er begeg-

nete ihr freundlich, doch blieb sie ihm eine geraume Zeit lang eine fast gleichgültige Erscheinung. Mit einem Male aber glaubte er in seinem tiefsten Innern eine Stimme zu vernehmen, die zu ihm sagte: „Nimm die Magdalene!“ „Unmöglich“, dachte er, „wir passen nicht zusammen.“ Aber immer wieder und immer dringender hieß es in ihm: „Nimm sie, sie ist's!“ Er verblieb bei seinem „Nein“. Da erschien der Moment, in welchem Magdalene sich zum Abschied rüstete. Oberlin erschrak. Gewohnt immer auf den Wink des Herrn zu lauschen, vermochte er doch zuletzt nicht mehr zu zweifeln, wessen Stimme er in sich vernommen habe. Er näherte sich der Scheidenden, reichte ihr die Hand und sprach zu ihr: „Sie wollen uns verlassen, theure Freundin. Nun aber sagt mir eine Ahnung, Gott habe Sie zur Gefährtin meines Lebens bestimmt. Was sagen Sie dazu?“ — Magdalene bedeckte mit der einen Hand ihr erröthendes Antlitz, und reichte ihm schweigend die andere dar. Der Bund war geschlossen, ja geschlossen im Namen des Herrn. Am 6. Juli 1768 wurde zum größten Segen der Gemeine die Trauung vollzogen, und bald fand sich, daß der Geist Gottes unvermerkt Magdalenens empfänglicher Seele ein tiefes inniges Glaubensleben eingepflanzt hatte.

Mit neu gefrischtem Eifer entwickelte Oberlin nun im ersprießlichsten Verein mit seiner Gattin nach allen Seiten hin eine Thätigkeit, die in ihren Früchten heute noch Bewunderung erregt und ihres Gleichen sucht. Nachdem er vor allem Andern der Vervollkommnung des Unterrichtswesens in der Gemeine seine Sorgfalt gewidmet, unter Beihülfe einiger gleichgesinnter und wohlhabender Freunde, namentlich der edlen Schweizerfamilie Le Grand, welche nachmals aus Liebe zu ihm und seinem Werk ihre Seidenbandmanufaktur nach dem Steinthal verlegte, in Waldbach ein neues Schulhaus erbaut, und in den Filialdörfern die Schulräume erweitert, zugleich aber auch treue und befähigte Lehrer berufen und ihnen selbst die rechten Methoden wie für jeden andern Unterricht, so auch für den in der reinen französischen Sprache, der das rauhe Patois allmälig weichen mußte, an die Hand gegeben hatte, gab er sich mit gleichem Eifer, Geschick und Erfolg auch der Förderung der materiellen Interessen der überaus verwahrlosten Landschaft hin. Ackerbau, Viehzucht, Handwerk, Alles lag im Argen. Die Leute schienen in der Gewohnheit ihres armseligen und von der Außenwelt so gut wie abgeschlossenen Einsiedlerlebens eingeschlafen. Oberlin rüttelte sie auf. Nachdem er allerlei unentbehrliche Geräth-

schaften herbeizuschaffen gewußt, forderte er sie auf, ihm mit denselben zu folgen. Sie folgten willig oder widerwillig, er persönlich mit der Schaufel und Hacke über der Schulter an ihrer Spitze. Nun ging es an die Arbeit. Höhen wurden abgetragen, Felsen durchbrochen oder mit Erde bedeckt, weite, von Ginster und anderm Wildwuchs überwucherte Steppen urbar gemacht, Düngergruben zur Befruchtung derselben angelegt, wilde Bergwasser durch Thalgründe geleitet, welche dieselben allmälig zu üppigen Wiesen und Weiden ergrünen machten, andere, wie die reißende Breusch, überbrückt. Die Brücke über letztere heißt noch heute „Le pont de piété", oder die Liebesbrücke. In der Bearbeitung und Pflege seines eignen nach kurzer Frist schon in einer Fülle nahrhafter Gemüsearten und ergiebiger Fruchtbaumpflanzungen prangenden kleinen Pfarrgartens gab Oberlin seinen Bauern ein ermuthigendes Vorbild, was bei angewandtem Fleiß und durchhaltender Sorgfalt aus ihrem ganzen Gelände werden könne. Ueberdies sorgte er für Anlage von sogenannten Vicinalwegen, wodurch seine Leute mit den benachbarten Orten, namentlich mit der Stadt Straßburg in nähere Verbindung kamen; sandte hierauf eine Anzahl junger Männer seiner Gemeine zu tüchtigen Straßburger Handwerksmeistern in die Lehre, von wo sie bald als geschickte Maurer, Schmiede, Kleider- und Schuhmacher und in andern gemeinnützigen Gewerben erfahrene Handarbeiter zurückkehrten. So währte es nicht lange, und das ganze Waldbacher Kirchspiel hatte nicht allein in Feld und Garten, in Häusern und Ställen, sondern auch in Mundart, Sitte und Anstand ein ganz anderes freundliches Ansehn gewonnen, und während es einst in seiner Bettelarmuth nur auf Almosen angewiesen schien, hub es schon an, mit den Erträgen seines Ackers und seiner Viehzucht einen ersprießlichen Handel zu treiben. Wer sich noch der früheren Wildniß erinnerte, welche dieser entlegene Winkel im Vogesengebirge darbot, stand verwundert vor dieser neuen Schöpfung, und fand es kaum glaublich, daß sie das Werk eines einzelnen Mannes sein könne. Aber dieser Mann arbeitete mit Gott, und mit Gottes Hülfe brachte er es in wenigen Jahren dahin, daß seine Gemeine nicht allein des Besitzes einer auf wahre Geistes- und Herzensbildung berechneten Leihbibliothek, eines kleinen naturhistorischen und physikalischen Museums, einer vorzüglich verwalteten Schuldentilgungs- und Darlehnskasse und selbst eines Erziehungsinstituts für junge Söhne und Töchter bemittelter Eltern unter Oberlins Leitung sich zu rühmen hatte, sondern sogar einen land-

wirthschaftlichen Verein in ihrer Mitte gründete, dessen Verdiensten selbst Seitens der Central-Ackerbaugesellschaft zu Paris eine ehrenvolle Anerkennung zu Theil ward, während Oberlin als Gründer und Vorsteher des Vereins von der königlichen landwirthschaftlichen Gesellschaft mit der goldenen Medaille und nachmals vom Könige selbst mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt ward.

Ungleich dringlicher jedoch, als die ökonomische und sociale Cultur des Steinthals, lag dem treuen Hirten die Fürsorge für die unsterblichen Seelen seiner Pfarrkinder am Herzen. In seinen Predigten wie in seinen Bibelstunden, in welchen letzteren er den Frauen gestattete, für sich oder für Arme zu stricken, kam er den Herzen seiner Zuhörer immer näher. Jeder häuslichen Unterhaltung mit ihnen auch über wirthschaftliche Angelegenheiten wußte er unvermerkt mit zartem und feinem Takt eine Wendung auf's Ewige und Geistliche zu geben. Er überstürzte sie mit dem Evangelium nie, sondern pflegte ihnen dasselbe wie einen Himmelsthau in die Seelen zu träufeln und hatte die Freude, es mehrentheils mit derselben Liebe aufgenommen zu sehn, mit der er es darbot. Die Gemeine nahm allmälig an allen christlichen Unternehmungen und Thätigkeiten aufopferungsfreudig Theil. Es bildeten sich in ihr auf Anregung der Pfarrerin Kleinkinderbewahranstalten, welche von wackern Vorsteherinnen, an deren Spitze eine lebendig gläubige und sehr verständige Bäuerin, die Louise Scheppler stand, geleitet wurden. Bibel- und Tractatvertheilung so wie die Heidenmission fanden in der Gemeine eine thatkräftige Unterstützung. Oberlin war der erste Correspondent der brittischen Bibelgesellschaft auf dem Continent. Daß auch die christliche Barmherzigkeit gegen Arme und Nothleidende in Waldbach treulich und opferfreudig geübt wurde, versteht sich von selbst.

Den allwöchentlich stattfindenden kirchlichen Katechisationen so wie den regelmäßig wiederkehrenden öffentlichen Schulprüfungen wohnten auch die Erwachsenen in der Gemeine gern und zahlreich bei, und freuten sich der Fortschritte, die sie jedesmal an ihrer Jugend wahrzunehmen glaubten. Freilich fehlte es in der Gemeine auch nicht ganz an Fahrlässigen, Geistesträgen und Widerspenstigen. Solche suchte Oberlin, wenn er sie in der Kirche und bei andern gemeinlichen Zusammenkünften vermißte, unermüdlich auf ihren Aeckern oder in ihren Häusern auf, und ruhte nicht, bis er die Verirrten zur Heerde zurückgeführt hatte. Die Gänge durch das weithin sich erstreckende Kirchspiel waren namentlich zur

Winterzeit mit mancherlei Gefahren verbunden. Nicht selten verwehten zwischen den Bergen plötzlich daherbrausende heftige Schneestürme alle Wege, und der einsame Pilger konnte bei später Rückkehr leicht sich verirren und in den Schneemassen stecken bleiben; oder er hatte am Rande entsetzlicher Abgründe Felsblöcke zu übersteigen, die ganz mit Glatteis überzogen waren, oder es galt urplötzlich angeschwollene Waldgewässer auf schmalen und oft schon selbst von der reißenden Fluth bespülten Stegen zu überschreiten, auf denen ein Fehltritt ihm das Leben gekostet hätte. Aber Oberlins Losung hieß alle Wege „Durch!" Und sein Gott hat ihm durchgeholfen sechsundachtzig Jahre lang, und wohl durch Schlimmeres noch als Schneelavinen und Bergströme sind.

Die französische Revolution unterbrach wie die Ruhe der ganzen europäischen Welt, so für eine Zeit lang auch die friedsame Entwicklung der Gemeine im Steinthal. Wie damals der edleren Geister in und außer Frankreich viele, so begeisterte sich auch anfangs unser Oberlin, dem die Mißregierungen eines Karl IX. und der beiden letzten Ludwige vor der Seele schwebten, bei allem Abscheu gegen die nachfolgenden Excesse und Blutthaten, für die sogenannten „allgemeinen Menschenrechte", welche die Empörer auf ihre Fahne schrieben. So viel als möglich hielt er sich jedoch allen politischen Bewegungen fern, und wenn er einzelnen französischen Flüchtlingen zwischen seinen entlegenen Bergen ein Asyl gewährte, so geschah dies nur im Dienste einer Menschenliebe, die nach der Partei, der dieselben angehörten, nicht fragte. Bei dem obrigkeitlich angeordneten sogenannten Constitutionsfeste hielt er auf dringendes Begehren seiner Gemeine allerdings vor dem auf einer Bergeshöhe errichteten „Altar des Vaterlandes" die Weiherede, wußte derselben jedoch ohne die geringste Verleugnung seiner christlichen Principien ein religiöses Gepräge zu geben. Nicht minder würdig redete er die Steinthaler Freiwilligen an, die im Begriff waren in die Nationalarmee einzutreten. Nach der Einführung der republikanischen Regierung in Frankreich wurde seine Stellung allerdings um ein gut Theil schwieriger, zumal, als die Robespierres und Marats an's Regiment kamen, und die Schließung der Kirchen verordnet, und jeder christliche Cult bei der schwersten Strafe untersagt wurde. Doch glaubte Oberlin auch hier sich selbst und seinem Gotte treu zu bleiben, indem er zwar dem obrigkeitlichen Befehl gemäß die Insignien des geistlichen Standes, Mantel und Kragen, ablegte, und seine Gemeine als einen patriotischen

Volksverein bezeichnete, ja auch zur vorgeschriebenen Wahl der Beamten desselben schreiten ließ; aber die Sache dahin lenkte, daß auf seinen Vorschlag der wackere Schullehrer von Waldbach zum Präsidenten, dann natürlich er selbst zum Bruder Redner, und zum Sitzungssaale, weil die Schulräume zu beengt seien, die Kirche erwählt wurde. So führte er denn sein Predigtamt wenn auch nicht von der Kanzel sondern von einer eilig errichteten Tribüne her in der seitherigen Weise fort, nur daß er allerdings zu seinem nicht geringen Schmerz seine Katechisationen vorläufig einstellen mußte. Uebrigens entging er doch den Denunciationen der jakobinischen Auflaurer nicht, und sah sich eines Tages plötzlich zu nicht geringer Bestürzung seiner Gemeine verhaftet und zur Verantwortung vor den Richterstuhl des Nationalagenten seines Distrikts geschleppt. In dem Moment aber, da man eben mit ihm zum Verhör schreiten wollte, traf die Nachricht vom Sturze Robespierres ein, in Folge deren er „bis auf Weiteres" wieder entlassen wurde. Im Jahre 1795 wurde der Gottesdienst wieder freigegeben, zugleich aber den Geistlichen eingeschärft, daß sie ihren Gemeinen „den Schwur des Hasses gegen das Königthum und die Anarchie, den Schwur der Anhänglichkeit und Treue aber gegen die Republik und die Constitution vom Jahre III. der neuen Aera" predigen sollten. Es läßt sich nicht nachweisen, daß Oberlin sich dieser Verordnung ihrem ganzen Umfange nach gefügt habe. Der Obrigkeit war er um Gottes willen unterthan, jedoch nur soweit, als der Gehorsam gegen dieselbe mit seinem christlichen Gewissen sich vereinbaren ließ.

Noch vor dem Ausbruch der Revolution im Januar 1783 traf unsern Freund ein Schlag, wie ein herberer ihn nicht hätte treffen können. Ein unerwarteter Tod entriß ihm das Theuerste was er auf Erden sein nannte: seine treue Lebensgefährtin und unermüdliche Gehülfin bei allen seinen Unternehmungen. Er war untröstlich und fühlte sich unaussprechlich vereinsamt, da sie die Vertraute seiner geheimsten Gedanken und Empfindungen gewesen war, mit der er Alles, was ihn beschäftigte und bewegte, traulich zu besprechen, und deren immer verständigem Rathe er so gerne zu folgen pflegte. Nun fehlte sie ihm wo er ging und stand. Doch was meldet uns sein hinterlassenes Tagebuch? Nichts Geringeres, als daß er noch neun Jahre hindurch bald träumend, bald im wachen visionären Zustande mit der Verklärten verkehrt, und mit ihr Alles was er vorhatte zu berathschlagen fortgefahren habe.

Was er hievon berichtet, trägt das Gepräge wirklicher geschichtlicher Thatsachen. Wir aber thun wohl, statt vorschnell mit Worten wie: „Fantasterei, Trugbild, Hallucinationen" um uns zu werfen, unser Urtheil über diese geheimnißvolle Erscheinung zu suspendiren bis es Gott gefallen möchte über die Verbindungen der unsichtbaren Welt mit der sichtbaren ein Näheres uns zu offenbaren, als es ihm bisher gefallen hat. Auch ist's gerathen, daß wir es dem kindlich gläubigen Manne, statt es als Uebergriff und Anmaßung ihm vorzurücken, zugutehalten, wenn er sich nach Andeutungen der heiligen Schrift eine Karte von der jenseitigen Welt entwarf, ja dieselbe gar hinter sich an die Kanzelwand heftete, und wenn er zwei Täfelchen, das eine mit „oui" das andere mit „non" bezeichnet in der Tasche trug, welche ihm in zweifelhaften Fällen, jedoch nicht ohne daß er ein stilles Gebet zum Herrn vorausſandte, die göttliche Entscheidung kund thun mußten. Diese Singularitäten können uns das edle Bild des Mannes nicht trüben; vielmehr zeugen sie nur von der Kindeseinfalt und Glaubenslauterkeit des demüthigen Gottesknechts.

Oberlin starb am 1. Juni 1826 in dem hohen Alter von 86 Jahren. Was von Mose gemeldet wird, galt auch von ihm: „Seine Augen waren nicht dunkel geworden und seine Kraft war nicht verfallen." In vollem Gottesfrieden ging er heim, reich an guten Werken wie Wenige. Christus war sein Leben gewesen, und so mußte ja Sterben sein Gewinn sein. Von seinen neun Kindern überlebten ihn außer seinem Adoptivkinde, der durch ihn dem Herrn zugeführten treuen Dienstmagd Louise Scheppler, welche nach dem Tode seiner Frau in musterhafter Weise seinem ganzen Hauswesen vorgestanden hatte, nur ein einziger Sohn und drei Töchter. Ein Söhnchen und ein Töchterchen wurden ihm schon im zarten Kindesalter wieder genommen. Sein ältester Sohn Friedrich Jeremias starb 1793 als Unteroffizier der französischen Armee den Heldentod. Sein besonders hoffnungsvoller Sohn Heinrich, den Lavater seinen Nathanael nannte, und der für eine Zeit lang das Studium der Theologie und der Medicin ebenfalls mit dem Kriegshandwerk vertauscht hatte, erlag im Jahr 1817 den Strapazen der napoleonischen Feldzüge. Sein Sohn Charles Conservé, Mediciner und Theologe wie sein Bruder Heinrich, wurde in ersterer Eigenschaft für eine geraume Zeit der französischen Rheinarmee zugetheilt, stand dann als Pfarrer der Gemeine zu Rothau vor, und prakticirte um die Zeit des Heimgangs seines Vaters wieder

als ein geschickter und menschenfreundlicher Arzt in Foudai, einem der zum väterlichen Kirchspiel gehörigen Dörfer.

Oberlin wurde unter dem Zudrang und der lebhaftesten Theilnahme der ganzen Thalbevölkerung und vieler aus der Ferne herbeigeströmter Freunde auf dem Gottesacker zu Waldbach feierlichst bestattet. Thränenströme des Danks ergossen sich auf seinen Hügel. Ein einfacher Denkstein bezeichnet die Stätte wo er ruht, preist ihn als den „Vater des Steinthals", und trägt als Umschrift in französischer Sprache die Worte Daniels Kap. 12, 3: „Die, so Viele zur Gerechtigkeit gewiesen haben, werden leuchten wie die Sterne des Himmels immer und ewiglich." Nicht wenige Ehrenbezeugungen wurden dem edlen Mann schon bei seinen Lebzeiten zu Theil. Wir haben der Anerkennungen, deren er sich Seitens der höchsten Behörden seines Vaterlandes und selbst des Königs Ludwigs XVIII. zu erfreuen hatte, schon gedacht. Einem elsässischen Edelmanne in russischen Diensten antwortete zu Frankfurt a. M. der Kaiser Alexander auf seine Bitte, daß ihm gewährt sein möge, den Vater Oberlin, dessen Zögling er gewesen, einen Besuch abstatten zu dürfen: „Herr Oberlin ist mir bekannt, ich achte ihn und beauftrage Sie ihm zu sagen, daß ich ihn liebe und hochachte." Als dann nach seiner Rückkehr der Edelmann sich seinem Kaiser wieder vorstellte, und im Auftrage Oberlins ihm die Hand küssen wollte, lehnte der Kaiser dies mit den Worten ab: „Sie wissen, daß ich mir niemals von Jemandem die Hand küssen lasse, und am wenigsten von einem würdigen Geistlichen," und dann umarmte er seinen Offizier dreimal nach einander und sprach: „Das ist für Papa Oberlin." Fremde aus vielen Ländern besuchten den Reformator des Steinthals, oder bezeugten ihm brieflich ihre Ehrfurcht und Liebe. Aus deren reicher Zahl seien hier nur außer Lavater und Stilling, deren schon gedacht wurde, der Dichter Pfeffel und die bekannte Frau von Krüdener erwähnt. Und auch nach Oberlins Tode ist sein Gedächtniß vielfach in Biographien und Gedichten gefeiert worden. Die Ehre aber, um die man ihn mehr als um jede andere beneiden möchte, ist die, daß heute noch kein Mitglied seiner ehemaligen Gemeine ohne tiefe Ehrfurcht seinem Leichensteine naht, und alljährlich noch viele Freunde des Reiches Gottes von nah und fern zu seinem Grabe wallfahrten, um den Mann des Glaubens, des Gebetes und der That mit einem „Have pia anima" still zu segnen.

Fr. W. Krummacher in Potsdam †.

III. Das westliche Europa.

Frankreich.

396. Paul Rabaut.

25. September.

Auf die Frage der Samariterin nach der Stätte, da man anbeten solle, hatte der Herr von einer Zeit geweissagt, in welcher die wahrhaftigen Anbeter den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeteten. Das Wort hat sich erfüllt in den Katakomben Roms, in der Kirche der Einöde, welche der despotische Fanatismus französischer Herrscher nicht niederzureißen vermochte. Kein Land hat das Bekenntniß der Reformation mit einem schwereren und längeren Märtyrerthum besiegelt als Frankreich. Mit kurzen Unterbrechungen dauerte die Verfolgung des Evangeliums vom Jahre 1524, in welchem der erste evangelische Märtyrer Frankreichs, Jakob Pavannes lebendig auf dem Grèveplatz verbrannt worden war, weil er gegen die Anbetung der Jungfrau und der Heiligen geschrieben, bis 1775, wo die zwei letzten protestantischen Galeerensträflinge aus dem Kerker entlassen wurden. Die Zurücknahme des Edikts von Nantes (1685)[1] hatte eine doppelte Folge: die Auswanderung von wenigstens 400,000 fleißigen und gewerbthätigen Hugenotten und die Verschlimmerung der Lage ihrer armen Glaubensgenossen, die in der Heimath zurückblieben. Die Zahl der letzteren betrug eine Million; von diesen starben 300,000 an den Folgen der Verfolgungen, welche sie um ihres Bekenntnisses willen erduldet, 10,000 bis 15,000 starben am Galgen, auf der Folterbank, dem Scheiterhaufen oder der Richtstätte. Mit dem Kamisardenkrieg (1701—1706) schien die Todesstunde des französischen Protestantismus geschlagen zu haben: die Evangelischen hatten keine Synoden, keine Kirchenzucht, keine regelmäßigen Zusammenkünfte noch Unterricht, keine Geistlichen mehr, gegen 600 der Letzteren waren in das Ausland verjagt. Von da erweckte Gott zur Zeit

[1] S. oben S. 577.

der größten Noth in Anton Court[1]) den Reformator des französischen Protestantismus. Dieser berief Synoden, richtete den öffentlichen Gottesdienst wieder auf, durchzog mit Lebensgefahr als Reiseprediger die Niederlassungen der Glaubensgenossen und gründete zu Lausanne ein Seminar, welches von 1730 bis 1812 allein die Geistlichen der Kirche der Einöde heranzog. Gegen 450 Predigtamtskandidaten verließen während der achtzig Jahre seiner Dauer dieses Seminar, um in der Einöde ihr Leben zu wagen. Unter diesen nimmt Paul Rabaut eine hervorragende Stellung ein.

Geboren am 9. Januar 1718 in Bédarieux bei Montpellier aus einer alten Protestantenfamilie, lernte er im Elternhaus, in welchem die Prediger der Wüste je und je einen Schlupfwinkel fanden, das Evangelium kennen und lieben. Der Knabe diente nicht selten als Führer den Verfolgten und im Alter von 15 oder 16 Jahren erging an ihn der innere Ruf, mit Verzicht auf jede glänzende Laufbahn dem Herrn sein Leben im Dienste seiner Brüder zu opfern. Er wurde Proposant. So nannte man die Assistenten der Prediger der Wüste. Sie begleiteten diese auf ihren gefährlichen Reisen und wurden von ihnen zum Kirchendienst nothdürftig unterrichtet. Mit 20 Jahren ward Rabaut als Prediger nach Nimes bestellt und verheirathete sich im folgenden Jahr mit Magdalena Gaydan, einer Jungfrau, deren Glaubenstreue und Opferwilligkeit der seinigen gleichkam. Bald erkannte er, daß ihm zur Erfüllung seiner Aufgabe eine gründlichere Unterweisung mangle, und so entschloß er sich 1740, seine junge Gattin zu verlassen, um drei Jahr in Lausanne zu studiren. Im Jahr 1743 kehrte er zu seiner Kirche nach Nimes zurück und blieb in diesem Amt bis zu seinem Tode (1795). Während der mehr als funfzig Jahre seiner Amtsführung wachte ein besonderer Schutz Gottes über seinem Diener: der Mann, in welchem sich der Herzschlag des geächteten französischen Protestantismus concentrirte, wurde nicht ein einziges Mal ergriffen und eingekerkert; in allen Dingen bewies er sich als ein Diener Gottes, als ein Sterbender, und siehe er lebte!

Bei Rabaut's Rückkehr nach Nimes genossen die Protestanten Frankreichs einige Ruhe. Die Intendanten ignorirten die Versammlungen, welche sie zu unterdrücken nicht die Macht hatten. Aber bald sollten sie durch den im Jahre 1738 zum General-

[1]) Vergl. S. 600.

lieutenant in Languedoc ernannten Herzog von Richelieu zu neuen blutigen Verfolgungen angefeuert werden. Anlaß dazu bot ein weit verbreitetes geistliches Lied, in welchem um Segen für die englischen Waffen gebetet wurde. Rabaut, welcher sich jederzeit auf's Bestimmteste gegen bewaffneten Widerstand ausgesprochen und sich geweigert hatte, eine Versammlung zu besuchen, in welcher Bewaffnete erschienen, ward gleichwohl beschuldigt, der Autor dieses Liedes zu sein. Er schrieb an Richelieu, sich und seine Glaubensgenossen von diesem Verdacht zu reinigen: „Wir schwören und betheuren vor dem obersten Herzenskündiger, welcher einst die Meineidigen und Heuchler vor Gericht ziehen wird, daß das den Protestanten zugeschriebene abscheuliche Lied nicht von ihnen stamme. Ihre Religion verbindet sie zu nichts mehr als zu Gehorsam und Treue gegen ihren König. In unsern Vorträgen und Predigten heben wir diese Pflicht ganz besonders hervor, wie es Katholiken, die aus Neugierde zuhörten, bezeugen können." Er fährt fort: „Wenn wir religiöse Versammlungen halten, so geschieht es nicht aus Verachtung der Befehle Sr. Majestät oder aus Empörungsgelüsten, sondern einzig und allein um unsere Gewissen zu befriedigen, dem Herrn das Opfer zu bringen, welches uns das ihm angenehmste dünkt, um uns in unsern Pflichten zu unterweisen und zu ihrer Erfüllung zu ermuntern." Richelieu hatte kein Verständniß dafür, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, und schritt mit hölliſchem Haß gegen die Gotteskinder vor. Das Schloß If, die Thürme von Constance (bei Aigues-Mortes) und andere öffentliche Gebäude füllten sich mit Gefangenen männlichen und weiblichen Geschlechts; selbst die Dragonnaden begannen an mehreren Orten auf's Neue. Rabaut war genöthigt sich zu verbergen und sein Amt im größten Geheim zu verwalten. Oft predigte er in Waldschluchten und auf den Einöden in der Nähe von Nimes. Die Protestanten, dürstend nach Gottes Wort, setzten sich den größten Gefahren aus, um sich bei den Versammlungen einzufinden. Nicht selten schaarte Paul gegen 10,000 Zuhörer um sich, für welche seine volltönende und eindringliche Stimme ausreichte. Seine Predigtweise wird uns von dem Besitzer seiner noch ungedruckten Kanzelvorträge mit folgenden Worten geschildert: „Viel Einfachheit und Salbung; mehr Sanftmuth als Ungestüm; wenig dogmatische Diskussionen; mehr Liebe als Tiefe; der dogmatische Theil stets von ethischen Ermahnungen getragen." Außer seinen Predigten und der Seelsorge, die er von Haus zu Haus übte, be-

schäftigte er sich auf's Sorgfältigste mit der religiösen Unterweisung der Jugend, die er bald von Meierhof zu Meierhof bald in einem Schlupfwinkel ertheilte. Sein Einfluß auf seine Glaubensgenossen erprobte sich bei der Gefangennahme des Pfarrers Désubas. Dieser jugendliche, um seines Eifers und seiner Talente willen beliebte Prediger war von einem Apostaten verrathen und unter starkem Gelette nach Montpellier abgeführt worden. Wiederholte Versuche, welche die Protestanten gemacht hatten, auf dem Weg ihren Seelsorger zu befreien, waren fehlgeschlagen und hatten nur nutzloses Blutvergießen veranlaßt. Ein neuer Cevennenkrieg schien auszubrechen, als der beherzte Rabaut aus seinem Versteck hervorging, den Protestanten mit dem ganzen Gewicht seines Ansehens zu befehlen, daß sie das Schwert in die Scheide stecken. Désubas starb den Märtyrertod, und Rabaut schrieb an seinen Richter, den schrecklichen Lenain folgendes Memorial: „Als ich mich zum Predigtamt in diesem Königreich entschloß, war mir nicht bewußt, wozu ich mich aussetze; ich sah mich als ein zur Schlachtbank geweihtes Opfer an; keine menschliche Ueberlegung hätte mich vermögen können, dieses Theil zu wählen. Aber ich war überzeugt, in diesem Stande am meisten Gutes schaffen zu können. Die Unwissenheit ist der Tod der Seele und die Quelle unzähliger Verbrechen. Was sollte aus den Protestanten werden, wenn sie ihrer Pastoren ganz beraubt wären, aus ihnen, denen die freie Uebung ihrer Religion untersagt war, die dem römischen Kult aus Gewissensbedenken nicht anwohnen durften, denen auch die Bücher geraubt waren, aus denen sie sich belehren konnten? Sie hätten entweder ein Raub des Fanatismus oder des Indifferentismus werden müssen! Eurer Hoheit ist nicht unbewußt, daß eben der Dienst der Pastoren diesen Folgen gesteuert hat. Was meine Person betrifft, so habe ich nichts versäumt, um die mir Befohlenen gründlich zu unterweisen; nachdem ich die Fundamentalwahrheiten der Religion gelegt hatte, legte ich ein besonderes Gewicht auf die Predigt der sittlichen Pflichten. Ich hielt besondere Vorträge über den Gehorsam und die Treue gegen den König. Wahr ist, daß die Protestanten in mehreren Provinzen sei's in ihrer oder ihrer Kinder Person und Vermögen schwer beschädigt wurden, und diese Thatsache könnte die Furcht erwecken, daß die Ermahnungen der Pastoren nicht den erwünschten Erfolg hätten."

Nach dem Tod von Bénezet hofften die Protestanten, Ludwig XV. hätte Mitleiden mit ihnen, wenn er über ihre Lage

gründlich unterrichtet würde. Als der Kriegsminister Marquis Paulmy d'Angenson eine militärische Visitationsreise durch die mittäglichen Provinzen machte, trat ihm am 19. Septbr. 1752 Rabaut, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, auf der Straße nahe bei Nimes in den Weg, nannte sich ihm und überreichte eine Denkschrift. Der Minister empfing ihn mit Achtung und versprach die Schrift vorzulegen. Rabaut nahm sein Wanderleben sofort wieder auf. Man versuchte ein neues Mittel ihn zur Auswanderung zu zwingen: ein bewaffneter Haufe nahm während der Nacht von der Wohnung seiner Familie Besitz, und drohte der Frau, welcher die Sorge für ihre beiden Kinder und die Warte ihrer kranken Mutter anvertraut war, mit allen Plagen, wenn sie ihren Gatten nicht vermöchte, das Land zu verlassen. Magdalena ließ sich hierdurch nicht einschüchtern; sie bat ihren Gatten sein Amt fortzusetzen und irrte selbst Jahrelang ohne festen Wohnsitz mit Kindern und Mutter in verschiedenen Verstecken herum.

Am 1. Januar 1756 wurde ein Versammlung in der Nähe von Nimes überrascht; während sich die meisten Theilnehmer durch die Flucht retteten, wurden einige ergriffen, unter ihnen der 78jährige Fabre. Sein Sohn, der auf der Flucht war, stellte sich ein und bat seinen alten Vater loszulassen und ihn an jenes Stelle gefangen zu führen. Der Tausch ward angenommen, und das Beispiel treuer Kindesliebe erregte Aufsehen. Der Herzog von Mirepoix bot dem freiwilligen Gefangenen die Freiheit an, wenn Rabaut sich verpflichtete aus dem Königreiche zu weichen. Fabre nahm das Anerbieten nicht an, und ward auf die Galeeren Toulons gebracht. Nach sechs Jahren ward er entlassen und freute sich seinen alten Vater noch am Leben zu finden.

Im Jahre 1761 forderte die blutige Gesetzgebung neue Opfer. Der junge Prediger Paul Rochette war auf dem Wege zu einer nächtlichen Amtsverrichtung ergriffen und in die Stadt Caussade abgeführt worden. Drei junge Edelleute, die Brüder Grenier eilen auf die Nachricht von der ihrem Prediger drohenden Gefahr zur Stadt mit Degen und Pistolen bewaffnet. Sie werden der Absicht beschuldigt, den Gefangenen mit Gewalt zu befreien, und das Parlament von Toulouse verurtheilt den Prediger zum Strang, die drei Brüder zur Enthauptung, andere Betheiligte zu den Galeeren. Umsonst verwendet sich Rabaut für die Unschuldigen bei der königlichen Tochter Adelaide, bei den Herzogen von Fitz-James und Richelieu und bei Rousseau. Ersterer antwortet (24. Oct.)

in kalten Indifferentismus: Man könne sich der religiösen Versammlungen enthalten, ohne seinen Glauben zu verleugnen: „ich habe Menschlichkeit, Milde, Toleranz gepredigt, so gut ich konnte; es ist nicht meine Schuld, wenn man mich nicht gehört hat; übrigens habe ich mir vorgenommen, mich auf die allgemeinen Wahrheiten zu beschränken: ich schreibe keine Schmähschriften noch Satiren, ich greife nicht einen Menschen sondern die Menschen, nicht eine Handlung sondern ein Laster an. Weiter darf ich nicht gehen!" Das Bluturtheil wurde vollzogen. Bei seiner Verkündigung riefen die Märtyrer aus: „Wohlan es muß gestorben sein. Rufen wir Gott an, daß er das Opfer, daß wir ihm darbringen, gnädig annehme." Glaubensstark erlitten sie den Tod am 26. Februar 1762, und Rochette war der letzte Märtyrer unter den Predigern der Einöde.

So groß die Theilnahme des Volks an diesem Heldentod war, so wurde doch die öffentliche Aufmerksamkeit bald auf ein Ereigniß von größerer Tragweite hingelenkt, an welchem sich Rabaut gleichfalls betheiligte — der Prozeß Calas. Johann Calas, ein geachteter Kaufmann in Toulouse hatte unter der Zahl seiner Kinder einen Sohn Namens Markus Antonius. Dieser hatte sich eines Abends selbst das Leben genommen, indem er sich an der Thür eines Magazins seines Vaters erhängte. Die Calas waren Protestanten, und bald verbreitete sich in der fanatisch aufgewühlten Stadt das Gerücht, Markus Antonius sei von Vater und Brüdern ermordet worden, weil er seinen Glauben abzuschwören beabsichtigt habe. Der Selbstmörder wurde mit allem Pomp der römischen Kirche und als ein Märtyrer des katholischen Glaubens bestattet. Dem Vater ward der Prozeß gemacht, und er wurde drei Wochen nach Rochette hingerichtet, seine Güter wurden konfiscirt, seine Kinder verbannt oder in Klöster gesteckt. Nach drei Jahren wurden auf unermüdliches Drängen Voltaire's die Prozeßacten revidirt, der Justizmord einstimmig von den Richtern verdammt, das Gedächtniß von Calas wieder in Ehren eingesetzt, seine Güter seinen Kindern zurückerstattet. Die Blutrichter hatten als erwiesen angenommen, daß die protestantischen Eltern durch ihre Religion verpflichtet seien, ihre Kinder zu morden, wenn diese zur römischen Kirche abzufallen gedächten. Laut und kräftig protestirten die Pastorenversammlung und die Professoren Genfs gegen diese schändliche Verleumdung. Rabaut schrieb dagegen eine Schrift unter dem Titel: „Die beschämte Verleumdung." Er erklärte:

„Wir läugnen nicht, es heißt uns am wundesten Fleck angreifen, wenn man uns solche Schandthaten aufbürdet. Man konfiscire unsere Güter, man schicke uns auf die Galeeren, man knüpfe unsere Geistlichen am Galgen auf, aber man achte wenigstens eine Sittenlehre, die von niemand anders als von Jesus Christus stammt. Der oberste Grundsatz der Protestanten ist, die heilige Schrift als einzige Richtschnur des Glaubens und Lebens anzuerkennen, diese Schrift, die wahrlich nicht den Kindesmord predigt. Welches ist die Religion, welche stärker darauf dringt, daß der Glaube eine reine Gabe Gottes sei, daß das Gewissen nur auf sich selbst angewiesen sei, daß man nicht nach einem Andern glauben könne, daß ein blinder Glaube ein todter Glaube sei? Es ist die unsrige. Welche Religion hat am Meisten Nachsicht mit Andersgläubigen, drängt mehr auf bürgerliche Toleranz, will den Irrthum nur mit dem Schwert des Geistes bekämpfen? Es ist abermals die unsrige. Die Protestanten haben mit dem größten Eifer für die Freiheit des Glaubens und des Gedankens gekämpft. Darum heißt es uns im Herzen angreifen, wenn man uns des Geistes der Verfolgung beschuldigt. Bei uns glaubt man allgemein, daß man die Irrenden dulden, und die Gottheit ehren, aber niemals rächen soll, wir stellen die Rache Gott anheim, dem sie allein zusteht." Rabaut's Schrift erregte den Haß auf's Neue; sie wurde vom Henker öffentlich zerrissen und verbrannt; ihr Verfasser mußte auf's Neue große Vorsicht anwenden, und von Versteck zu Versteck fliehen.

Mit eiserner Beharrlichkeit setzte Rabaut das Werk des Herrn fort, unterstützt von seinem älteren Sohn Rabaut St. Etienne, der im J. 1765 das Seminar zu Lausanne verlassen hatte und sofort zum Prediger in Nimes ernannt worden war. Sein jüngerer Sohn Rabaut-Pommier stand als Pastor zuerst in Montpellier, später in Paris, während sich der jüngste Rabaut-Dupuis als Kaufmann in seiner Vaterstadt niederließ. Der Geist der Duldung gewann in Frankreich mehr und mehr die Oberhand, und das Loos der Protestanten verbesserte sich zusehends. Viele Hämmer waren auf dem Amboß des Evangeliums abgenutzt worden. Gleichwohl erlangten sie erst im Jahr 1780 das Recht, sich eigene Kirchhöfe zu erwerben. Lange Zeit hatten sie ihre Todten heimlich und bei Nacht, sei's auf dem Feld oder in ihren Gärten und Kellern bestatten müssen. Im Alter von 67 Jahren bat Rabaut das Consistorium von Nimes um seine Entlassung. Sie ward ihm in anerkennendster und dankbarster Weise ertheilt. Er ließ sich für

seine alten Tage in der Straße Grétry, welche das Volk noch heute die Paulstraße heißt, ein Asyl seines Alters erbauen. Das Haus ist jetzt ein protestantisches Waisenhaus des Gard-Departements.

Im Jahr 1786 empfing Rabaut den Besuch des Marquis Lafayette, der ihn aufforderte, sich nach Paris zu begeben, um dort die Sache seiner Glaubensgenossen zu führen. Rabaut folgte und arbeitete ein Jahr lang in der Hauptstadt, um das Edikt von 1787 auszuwirken, welches wenigstens die Glaubensfreiheit weissagte und anbahnte. Ihr Tag brach schneller an, als die kühnste Erwartung zu hoffen wagte. Die Revolution erhob den geächteten Einödenprediger Rabaut-Etienne zum Präsidenten der Nationalversammlung. Der Sohn schrieb seinem betagten Vater (15. März 1790) „Der Präsident der Nationalversammlung ist zu Ihren Füßen." Wenige Monate darauf ward dem Veteranen des Kreuzesheeres die Freude, den ersten Tempel, welchen die Protestanten nach Aufhebung des Edikts von Nantes in Nimes erlangten, einzuweihen, und die erhebende Feier mit dem Simeonliede zu schließen. Aber noch war er nicht am Ziele seiner Wallfahrt. Der Sohn, der seines Alters Stolz war, starb am 5. Decbr. 1793, weil er gewagt hatte, sich Robespierre zu widersetzen, auf dem Blutgerüst, und dessen Gattin entleibte sich im Schmerz darüber selbst. Der greise Rabaut selbst ward als ein Feind der Freiheit unter dem Hohngeschrei eines wahnwitzigen Pöbels in's Gefängniß geschleppt. Der neunte Thermidor (27. Juli 1794) befreite ihn aus demselben. Lebenssatt und seit einiger Zeit Wittwer kehrte er in seine Wohnung zurück, sein Haus zu bestellen. Am 25. September desselben Jahres starb er eines friedlichen Todes und ging nach 77jähriger Fremde in die Ruhe der Heimath ein.

Rabaut hatte von allen Größen, welche man anstaunt, nur eine, aber die größeste, die Treue. Mit mittleren Gaben des Verstandes verband er eine durch Nichts zu erschütternde Festigkeit des Willens, rücksichtslose Hingabe an Gott, und an den ihm von diesem beschiedenen Beruf. Er nahm das Kreuz seines Meisters auf sich täglich, ohne es zu suchen, ohne daran vorüber zu gehen; er trug's in stiller Geduld und Ergebung, bis sein Herr es ihm abnahm, das Kreuz in die Krone zu verwandeln, den Wüstenprediger zu dem lebendigen Wasserbrunnen zu leiten, und dem Säemann der Thränen alle Thränen von seinen Augen abzuwischen.

Th. Pressel in Tübingen, jetzt in Schorndorf.

397. Johann Wesley.

2. März.

Johann Wesley, der Stifter der Gesellschaft der Methodisten, ist einer der merkwürdigsten und gesegnetsten Prediger des Evangeliums innerhalb der durch die Reformation erneuerten Kirche, einer der weitest wirkenden und größten Männer des achtzehnten Jahrhunderts. Ihm wurde es durch göttliche Gnade verliehen, innerhalb der durch einen kalten Deismus, d. h. Religionsglauben ohne die Anerkennung Jesu als göttlichen Mittlers, verwahrlosten und halb erstorbenen Kirche Englands ein neues christliches Leben zu wecken, und durch die Predigt von der Rechtfertigung und Wiedergeburt durch den Glauben an Jesus viele Tausende in den unteren Klassen des englischen Volks aus dem Zustande der größten Unwissenheit und Rohheit zur Bekehrung und zu einem geheiligten Wandel zu führen. Der Einfluß seiner unermüdeten Thätigkeit erstreckt sich weit hinaus über England nach Amerika und dem europäischen Continente. Denn wie fast alle Keime eines neuen Glaubenseifers für die evangelische Wahrheit und Gottseligkeit seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in England durch den Methodismus sind geweckt worden: so verdanken auch wir anderen protestantischen Europäer das, was unter uns von England aus angeregt worden ist, mittelbar dem Wesley. Grund genug, um das Lebensbild dieses Mannes bestimmter, als es meistentheils bisher geschehen ist, in's Auge zu fassen.

Johann Wesley wurde den 17. Juni 1703 zu Epworth in der nordenglischen Grafschaft Lincoln geboren, wo sein Vater, Samuel Wesley, Rector oder Oberpfarrer war, ein gelehrter und ehrwürdiger Geistlicher der anglikanischen Kirche. Auch seine Mutter war eine Frau von ernster Frömmigkeit und von Bildung, mit welcher der Sohn von der Universität aus in vertraulichem Briefwechsel über Fragen des religiösen Bewußtseins stand. Johann Wesley bezog die Universität Oxford in seinem 17ten Jahre 1720, und ward Mitglied des Kollegiums, welches den Namen Christ-

Kirche trägt. 1725 wurde Wesley zum Diakon ordinirt, 1728 zum Priest oder Presbyter, der zweiten geistlichen Würde nach der Ordnung der englischen Kirche. Schon 1726 war Wesley Fellow des Linkoln-Kollegiums, d. h. zu freier Wohnung und zu freiem Tische berechtigtes älteres Mitglied der gelehrten Körperschaft, geworden und zugleich Lektor der griechischen Sprache. In dieser, wie überhaupt in dem Studium der alten Sprachen, zeichnete er sich aus; seine Talente, seine Bildung wurden ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von Seiten der Universität. 1729 wurde er auch Tutor, d. i. Leiter von Studirenden, nachdem er inzwischen eine kurze Zeit seinem Vater in Verwaltung des Predigtamts Hülfe geleistet hatte.

Schon in seinen eigentlichen Studienjahren nahm Johann Wesley, angeregt durch die Briefe seiner Mutter, eine sehr ernste Richtung, die sich besonders durch erbauliche Schriften, wie die von Thomas a Kempis, dem frommen Bischofe Taylor und von Law, nährte. Sein Bestreben war ganz ascetisch, ein Bemühen, das Gesetz zu halten durch selbsteigne Abtödtung, der Glaube an den Sohn Gottes selbst war ihm eigentlich nur Gesetz. Sein Bruder Karl Wesley, der fünf Jahre jünger als er war, und später auch nach Oxford kam, lebte zwar ehrbar, wies aber die Mahnungen seines Bruders zu strengerem religiösem Ernste eine Zeit lang zurück. Er war lebhafterer Natur. Gegen das Jahr 1729 änderte sich dies. Karl Wesley studirte und las fleißig, wurde um das Heil seiner Seele besorgt, nahm wöchentlich das Mahl des Herrn, und vereinigte einige andere Studirende mit sich zu einer gleichen Lebensweise. Ein Beobachtender gab spottend Karl Wesley den Namen Methodist, wahrscheinlich anspielend auf eine bald vorübergegangene religiöse Sekte des 17. Jahrhunderts, die wegen Sonderbarkeiten diesen Namen erhalten hatte. Unsere Oxforder Studirenden bekämpften den ihnen ertheilten Namen nicht. Als Johann Wesley 1729 nach Oxford zurück kam, trat er dieser Gesellschaft bei, und er, als der reifere und kräftigere Geist, wurde die Seele derselben. Sie dehnte nun ihr Bestreben auch auf Andere aus, besonders auf Besuch der Gefangenen, Armen und Kranken. Später trat zu dieser Gesellschaft auch George Whitefield. Dieses treugemeinte, tief ernstliche Zusammenleben und Aufeinanderwirken dauerte etwa bis 1735. Sie erfuhren viel der üblen Nachrede; aber die Brüder Wesley fanden sich auch dadurch entschädigt, daß ihr Vater, nach Prüfung, ihr Thun billigte.

Samuel Wesley starb 1735. In diesem Jahre gingen die Brüder (auch der jüngere war nun ordinirt) nach Georgien in Nordamerika, von dort aus aufgefordert, für die geistlichen Bedürfnisse der Kolonisten und die Bekehrung der Indianer zu sorgen. Auf der Seereise waren sie zusammen mit mehreren mährischen Brüdern, Mitgliedern der vom Grafen von Zinzendorf erneuerten Gemeinde, und deren Frauen und Kindern. Johann Wesley erzählt in seinem Tagebuche, wie bei einem großen Sturme, der die Engländer außer Fassung gebracht habe, die Standhaftigkeit und gelassene Gottergebenheit dieser Deutschen, überhaupt ihre unter geringschätziger Behandlung bewiesene Demuth, ihn ergriffen habe. Auch in Georgien predigte und wirkte Wesley eifrig, aber er verfuhr zu gesetzlich, und sah wenig Frucht. Im Anfange des Jahres 1738 war er wieder in London. Er las nun Mystiker, ohne rechte Befriedigung; seine Seele sehnte sich nach reinerer Klarheit und Kraft, und er hatte die ernstlichsten inneren Kämpfe durchzumachen. Da kam er, durch die gute Hand Gottes, in Verkehr mit dem mährischen Bruder Peter Böhler, dessen Gespräche den Ringenden und Suchenden ernstlich hinwiesen auf die Gerechtigkeit, die umsonst, aus Gnaden, durch den Glauben an Jesus, erlangt wird. Dies schlug ein und ließ ihn nicht wieder los. Wesley glaubt den Tag und die Stunde zu wissen, wo ihm die volle Gewißheit von der Vergebung seiner Sünden aufging. Am 24. Mai 1738 ging er in eine religiöse Gesellschaft, wo Luther's Vorrede zum Briefe an die Römer gelesen wurde. „Da, sagt er, während die Veränderung beschrieben wurde, welche Gott im Herzen wirkt durch den Glauben an Christus, fühlte ich mein Herz eigenthümlich erwärmt. Ich fühlte, daß ich auf Christus vertraute, Christus allein, zur Seligkeit; und mir war die Gewißheit gegeben, daß er meine, eben meine Sünden hinweggenommen, und mich errettet habe von dem Gesetze der Sünde und des Todes." So, in seinem 35. Jahre, trat Wesley auf den vollen Standpunkt der heiligen Schrift, des Apostels Paulus und der gesammten Reformation, und er hat ihn nie wieder verlassen bis zu seinem nach drei und funfzig ihm noch aufbehaltenen Jahren erfolgenden Tode. Er hat diesen evangelischen Glaubensstandpunkt nur entwickelt nach der Eigenthümlichkeit seines klaren und kräftigen Geistes, er hat ihn bethätigt in hingebender Wirksamkeit für die vielen Tausende, die der Herr ihm als Zuhörer, als Pflegebefohlene zuführte. Hiervon nunmehr das Wesentliche.

Wesley reiste bald nach der großen Haupterfahrung seines innern Lebens nach Deutschland, um die Gemeinde kennen zu lernen, von deren Gliedern eine so segenreiche Wirkung auf ihn geübt worden war. Er war in Marienbrunn beim Grafen von Zinzendorf, und in Herrnhut. Innig erbaut durch das, was er sah und hörte, kam er im September 1738 nach London zurück. Auch hier verkehrte er noch eine Zeit lang mit den mährischen Brüdern, allein er glaubte bald in mehreren Aeußerungen von diesen Antinomismus, d. h. den Grundsatz wegen der Begnadigung das Gesetz Gottes nicht mehr zu beachten, zu bemerken, und deshalb brach er den Umgang mit diesen englischen Herrnhutern ab. Nichts war seiner Denkart mehr zuwider, denn wenn Andere mystisch, oder durch Vertrauen auf unbedingte Erwählung, glaubten sich von der Haltung des Gesetzes losmachen zu dürfen, fand Wesley den Beweis der freien Begnadigung von Seiten Gottes gerade darin, daß seine Kinder von heißem Verlangen erfüllt seien, aus Dankbarkeit und wahrer Gottesliebe das Gesetz zu halten und zu dem Ende es sich auch vorzuhalten. Dieser Grundsatz bezeichnet den Hauptunterschied Wesley's von dem herrnhutischen und einem in's Extrem gezogenen lutherischen Standpunkte. Auch in Luther's Schriften glaubte er antinomistische Elemente zu finden; namentlich mißfielen ihm die Angriffe auf Gesetz, Vernunft und Werke im Kommentar zum Briefe an die Galater.

Die beiden Wesley sowohl als Whitefield, der Begabteste unter ihren Freunden, begannen jetzt in Kirchen Londons und anderer Städte das Evangelium als eine Botschaft der freien Gnade an Sünder, die Buße thun und an Jesus glauben, (repent and believe) zu predigen. Diese Predigt fand Beifall und Widerspruch; den letzten in der großen Mehrheit des Klerus, der feinen Welt und der niederen Volksklassen. Die Geistlichkeit der englischen Kirche und die kirchlich gesinnten Laien unterlagen damals großentheils einer todten kirchlichen Gesetzlichkeit, die Lehre von Christo war ihnen nur kirchliche Ueberlieferung, der Glaube ward selbst von Bischöfen als ein Werk oder als eine Tugend angesehen. In der gebildeten Welt herrschte ein tugendstolzer oder frivoler Deismus; die Masse war hochgestiegener Rohheit, Gottlosigkeit und Verwilderung Preis gegeben. Unter den Dissentern (abweichenden Parteien) wohnte etwas mehr Ernst; aber socinianische und pelagianische (d. h. die Gottheit Christi und die Erbsünde leugnende) Irrlehren hatten auch ihr Glaubensleben geschwächt. Da Wesley's Predigten

eine Gährung hervorzurufen begannen, wurden ihm in kurzer Zeit alle Kanzeln in London verboten, er sah sich auf Privathäuser und Gefängnisse beschränkt. Da er ein Prediger von hoher Besonnenheit und gebildeter Rede war: so war es nicht eine aufregende Form oder Vortragsweise, die die anglikanischen Bischöfe und anderen Kleriker bewog, ihm das Predigen zu verweigern, sondern der Inhalt seiner Predigten, das Wort vom Kreuz, von der Sühne durch Jesu Blut, vom Glauben an ihn, von der persönlich zu erlebenden Begnadigung. Denn das war das Eigenthümliche von Wesley's Predigt. Während er immer bezeugte, dem Bekenntnisse der englischen Kirche völlig treu zu sein, und ächt kirchlich dachte und lehrte über Gott, die Person Christi, den heiligen Geist, drang er darauf, daß der rechtfertigende und seligmachende Glaube nicht die Annahme einer Lehre sei, sondern die Erfahrung eines Lebens, eines neuen, von Gott gewirkten Lebens, wodurch das Herz umgeschaffen werde zur Liebe und Heiligkeit, ein unbegränztes Vertrauen auf Gott, der mich (denn persönlich soll es jeder in sich erfahren) um Christus willen zum Kinde angenommen, und mir ein neues Herz geschenkt, von nun an seine Gebote in Liebe zu halten. Während die früheren Behandlungsarten, auch in der deutschen Kirche, den rechtfertigenden Glauben sehr oft noch überwiegend als Lehre und Begriff nahmen, faßte der Methodismus ihn von vorn herein ganz praktisch, als ein geistlich-sittliches Lebensprincip, ohne dabei eine schriftmäßige und logisch-vernünftige Entwickelung, sowie Lehre und Forschung, irgendwie auszuschließen. Es ist auch unrichtig, wenn man öfter das als das Eigenthümliche der methodistischen Predigt angegeben hat, daß sie das Gefühl und die Erfahrung einer momentanen Bekehrung fordere. Sie forderte nicht dieses Momentane, sie statuirte es nur als unter Umständen ächt und göttlich, und dies mußte sie, weil der Geist Gottes sich die eine Art so frei vorbehalten hat, als die andere, und weil die Gattung plötzlich und stark empfundener Gnadenwirkungen bei dem Uebergange roher, aber ehrlicher Seelen von der Finsterniß zum Licht, von der Sünde zur Gerechtigkeit, öfter eintreten mußte, wie die Schrift selbst Beispiele dieser Art enthält.

Whitefield predigte zuerst bei Bristol im Freien. Wesley folgte seinem Beispiele. Der Erfolg nicht blos dort, sondern in hundert anderen Orten, war zum Erstaunen. Viele Tausende versammelten sich um diese Prediger, und ihr mächtiger Gesang ertönte

meilenweit. Es war eine wahre Himmelsbotschaft an dies von seiner zu vornehmen Mutterkirche versäumte niedere Volk. Unzweideutige Spuren von Sinnes- und Lebensänderung zeigten sich bei ganzen Menschenklassen, deren Verwilderung allgemein bekannt war, wie bei den Kohlengräbern von Cornwall und Kingswood. Auffallende seelisch-körperliche Erscheinungen verbanden sich zuweilen damit, ein krampfhaftes Zittern, Weinen, Lachen, vor der ruhigeren Erfassung des Worts. Wesley hat diese Dinge berichtet, aber weder gelobt noch gefordert. Die Erfolge, welche die Predigt der Methodisten hatte, mußten übrigens eine lange Reihe von Jahren hindurch unter den bittersten Verfolgungen errungen werden. Fast in allen Theilen von England empfing sie der Pöbel anfangs mit Steinwürfen, Kothbewerfen, wollte sie zerreißen und tödten, und nicht immer nahm sich die öffentliche Gewalt ihrer an. Beide Brüder setzten einen bewundernswürdigen Muth und eine ebenso große Gelassenheit diesen Gefahren entgegen; hier zeigte auch Karl Wesley eine unermüdliche Willigkeit, um Christi willen Schmach zu leiden und sich der apostolischen Vorschrift gemäß würdig zu verantworten. Noch empfindlicher für das Gemüth, und doch zu klein, um bis zu der Stimmung dieser Evangelisten heranzureichen, waren die Verleumdungen und Verspottungen in der Tagesliteratur; wie denn eine Fluth damals beliebter Romane sich damit abgab, Personen, die „das Durchbrechen der göttlichen Gnade" erwarteten, lächerlich zu machen. Diese Werke sind vergessen und ein großes Gebiet der Literatur Englands hat jetzt durch den Einfluß des Methodismus vorzugsweise einen religiösen, das Evangelium und das Bedürfniß der Gnade anerkennenden Karakter.

Leider erfolgte schon im Jahre 1741 eine Trennung zwischen Whitefield und Wesley. Der erstere neigte sich, und zwar in feuriger Weise, den strengsten calvinischen Auffassungen von der Erwählung zu, und glaubte eine Zeit lang nicht mehr dasselbe Evangelium mit Wesley zu predigen. Dieser hatte wirklich mit der ihm eigenen Unabhängigkeit und Klarheit die in der englischen Kirchenlehre gewissermaaßen offen gelassene Frage nach unbedingter oder bedingter Erwählung sich so beantwortet, daß er zwar ein Gewirktwerden des Glaubens von Gott, aber ein Widerstehen des Menschen, in welchem er nicht gewirkt wird, lehrte. Bei diesem praktischen und schriftmäßigen Arminianismus, durch den er sich der lutherischen Kirchenlehre näherte, blieb er unerschütterlich stehen. Die Trennung schloß keine persönliche Feindschaft in sich. Schon

1754 predigten beide Männer wieder für einander. Sie bewahrten einander innige Freundschaft, und Wesley hielt 1770 Whitefield's Grabrede. Whitefield's Wirksamkeit war äußerlich geringer; er stiftete keine Gesellschaften wie Wesley. — Später, im Jahre 1770 erhob sich ein eifriger Streit über den Gegensatz des Wesley'schen Arminianismus und des mehr calvinischen Standpunkts. Der edle Fletcher, ein Geistlicher der anglikanischen Kirche, vertheidigte Wesley's Lehre in sehr gediegenen Schriften. Zur Organisirung von Gemeinden sah sich Wesley nunmehr unabweislich hingedrängt. Seit 1740 war der Predigt Wesley's und seiner Genossen ein Mittelpunkt durch die Errichtung der Kapelle zu Moorfields in London gegeben. Allein auch die Anhänger Wesley's in den zahlreichen Städten und Flecken Englands bedurften weiterer Befriedigung durch die Predigt des göttlichen Worts, und geistlicher Hirtenpflege, um so mehr, da die meisten Geistlichen der anglikanischen Kirche sie nicht mehr für ihre Kirchkinder erkannten, wenn sie nicht den Predigten der Methodisten entsagten. So sah Wesley sich genöthigt, an den verschiedenen Plätzen sogenannte Gesellschaften zu stiften, deren Mitglieder einerseits gottesdienstlich, andererseits wieder mehrfach in kleinere Zusammenkünfte sich theilend, durch Mittheilungen, Bekenntnisse, Rathertheilung, eine christlich-sittliche Disciplin untereinander aufrichteten. Dies ist das Eigenthümliche und Neue des Methodismus in Bezug auf Lebensgemeinschaft, diese nicht sowohl klerikalische, als gegenseitige Bewachung, Ermahnung, Bestrafung, Tröstung, ein großes Heilmittel für die sittlichen Zustände der niederen Klassen und ein allgemeines Ziel christlicher Gemeinschaft für alle Glieder der Kirche. Wesley gab den Gesellschaften christliche Lebensregeln, moralische Kanones, zu deren Haltung jedes Glied sich frei verpflichten mußte. Jede kleinere Abtheilung hat ihre Vorsteher. Dies ist das Geheimniß des methodistischen Zusammenhangs, und nicht irgend ein Ziel oder Reizmittel außerhalb der Sache. Daß späterhin oftmals unter der Form dieser gegenseitigen Bekenntnisse in England und Amerika große Mißbräuche sind getrieben worden und wohl noch getrieben werden, mag wahr sein; fällt aber weder Wesley noch der Idee der Sache zur Last.

Nachdem Wesley hart und unfreundlich von den Leitern der Nationalkirche, zwar nicht ausgeschlossen, aber sammt seinem Werke war aufgegeben worden, mußte er eine Stellung gegen die bischöfliche Kirche annehmen. Er zeigte hierin Weisheit und Pietät.

Eine eigentliche Trennung vermied er sorgfältig. Er ließ die Gottesdienste der Gesellschaften außerhalb der kirchlichen Stunden halten, er ermahnte die Mitglieder, die Pfarrkirchen zu besuchen. Nur wo irreligiöse, irrlehrige und feindselige Geistliche waren, wurden die Gottesdienste auch in die Kirchstunden verlegt, und später auch das heilige Abendmahl von den Brüdern Wesley ausgetheilt. Die später aus Laien ernannten reisenden Prediger wurden zwar ordinirt, aber nicht mit Handauflegung, um die Achtung vor diesem den Bischöfen zukommenden Rechte zu bezeugen. Dies geschah aber keineswegs aus Aberglauben an die alleinige Macht der Bischöfe, rechtmäßig und vollgültig zu ordiniren; denn Wesley erklärte offen, er halte dafür, in der apostolischen Zeit seien Aelteste und Bischöfe dasselbe gewesen. Auch ordinirte er später für Schottland und Amerika, wo damals keine anglikanische Bischöfe waren, mit Handauflegung. Er hielt die bischöfliche Verfassung der Kirche für eine Sache nationaler Entwickelung und Berechtigung, nicht für göttlich. Dies erklärt hinreichend die Abneigung eines Theils des Klerus gegen ihn, bis auf den heutigen Tag, machte ihn aber nur um so fähiger, der Anfangspunkt einer Vermittelung zwischen Anglikanern und Dissentern zu werden.

Wesley war unermüdet, nützliche Kenntnisse unter seinem Volke zu verbreiten, namentlich zur Geistesbildung der Reiseprediger, der örtlichen Ermahner, zum Nutzen der Unterrichts-Anstalten für künftige Lehrer der Gemeinden. Er selbst arbeitete populär-wissenschaftliche Werke über Weltgeschichte, Kirchengeschichte, Naturgeschichte aus, und ist auch darin der Vorläufer neuerer Verbindung der intellektuellen Bildung mit der christlichen Auffassung des Lebens. Auch verbreitete er christliche Traktate und einzelne religiös-weckende Blätter. Daneben gab er nicht nur den reifsten Theil seiner Predigten selbst heraus, sondern verfaßte theologische Schriften, welche beides durch die Gründlichkeit und Schärfe der Gedanken und die Reinheit und Klarheit des Stils Bewunderung erregen, wie seine Abhandlungen über Erbsünde und Gnadenwahl, seine Uebersetzung des Neuen Testaments mit Anmerkungen, sodann seine „Ansprachen an Menschen von Religion und Vernunft", Apologieen von ausgezeichneter Stärke.

Die ganze Leitung der sich immer weiter ausbreitenden Gesellschaft lag auf Wesley; auf ihm die Rathgebung, die Anordnung, die Schlichtung der Streitigkeiten, die Disciplin der Prediger, der Ermahner, der Krankenbesucher an allen Orten. Denn die schon

1744 errichtete jährliche Konferenz aller Prediger erhielt erst nach seinem Tode ein regierendes Ansehn. Sein Bruder trat willig vor ihm als dem zum Regieren fähigeren Geiste zurück. Leistete doch Karl Wesley der Gesellschaft einen unberechenbar großen Dienst durch seine Hymnen, wahre poetische Ergießungen des evangelischen Begnadigungs- und Lebensgefühls, mit denen auch auf diesem Gebiete ein neues Leben in der englischen Kirche beginnt. Johann Wesley theilte seine Zeit zwischen der Leitung des Ganzen, Studiren (denn er war ein unermüdlicher Leser), Reisen und Predigen, und zwar Reisen um zu predigen. Das hierin mit einem fast nie kranken Körper Geleistete gränzt an das Unglaubliche. Er selbst preist beim Antritte seines 85. Jahres Gott dafür, daß er noch fast ganz so rüstig sei wie sonst, und schreibt dies nächst der Gnade Gottes vorzüglich dem zu, daß er immer gesunden Schlaf gehabt habe, seit 60 Jahren immer um 4 Uhr Morgens aufstehe, und seit 50 Jahren jeden Morgen um 5 Uhr predige. Er habe in seinem ganzen Leben wenig Schmerzen, Sorgen und Kummer gehabt. Er predigte täglich zweimal, auch wohl drei und vier Male. Man hat berechnet, daß er durchschnittlich jährlich 4500 englische Meilen reiste, meist zu Pferde. Er war mehrmals in Irland, in Schottland, zweimal in Holland, und behielt stets einen offen heiteren Sinn für Naturschönheit und Ländereigenthümlichkeit, wie viele geistreiche Züge in seinem Tagebuche zeigen.

Wesley gelangte nicht zu dem Glücke des Familienlebens; vielmehr ist hier vielleicht der einzige Widerspruch, oder einer von den wenigen in seinem öffentlich bekannt gewordenen Leben. Er verheirathete sich 1751 mit einer Wittwe, Mistreß Vizelle. Obwohl ausgemacht worden, daß Wesley seine Lebensweise wegen seiner Ehe nicht zu ändern brauche, konnte doch die Frau seine häufige Abwesenheit nicht ertragen; ja sie wurde von Eifersucht geplagt und ließ sich sogar zu Verleumdungen ihres Mannes und zu Verfälschung von Briefen über ihn hinreißen. Mehrmals verließ sie ihn; er wußte sie wieder zu gewinnen. Zuletzt zog sie bleibend von ihm, und Wesley gab sie auf, ohne von ihr geschieden zu werden. Hier also erkennen wir einen ernsten Fehlgriff des sonst so klaren Mannes.

Johann Wesley sah seinen Bruder Karl, den Dichter, vor sich sterben. Der ehrwürdige Mann, der glücklicher Familienvater war, starb 1788, im 79. Jahre. Nachdem Wesley seine Gesellschaft sich weit ausbreiten gesehen hatte, sowohl in Großbritannien

als in Amerika, nachdem die alte Verfolgungssucht sich in einem großen Theil des Landes in Verehrung und Bewunderung Wesley's verwandelt hatte, nachdem die Gesellschaft 1784 durch eine in dem Gerichtshofe der Kön. Kanzlei niedergelegte Urkunde bürgerliche Anerkennung und Korporationsrechte erhalten hatte, nachdem ein Umschwung in der öffentlichen Gesinnung des englischen Volks zu Gunsten des Christenthums sich schon an vielen Punkten bemerklich gemacht hatte, nach so mit Gnade und Arbeit gesättigtem und gesegnetem Leben, kam auch an ihn, den gläubig-heitern Greis, der Abruf.

Den 17. Februar 1791 erkrankte Wesley. Doch predigte er noch den nächsten Tag über die Worte 1 Sam. 21, 8: „die Sache des Königs hat Eile"; auch noch einmal in den folgenden Tagen. Den 23sten predigte er zum letzten Male über Jesaj. 55, 6: „Suchet den Herrn, weil er zu finden ist; rufet ihn an, weil er nahe ist." Nun wurde er bald zunehmend schwächer. Wenn er vom Schlaf erwachte, sang er öfters einen geistlichen Vers. Mehrmals sagte er: „ich bin der größte Sünder, doch Jesus starb für mich." Man nannte ihm, auf seine Frage, den Text einer seiner letzten Predigten, nämlich 2 Kor. 8, 9: „Ihr wisset die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, daß, ob er wohl reich ist, ward er doch arm um euretwillen, auf daß ihr durch seine Armuth reich würdet." Er antwortete: „das ist der Grund, der einzige Grund, außer welchem keiner gelegt ist." Ein anderes Mal: „das Beste von Allem ist, daß Gott mit uns ist." Es wurde viel um ihn und für ihn gebetet, und oft bekräftigte er es mit seinem Amen. Seine letzten Worte zu einem Freunde waren: „Lebewohl". Ohne Todeskampf verschied er am 2. März 1791, kurz vor zehn Uhr Vormittags, im 88. Jahre seines Lebens. Er wurde am 9. März in der Gegenwart vieler Diener des Worts, unter dem Weinen einer großen Volksmenge, feierlich begraben. Eine bedeutungsvolle Grabschrift auf Wesley findet sich auf einer Marmortafel in der City-Road-Kapelle.

Bei Wesley's Tode betrug die Zahl der Mitglieder seiner Gesellschaft in Europa, Amerika und Westindien 80,000. Im Jahre 1831 waren in Großbritannien und den Kolonien 314,332 Methodisten, außer einer halben Million in den Vereinigten Staaten.

Johann Wesley war nicht groß von Statur, aber von guter Haltung. Seine Gesichtszüge waren von besonderer Schönheit, auch noch im Greisenalter; sie zeigten eine freie Stirn, eine Adlernase, ein helles Auge, frische Gesichtsfarbe. Wesley war von seinen

Sitten, und bewegte sich gern und mit Heiterkeit in einer gewählten Gesellschaft, unter christlichen Personen. Hier sprach er gern, und schloß oft mit Gebet und Gesang. Nachhaltige, arbeitsame Liebe zu den Seelen der Menschen, Standhaftigkeit und Gelassenheit waren wohl die hervorstechendsten Züge seines sittlichen Karakters. Auch bei Lehrstreitigkeiten bewies er eine große Ruhe. Beim Widerspruch der Untergeordneten gegen seine Leitung der Geschäfte riß ihn zuweilen Aufwallung des Unwillens hin, aber er war leicht versöhnt. Er war sehr arglos und höchst freigebig. Seine Thätigkeit ist uns schon mehrmals erwähnt worden; man hat berechnet, daß er in den letzten 52 Jahren seines Lebens über 40,000 Predigten gehalten hat.

Es giebt vielleicht nur zwei Männer des achtzehnten Jahrhunderts, welche mit diesem großen und reich begnadigten Diener Christi verglichen werden können. Diese sind: Zinzendorf und Oberlin. Zinzendorf ist mit Wesley zu vergleichen, da auch er eine christliche Gesellschaft mit reiner Lehre und Disciplin stiftete. Aber Zinzendorf erneuerte eine ältere Kirchengemeinschaft; Wesley rief eine neue Gesellschaft hervor. Zinzendorf wirkte auf das Gefühlsleben einer für einige Grundlehren vorzugsweise erwärmten Gemeinschaft; Wesley auf die sittliche Umwandlung ganzer Schaaren aus den niederen Klassen des Volks. Zinzendorf war genialer, origineller, poetischer, aber auch sonderbarer; Wesley war männlicher, theologisch-klarer, praktisch-mächtiger. Oberlin schuf eine verkommene Bevölkerung zu einer christlichen Familie um, aber es war die Bevölkerung eines kleinen Thals in den Vogesen; Wesley rief die Sünder zur Buße in den drei Königreichen und in zwei Welttheilen. Oberlin bezog die christliche Frömmigkeit sinnvoll auf die Arbeiten des Lebensverkehrs; Wesley gab die Gnade zur Haltung des Gesetzes Gottes nur im Allgemeinen an als die Quelle des Friedens der Menschen. Oberlin war der Hirt, Vater und Häuptling seiner Gemeinde; Wesley der Bischof einer Diözes, wie weder die griechische, noch die römische Kirche sie jemals aufzuweisen hatte. Traktate, äußere und innere Mission, christliche Literatur, Feldpredigten, Reisepredigt, Bibelstunden — es giebt nicht leicht etwas auf dem Gebiete christlicher Bearbeitung der Gemüther, welches nicht von Wesley schon begonnen wäre, was nicht der Herr ihm schon in die Seele gegeben hätte.

K. H. Sack in Magdeburg, jetzt in Bonn.

398. Wilhelm Wilberforce.

15. Juni.[1])

W. Wilberforce ist der Name eines der größten Männer unserer Zeit, eines in allen Verhältnissen des Lebens bewährten Gottes-Menschen, in dem das Christenthum Fleisch und Blut geworden ist, und seine läuternde, allseitig belebende und weltüberwindende Kraft zum Segen für Millionen bewiesen hat.

Er wurde den 24. August 1759 zu Hull in England geboren als der einzige Sohn eines begüterten Kaufmanns. Schwächlichen Körpers, aber wie sich bald zeigte kräftigen Geistes und liebevollen Sinnes war der schon 1768 vaterlos gewordene Knabe, der nun im Hause gottseliger Verwandten die ersten tiefern Eindrücke vom Worte Gottes und von der Liebe zum Herrn erhielt. Die Mutter, der religiösen Richtung dieses Hauses gram, rief ihn nach Hull zurück und suchte in den Zerstreuungen des Lebens den durch große gesellige Gaben ausgezeichneten Sohn von jenen Einflüssen zu heilen. War das nun freilich an sich ein verzweifelter Heilversuch, so verdankte Wilberforce demselben doch die Bewahrung vor sektenhafter Ausschließlichkeit und seine Erhaltung in der kirchlichen Gemeinschaft, in der er später so Großes zum Heile seines Volkes und der Menschheit thun sollte. Indessen hatte jener christliche Verwandten-Kreis ihm einen solchen Ernst der Gesinnung eingeprägt, daß die Versuchungen der Welt und der Jugend keine zu große Macht an ihm finden konnten. Wie eine Ahnung seines Lebensberufes erscheint es, daß der funfzehnjährige Schüler bereits dem Herausgeber einer Zeitschrift einen Aufsatz gegen den empörenden Sklavenhandel einsandte.

Siebzehn Jahre alt bezog er wohlausgerüstet mit innern und äußern Gaben, namentlich mit einer großen Anlage für Sprache und Rede, dem Werkzeuge seiner künftigen Thaten, die hohe Schule zu Cambridge. Die Gesellschaft der Schlechten stieß er bald zurück; dafür machte die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Freundlichkeit seines Wesens und sein bedeutendes Vermögen ihn bald zum Mittelpunkte eines größern Kreises, in dem er zwar vor Ausschweifungen bewahrt blieb, aber auch zu seinem spätern Bedauern von fleißigem Lernen und streng geordneter Thätigkeit abgezogen wurde.

---

[1]) Von diesem Datum s. unten S. 757. Vergl. Evang. Kalender für 1870. S. 60.

Ein Zeichen seiner Gewissenhaftigkeit ist es, daß er beim Abgang von der hohen Schule lieber auf eine Ehrenauszeichnung derselben verzichten als leichtsinnig die Glaubensartikel seiner Kirche unterschreiben wollte, die er damals noch nicht mit seiner Ueberzeugung vereinigen konnte.

Entschlossen, sich dem öffentlichen Leben zu widmen, trat er in seiner Vaterstadt als Bewerber um die Stelle eines Parlamentsmitglieds auf. Der zwei und zwanzigjährige Wilberforce siegte und nahm als Redner im Unterhause wie als Mann der Gesellschaft bald eine hervorragende Stelle ein. Mit Pitt, dem großen Staatsmanne und Minister verband ihn die innigste Freundschaft, andere würdige Männer fühlten sich zu ihm hingezogen, die öffentlichen Blätter waren voll des unbedingten Lobes für ihn. Nach einer Parlamentsauflösung wurde er trotz den reichsten und mächtigsten Gegnern zum Vertreter von Yorkshire, der größten Grafschaft Englands gewählt. So schnell stieg er auf die Höhe seines Glückes. Welche Versuchungen des Ehrgeizes für einen solchen und so jungen Mann! Aber Gott hatte in dem, den er zu seinem Rüstzeuge ersehen, eine große Kraft der Selbstbeherrschung angelegt. Wilberforce vereinigte sich mit etwa 40 Mitgliedern des Unterhauses zu dem Gelöbniß nie von der Regierung eine Stelle, nie einen Jahrgehalt, nie eine Erhebung in den Adelstand anzunehmen. Von den 40 blieb außer einem Freunde von ihm nur er dem Gelübde treu: lebenslang ein unabhängiger Mann zu bleiben. Er war zufrieden, nichts zu sein, als „Wilhelm Wilberforce."

Doch nein, er sollte nicht damit zufrieden sein; Gott hatte ihm noch einen andern Namen zuvor versehen. Unabhängig und frei von Menschen sein, ist etwas Großes, aber nur wen der Sohn frei macht, der ist recht frei; nur ein Knecht Gottes wird kein Menschenknecht werden; nur ein Gefreiter Christi wird auch seinen Brüdern die Freiheit bringen können. Dazu war er berufen. So ließ der Geist des Herrn seinen innern Ruf und stillen Zug an den in geselligen und politischen Kreisen hoch Gefeierten ergehen. Aus dem Getriebe der großen Stadt trieb er ihn in das einsame Landleben zur Selbstbetrachtung und zu sein selbst Besserung. Wilberforce wich dem lieben Gott nicht aus, selbst seinen Freund Pitt wußte er an einem Sonntage zum Besuche des Gotteshauses zu überreden. Auf eine Reise nach Italien (1784) suchte er sich einen christlichen Reisegefährten, freilich einen, der das Ansehen eines Weltmanns hätte und in seinen Ansichten „nicht zu weit" ginge.

Wider sein Wissen und Wollen ließ Gott in dem erwählten Gefährten ihn einen Ananias finden (Apostelg. 9, 10 ff.). Durch die Unterredungen mit ihm und durch das mit ihm gelesene Buch von Doddridge über den Ursprung und Fortgang der Religion ward Wilberforce bewogen, es zu machen wie die zu Berrhoen (Apostelg. 17, 11.). Um recht zu forschen, ob sich's also verhielte, ward auf einer neuen Reise das Neue Testament in der Ursprache gelesen. Wilberforce wurde immer nachdenklicher, sein natürlicher Wahrheitssinn wurde von der Wahrheit in Christo ergriffen, sein Gewissen sagte ihm mitten unter den Genüssen der Welt, daß er kein Christ sei, weil er das Heil seiner Seele vernachlässige, und daß es schrecklich sei, aus solchem Weltleben heraus in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Er begann zu beten, er fühlte die tiefe Sündhaftigkeit des menschlichen Herzens, er klagte sich seiner Undankbarkeit, seines ungerechten Haushaltens mit Gottes Gaben an. Es kämpfte in ihm auf Leben und Tod. Mit wachsendem Eifer las er die heilige Schrift und andere geistliche Bücher, regelmäßig besuchte er die Kirche, ein Hausgottesdienst wurde eingerichtet. Immer genauere Selbstprüfung zeigte ihm sofort dicht neben den Gefahren des natürlichen Hochmuthes die des geistlichen. Seine Freunde konnten nicht begreifen, wie ein Mann bei so fleckenreinem Wandel sich solcher Sündhaftigkeit anklagen könne; etliche meinten, er werde sich noch ganz von der Welt zurückziehen, andere dachten, das gesellige Leben werde ihn bald wieder von seiner Schwermüthigkeit heilen, noch andere hatten's ihren Spott über den „Frömmler".

Aber Wilberforce blieb treu dem, der ihn berufen, treu seiner Kirche, treu seinem Amte — in der Welt auf die Welt zu wirken als einer, der nicht von der Welt ist. Christlichen Freunden sich enger anschließend versäumte er die Gesellschaft nicht; im Worte Gottes seine Haupterkenntniß suchend strebte er auch nach Nahrung des für seinen Beruf in der Welt nöthigen weltlichen Wissens; dem öffentlichen Staatsleben sich mit aller Kraft widmend suchte er zugleich das geistliche Wohl seiner Brüder zu fördern. Johann Wesley weckte damals die niedern Stände Englands geistlich auf — Wilberforce, aus den Schatten des Todes zum Lichte geboren, sollte auch ein Werkzeug werden zu ähnlicher Wirkung auf die höhern Stände, in deren Mitte er lebte. Gewaffnet mit Wahrheit in Liebe trat er persönlich im geselligen Umgange der Lüge und der Entweihung des Heiligen entgegen. Es gelang ihm (1787)

einen Verein gegen die Ausbreitung der Sittenlosigkeit zu gründen und einen königlichen Aufruf an die obersten Landesbehörden zu veranlassen, wonach letztere die bestehenden Gesetze gegen Entheiligung des Ruhetages, gegen Trunkenheit und unsittliche Schriften in Ausübung bringen sollten. Alle Bischöfe des Landes und alle Mitglieder des Ober- und Unterhauses vereinigten sich dazu. Dieser segensreiche Verein war ein erster Anfang der nachherigen Vereinsthätigkeit in England zur Förderung des Reiches Gottes. Später legte Wilberforce (1803) selbst Hand mit an zur Gründung der großen britischen Bibelgesellschaft. Alle Missionsgesellschaften fanden an ihm einen einflußreichen Fürsprecher bei der Regierung. Jahrzehnte lang setzte er seine Bemühungen fort, bis endlich die Sendung von Geistlichen und Schullehrern in die ostindischen Besitzungen genehmigt wurde. Als ein treuer Freund der Armen trug er allenthalben zur Linderung der Noth mit vollen Händen bei, und eingedenk des Wortes seines Erlösers war es ihm eine Lust, persönlich die Gefangenen in den Kerkern, die Kranken in den Spitälern zu besuchen. Zeit dazu fand er trotz der ungeheuern Geschäftslast, die ihm die Vertretung der größten Grafschaft und die verschiedensten Ansprüche seiner Wähler an ihn auflegten; er fand sie, weil er ein Christ war. Seinem Auge entging auch das nachwachsende Geschlecht nicht, für Schulen und Sonntagsschulen sorgte seine reiche milde Hand namentlich im Vereine mit dem reichen weiten Herzen der edeln Schriftstellerin Hanna More. Zu der Zeit, als sie von ihm schrieb: „das Wesen dieses jungen Mannes ist das außerordentlichste unter allen, die ich kenne, was Anlagen, Tüchtigkeit, und Frömmigkeit betrifft," schrieb er in sein Tagebuch nach ernstlichster Selbstprüfung: „Vor Allem steht es schlecht um mein Herz." . . . Theils zur eigenen Förderung, theils zu einem Segen für seine Standesgenossen suchte er auch mit der Feder zu wirken. Fast acht Jahre lang arbeitete er in den wenigen Freistunden, die ihm sein schweres Amt oder sein jährlich nothwendiger Aufenthalt im Bade ließ, an einem Buche, worin er der reichen und vornehmen Welt zeigen wollte den mächtigen Unterschied zwischen denen, die fast und denen, die ganz Christen seien. Es erschien 1797 unter dem Titel: „Praktische Uebersicht des vorherrschenden religiösen Lehrbegriffes der Bekenner des Christenthums in den höhern und mittlern Ständen dieses Landes, verglichen mit dem wahren Christenthum." Sünde und Gnade, die Grundpfeiler der christlichen Lehre, Glaube in Liebe thätig, ganz

dem Herrn dienen oder gar nicht — das war der Inhalt. Seine Freunde hatten ihm ängstlich abgerathen, kaum wollte sich ein Buchhändler finden; aber das Buch war Geist und Leben, aus eigenster Erfahrung eines Mannes geflossen, der entschlossen war „durch den heiligen Geist im Glauben zu leben und eifrig und andächtig und demüthig fortzuschreiten, indem er nur trachtete, Gott zu ehren und seinen Nebenmenschen wohlzuthun." Es war in wenig Tagen vergriffen, erforderte in einem halben Jahre fünf, erlebte überhaupt 15 Auflagen, wurde in alle Sprachen der europäischen Christenheit übersetzt und drang bis nach Nordamerika und Indien. Männer aus den höchsten Ständen wurden dadurch zum Christenthum geführt, Gelehrte und Geistliche rühmten den Segen, den ihnen das Buch des Laien gebracht, der große Staatsmann Burke ließ noch in der Todesstunde seinen Dank an Wilberforce sagen für die Herausgabe desselben. Solcher Erfolg bestimmte ihn mit einigen Freunden noch weiter in gleichem Sinne auf sein Vaterland zu wirken durch die Herausgabe der Zeitschrift: „der christliche Beobachter" (1801).

Das alles war und that Wilberforce mitten im Strudel des politischen und geselligen Lebens in einer durch Krieg und Noth vielbewegten Zeit. Er hatte den Grund gefunden, der seinen Anker ewig hielt, da konnte er Alles wagen. Unter den gefährlichsten Zeitumständen verheirathete er sich 1797 mit Barbara Anna Spooner, mit der er die glücklichste Ehe führte. Sein ungewöhnlich gastfreies Haus war ein weiteres Mittel zur Erfüllung seines Berufes. Er sollte seinem Meister auch in dieser eigenthümlichen Weise dienen, daß er so zu sagen eine Art von häuslicher Oeffentlichkeit hatte, im Hause ein Licht auf dem Leuchter, draußen eine Stadt auf dem Berge. Für die Menge der Gäste mußte die Anschauung dieses Christenhauses eines der besten Heilmittel für Vorurtheile gegen die Religion und eines der besten Anreizungsmittel zur Nachahmung werden. Die Fremden wie die eigenen Kinder konnten in diesem Hause lernen, wie man den Wandel im Himmel haben kann, ohne der Gesellschaft der Menschen zu entsagen und wie man heiter im Umgange sein kann, ohne das Christenthum zu gefährden.

Freilich fand Wilberforce, wie unendlich viel Versuchung in einem solchen durchaus öffentlichen Leben und Wirken sei, desto mehr suchte er täglich das stille Kämmerlein und zeitweise länger die Einsamkeit auf, um mit seinem Gott und Gewissen allein zu

sein und alle aufsteigende Ehrsucht und andere Tücke des Herzens wegzubeten und aus Wort Gottes und Sakrament frische Nahrung und Bewahrung seiner Seele zu gewinnen. Seine Tagebücher sind Zeugen seiner innern Kämpfe und Siege, ohne die er weniger als nichts ausgerichtet hätte auf dem öffentlichen Kampfplatze des Parlaments. Wo sonst Männer, die keiner Parthei huldigen, es mit jeder verderben, da sahen auf Wilberforce alle Partheien fast als auf einen Sprecher Gottes, als auf den unbestechlichsten Wahrheitsfreund und anerkanntesten Schiedsrichter. Hatte der in einer Sache oder über eine Person gesprochen, so hatte das öffentliche Gewissen selbst gesprochen. Ohne jene tägliche Buße und Erneuerung im Geiste des Gemüthes wäre er aber vollends gar nicht im Stande gewesen, jenen großen Heldenkampf der Menschenliebe auszufechten, den er ein Menschenalter lang unverrückt, unverdrossen mit der Beharrlichkeit zum Siege hinausführte, die nur die Kraft Gottes für eine Sache Gottes zu verleihen vermag einem Manne, der mit Gott gekämpft hat und ist obgelegen.

Es ist ein wunderbares Schauspiel um diesen Kampf gegen die Greuel des schmachvollen Sklavenhandels — eine wahre Geisterschlacht, in welcher der Satan mit dem Aufgebote dessen, was die Hölle an Kräften der Habsucht, des Geizes, der Verhärtung, der Verleumdung, Lästerung und des Hasses bis auf den Tod vermochte, für seine Beute kämpfte, und in welcher die guten Geister in und mit Wilberforce mehr als zwanzig Jahre lang mit aller Beweisung des Geistes und der Kraft in Opfer und Hingebung, in Wort und Schrift, zehnmal unterliegend zehnmal sich erhoben stärker denn früher, bis der Sieg errungen war. König und Hof, Prinzen und Minister, Freunde und Feinde der politischen Freiheit, bald das Unter-, bald das Oberhaus, bald beide, der Mammon daheim und die Schaar der Sklavenhändler und Sklavenbesitzer draußen war wider ihn — aber Gott war für ihn und er mit Gott, er mußte Sieg erlangen.

Wir haben oben von der Begeisterung des 15jährigen Jünglings für die Sache der Sklaven gehört. Der 28jährige Mann, selbst erneuert zu dem Ebenbilde deß, der ihn geschaffen, sah in seinen schwarzen Brüdern dasselbige göttliche Ebenbild in Schanden und Banden liegend und nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes seufzend: das menschliche und göttliche Recht hiezu ihnen zu erobern, erfaßte er als den Beruf seines Lebens. Nach vieljähriger Erforschung aller Verhältnisse und Zustände des Sklavenwesens

that er im Bunde mit edeln Männern die ersten Schritte bei dem ihm freundlich verpflichteten Ministerium zu Gunsten der Sklaven und erhielt auch einiges Wenige sofort zur Linderung der grausamen Leiden der verkauften Neger. Alsbald regte sich der Feind. Aber doppelt gerüstet durch Arbeit und Gebet brachte nun Wilberforce den 12. Mai 1789 in einer meisterhaften vierthalbstündigen Rede die große Sache vor dem Hause der Gemeinen zur Sprache. Alle Besseren erklärten den Sklavenhandel für eine Schande des Landes und seine Abschaffung für eine Nothwendigkeit; dennoch fiel der Antrag durch. In alle Schlupfwinkel seiner Ränke verfolgte er den Feind zum zweitenmal mit Zeugen und Zeugnissen, die er Monate lang Tag und Nacht gesammelt, den 18. April 1791. Die geistvollsten Männer unterstützten ihn; aber die Gegner siegten. Nun wurde eine Gesellschaft zum Handel mit Sierra Leona gestiftet, um den Beweis zu liefern, wie die Neger für sittliche und geistige Bildung fähig seien. Die Stimme des Landes ward ferner zu Gunsten der Sache geweckt, auf sie gestützt stellte er den 2. April 1792 wieder den Antrag auf Abschaffung des Sklavenhandels. Nun wurde wenigstens eine allmählige Abschaffung bis zum 1. Januar 1796 beschlossen. Der Beschluß wurde aber nicht bestätigt und Wilberforce erntete von neuem Spott, Lästerung, Verfolgung, die sich bis zu einem Mordversuch steigerte. Unverzagt und ohne Grauen brachte er seinen Antrag am 26. Februar 1793 wieder ein, aber wieder vergebens. Jetzt ermatteten viele, nur Wilberforce nicht, denn „als ein Mann, der Gott fürchtet" mußte er gegen den verbrecherischen Handel kämpfen. Im folgenden Jahre war ihm endlich das Unterhaus einmal günstig, aber das Oberhaus nicht und bei dem Königl. Hofe fiel er um seiner schwarzen Schützlinge in Ungnade. Tief gebeugt konnte er nur sagen: „Herr, dein Wille geschehe". Dafür sagte ihm eine innere Stimme: „der verbrecherische Handel kann das 18. Jahrhundert nicht überleben". Frisch betrieb er das Werk 1795, wieder fiel er durch. Trauernd über sein Vaterland forderte er den 19. Februar 1796 das Unterhaus auf, der Langmuth des Himmels nicht zu spotten. Seine Worte finden Eingang; einmal, zweimal schon ist die Abstimmung günstig, bei der dritten Lesung wird sein Antrag abermals verworfen! Da ergriff ihn tiefer Schmerz über die Umtriebe der Feinde, er fiel in eine bedenkliche Krankheit — aber die auf den Herrn harren, kriegen immerdar neue Kraft, fahren auf mit Flügeln wie Adler, daß sie wandeln und werden nicht müde, daß

sie laufen und werden nicht matt. Wilberforce hätte im Laufe ermatten müssen, wenn er in der Arbeit an seinem inwendigen Menschen stille gestanden wäre. Aber während jener öffentlichen Niederlagen erfocht er im Kämmerlein „einen Sieg nach dem andern", daß er und jeder, der mit ihm ging, „merken mußte, der rechte Gott sei Zion". Durch Buße und Glauben immer reifer und völliger ein Mensch Gottes geworden, zu allem Gutesthun und Uebelleiden geschickt, stellte er den 15. Mai 1797 bald nach seiner Verlobung auf's neue seinen Antrag unter Erinnerung an den schlummernden Zorn Gottes. Unter Spott und Hohn der Gegner ward er überstimmt. Am 3. April 1798 kam die Sache wieder zur Verhandlung, wie Pitt und Fox so lieh ihr auch Canning seine mächtige Beredsamkeit, dennoch unterlag sie, ob auch nur gegen eine Mehrheit von vier Stimmen. Das Frühjahr drauf neuer Antrag, neue Warnung des Hauses vor Verhärtung, neue Niederlage. Das Oberhaus stimmte nicht einmal dem Wenigen bei, was das Unterhaus sonst zum Besten der Sklaven zugeben wollte. Wilberforce war bestürzt und tief erschüttert in seinem Gemüthe, nur nicht im Gefühle seiner Pflicht. Am 30. Mai 1804 erst konnte er wieder seinen alten Antrag, mit neuen Gründen unterstützt, einbringen und nun siegte er mit 124 gegen 49 Stimmen. Freude erfüllte sein Herz, Glückwünsche kamen von allen Seiten an den Mann, der so nahe vor seinem endlichen Triumphe stehe in der größten Schlacht, in der je „menschliche Wesen gefochten." Doch der erfahrene Streiter hielt es noch nicht an der Zeit, Siegesgesänge anzustimmen, er schrieb 1807 eine neue Flugschrift über den Sklavenhandel und vertheilte sie im Oberhause, wo die Prinzen und einige Minister sich an die Spitze der entschiedensten Gegner der Sache stellten. Am 3. Februar Abends kam's zum Treffen, Morgens 5 Uhr endlich war der Sieg mit 100 gegen 34 errungen. Doppelt mit Furcht und Zittern wandte sich nun Wilberforce zu seinem Gott im Augenblicke der letzten Entscheidung. Am 23. Februar 1807 entfaltete er nochmals den Glanz seiner Rednergaben und die Kraft seiner Beweise — bei der Endabstimmung erklärten 283 gegen 16 sich für die Abschaffung des Sklavenhandels. Einen Monat darauf erhielt das Gesetz die Beistimmung des Oberhauses und nach zwei Tagen die Königliche Bestätigung.

So war der große Kampf für die Menschheit zum Siege, die große Lebensaufgabe unseres Wilberforce zu Ende geführt. Mit

tiefer Demuth dankte er als „ein unwürdig Werkzeug" seinem Gotte. Mit Feldherrnblick aber sorgte er nun für die Benutzung und Sicherung des glänzenden Sieges. Dazu sollte die „afrikanische Stiftung" helfen und Gott half durch sie über Bitten und Verstehen. Als die über Napoleon siegreichen Fürsten nach London kamen und auch ihm, „dem geliebtesten und geachtetsten Manne ganz Englands" huldigten, — mit seinem eigenen Vermögen und mit seiner mächtigen Stimme hatte er eifrig und reichlich namentlich auch zur Unterstützung der gegen Napoleon kämpfenden Deutschen geholfen und sich mit Blücher enge befreundet — da bat er schriftlich den Kaiser Alexander von Rußland um seine Mitwirkung, daß die Abschaffung des Sklavenhandels in die Friedensverträge aufgenommen werde. Was nur sonst daheim und auswärts geschehen konnte, that der unermüdliche Mann.

Aber alle Bemühungen um vollständige Durchführung des Gesetzes waren vergeblich. Nun fühlte er sich gedrungen, einen Schritt weiter zu gehen und geradezu auf Freilassung der Negersklaven hinzuarbeiten. Im Jahre 1823 veröffentlichte er eine Schrift, die darauf hinauslief, daß die Sklaven allmählig in freie Bauern verwandelt werden und sogleich religiösen Unterricht, Erlaubniß zum Heirathen und Erleichterung ihrer Freilassung erhalten sollten. Am 16. März 1824 beschwor er noch einmal das Parlament, schleunig und fest auf dieß hohe Ziel hinzuarbeiten. Am 15. Juni sprach er zum letzten mal im Unterhause. Seine Aufgabe, durch Abschaffung des entsetzlichen Sklavenhandels die Befreiung der Negersklaven selbst anzubahnen, hatte er erfüllt. Schon vorher war er der Mahnung des Alters gefolgt und hatte die Vertretung der großen Grafschaft mit der Vertretung eines kleinen Burgfleckens vertauscht, um seinen Kindern und dem Heil seiner Seele sich besser widmen zu können. Nun bewog ihn Alter und Kränklichkeit, sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Er schied 1825 aus dem Parlamente, anerkannt als der wirksamste Redner im Hause der Gemeinen, als der unbestechlichste Vaterlandsfreund, als der eifrigste Anwalt des Friedens, der Religion, der Sittlichkeit, als der treueste Fürsprecher der Elenden, der uneigennützigste Wohlthäter der Armen, der gerechteste Schiedsrichter und Mittler zwischen Freund und Feind, als der seltene Mann, der in 44jähriger Parlamentsthätigkeit keinen Rang, keinen Lohn angenommen und nichts als die Auszeichnung für sich erlangt hatte, der größte Menschenfreund des Jahrhunderts genannt zu werden.

Mit größter Selbstdemüthigung, ja mit Gewissensbissen blickte der 66jährige Gottesstreiter, der Millionen draußen die Freiheit erkämpft und im eigenen Lande zur Verbesserung der religiösen und sittlichen Zustände so wesentlich beigetragen, auf sein öffentliches Leben zurück, in dem er „einen so ärmlichen Gebrauch von seinen Gaben gemacht habe, und in Bezug auf welches er sich nur dessen getrösten könne, daß wir einem gnädigen Herrn dienen, der reichlich giebt und rücket's niemand auf“ .... In ungestörter Heiterkeit, geehrt von allen Seiten, bescheiden und anspruchslos, streng nur gegen sich und die Sünde, überall Gott zu dienen eifrig, lebte der liebe Greis sein Stillleben, froh hinausschauend in jene Welt. Doch blieben seine letzten Jahre nicht frei von herben Prüfungen. Gehässigste Verleumdung, der Tod im Kreise seiner Liebsten und der Verlust seines Vermögens durch Unglück beugten ihn tief. Freunde boten ihm Ersatz für letzteres, er glaubte aber zeigen zu müssen, wie ein Christ eben so glücklich ohne, als mit Vermögen leben könne; am schwersten fiel es ihm, seine gewohnte Wohlthätigkeit nicht fortsetzen zu können. Er verkaufte seinen Landsitz, seine Bücher und lebte bei seinen Söhnen. Nur noch einmal trat er aus seiner Verborgenheit hervor bei einer Versammlung von Sklavenfreunden 1833. Völlige Befreiung der Sklaven war die Losung und gerne stimmte er für Entschädigung der damaligen Sklavenbesitzer. Das war auch sein Letztes. Die Bäder von Bath versagten ihre bisherige Wirkung; er fühlte, es sei Zeit zum Kampfe mit dem letzten Feinde. Sein Gebet war um Vergebung und Gnade; er gehörte zu den wenigen Erwählten, die hienieden schon großen Frieden gefunden haben. Es war am 26. Juli 1833 an einem herrlichen Sommertag, daß er in einem Stuhle an die Luft gebracht Leib und Seele nochmals erfreuen durfte im Anblick der Werke Gottes, dessen Güte und Barmherzigkeit ihm gefolgt war sein Lebenlang. Da ward ihm die Botschaft gebracht, der Antrag seines Freundes Buxton auf Abschaffung der Sklaverei sei im Parlamente durchgegangen. „Gott sei Dank, rief er aus, daß ich habe leben dürfen, um ein Zeuge des Tages zu sein, an welchem England bereit ist, 20 Millionen Pfund Sterling für die Abschaffung der Sklaverei zu opfern.“ Nach diesem letzten Sonnenblicke machten Schlaganfälle ihn bald sehr leidend. „Aber, sagte ein Freund dazu, Sie haben Ihren Fuß auf dem Felsen.“ „Ich wage nicht so bestimmt zu sprechen, erwiederte er, aber ich hoffe, ich habe.“ Auf dieses Wort that er

noch einen Seufzer und entschlief, den 29. Juli 1833, im Alter von 73 Jahren 11 Monaten. Seine Leiche wurde nach Parlamentsbeschluß in der Westminster-Abtei beigesetzt. Die Mitglieder des Ober- und Unterhauses folgten dem Sarge, das Leichentuch hielt der Prinz von Gloucester, der Lordkanzler und der Sprecher des Unterhauses. In York und Hull waren öffentliche Versammlungen; die Grafschaft errichtete ihm zu Ehren eine Zuflucht für Blinde, seine Vaterstadt eine Denksäule. In Westindien und New-York legte die farbige Bevölkerung Trauer an bei der Nachricht seines Todes. Das Gedächtniß dieses Gerechten wird im Segen bleiben für alle Geschlechter und das nur aus Christi Geist und Kraft hervorgegangene Werk dieses ächt christlichen Staatsmannes, dieses Helden christlicher Menschenliebe, dieses Wohlthäters der Menschheit wird fortwirken bis an's Ende der Tage.

Heinrich v. Merz in Schwäbisch-Hall, jetzt in Stuttgart.

---

399. Elisabeth Frey.

13. October.

Es war am 21. Mai 1780, daß in einem edlen Hause zu Norwich in England Elisabeth Gurney das Licht der Welt erblickte. Inmitten einer fröhlichen Kinderschaar war sie im Vergleich mit ihren sechs Schwestern minder begabt — ein nervenschwaches, furchtsames, verschlossenes Kind, zum Eigensinn geneigt, voll Widerspruchsgeist, von den Ihrigen selbst für dumm gehalten. Ihre Furchtsamkeit trübte ihr die Freuden der Kindheit, selbst ihre religiösen Eindrücke waren, zumal durch Erzählungen wie vom Opfer Abrahams, mehr düsterer Art. Dazu verfehlte das menschliche Elend, das namentlich in einer armen krüppelhaften Person sich ihr täglich vor Augen stellte, seine schmerzlichen Wirkungen auf das angstvolle Kinderherz nicht. Aus diesem Kinde etwas zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen werden zu sehen, daran mochte nur die Mutterliebe nicht verzweifeln; daß dieses unscheinbare Wesen aber einst Wirkungen zum Wohle der Menschheit anbahnen sollte, das konnte auch jene nicht träumen.

Der liebevolle Geist des Hauses und der Sinn für die Schönheiten der Natur, den die tiefgemüthliche Mutter auf dem lieblichen Landsitze in den Kindern zu wecken wußte, wirkte erheiternd auf die scheue Elisabeth. Daß aber ihr Herz fest geworden wäre

in Friede und Freude, diesen köstlichen Gewinn konnte die gute Mutter bei aller Furcht und Liebe Gottes ihrem Liebling nicht geben, denn das geschieht durch Gnade. Auch fehlte es in dem Hause an der vollen evangelischen Klarheit, welche in jener Zeit, da die Todesschatten des Unglaubens alle Welt bedeckten, etwas zu Seltenes war, als daß sie hätte die kindliche Heiterkeit oder Furchtsamkeit stillen können in der Liebe des Heilandes, der die Kinder zu ihm kommen hieß. Nachdem vollends die Mutter gestorben war, da Elisabeth erst zwölf Jahre zählte, blieben die Töchter von dem vielbeschäftigten, arglosen Vater sich selbst und den geselligen Kreisen überlassen, in denen der Geist wohl jeder weltlichen Bildung voll werden, das Herz aber zum Frieden Gottes nicht kommen und nur zu leicht am Glauben Schiffbruch leiden konnte.

Elisabeth entfaltete sich äußerlich immer vortheilhafter; sie eignete sich weltliche Kunst und Wissenschaft an; sie ward eine gewandte Reiterin, sang und tanzte allerliebst im häuslichen Kreise; ihre zarte schlanke Gestalt mit der Fülle blonden Haares und dem süßen Ausdrucke ihrer milden Züge machte sie zu einer sehr anziehenden Erscheinung. Aber während diese gleich dem Schmetterling über Blumen gaukelte, war ihr Herz so arm, ihr innerstes Sehnen unbefriedigt. Sie suchte Gott in der Natur; die Blumen verblühten, die Sommer verglühten, die Schöpfung trotz aller Spuren der ewigen Kraft und Gottheit war für die tiefer nach Licht und Kraft der Ewigkeit fragende Seele stumm — selber nichts als eine seufzende Kreatur. Sie suchte Wahrheit und Tugend; wer gab ihr den sichern Leitstern für das steuerlose Herz im Gewoge des versuchungsreichen Lebens? Nahm sie auch die Schrift zur Hand, — wer reichte ihr den Schlüssel zu dem Worte, das fest und prophetisch alle Räthsel löst? Es blieb dunkel in ihr, Alles schien ihr Thorheit und Eitelkeit, sie zweifelte an Allem, sie verachtete sich selbst.

Da erschien ihr ein Rettungsboot von jenseits des Weltmeeres und brachte den jungen Quäker William Savery aus Nordamerika nach England (1798). Er kam auch nach Norwich und seine Predigt entzündete mit der Glut des Neubekehrten das von Zweifeln und Sehnen durchwühlte Herz der unglücklichen Jungfrau. Jetzt zum erstenmal hat sie gefühlt, daß ein Gott ist; es öffnete sich ihr nach und nach die Schrift, ihr Herz ward ruhiger, ein tiefer Ernst kam über sie. Diese Veränderung machte den Vater bedenklich; er schickte sie nach London in die Zerstreuung der großen Welt.

Aber bei aller Ergötzung und Belehrung in ihr fühlte sie sich so unbefriedigt wie früher; und nur um so entschiedener entschloß sie sich, der Eitelkeit der Welt zu entsagen, ohne sich darum unschuldigen Freuden oder gar ihren Pflichten zu entziehen.

Von Kind an war ihr weiches Herz nie glücklicher, als wenn sie wohlthun konnte. Mit doppeltem Eifer unterzog sie sich jetzt allen möglichen Liebesdiensten in der Nähe und Ferne. Bald bringt sie im scharlachenen Reitergewande einer fremden kranken Officierswittwe ein Körbchen mit feinerer Labung und ist dann spurlos auf schnellem Rosse entschwunden; bald tröstet sie ihren kranken Diener am Sterbebette mit der Hoffnung des ewigen Lebens; bald steht sie als Pflegerin an Krankenbetten in der Umgegend; bald sitzt sie lehrend und erziehend im Kreise von 70 armen Kindern, die sie sich nach und nach aus der Nachbarschaft zu einer Sonntagsschule gesammelt.

Indessen fehlte ihr noch Eines. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; noch weniger kann der Christ allein bleiben, und am wenigsten kann es der, welchem ein besonderer Beruf verordnet ist. Das ist der Geist Christi als Geist der Gemeinschaft, der jede von ihm ergriffene Person einer schon bestehenden Gemeinschaft sich anzuschließen oder neue Gemeinschaft zu stiften drängt. Wo die Kirche lebt und gedeiht, da ist es für sie und für den neu aus dem Geiste Geborenen am gesundesten, wenn sie ihn und er sie lebendig zu umfassen eilt. Wo aber jene fehlt oder todt ist, da entstehen mehr oder weniger ungesunde Sonderbildungen, und auch gesunde Naturen müssen das geringere Uebel wählen. So gab auch unsere, jetzt kerngesund und im Innersten wohlgewordene Elisabeth im tiefen Bedürfnisse nach festem Halt und Anschluß gegenüber einer ungläubigen Welt und todten Kirche dem Zuge nach, der sie schon von ihren Eltern her, dann durch den Mann, welcher ihre Seele aus dem Schiffbruche des Glaubens gerettet, so wie durch mannichfache Familienverbindung in die „Gesellschaft der Freunde", in die Sekte der Quäker zog.

Diese Quäker sind, allem äußerlichen Scheinwesen abhold, einfache, bescheidene, schweigsame, menschenfreundliche und liebeswerkthätige Leute. Im Bestreben den Blick von dem allein nothwendigen Innern nicht durch Aufmerksamkeit auf Aeußeres abzulenken, lassen sie selbst die Wassertaufe und die äußern Zeichen von Wein und Brod im heiligen Abendmahle nicht gelten, sondern nur die innere Feuer- und Geistestaufe und den innerlichen Genuß

des himmlischen, geistlich belebenden Samens, des „inneren Lichtes"; sie haben in ihren Versammlungen keine Geistlichen, sondern jeder Erweckte, Mann oder Weib, darf im Drange des Geistes, betend und lehrend auftreten; sie sind Feinde des Krieges und des Eides; sie tragen die einfachste, gleichförmige Kleidung, entblößen selten ihr Haupt und sagen zu Jedermann, sei's Bettler, sei's Fürst, das brüderliche „Du". Dieser Orden, so geeignet, der Pracht und Eitelkeit der Welt mit dem Muthe der Demuth entgegenzutreten, konnte dem einfachen Wesen unserer Elisabeth, wie dem ihr bestimmten außerordentlichen Berufe besonders zuträglich sein. Sobald sie in dem Panzer dieser quäkerischen Form sich bewegen gelernt hatte, waren ihr die tausend Verlegenheiten, Aengstlichkeiten und Hindernisse erspart, welche ein noch so gut innerlich gerüstetes und hundertmal weniger ängstliches Frauenherz als Elisabeth von Natur war, auf jedem Schritte in eine Welt ohne Glauben und Liebe aufgehalten und unglücklich gemacht hätten.

So faßte sie nach längerem Kampfe das Herz in beide Hände, legte nach und nach die hellern Farben und allen Schmuck ab, gab bald auch, um in ihrer innern Sammlung nicht gestört zu werden, den Tanz und obschon ungern auch den Gesang auf, ohne im mindesten ihn an Andern zu verdammen, und trat in einem schieferfarbenen Gewande, in's reiche blonde Haar einen schwarzen Schleier gewunden, anfangs mit viel Schüchternheit den lieben Verwandten, den erstaunten Bekannten, den überall von ihr schnell gewonnenen Fremden gegenüber. Gleich darauf gab die zwanzigjährige Elisabeth Gurney, in Allem ein liebliches Bild einfacher, von der Gnade verklärter Natürlichkeit, Herz und Hand dem reichen Londoner Kaufherrn Josef Fry („Frey"), der ebenfalls zur „Gesellschaft der Freunde" gehörte.

Ragte Elisabeth Frey, wie von nun an ihr — bald europäischer — Name lautete, durch das, was sie war und wirkte, um Hauptes Länge über das Männer- und Frauenvolk ihrer Zeit hervor, so darf sie, obschon einer Sekte angehörend, doch auch der evangelischen Kirche als eine herrliche Zeugin der frohen Botschaft gelten. Die Taufe des Geistes, von der ihr ganzes weiteres Leben voll Gnade bei Gott und den Menschen durchflossen ist, mag an ihr die äußern Zeichen des Sakraments uns ergänzen. Suchte sie doch immer das engste Gewissen im weitesten Herzen sich zu erhalten, wußte sie doch in ihres gläubigen Herzens Milde allen ihr Begegnenden, mochten sie Kirchliche oder Nichtkirchliche, Protestanten

oder Katholiken, Juden oder Heiden, Bekehrte oder Ungläubige, Gefangene oder Freie sein, ohne selbstsüchtige Bekehrungssucht nur Jesum Christum, den Gekreuzigten zu verkündigen.

Bevor wir sie nun auf ihrem Segensgange durch die Welt begleiten, haben wir sie als Hausfrau und Mutter zu betrachten. Erst mußte diese zarte Pflanze im engen häuslichen Boden feste Wurzeln treiben, ehe sie als „Baum der Gerechtigkeit dem Herrn zum Preise" die früchtevollen Zweige über die vier Mauern hinüber breiten konnte zur Erquickung für welke Körper und verschmachtete Seelen.

In glücklichster, aber vielgeprüfter 42jähriger Ehe gebar sie 11 Kinder, von 11 Töchtern und Schwiegertöchtern und 7 Söhnen erlebte sie 25 Enkel. Welche Sorgen, Mühen, Nachtwachen und Schmerzen brachte dieser Segen mit sich! Ihre zarte Gesundheit fiel unter der Last der Gatten-, Mutter-, Tochter- und Schwester-Pflichten, da sie von Krankenlager zu Krankenlager, von Sterbebett zu Sterbebett der Liebsten eilen mußte, mehr als einmal dahin, aber der Herr war in ihrer Schwachheit mächtig. Sie verlor auch nicht Kraft und Muth, als später durch den Bankbruch eines fremden Hauses das eigene Vermögen so erschüttert wurde, daß sie sich auf's engste einschränken und die Erholungen des Landsitzes entbehren mußte; durch alle Stürme rettete sie sich die Seelenruhe des Glaubens und die Unermüdlichkeit der Liebe, welche auch arm werden kann, um desto mehr reich zu machen.

In dem sich immer mehr erweiternden Familienkreise entwickelten sich ihre reichen Naturgaben, dem Dienste der Gnade und Liebe geweiht, auf's kräftigste. Geschäftsgewandtheit, Menschenkenntniß, rascher Ueberblick, milde und feste Hand befähigte sie, mit sanfter Macht das Haus zu durchwalten. Die Quelle ihrer Thätigkeit und Ruhe fand sie in Gebet und Wort Gottes. „Ich und mein Haus, wir wollen Gott dienen", — auf diesen Grundstein suchte sie von Anfang an ihr Haus zu gründen. Erst mußte sie Maria sein, dann verstand sie auch ganz die Martha zu spielen in Küche, Keller und Vorrathsraum. Das Hauptgebälke in diese ihre christliche Hauserbauung einzuziehen, nemlich die Heiligung des Sonntags zum Heil der Seele und zum Wohl des Leibes für alle Hausgenossen, das half ihr die Sitte des Landes. Aber auch das aufrichtigste Sonntagschristenthum und die feierlichste gemeinsame Andacht Sonntag Abends konnte ihr nicht genügen: jeden Morgen alle Glieder des Hauses, Gäste und Dienstboten,

in der Hausandacht zu sammeln, war ihr ernstes Anliegen und sie ruhte nicht, bis es durch Schüchternheit und Anstoß hindurch gelungen war, diesen Eckstein christlicher Hausordnung festzulegen. Auf solche Grundlage stellten sich dann von selbst die zwei Hauptsäulen eines Christenhauses: die rechte Sorge für die Dienerschaft und die rechte Erziehung der Kinder, die nicht gedeihen kann, wo erstere versäumt wird. Frau Elisabeth Frey machte es sich zur heiligen Aufgabe, stets ihrer Dienstboten in mütterlicher Pflege wie in priesterlichem Gebete zu gedenken. So sehen wir sie an dem Kranken- und Sterbebette der alten Dienerin mit leiblicher und geistiger Erquickung weilen; so spricht sie mit dem katholischen Gärtner, den sie 20 Jahre hindurch alle Sonntage in seine Messe schickt, während sie in ihre Kirche geht, in gesunden und kranken Tagen von Christo, dem einzigen Heile; so stiftet sie nachher einen förmlichen Verein für das Wohl der dienenden Klasse und so kann sie später auch auf Reisen in Gasthäusern und bei Gastfreunden nicht anders als auch mit den Dienstboten ihre geistlichen Ansprachen, Schriften und Gebete theilen. Und weil sie selber ihren Dienern zu dienen keine Mühe scheute, konnte sie auch ihre Kinder ohne Beschämung zum Dienen und Gebieten, zur gleich milden und „festen Hand im Hausstand" erziehen. Ja weil sie vor Allem Alles that, um ihre Hausgenossen zu versorgen, konnte sie auch ohne Furcht und Tadel über die Schwelle schreiten und die helfende Hand an fremde Schäden legen. Weil sie eine ganze Hausmutter ward, vermochte sie auch die Mutter für eine halbe Welt zu werden.

Ihre musterhafte Ordnung im Hauswesen, ihre gewissenhafte Zeiteintheilung, ihr immer mehr sich vertiefender Glaube und das Gebet ohne Unterlaß setzten Elisabeth Frey in Stand zu jener wunderbaren Thätigkeit nach außen, welche sie 40 Jahre lang übte. Mit dem Worte: „dein Wille geschehe, nicht der meine" hat sie selbst ihren schwer erkrankten Erstgebornen auf Stunden verlassen können, um ihre gewohnten Gänge durch die elendesten Gegenden Londons zu thun und eine arme Frau aufzusuchen, die an sie eine Bitte gestellt. Christliche Weisheit nämlich hatte sie gelehrt, daß sie ohne nähere eigene Nachforschung nach Grund und Grad des Elends nicht helfen solle. Oft genug fand sie sich hintergangen, wenn sie bei der angegebenen Hausnummer einsprach, dafür fanden sich um so mehr andere wirklich Bedürftige. Ihr Auge schärfte sich dabei für jeden Leidensblick und ihr Ohr für jeden leisen

Seufzer. Am Arm eines Freundes durch die Straße gehend, läßt sie ihn einmal plötzlich los, um ein anständiges Frauenzimmer anzureden, das sehr bekümmert aussieht. Dasselbe bittet um keine Hülfe, will nicht einmal bemerkt sein, aber Elisabeth dringt in sie um Mittheilung. „Du scheinst in großer Bedrängniß, bitte, sag mir die Ursache deines Kummers, vielleicht kann ich dir Hülfe schaffen.“ Keine Antwort. Elisabeth führt sie in das nahe Haus ihres Bruders, läßt mit Blick und Wort der Liebe nicht ab, bis die Unglückliche ihr gesteht, sie sei auf dem Wege zur Themse gewesen. Sie bedurfte nicht Geld, nur frommen, besonnenen Rath und den gab ihr Elisabeth zu Rettung von Leib und Seele. — An einem kalten Wintertage spricht eine arme Frau sie auf der Straße um Almosen an. Vom Anblick des keuchhustenden Kindes auf ihrem Arme zum Mitleid, von ihren ausweichenden Antworten zum Mißtrauen erregt, erbietet sich Elisabeth sie nach Hause zu begleiten und dort zu helfen. Die Frau lehnte es ab; aber festen Schrittes folgt Elisabeth ihr in eine entlegene Gasse, wo in einer düstern schmutzigen Hütte eine große Anzahl kleiner, kranker, vernachlässigter Kinder ist. Als sie am andern Morgen den Arzt ihrer eigenen Kinder hinsandte, fand dieser das Haus leer und die Nachbarn erzählten, daß diese armen Kinder des Kirchspiels dem Weibe in Pflege gegeben worden seien, daß dasselbe aber mit Fleiß sie in diesem jammervollen Zustande erhielt, um mit ihnen Bettel zu treiben, ja um ihr Leben abzukürzen und so, indem sie ihren Tod verhehlte, die spärliche Vergütung zu ihrem Unterhalte fortzubeziehen! .. Das waren ihre Genüsse und Zerstreuungen außer dem Hause. Suchte sie von den Mühen und von dem Lärm der geschäftsvollen Stadt unter ihren Kindern und Blumen auf dem Landsitze sich zu erholen, so nahmen alsbald die leiblichen und geistigen Bedürfnisse der Armen und Kranken ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie hatte stets einen großen Vorrath von Bibeln und religiösen Schriften, von Kleidungsstücken aus Kattun und Flanell, so wie eine kleine Hausapotheke bereit. Im strengen Winter wurden Hunderte mit Suppe gespeist. Ueber der Straße drüben stand ein altes, halbverfallenes von ein paar alten ärmlichen Geschwistern bewohntes Gebäude mit spitzem Giebel und weitvorspringender Thorhalle. Elisabeth öffnete sich das verschlossene Haus und Herz der Sonderlinge und führte erst einen Lichtstrahl von oben in ihr verkommenes Innere durch milden Zuspruch aus Gottes Wort, dann gewann sie die Einwilligung der alten

Leutchen, daß sie in einem Saale des Hauses eine Mädchenschule für das Kirchspiel einrichten durfte, wozu sie eine treffliche Lehrerin und den Beistand des Geistlichen nebst seiner Gattin fand. — Wiederum wußte sich unsere Heldin den Zugang zu den schmutzigen Hütten einer in Armuth und Verwahrlosung versunkenen irischen Niederlassung unfern von ihrem Gute zu verschaffen. Die Kranken zu pflegen, die Gestorbenen einzusegnen und mit der Krone von Immergrün im dürftigen Sarge zu schmücken, die Leidtragenden zu trösten, mit hochaufgeschürztem Kleide die wüste Straße entlang durch Kinder und Ferkel hindurch, verfallene Stiegen und finstre Gänge auf und ab Nahrung, Kleidung und Gottes Wort zu bringen, die Kinder an Ordnung zu gewöhnen und in eine Schule zu bringen, war ihre Sorge und ihre Lust. Die erbaulichen Schriften, die sie stets mit sich führte, vertheilte sie, Jedem das Geeignete unter passendem Zuspruch mit der taktfesten Hand, die auch das scharfe Messer zu führen verstand, womit sie selber die Kuhpockenimpfung in ihrer Umgebung einführte. — Da konnte keine Armuth und Verlassenheit an ihr vorübergehen, ohne daß sie werkthätig half. Auch die wandernden Zigeuner versorgte sie mit ärztlicher Berathung, mit Heilmitteln und Kleidern, zugleich mit Belehrung in Wort und Buch, um sie von der Sünde und ihren bittern Früchten zu retten. Die Seelenpflege hieß sie immer die Seele der Armenpflege. Gleicherweise entging ihr nicht die geistliche Armuth und Verwahrlosung weder der Schäfer auf dem Brachfelde, noch der Küstenwächter am einsamen Meeresstrande, noch der Matrosen auf ihren Schiffen. Sie legte den Grund zu den Hunderten von Büchersammlungen, durch welche jetzt diesen so lange vergessenen und schrecklich verwahrlosten Menschenklassen gesunde Unterhaltung und Belehrung über Göttliches und Menschliches zu Theil wird. Für die Obdachlosen der Hauptstadt half sie Sorge tragen durch warme Wohnung, Speisung und Kleidung; für die Armuth der Seestadt, in der sie eben zum Bade weilte, half sie Vereine von Männern und Frauen gründen, welche Armen-Väter und Armen-Mütter zu sein den Beruf in sich fanden. Alle Erfindsamkeit, alle Treue, alle Aufopferung, alle Unermüdlichkeit der Heilandsliebe strahlte aus Blick, Wort und Werk unserer Elisabeth, dieser Gesegneten des Herrn in die Tiefen menschlichen Elends. Leuchtendes Beispiel, was ein schwaches Weib vermag in ächter Nachfolge dessen, der umherging und wohlthat, so lange er hienieden war. Unver-

gessen sei, durch wie viel Krankheit, Sorge und Jammer es dabei im eignen Hause ging, bis sie ihre eilf Kinder geboren, bis sie ihre Kranken gepflegt, ihre Todten begraben, sich selbst durch tiefe Leiden hindurchgebetet, durch eine so große Haushaltung hindurchgearbeitet hat. Fand sie zu letztrer treue Hülfe an ihren Geschwistern und Töchtern, so war ihr eines der wichtigsten Erziehungsmittel, daß sie die den Armen gewährte Hülfe zu einem Vergnügen für ihre Kinder zu machen wußte durch die heitere Art, mit der sie dabei verfuhr, durch das Vertrauen, mit dem sie dieselben so früh wie möglich als verantwortliche Almosenspenderinnen walten ließ, durch die in Wort und Werk ihnen eingeprägte Lehre, daß aller uns anvertraute Besitz nur als Amt des Wohlthuns und Mittheilens im Namen Gottes verwaltet werden müsse. So sah man sie mitten im härtesten Winter selber leidend allein in einem großen mit Flanellröcken hochaufgestapelten Wagen sitzend zu ihren armen Irländern fahren, wohin die Ihrigen zur frohen Austheilung vorangegangen waren. Und so übte und lehrte sie daheim und draußen, in guter und böser Zeit, wie unendlich seliger geben ist denn nehmen.

Was sie in der Stille wirkte, ohne die Linke wissen zu lassen, was die Rechte that, war genug, um Tausende mit Dank und Bewunderung für eine so seltene Wohlthäterin ihrer Umgebung zu erfüllen. Aber sie sollte nicht blos als Engel des Friedens in stillem Kreise gesegnet werden, ihre Liebe und ihr Name sollte die christliche Welt erfüllen bis über den Ocean hinüber. Sie sollte in einem Gebiete menschlichen Elends ein ganz neues Leben begründen.

Die Gefängnisse waren im Anfang unsers Jahrhunderts fast noch überall Orte der Verwahrlosung. Im Verbrecher wurde kaum mehr der Mensch, geschweige der Christ geachtet. So kam Elisabeth Frey am 16. Februar 1813 erstmals in das Londoner Gefängniß Newgate, und fand in zwei Sälen und zwei Zellen auf 190 Quadrat-Ellen 300 Weiber zusammengepfercht, verurtheilte und noch nicht gerichtete, ohne Rücksicht auf Verbrechen, Erziehung, Alter, unter der Aufsicht nur eines Mannes und seines Sohnes. Bekannte gingen ab und zu, eine Unmasse Kinder war bei ihnen, in demselben Raume kochten, wuschen, schliefen sie — ohne Decke auf dem Boden, Bretter waren Kopfkissen; einige hatten kaum Lumpen die Blöße zu decken. Sie tranken von lärmend erbettelten Gelde Branntwein, der im Gefängnisse selbst ausgeschenkt wurde.

In's Ohr gellten schreckliche Flüche, Alles starrte vor Schmutz, der Geruch war unerträglich. Der Oberkerker-Meister, der nie ohne schützende Begleitung diesen Schauplatz der Verworfenheit betrat, suchte Elisabeth und ihre künftige Schwägerin Buxton, die mit ihr war, zurückzuhalten, wenigstens sollten sie Uhr und Börse ablegen. „Ich danke dir, ich fürchte mich nicht, ich werde auch nichts einbüßen," antwortete die Muthige. Mit Verwunderung starrten 160 Unglückliche in dem einen Raume solchen nie gesehenen Besuch an. Ihre hohe Gestalt, die Würde und Reinheit ihrer Züge bannte die wilden Weiber. Aufmerksam lauschten sie ihrer sanften Stimme, da sie anhub: „Ihr scheint sehr unglücklich, ihr entbehrt der Kleidung; würd' es euch lieb sein, wenn jemand käme, eurem Mangel abhelfen?" Ja, aber wer wird sich um uns kümmern? „Ich bin mit dem Wunsche gekommen, euch nützlich zu sein; wenn ihr mich unterstützt, hoff' ich euch helfen zu können." Sie sprach Worte der Liebe und Hoffnung; als sie wegging, drängten sie sich um sie: „Ach, Sie werden nicht wiederkommen!" Ja ich komme wieder!... Freilich erst nach vier Jahren voll Prüfung und häuslicher Trauer, die ihr geläutertes Herz nur um so tüchtiger zu dem neuen Berufe machte. Sie ließ sich zu den Weibern einschließen, las ihnen das Gleichniß vom Weinberg des Herrn und den Arbeitern der eilften Stunde vor mit ihrer klaren Stimme und ihrem wunderbaren Ausdruck. Einige fragten, wer Christus sei, andere meinten, für sie sei Alles zu spät. Nun schlug Elisabeth die Errichtung einer Schule für ihre armen Kinder vor, die Aufseherin sollten sie selber aus ihrer Mitte wählen. Das schlug in's Mutterherz, freudig stimmten sie ein, trefflich wählten sie; die Weiber, die bisher nichts thaten als betteln, stehlen, streiten, fluchen, singen, tanzen, Männerkleider anlegen und alles Schändliche, drängten sich bald zu dem Unterrichte, dessen Wohlthat sie erkannten.

Nun verband sich Elisabeth mit 12 Freundinnen zu einem Verein für Besserung der weiblichen Sträflinge in Newgate. Ihre Meisterin voran blieben sie Tagelang bei den Armen eingeschlossen, ordneten, unterrichteten, beschäftigten sie: und diese Beschäftigung, für die sie sorgten, das Wort Gottes, das sie ihnen an's Herz legten, die Ordnung, die sie nach selber von den Weibern gebilligten Gesetzen und unter freigewählten Aufseherinnen handhabten, brachten eine so heilsame Veränderung in den Gefangenen hervor, daß diese noch am Rande des Schaffots und von der Verbrecher-Ansiedlung über den Ocean herüber ihr Thränen

des Dankes zollten. Die Gefängnißaufseher, die Behörden der Stadt, die Minister, das Parlament aber wurden voll Bewunderung und Anerkennung, und bald fragte ganz England, ja halb Europa die Heldin des in Liebe thätigen Glaubens um ihren Rath. Die Fürsorge für die Gefangenen setzte Elisabeth Frey fort an den Entlassenen und in der Verbannung über's Meer Geführten. Sie schonte nicht Gesundheit, nicht Vermögen, nicht Zeit; sie wollte keine Bequemlichkeit wo Andere das Nöthigste entbehrten. Dabei mußte ihr Alles dienen helfen; derselbe milde, aber unwiderstehlich feste Blick und Ton, der die Verwilderten und Verworfenen bezwang, öffnete ihr bei Verwandten und Fremden Herzen und Hände. Und was sie in London geübt, trug sie freudig durch England, Schottland und Irland, so wie auf fünf großen Reisen durch Frankreich, Niederland, Schweiz, Deutschland und Dänemark in jedes Armen-, Kranken-, Irrenhaus und Gefängniß, in jede Hütte und in jeden Palast, der sich ihr aufthat. Die Großen dieser Welt verkehrten mit ihr, sie besuchte Könige und ward von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen selber besucht; lieber aber war sie bei Armen und Gefangenen und ging zu den Hohen nur, wenn sie ihnen „etwas Gutes zu sagen hatte." Allen wußte sie etwas abzugewinnen zu Hebung des Jammers in aller Welt, wohin ihr Blick oder Name drang. Alle beugten sich vor der großen Gestalt im langen engen Quäkergewande mit der schlichten spitzenlosen hohen Haube und den glatten, vorn kurz abgeschnittenen Haaren, mit dem vollen Gesichte und den feinen Zügen, den lebhaften, etwas tiefliegenden blauen Augen, mit der stets unbeschreiblichen Ruhe und Einfalt, Kraft und Würde, die ohne Umschweife und Complimente freundlich und demüthig gegen Verbrecherinnen wie gegen Königinnen war, ein Urbild christlich-verklärter Weiblichkeit. — Durch viele Freuden, durch noch mehr Leiden vollendete sie den Lauf. In der Nacht des 13. Octbr. 1845 ging die Selige ein zu ihres Herrn Freude.

Heinrich v. Merz in Schwäbisch-Hall, jetzt in Stuttgart.

Verbesserungen und Zusätze.

Band I.

S. X. Z. 9. st. 22. Dec. l. 10. Dec.
- XVI. No. 91. am Ende d. Z. setze ein†
- 11. Z. 7. st. Ganzeu l. Ganzen
- 17. 14. Apr. st. Eccart l. Eccard
- 18. 31. Mai st. 1780 l. 1680
- 19. 20. Jun. st. 21 l. 27
- 22. 27. Sept. st. 1557 l. 1558
- 24. 5. Nov. st. 1751 l. 1758
- 24. 19. Nov. st. Hessen l. Thüringen
- 344. Z. 29. st. Auslande l. Abendlande
- 374. Z. 7. st. des jüngern l. der jüngere
- 460. Z. 38. st. Befragung l. Befreiung
- 664. Z. 23 u. 668 l. Z. streiche das†
- 804. 21. Mai st. 773 l. 733

Band II.

S. VI. No. 132. st. Hilarius l. Hilarion
- VII. l. Z. u. 415 l. Z. l. Brook
- 206. Z. 16 st. und unmittelbar damit l. womit er
- 237. Z. 29 u. S. 239. 241. Ueberschr. st. 12 l. 13
- 435. l. Z. st. Heidelberg l. Illenau.

Band III.

S. 12. Z. 11 v. u. u. S. 13 ff. Ueberschr. st. 15 l. 22.
- 149. Zu Z. 6. als Anm. Auf diesen Tag ist der Name des Petrus Waldus gelegt als einen Tag der Woche, in welcher (12—18. Apr.) 1545 die Waldenser in der Provence, zu Merindole und Cabrieres, von einer furchtbaren Verfolgung heimgesucht, ja vernichtet worden sind.
- 154. Z. 9. v. u. ff. Das Studium der Waldenser in Genf hat im Allgemeinen aufgehört. Sie vollenden ihr Triennium in Florenz, und gehen dann zum Theil nach Edinburg, Belfast, Berlin.
- 155. zu Z. 15. Zusatz. Seitdem im jungen Königreich Italien die Waldenser der freien Religionsübung genießen, haben sie sich über ganz Italien verbreitet, in Florenz eine theolog. Facultät und in den Hauptstädten des Landes Bethäuser und Kirchen, Schulen und Missionen gestiftet, so daß sich unter den veränderten Verhältnissen ihnen noch eine große Wirksamkeit für das Reich Gottes zu eröffnen scheint.
- 471. Z. 6. st. blieb l. unterblieb.
- — Z. 4. v. u. st. den l. der
- 560. Z. 16. st. Zu l. Es
- 613. Z. 5. st. Spatatinus l. Spalatinus
- 717. Z. 8. v. u. nach „Pfisternzunft" l. Diakon bei Thom. Wyttenbach
- 721. Z. 10. nach „Anschläge auf" l. seine Freiheit und
- 722. Z. 13. st. den Rathsboten l. einem Geleitsherrn vom Rathe
- 723. Z. 13. nach „der Messe" l. und anderer unevangelischer Misbräuche
- 724. Z. 13. nach „Megander" l. und Schellikon.

Band IV.

S. 60. Z. 7. st. Seymours l. Seymour
- 178. Z. 2. u. 179 ff. Ueberschr. st. 12 l. 2
- 409. Z. 19. st. vorlehen l. vorlesen
- 471. Z. 9. v. u. l. Erdmannhausen.

Kalendarium aller vier Bände.

Nachdem in den ersten drei Bänden schließlich die in jedem enthaltenen Lebensbilder nach der kalendarischen Folge ihrer Namen nachgewiesen sind, erscheint hier, als Erfüllung des ganzen im ersten Bande (S. 14 ff.) aufgestellten Kalendariums, in eben dieser Folge der Nachweis der Lebensbilder aus allen vier Bänden, — worin also das Kalendarium des vierten Bandes mit enthalten ist.

Allein ein Theil der Ereignisse aus dem Leben Jesu hat nicht in jenem Kalendarium, d. h. in dem *festen*, durch die Monatstage bestimmten Kirchenjahr, sondern in dem *sonntäglichen und beweglichen* Kirchenjahr seine Stelle (vgl. Bd. I. S. 12). Diese werden also besonders verzeichnet: und zwar im Zusammenhang der sämmtlichen Darstellungen zum Leben Jesu, deren Verzeichniß nach dieser Unterscheidung hier voransteht.

Das Leben Jesu	Bd. I.	Seite
1. Im festen Kirchenjahr.		
25. December.	Jesu Geburt	134
1. Januar.	Beschneidung und Namengebung	139
6. —	Erscheinung u. die Weisen aus dem Morgenlande . . .	154
— —	Taufe	172
2. Februar.	Darstellung im Tempel	147
25. März.	Verkündigung	120
1. Mai.	Erste Predigt und Lehrthätigkeit überhaupt	194
2. Juli.	Mariä Heimsuchung	131
6. August.	Verklärung	215
2. Im sonntäglichen und beweglichen Kirchenjahr.		
1. Sonnt. nach Epiphan.	Jesus 12 Jahre alt im Tempel	164
2. — —	Erstes Wunder u. Wunderthätigkeit überhaupt	208
Sonnt. Invocavit	Versuchung	187
Sonnt. Palmar. u. 1. Adv.	Einzug in Jerusalem	224
Gründonnerstag	Einsetzung des heiligen Abendmahls	232
—	Kampf in Gethsemane	239
Charfreitag	Kreuzigung	246
Zw. Charfr. u. Osterf.	Niederfahrt	262
Osterfonntag	Auferstehung	271
Donn. nach Rogate	Himmelfahrt	283
Pfingstfonntag	Ausgießung des heiligen Geistes	323
Trinitatisfonnt.	Die heilige Dreieinigkeit	332

Januar.

	Seite
1 Beſchn., Imman.	I,139
2 Märt. d. heil. Büch.	I,651
3 Gordius	I,664
4 Titus	I,476
5 Simeon	I,91
6 Erſcheinung Jeſu	I,154
— Taufe Jeſu	I,172
7 Widukind	II,524
8 Severinus	II,263
9 Katharina Zell	III,561
10 Paulus, Einſ.	II,169
11 Fructuoſus	I,634
12 J. Chaſtellain	III,580
13 Hilarius, B. v. P.	II,25
14 Felix von Nola	I,637
15 Joh. Laski	IV,211
16 Ge. Spalatin	III,413
17 Antonius, Abt	II,171
18 Joh. Blackader	IV,557
19 Babylas, B.	I,614
— Iſabella v. Dän.	III,536
20 Fabianus, B.	I,621
— Sebaſtianus	I,669
21 Agnes	I,672
22 Vincentius	I,677
23 Jeſaja	I,73
24 Timotheus	I,473
25 Pauli Bekehr.	I,427
26 Polycarpus	I,523
27 Joh. Chryſoſtom.	II,84
28 Karl d. Große	II,516
29 Juvent. u. Max.	I,793
30 Heinr. Müller	IV,372
31 Hans Sachs	III,405

Februar.

	Seite
1 Ignatius, B.	I,505
2 Darſtell. i. Temp.	I,147
3 Ansgar, Erzb.	II,564
4 Rabanus Maur.	II,549
5 Ph. Jac. Spener	IV,384
6 Amandus, B.	II,440
7 Georg Wagner	III,585
8 Maria Andreä	IV,267
9 Johann Hooper	IV,83
10 Fr. Ch. Oetinger	IV,687
11 Hugo v. St. Vict.	II,795
12 Johanna Grey	IV,91
13 Ch. Fr. Schwartz	IV,661
14 Brun v. Querf.	II,677
15 Jacob vom Loh	IV,171
16 Matth. Deſübas	IV,603
17 P. Hamilton	IV,36
18 Symeon, B. v. Jer.	I,492
19 Mesrob	II,226
20 Sadoth, B. v. Sel.	II,231
21 Meinrad	II,581
22 Didymus	II,1
23 B. Ziegenbalg	IV,610
24 Matthias, Apoſt.*)	I,415
25 Casp. Olevian	III,663
26 Bert. Haller	III,717
27 Mart. Butzer	III,507
28 J. v. Monte Cor.	III,145
*) Im Schaltjahr:	
29 Ethelbert, Kön.	II,351

März.

	Seite
1 Suidbert	II,436
2 Joh. Wesley	IV,738
3 Balthilde, Kön.	II,324
4 Geo. Wishart	IV,98
5 Thomas v. Aq.	III,101
6 Fridolin	II,272
7 Perpet. u. Felic.	I,585
8 Zach. Urſinus	III,677
9 Cyrill. u. Meth.	II,572
10 40 Märt. unt. Lic.	I,789
11 Wilh. Hoſeus	IV,184
12 Gregor d. Große	II,285
13 Rudericus	II,588
14 Mathilde, Kön.	II,610
15 Thom. Cranmer	IV,56
16 Heribert, Erzb.	II,657
17 Patricius	II,270
18 Alexander, B.	I,617
19 Maria u. Martha	I,292
20 Ambroſ. v. Siena	III,95
21 Benedictus	II,281
22 Niklaus v. d. Fl.	III,65
23 Wolfg. F. z. Anh.	III,480
24 Florentius R.	III,257
25 Mariä Verkünd.	I,120
26 Liudger, B.	II,530
27 Rupertus, B.	II,416
28 Johann v. Goch	III,284
29 Euſtaſius, Abt	II,405
30 Joh. Heermann	IV,249
31 Ernſt d. Fromme	IV,343

April.

	Seite
1 Fritigil, Kön.	II, 219
2 Theodosia	I, 696
3 G. Terſteegen	IV, 471
4 Ambroſius	II, 98
5 Chriſt. Scriver	IV, 362
6 Albr. Dürer	III, 388
7 Oluf Peterſon	IV, 202
8 Mart. Chemnitz	III, 635
9 Thom. v. Weſten	IV, 625
10 Fulbert, B.	II, 769
11 Leo d. Große u. d. IV. allg. Concil	II, 140
12 Sabá	II, 197
13 Juſtin d. Märt.	I, 518
14 Joh. Eccard	IV, 276
15 Simon Dach	IV, 287
16 Petrus Waldus	III, 149
17 Mappalicus	I, 606
18 Luth. zu Worms	III, 611
19 Ph. Melanchth.	III, 337
20 J. Bugenhagen	III, 356
21 Anſelm v. Cant.	II, 782
22 Origenes	I, 569
23 Georg	I, 718
— Adalb. v. Prag	II, 671
24 Wilfrid, B.	II, 367
25 Marcus, Evang.	I, 461
26 Trudpert	II, 423
27 Otto Catelift	IV, 168
28 Fr. Myconius	III, 436
29 Ludw. v. Berquin	IV, 46
30 Georg Calixt	IV, 271

Mai.

	Seite
1 Jeſu erſte Pred.	I, 194
— Philippus, Apoſt.	I, 385
— Jacobus d. j., Ap.	I, 394
2 Athanaſius	II, 11
3 Monica	II, 160
4 Florianus	I, 690
5 Friedr. d. Weiſe	III, 466
6 Joh. Damasc.	II, 257
7 Flav. Domitilla	I, 498
— Otto I. d. Große	II, 623
8 Stanislaus, B.	II, 686
9 Gregor v. Nazianz	II, 55
10 Joh. Heuglin	III, 596
11 Johann Arndt	IV, 223
12 Melet. u. d. II. a. C.	II, 66
13 Servatius, B.	II, 205
14 Pachomius	II, 177
15 Moſe	I, 56
16 5 Stud. v. Lauſ.	IV, 120
17 Joach. v. Floris	III, 164
18 80 M. unt. Valens	II, 80
19 Alcuinus	II, 541
20 Val. Herberger	IV, 239
21 Conſtantin u. Hel.	I, 733
22 Caſtus u. Aemil.	I, 610
23 H. Savonarola	III, 186
24 Aug. Cazalla	IV, 156
25 Auguſt. v. Cant.	II, 340
26 Beda d. Ehrwrd.	II, 376
27 Johann Calvin	III, 738
28 Lanfranc	II, 774
29 Dv. Zeisberger	IV, 650
30 Hiero. v. Prag	III, 238
31 Joach. Neander	IV, 453

Juni.

	Seite
1 Joh. Fr. Oberlin	IV, 717
2 Pothin u. Bland.	I, 538
3 Klotilde, Kön.	II, 302
4 Quirinus	I, 689
5 Bonifacius	II, 466
6 Norbert, Erzb.	II, 729
7 Paul Gerhardt	IV, 440
8 Aug. H. Francke	IV, 411
9 Columba, Abt	II, 331
10 Friedr. I. Barb.	III, 1
11 Barnabas, Ap.	I, 452
12 Renata v. Ferr.	III, 777
13 Jſ. le Febvre	IV, 580
14 Baſilius d. Gr.	II, 42
15 W. Wilberforce	IV, 749
16 Richard Baxter	IV, 534
17 Johann Tauler	III, 117
18 Pamphilus, Prsb.	I, 697
19 D. I. allg. Concil	I, 751
— Paphnutius, B.	I, 764
20 27 Märt. i. Prag	IV, 321
21 Mtth. Claudius	IV, 706
22 Gottſchalk	II, 714
23 Gottfr. Arnold	IV, 421
24 Joh. d. Täufer	I, 101
25 Augsb. Cnf. übg.	III, 625
26 Joh. V. Andreä	IV, 258
27 Sieben Schläfer	I, 705
28 Irenäus	I, 548
29 Petrus, Apoſt.	I, 356
— Paulus, Apoſt.	I, 437
30 Raymund Lull	III, 132

Juli.	Seite	August.	Seite	September.	Seite
1 H. Boes u. J. Esch	IV, 26	1 Maccabäer	I, 83	1 Hanna	I, 91
2 Mariä Heimsuch.	I, 131	2 Märt. unt. Nero	I, 495	2 Mamas	I, 641
3 Otto, B. v. Bamb.	II, 740	3 Wilh. Thorpe	III, 214	3 Hildegard	III, 155
— Aon. Palearius	IV, 1	4 Leonh. Käser	III, 602	4 Ida v. Herzfeld	II, 536
4 Ulrich, B. v. Augsb	II, 644	5 Evg. Salzburg.	IV, 515	5 Joh. Mollio	III, 785
5 Lord Cobham	III, 218	6 Verklärung Jesu	I, 215	6 Matth. Weibel	III, 589
6 Johann Huß	III, 224	7 Nonna	II, 151	7 Laz. Spengler	III, 397
7 Willibald, B.	II, 500	8 Hormisdas, Bek.	II, 235	8 Corbinian, B.	II, 419
8 Kilian, Gl. bote	II, 410	9 Numidicus	I, 606	9 Ludw. Pasquali	IV, 12
9 Ephraem d. Syrer	II, 32	10 Jerus. Erob. 70	I, 484	10 Paul Speratus	III, 422
10 Knud d. Große	II, 692	— Laurentius	I, 626	11 Johann Brenz	III, 497
— Wilh. v. Oran.	IV, 188	11 Gregor v. Utrecht	II, 477	12 Dion. Peloquin	IV, 127
11 Placidus	II, 399	12 Anselm v. Havlb.	II, 758	13 Wilh. Farel	III, 725
12 Heinrich II., Kais.	II, 659	13 N. L. Gr. v. Zinz.	IV, 489	14 Cyprianus, B.	I, 591
13 Eugenius, B.	II, 243	14 Jac. Guthrie	IV, 545	— Dante	III, 171
14 Bonaventura	III, 106	15 Maria, d. M. d. Hrn.	I, 312	15 Argula v. Gr.	III, 545
15 Ansverus, Abt	II, 724	16 Joh. d. Beständ.	III, 473	16 Euphemia	I, 701
— Jeruf Erob. 1099	II, 811	17 Joh. Gerhard	IV, 227	17 Lambert, B.	II, 447
16 Anna Askew	IV, 87	18 Hugo Grotius	IV, 523	18 A. G. Spangenb.	IV, 503
17 Scillitan. Märt.	I, 579	19 Sebaldus	II, 508	19 Thom. v. St. P.	IV, 115
18 Arnulf, B.	II, 308	20 Bernh. v. Clairv.	II, 800	20 Magdal. Luther	III, 530
19 Luise Henriette	IV, 357	21 M. d. ev. Brüd. K.	IV, 641	21 Matthäus, Apoft.	I, 391
20 Joh. Marteilhe	IV, 591	22 Symphorianus	I, 544	22 Mauritius, Hptm.	I, 643
21 Eberhard im B.	III, 51	23 Coligny u. d. Hg.	IV, 148	23 5 Märt. v. Genf	III, 751
22 Maria Magdal.	I, 301	24 Bartholom., Ap.	I, 388	24 Joh. Jac. Moser	IV, 699
23 Gottfr. v. Ham.	IV, 162	25 Ludw. IX. d. Heil.	III, 40	25 Augsb. Rel. fr.	III, 631
24 Thom. v. Kemp.	III, 268	26 Ulfilas, Ap. d. G.	II, 186	— Paul Rabaut	IV, 730
25 Jacob. d. ält., Ap.	I, 367	27 Jovinianus	II, 133	26 Lioba, Aebt.	II, 496
26 Chriftophorus	I, 713	28 Auguftinus	II, 116	27 Philippina Gr.	IV, 135
27 Raym. Palmar.	III, 58	29 Joh. d. T. Enth.	I, 110	28 Clarenb. u. Fl.	III, 605
28 Joh. Seb. Bach	IV, 477	30 Claudius v. Tur.	II, 554	29 Michaelis	I, 340
29 Olaf d. Heilige	II, 706	31 Aedan, B.	II, 362	30 Hieronymus	II, 108
30 Johann Weffel	III, 289				
31 J. Csp. Schade	IV, 402				

October.

	Seite
1 Remigius, B.	II,296
2 Christ. Schmidt	IV,178
3 Die Ewalde	II,462
4 Francisc. v. Aff.	III,72
5 P. Carnesecchi	III,806
6 Heinr. Albert	IV,297
7 Theod. Beza	III,760
8 Rob. Grosthead	III,194
9 Dionys. Areop.	I,480
10 Justus Jonas	III,368
11 Ulrich Zwingli	III,692
12 H. Bullinger	III,701
13 Elisab. Frey	IV,759
14 Nicol. Ridley	IV,69
15 Aurelia	II,277
16 Gallus	II,395
17 Aufh. d. Ed. v. N.	IV,570
18 Lucas, E.	I,465
19 Brun v. Köln	II,636
20 Fr. Lambert v. A.	III,488
21 Hilarion, Eins.	II,181
22 Hedwig, Herz.	III,12
23 Heinr. Martyn	IV,670
24 Arethas, Ethn.	II,251
— Westph. Friede	IV,337
25 Johann Heß	III,450
26 Fr. III. v. d. Pfalz	III,648
27 Frumentius	II,223
28 Simon Zelot., Ap.	I,401
— Judas Jacobi, Ap.	I,405
29 Aelfred d. Große	II,598
30 Jacob Sturm	III,522
31 Luthers 95 Thes.	III,309

November.

	Seite
1 Aller Heiligen	I,344
2 Victorinus, B.	I,691
3 Pirmin	II,430
4 J. Albr. Bengel	IV,434
5 Hans Egede	IV,634
6 Gustav Adolf, K.	IV,325
7 Willibrord, Erzb.	II,452
8 Willehad, B.	II,527
9 Joh. v. Staupitz	III,299
10 Martin Luther	III,325
11 Martin, Bisch.	II,209
12 Ph. v. Mornay	IV,562
13 Arcadius, M.	II,237
14 P. M. Vermili	III,796
15 Joh. Keppler	IV,304
16 C. Creuziger	III,375
17 Bernward, B.	II,651
18 Greg. d. Erleucht.	I,774
19 Elisab. v. Thür.	III,28
20 Joh. Williams	IV,677
21 Columbanus	II,389
22 Joh. Oekolamp.	III,709
23 Clemens v. Rom	I,500
24 Johann Knox	IV,103
25 Katharina	I,723
26 Conrad, B.	II,649
27 Marg. Blaarer	III,555
28 Alex. Rousel	IV,599
29 Saturninus, B.	I,560
30 Andreas, Ap.	I,351

December.

	Seite
1 Eligius, B.	II,312
2 J. Ruysbroek	III,122
3 Gerh. Groot	III,250
4 Gerh. Zerbolt	III,261
5 Crispina	I,686
6 Nicolaus	I,727
7 Paul. Odontius	IV,315
— Ph. Fr. Hiller	IV,466
8 Mart. Rinkard	IV,281
9 Benj. Schmolck	IV,459
10 Paul Eber	III,383
11 Heinr. v. Zütph.	III,574
12 Spiridion, B.	I,769
— Vicelin, B.	II,749
13 Odilia, Aebt.	II,427
— Berthold, Franc.	III,82
14 Dioscorus	I,601
15 Christiana	I,783
16 Adelheid, Kais.	II,631
17 Sturm, Abt	II,485
18 B. L. v. Seckend.	IV,352
19 Clemens v. Alex.	I,563
20 Abraham	I,38
21 Thomas, Apost.	I,409
22 Hugo M'Kail	IV,552
23 A. dü Bourg	IV,140
24 Adam, Eva	I,29
25 Christtag	I,134
26 Stephanus	I,422
27 Johannes, Apost.	I,374
28 Unschuld. Kinder	I,96
29 David	I,64
30 Christoph v. W.	III,502
31 Johann Wiclif	III,203

Regiſter über alle vier Bände.

1. Verzeichniß der Verfaſſer und ihrer Aufſätze.

Ahlfeld, Paſtor in Leipzig . . . . . Mariä Heimſuchung. Jeruſalems Eroberung i. J. 70. Johann Williams.

Arndt, Prediger in Berlin . . . . . Jeſu Beſchneidung. Maria Magdalena. Anna Askew. Thomas von St. Paul. Johann Arndt. Johann Marteilhe.

† Auberlen, Prof. der Theol. in Baſel . Fr. Chr. Oetinger.

† Barth, Pfarrer in Calw . . . . . Eberhard im Bart. Die ev. Salzburger.

† Becker, Pred. in Königsberg i. d. Neumark Johann Wishart.

Bindemann, Superintend. in Grimmen . Auguſtinus. Monica.

† Bitzius, Pf. in Lützelflüh im K. Bern . Niklaus von der Flue.

† Bouterwek, Gymn.-Director in Elberfeld Columba. Aedan. Wilfrid.

† Brook, Decan in Sulzbach . . . . Kilian, B. v. Würzburg.

Brückner, Propſt in Berlin . . . . . Die Ausgießung des h. Geiſtes.

Burk, Pfarrer in Echterdingen . . . . Joh. Albrecht Bengel.

Carſtens, Propſt in Tondern . . . . Willehad, B. v. Bremen.

† Chriſtoffel, Pf. in Winterſingen b. Baſel Mollio. Carneſecchi. Pasquali.

Cordes, Superintend. in Nienburg . . Bernward, B. v. Hildesheim.

† Coſack, Prof. d. Theol. in Königsberg . Simon Dach. Heinrich Albert.

Czerwenka, Pfarrer in Frankfurt a. M. . Paulus Odontius.

Dorner, Prof. d. Theol. in Berlin . . Jeſu Taufe. Martin Chemnitz.

Dümmler, Prof. der Phil. in Halle . . Brun, Erzbiſch. von Köln.

Ehrenfeuchter, Prof. d. Th. in Göttingen Jeſu erſte Predigt. Franciscus. Matthias Claudius.

Engelſtoft, Biſchof in Odenſe . . . . Knud der Große, Kön.

Erdmann, Gen.-Superint. in Breslau . Dioscorus. Mamas. Die Märtyrer der h. Bücher. Gordius. Euphemia. Meletius u. das II. allg. Concil. Paul Speratus. Johann Keppler. Richard Baxter.

Ergenzinger, Pf. in Rommelsh. (Württ.) Chriſtian Scriver.

† Faye, Paſtor zu Holt in Norwegen . . Olaf der Heilige, Kön.

† Fink, Pfarrer in Illenau . . . . . Fridolin. Trudpert. Pirmin. Lioba.

† Fournier, Oberconſiſtorialr. in Berlin . Eligius. Chaſtellain. le Febvre.

Frank, Prof. d. Theol. in Wien . . . Johann Gerhard.

† Fröhlich, Profeſſor in Aarau . . . Ulrich Zwingli. 5 Märt. von Genf.

Frommann, Gen.-Superint. in Petersb. Crispina. David Zeisberger.

Frommel, Hof- u. Garniſonpred. in Berlin Albrecht Dürer.

† Füßli, Antiſtes in Zürich . . . . . Heinrich Bullinger.

† Gelpke, Prof. der Theol. in Bern . . Ephraem d. Syrer. Meinrad. Otto Catelin. Wilh. Hoſeus.

v. Gieſebrecht, Prof. d. Phil. in München Mathilde, Kön. Heinrich II., Kaiſer. Brun, Ap. der Preußen.

† Göſchel, Conſ. präſ. a. D. in Berlin . Flavia Domitilla. Chriſtiana. Luiſe Henriette, Kurfürſtin.

Güder, Decan in Bern . . . . . Die Darſtellung Jeſu im Tempel.

† Hagenbach, Prof. d. Theol. in Baſel . Clemens von Rom. Athanaſius der Gr. Benedictus. Johannes von Damascus. Oekolampadius. Renata von Ferrara. Beza.

† Harms, Oberconſiſtorialr. in Kiel . . Heinrich von Zütphen.

Hartmann, Decan in Tuttlingen . . . Johann Brenz.
Hartmann, Stadtpfarrer in Widdern . . Arnulf v. Metz. Corbinian. J. J. Moser.
Hase, Prof. der Theol. in Jena . . . Hieronymus Savonarola.
† Hasse, Prof. der Theol. in Bonn . . Anselm von Canterbury.
Haupt, Pfarrer in Gronau b. Bensheim . Hildegard von Bingen.
Hechtfischer, Dec. in Seibelsd. (Bayern) . Matthias Weibel.
Hegler, Pfarrer a. D. in Canstatt . . . Phil. Mornay. Benjamin Schmolck.
† Heintz, K. Preuß. Ges. pred. in Rom . Fabian u. Sebastian. Felix von Nola. Jovinianus. Leo d. Große.
† Henry, Pred. in Berlin . . . . . Philippina Graveron. A. dü Bourg. Calvin.
Heppe, Prof. der Theol. in Marburg . . Franz Lambert von Avignon. Thomas Cranmer. Johann Hooper. Wilhelm von Oranien.
† Heubner, C. R. u. Sem. Dir. in Wittenb. Martin Luther.
† Hirsch, Prof. d. Phil. in Berlin . . Gottschalk, F. der Wenden. Anselm v. Havelberg. Hedwig, Herz. v. Schles.
† Hoffmann, Gen.-Superint. in Berlin . Abraham. Mariä Verkündigung. Bartholomäus. Frumentius. Johannes von Monte Corvino.
† Hundeshagen, Prof. der Theol. in Bonn Luthers 95 Thesen. Ueberg. der Augsb. Confession. Augsb. Religionsfriede. Ursinus u. der Heidelb. Katechismus.
Kalkar, Pastor in Kopenhagen . . . . Isabella, Kön. v. Dänem. Hans Egede.
† Kerlen, Rector a. D. in Mülheim a. R. Gerhard Terstegen.
Kind, Pfarrer, jetzt Archivar in Chur . . Placidus u. die Stiftung von Disentis.
† Kling, Decan in Marbach . . . . Clemens v. Alex. Origenes. Joachim v. Floris. Berthold.
† Koch, Dec. in Erdmannhausen (Württ.) Phil. Friedr. Hiller.
Kögel, Hofprediger in Berlin . . . . Der Kampf Jesu in Gethsemane.
† Köpke, Prof. der Phil. in Berlin . . Fritigil, Kön. der Markom. Arcadius u. d. Verfolg. im Vandalen-Reich. Severinus. Eugenius, B. v. Carthago. Die beiden Ewalde. Lambert, B. v. Tongern. Karl der Große. Widukind, Herz. d. S. Ida von Herzfeld. Otto I. der Große. Adelheid, seine Gem. Ulrich, B. v. Augsb. Conrad, B. v. Constanz. Jerusalems Eroberung im J. 1099. Friedrich I. Barbarossa. Raymund Palmarius.
Köstlin, Prof. der Theol. in Halle . . . Johann Heß.
† Kohlmann, Pastor in Horn bei Bremen Joachim Neander.
Krafft, Prof. der Theol. in Bonn . . . Mappalicus u. Numidicus u. die decian. Verfolgung in Africa. Mauritius u. die theb. Legion. Servatius.
Krüger, Prof. der Phil. in Göttingen . Mart. Rinkart. Joh. Seb. Bach.
† Krummacher, Hofpred. in Potsdam . Der Erzengel Michael. Die Maccabäer. Weihnacht. Simeon und Hanna. Maria und Martha. Castus und Aemilius. Laurentius. Agnes. Vincentius. Die 7 Schläfer. Christophorus. Georg. Katharina. Nicolaus. Johannes Chrysostomus. Rudericus u. d. muhamed. Verfolgung in Spanien. Johann Huß. Dionysius Peloquin. Valerius Herberger. Paul Gerhardt. Joh. Friedr. Oberlin.
Lange, Prof. der Theol. in Bonn . . . Jesu Erscheinung. Matthäus. Marcus. Lucas. Matthias.
Lechler, Prof. der Theol. in Leipzig . . Jesu erstes Wunder. Symeon, Verw. des Herrn, B. v. Jerus. Beda der Ehrw. Robert Grosthead. Wiclif. Thorpe. Johann Oldcastle Lord Cobham. Ridley.
Ledderhose, Decan in Neckarau . . . Georg Wagner. Gottfried von Hamelle. Jacob vom Loh. Christoph Schmidt. Johann Heermann.
Lengerich, Superintend. in Demmin . . Scillitan. Märt. Otto, Ap. d. Pomm.
Leo, Prof. der Phil. in Halle . . . . Patricius.
† Liebner, Oberhofprediger in Dresden . Hugo von St. Victor.
Lorimer, Prof. am Presb.-Coll. in London Patricius Hamilton.
† Lübker, Gymn.-Dir. in Flensburg . . Dionysius Areopagita. Die Märtyrer unter Nero. Babylas. Juventin u. Maximin u. K. Julian der Abtr. Columbanus. Bonifacius. Alcuinus. Rabanus Maurus. Ansverus. Hugo Grotius.

Verbesserungen und Zusätze.

Band I.

S. X. Z. 9. st. 22. Dec. l. 10. Dec.
- XVI. No. 91. am Ende d. Z. setze ein†
- 11. Z. 7. st. Ganzeu l. Ganzen
- 17. 14. Apr. st. Eccart l. Eccard
- 18. 31. Mai st. 1780 l. 1680
- 19. 20. Jun. st. 21 l. 27
- 22. 27. Sept. st. 1557 l. 1558
- 24. 5. Nov. st. 1751 l. 1758
- 24. 19. Nov. st. Hessen l. Thüringen
- 344. Z. 29. st. Auslande l. Abendlande
- 374. Z. 7. st. des jüngern l. der jüngere
- 460. Z. 38. st. Befragung l. Befreiung
- 664. Z. 23 u. 668 l. Z. streiche das†
- 804. 21. Mai st. 773 l. 733

Band II.

S. VI. No. 132. st. Hilarius l. Hilarion
- VII. l. Z. u. 415 l. Z. l. Brook
- 206. Z. 16 st. und unmittelbar damit l. womit er
- 237. Z. 29 u. S. 239. 241. Ueberschr. st. 12 l. 13
- 435. l. Z. st. Heidelberg l. Illenau.

Band III.

S. 12. Z. 11 v. u. u. S. 13 ff. Ueberschr. st. 15 l. 22.
- 149. Zu Z. 6. als Anm. Auf diesen Tag ist der Name des Petrus Waldus gelegt als einen Tag der Woche, in welcher (12—18. Apr.) 1545 die Waldenser in der Provence, zu Merindole und Cabrieres, von einer furchtbaren Verfolgung heimgesucht, ja vernichtet worden sind.
- 154. Z. 9. v. u. ff. Das Studium der Waldenser in Genf hat im Allgemeinen aufgehört. Sie vollenden ihr Triennium in Florenz, und gehen dann zum Theil nach Edinburg, Belfast, Berlin.
- 155. zu Z. 15. Zusatz. Seitdem im jungen Königreich Italien die Waldenser der freien Religionsübung genießen, haben sie sich über ganz Italien verbreitet, in Florenz eine theolog. Facultät und in den Hauptstädten des Landes Bethäuser und Kirchen, Schulen und Missionen gestiftet, so daß sich unter den veränderten Verhältnissen ihnen noch eine große Wirksamkeit für das Reich Gottes zu eröffnen scheint.
- 471. Z. 6. st. blieb l. unterblieb.
- — Z. 4. v. u. st. den l. der
- 560. Z. 16. st. Zu l. Es
- 613. Z. 5. st. Spatatinus l. Spalatinus
- 717. Z. 8. v. u. nach „Pfisternzunft" l. Diakon bei Thom. Wyttenbach
- 721. Z. 10. nach „Anschläge auf" l. seine Freiheit und
- 722. Z. 13. st. den Rathsboten l. einem Geleitsherrn vom Rathe
- 723. Z. 13. nach „der Messe" l. und anderer unevangelischer Misbräuche
- 724. Z. 13. nach „Megander" l. und Schellikon.

Band IV.

S. 60. Z. 7. st. Seymours l. Seymour
- 178. Z. 2. u. 179 ff. Ueberschr. st. 12 l. 2
- 409. Z. 19. st. vorlehen l. vorlesen
- 471. Z. 9. v. u. l. Erdmannhausen.

Kalendarium aller vier Bände.

Nachdem in den ersten drei Bänden schließlich die in jedem enthaltenen Lebensbilder nach der kalendarischen Folge ihrer Namen nachgewiesen sind, erscheint hier, als Erfüllung des ganzen im ersten Bande (S. 14 ff.) aufgestellten Kalendariums, in eben dieser Folge der Nachweis der Lebensbilder aus allen vier Bänden, — worin also das Kalendarium des vierten Bandes mit enthalten ist.

Allein ein Theil der Ereignisse aus dem Leben Jesu hat nicht in jenem Kalendarium, d. h. in dem *festen*, durch die Monatstage bestimmten Kirchenjahr, sondern in dem *sonntäglichen und beweglichen* Kirchenjahr seine Stelle (vgl. Bd. I. S. 12). Diese werden also besonders verzeichnet: und zwar im Zusammenhang der sämmtlichen Darstellungen zum Leben Jesu, deren Verzeichniß nach dieser Unterscheidung hier voransteht.

Das Leben Jesu	Bd. I.	Seite
1. Im festen Kirchenjahr.		
25. December.	Jesu Geburt	134
1. Januar.	Beschneidung und Namengebung	139
6. —	Erscheinung u. die Weisen aus dem Morgenlande	154
— —	Taufe	172
2. Februar.	Darstellung im Tempel	147
25. März.	Verkündigung	120
1. Mai.	Erste Predigt und Lehrthätigkeit überhaupt	194
2. Juli.	Mariä Heimsuchung	131
6. August.	Verklärung	215
2. Im sonntäglichen und beweglichen Kirchenjahr.		
1. Sonnt. nach Epiphan.	Jesus 12 Jahre alt im Tempel	164
2. — —	Erstes Wunder u. Wunderthätigkeit überhaupt	208
Sonnt. Invocavit	Versuchung	187
Sonnt. Palmar. u. 1. Adv.	Einzug in Jerusalem	224
Gründonnerstag	Einsetzung des heiligen Abendmahls	232
—	Kampf in Gethsemane	239
Charfreitag	Kreuzigung	246
Zw. Charfr. u. Osterf.	Niederfahrt	262
Osterfonntag	Auferstehung	271
Donn. nach Rogate	Himmelfahrt	283
Pfingstsonntag	Ausgießung des heiligen Geistes	323
Trinitatisfonnt.	Die heilige Dreieinigkeit	332

2. Verzeichniß der Lebensbilder.[1])

Abraham I,38
Adalbert, Ap. d. Preußen . II,671
Adam, Eva I,29
Adelheid, Gem. Otto's I. . II,631
Aedan II,362
Aelfred der Große II,598
Aemilius, s. Castus
Agnes, Märt. I,672
Albert, Heinrich IV,297
Alcuinus II,541
Alexander, B. v. Jeruſ. . . I,617
Alex. K.lehrer, ſ. Nr. 71. 72. 113. 114.
Aller Heiligen I,344
Amandus, B. v. Tongern . II,440
Ambroſius, B. v. Mailand . II,99
Ambroſius v. Siena . . . III,95
Andreä, Jacob . III,646. IV,259
Andreä, Joh. Valentin . . IV,258
Andreä, Maria IV,267
Andreas, Apoſt. I,351
Anſelm v. Canterbury . . II,782
Anſelm v. Havelberg . . . II,758
Ansgar II,564
Ansverus, Märt. II,724
Antiochen. Kirch.lehrer, ſ. Nr. 64. 121
Antonius, Abt II,171
Arcadius, Märt. II,237
Arethas, Märt. II,251
Arius, Presb. . . . I,754. II,15
Arianismus d. Gothen . . II,189
— d. Vandalen . II,240
Arndt, Johann IV,223
Arnold, Gottfried IV,421
Arnulf von Metz II,308
Askew, Anna IV,87
Athanaſius der Große . . II,11
Athen . . . . . I,480 ff. II,56
Aufheb. d. Edicts v. Nantes. IV,570
Augsb. Confeſſ. Ueberg. . . III,625
Augsb. Religionsfriede . . III,631
Auguſtinus, Aurelius . . II,117
Auguſtinus v. Canterb. . . II,340
Aurelia II,277
Ausgießung d. h. Geiſtes. . I,323
Babylas I,614
Bach, Joh. Sebaſtian . . . IV,477
Balthilde, Königin II,324
Barnabas, Apoſt. I,452
Bartholomäus (Nathanael) . I,388
Baſilius der Große . . . II,42
Baxter, Richard IV,534
Beda, der Ehrwürdige . . II,376
Benedictus, Ordensſtifter . II,280
Bengel, Joh. Albrecht . . . IV,434
Bernhard v. Clairvaux . . II,800
Bernward, B. v. Hildesh. . II,651
Berquin, Ludw. v., M. . . IV,46
Berthold, Franciſk. . . . III,82
Beza, Theodor III,760
Bibel, ſ. Heil. Schrift.
Blaarer, Margaretha . . . III,555
Blackader, Johann IV,557
Blandina, ſ. Pothinus.
Bonaventura III,106
Bonifacius, Ap. d. Deutſch. . II,466
Bourg, A. dü, Märt. . . . IV,140
Brenz, Johann III,497
Brüder, die, v. gem. Leben IV,250 ff.
Brüderkirche, aus der . IV,489 ff.
Brun, Erzb. v. Köln . . . II,636
Brun von Querfurt . . . II,677
Bugenhagen, Johann . . . III,356
Bullinger, Heinrich . . . III,701
Butzer, Martin III,507
Calixt, Georg IV,271
Calvin, Johann III,738
Cappadoc. Kirch.lehrer, ſ. Nr. 117. 118.
Carneſecchi, Petr. III,806
Carthago: Märt. u. B., ſ. Nr. 74. 75. 143.
Caſtus u. Aemilius, Märt. . I,610
Catelin, Otto IV,168
Cazalla, Aug., u. Geſchwiſt. . IV,156
Chaſtellain, Johann . . . III,580
Chemnitz, Martin III,635
Chriſtiana in Georgien . . I,783
Chriſtoph (aus d. Legende) . . I,713
Chriſtoph v. Württemb. . . III,502
Chryſoſtomus, Johannes . II,84

[1]) Daſſelbe wird ergänzt durch einige Perſonen- und Ortsnamen, erſtere dem chriſtlichen Zeugenthum theils verwandt, theils entgegengeſetzt, welche im Text der Lebensbilder vorkommend, zur Unterſcheidung von deren Ueberſchriften etwas eingerückt ſind.

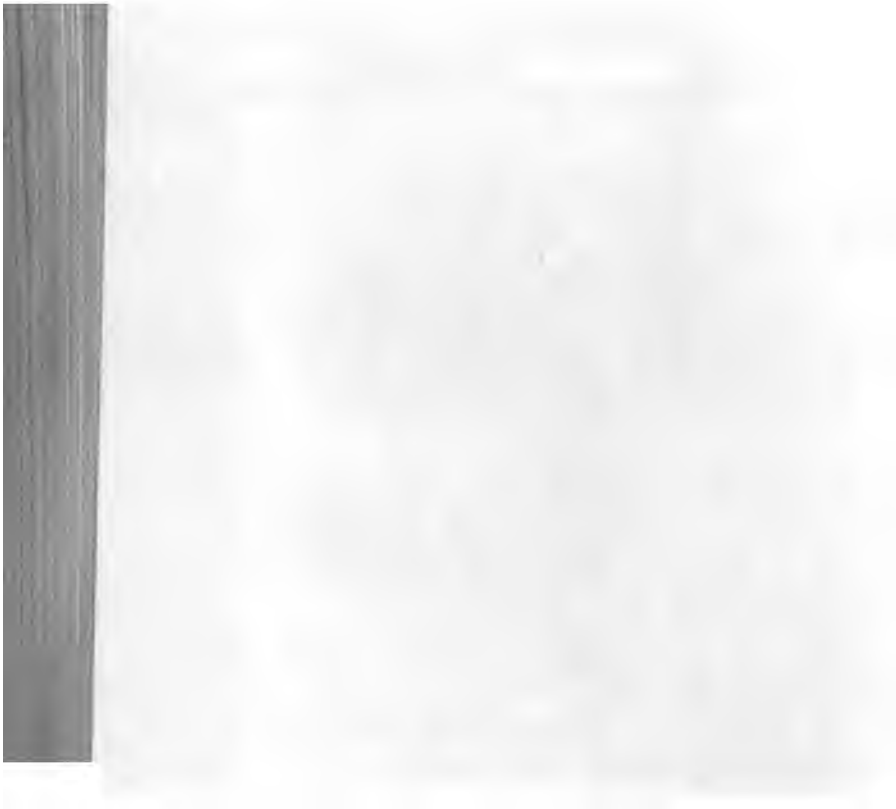
Clarenbach u. Fleisteden . . III,605
Claudius von Turin . . . II,554
Claudius, Matthias . . . IV,706
Clemens von Alexandr. . . I,563
Clemens von Rom I,500
Cobham, Lord, Sir J. Oldc. III,218
Coligny, Admiral IV,148
Columba II,331
Columbanus II,389
Concil, d. I. allg., in Nicäa . I,751
— d. II. allg., s. Meletius.
— d. IV. allg., s. Leo d. Gr.
Conrad, B. v. Constanz . . II,649
Constantin u. Helena . . . I,733
Corbinianus II,419
Court, Antoine IV,600
Cranmer, Thomas . . . IV,56
Creuziger, Caspar III,375
Crispina I,686
Cyprianus I,591
Cyrillus u. Methodius . . II,572
Dach, Simon IV,287
Dante Alighieri III,171
David, König I,64
Decian. Verfolgung . . . I,601 ff.
Desübas, Matthias . . . IV,603
Dhu-Nevas, K. d. Himyar. II,252 ff.
Didymus II,1
Diocletian. Verfolgung . . I,651 ff.
Dionysius Areopag. . . . I,480
Dioscorus I,601
Domitilla, Flavia I,498
Dreieinigkeit, d. heil. . . . I,332
Dürer, Albrecht III,388
Eber, Paul III,383
Eberhard im Bart III,51
Eccard, Johann IV,277
Egede, Hans IV,634
Eligius, B. v. Noyon . . . II,312
Elisabeth, Ldgr. v. Thüringen III,28
Ephraem, der Syrer . . . II,32
Ernst der Fromme IV,343
Esch, Heinr., s. Voes.
Ethelbert, König II,351
Eugenius, B. v. Carthago . II,243
Euphemia I,701
Eustasius, Abt II,405
Ewalde, die beiden II,462
Fabianus, B. v. Rom . . . I,621
Farel, Wilhelm III,725
Felicitas, s. Perpetua.
Felix von Nola I,637
Fleisteden, P., s. Clarenbach.
Florentius Radewins . . . III,257
Florianus I,690
Franciscus, Ordensstifter . III,72
Francke, Aug. Herm. . . . IV,411
Frey, Elisabeth IV,759
Fridolin II,272
Friedrich I. Barbarossa . . III,1
Friedrich der Weise . III,466. 624
Friedrich III. von der Pfalz III,648
Fritigil, Königin II,219
Fructuosus, B. v. Tarragona I,634
Frumentius II,223
Fulbert, B. v. Chartres . . II,769
Gallus II,395
Genserich, Kön. der Vandalen II,239
Georg I,718
Gerhard, Johann IV,227
Gerhardt, Paul IV,440
Gordius I,664
Gottfried v. Bouillon . . . II,816
Gottfried v. Hamelle, Märt. IV,162
Gottschalk, F. d. Wenden . II,714
Graveron, Philippina . . IV,135
Gregor der Erleuchter . . I,774
Gregor der Große II,285
Gregor von Nazianz . . . II,55
Gregor von Utrecht . . . II,477
Grey, Johanna . . IV,91. III,706
Groot, Gerhard III,250
Grostead, Robert III,194
Grotius, Hugo IV,523
Grumbach, Argula von . . III,545
Gustav Adolf, Kön. . . . IV,325
Guthrie, Jacob IV,545
Halle, Stift. d. Univ. IV,355. 414
— d. Franckeschen Anst. IV,415 ff.
Haller, Berthold III,717
Hamilton, Patric. IV,36
Hanna, s. Simeon.
Hedwig, Herz. v. Schlesien . III,12
Heermann, Johann . . . IV,249
Heidelb. Katechism. . III,678. 683
Heiden-Mission d. ev. Br. . IV,641
Heil. Schrift, Märt. der . . I,651
— Verbr. i. d. Landesspr., s. Zerbolt.
Heinrich II., Kaiser . . . II,659
Heinr. VIII., K. v. Engl. IV,56 ff. 70. 83
Heinrich von Zütphen . . III,574
Helena, s. Constantin.
Herberger, Valerius . . . IV,239
Heribert, Erzb. v. Köln . . II,657
Heß, Johann III,450
Heuglin, Johann III,596
Hieronymus von Stridon . II,108
Hieronymus von Prag . . III,238
Hilarion II,181
Hilarius, B. v. Poitiers . . II,25
Hildegard v. Bingen . . . III,155
Hiller, Phil. Friedr. . . . IV,466
Hooper, Johann IV,83
Hormisdas II,235
Hosius, Wilhelm IV,184
Hugo von St. Victor . . . II,795
Hunnerich, Kön. d. Vandal. II,243
Huß, Johann III,224

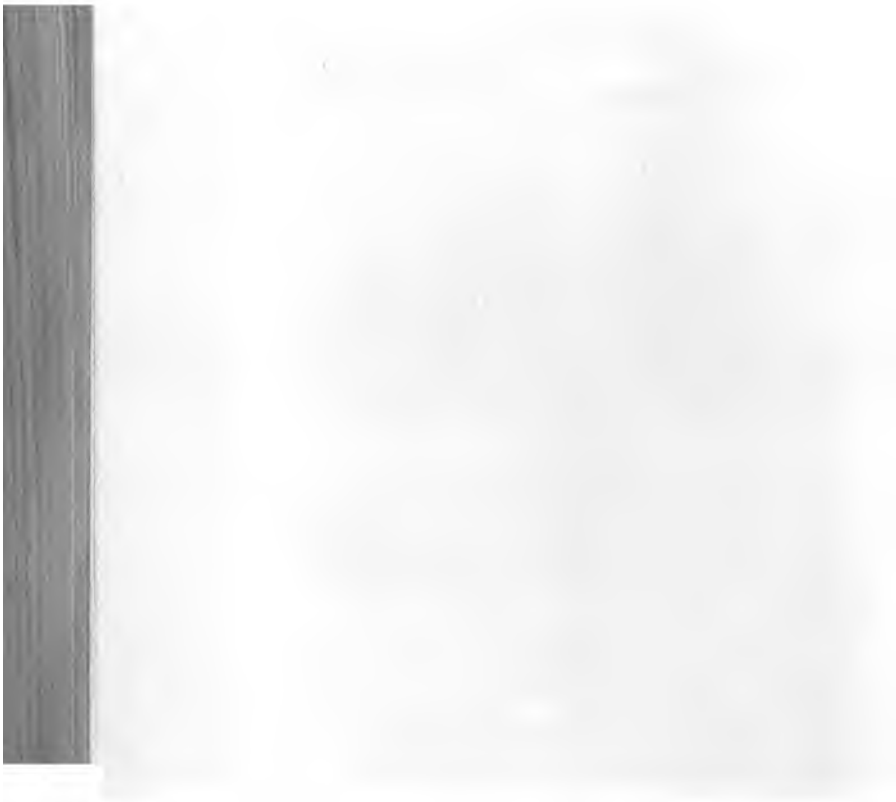
Jacob vom Loh IV,171
Jacobus d. ält., Apoſt. . . I,367
Jacobus d. j., Apoſt. . . . I,394
Ida von Herzfeld II,536
Jeruſalems Erob. (70) . . I,484
Jeruſalems Erob. (1099) . . II,811
Jeſaja I,73
Jeſu Leben in 19 Darſtell. von d.
Verk. bis Himmelf., ſ. Bd. I. S. XIII.
Ignatius v. Antiochien . . I,505
Joachim von Floris . . . III,164
Johann I. der Beſtändige III,473. 626
Johann von Goch III,284
Johannes d. Täufer . . . I,101
— deſſen Enthauptung . I,110
Johannes, Apoſt. I,374
Johannes-Chryſoſtomus, ſ. d.
Johannes von Damascus . II,257
Johannes de Monte Corvino III,145
Jonas, Juſtus III,368
Jovinianus II,133
Irenäus I,548
Iſabella, Kön. v. Dänem. . III,536
Judas Jacobi, Apoſt. . . . I,405
Julian d. Abtr., Kaiſer . . I,794 ff.
Juſtin der Märtyrer . . . I,518
Juventin u. Maximin . . I,793
Käſer, Leonhard III,602
Kaiſerswerth, die Stift. daſ. II,437
Karl der Große II,516
Karl V., in Deutſchl. . III,612 ff.
— in den Niederlanden . III,189
Katharina in Alexandr. . . I,723
Keppler, Johann IV,304
Kilian II,410
Klodwig I. K. d. Frank. II,297 ff. 303 ff.
Klotilde, deſſen Gemahl. . . II,302
Knox, Johann IV,103
Knud der Große II,692
Kreuzzüge . . II,814 ff. III,10.42
Lambert, B. v. Tongern . . II,447
Lambert, Fz., v. Avignon . III,488
Lanfranc II,774
Laski, Johann IV,211
Laurentius, Märt. I,626
le Febvre, Iſaac IV,580
Leo d. Gr. u. d. IV. allg. Conc. II,140
Licinius, Kaiſer . . . I,790. 748
Lioba II,496
Liudger II,530
Lucas, Evang. I,465
Ludwig IX., der Heil. . . . III,40
Luiſe Henriette, Kurf. . . . IV,357
Lullus, Raymund III,132
Luther, Martin III,324
— ſeine 95 Theſen . . . III,309
— in Worms III,611
Luther und Calvin . . . III,747
Luther, Magdalena. . . . III,530
Maccabäer, die 7, u. ihre M. I,83
Märtyrer, die, der h. Bücher I,651
— die unter Nero . . . I,495
— die Scillitan., ſ. Sperat.
— die 5 von Genf . . . III,751
— die 5 von Lauſanne . . IV,120
— die 27 von Prag . . . IV,321
— die 40 unter Licinius . I,789
— die 80 unter Valens . II,80
Mamas I,641
Mappalicus u. Numidicus . I,606
Marcus, Evang. I,461
Maria, die Mutter des Herrn I,312
Mariä Verkündigung . . . I,120
— Heimſuchung . . . I,131
— Reinig., ſ. Jeſu Darſt. i. T.
— Entſchlafen, ſ. M. d. M. d. H.
Maria Magdalena I,301
Maria und Martha I,292
Maria, d. blut., K. v. E. IV,65.73.86.95
Marteilhe, Johann, Bek. . . IV,591
Martha, ſ. Maria.
Martinus, B. v. Tours . . II,209
Martyn, Heinrich IV,670
Mathilde, Gem. K. Heinr. I. II,610
Matthäus, Apoſt. I,391
Matthias, Apoſt. I,415
Mauritius u. d. theb. Legion I,643
Maximinus, ſ. Juventin.
Meinrad II,581
Melanchthon, Philipp . . III,337
Melet. u. d. II. allg. Conc. . II,66
Mesrob II,226
Methodius, ſ. Cyrillus.
Michael, Erzengel I,340
M'Kail, Hugo IV,552
Mollio, Johann III,785
Monica II,160
Moriz, Herz. v. Sachſen . . III,632
Mornay, Philipp v. . . . IV,562
Moſe I,56
Moſer, Joh. Jac. IV,699
Müller, Heinrich IV,372
Muham. Verfolg. in Span. II,592 ff.
Myconius, Friedrich . . . III,436
Neander, Joachim IV,453
Nero, Kaiſer I,495
Nicolaus, B. v. Myra . . I,727
Niklaus von der Flue . . . III,65
Nonna II,151
Norbert II,729
Numidicus I,609
Oberlin, Joh. Fr. IV,717
Odilia II,427
Odontius, Paulus IV,315
Oekolampadius, Joh. . . . III,709
Oetinger, Fr. Chriſt. . . . IV,687
Olaf der Heilige II,706
Olevianus, Caspar. . . . III,663

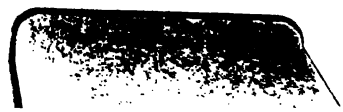
Origenes I,569
Ostern, s. Jesus.
Otto I. der Große II,623
Otto, Apostel der Pommern II,740
Pachomius II,177
Palearius, Aonius . . . IV,1
Pamphilus I,697
Paphnutius I,764
Pasquali, Ludwig IV,12
Patricius II,270
Pauli Bekehrung I,427
— Leben und Leiden . . I,437
Paulus, Einsiedler . . . I,169
Peloquin, Dionysius . . . IV,127
Perpetua u. Felicitas . . . I,585
Peterson, Oluf IV,202
Petrus, Apost. I,356
Petrus Waldus III,149
Pfingsten, s. Ausgieß. d. h. G.
Philippus, Apost. I,385
Phil. v. Hess. III,616.492 ff. 698 f. 350
Philipp II. v. Spanien . . III,189
Pirmin II,430
Placidus II,399
Polycarpus I,523
Pothinus u. Blandina . . I,538
Quirinus I,689
Rabanus Maurus II,549
Rabaut, Paul IV,730
Raymund Palmarius . . III,58
Remigius II,296
Renata von Ferrara . . . III,777
Ridley, Nicolaus IV,69
Rinkart, Martin IV,281
Robert Grosthead, s. d.
Rom im 1. christl. Jhd. I,450. 495 ff.
— Märt. i. 2-4. Jhd., Nr. 65. 82. 83. 90 f.
— erob. v. Alar. u. Genser. II,186.149
— Päpste, s. Leo I. Gregor I.
Rousset, Alexander IV,599
Rudericus in Cordova . . II,588
Rupertus von Worms . . II,416
Ruysbroek, Johann . . . III,122
Sabas II,197
Sachs, Hans III,405
Saboth II,231
Salzburger, die evang. . . IV,515
Saturninus, B. v. Toulouse I,560
Savonarola, Hieronym. . . III,186
Schade, Caspar IV,402
Schmidt, Ch., M. in Antw. . IV,178
Schmolck, Benjamin . . . IV,459
Schwartz, Chr. Friedr. . . IV,661
Scriver, Christian IV,362
Sebaldus II,508
Sebastianus I,669
Seckendorff, Veit L. von . . IV,352
Servatius II,205
Served in Genf III,749
Severinus II,263
Sieben Schläfer, die . . . I,705
Simeon und Hanna . . . I,91
Simon Zelotes, Apost. . . I,401
Spalatin, Georg III,413
Spangenberg, A. G. . . . IV,503
Spener, Phil. Jac. . . . IV,384
Spengler, Lazarus . . . III,397
Speratus u. 11 Gef., M. . I,579
Speratus, Paul III,424
Spiridion I,769
Stanisl., B. v. Krakau . . II,687
Staupitz, Johann von . . III,299
Stephanus, der erste Märt. . I,422
Straßb.: d. Gottesfreunde . III,118
— Reformat., s. Nr. 278. 279. 284
Studenten, die 5 von Lausanne, s. Märt.
Sturm, Abt II,485
Sturm, Jac., Stättmeister . III,522
Suidbert II,436
Symeon, B. v. Jerusalem . I,492
Symphorianus I,544
Tauler, Johann III,117
Tersteegen, Gerhard . . . IV,471
Theb. Legion, s. Mauritius.
Theodosia I,696
Thomas, Apost. I,409
Thomas von Aquino . . . III,101
Thomas von Kempen . . . III,268
Thomas von St. Paul . . IV,115
Thorpe, Wilhelm III,214
Timotheus I,473
Titus I,476
Trudpert II,423
Ulfilas II,186
Ulrich, B. von Augsburg . II,644
Unschuldigen Kinder, die . . I,96
Ursinus, Zacharias . . . III,677
Vermili, Petrus Martyr . . III,796
Vicelin II,749
Victorinus, B. v. Petovio . I,691
Vincentius I,677
Voes, Joh., u. Heinr. Esch . IV,26
Wagner, Georg III,585
Waldus, s. Petrus.
Waldens., verfolgt in d. Prov. IV,770
— ausgerott. in Calabr. IV,12. 25
Weibel, Matthias III,589
Weihnacht, s. Jesus.
Wesley, Johann IV,738
Wessel, Johann III,289
Westen, Thomas von . . . IV,625
Westphälischer Friede . . . IV,337
Wiclif, Johann III,203
Widukind, Herz. d. Sachs. . II,524
Wilberforce, Wilhelm . . IV,749
Wilfrid, B. von York . . . II,367
Wilhelm von Oranien . . IV,188
Willehad II,527

Williams, Johann . . . IV,677
Willibald, B. von Eichstädt . II,500
Willibrord II,453
Wishart, Georg IV,98
Wittenberg. Reformat. . III,309 ff.
Wolfgang, F. zu Anhalt . . III,480
Worms, Reichst. zu, 1521 . III,611
Zeisberger, David IV,650
Zell, Katharina III,561
Zerbolt, Gerhard III,261
Ziegenbalg, Barthol. . . . IV,610
Zinzendorf, Nic. L. Gr. v. . IV,489
Zwingli, Ulrich III,692

Officin der Verlagshandlung.





MAY 13 1959

FLEX BINDING